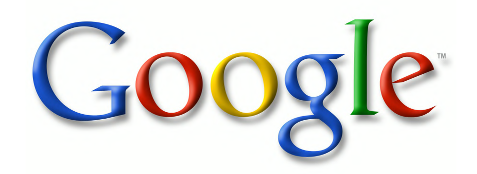



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1866

Zweiter Band.



Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

redigirt

von

Edmund Jörg und Franz Binder.

(Eigenthum der Familie Görres.)

Achtundfünfzigster Band.



München, 1866.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Seite

I.

Randglossen zur Geschichte der Philosophie in neuester Zeit.

I.

Geschichte der Philosophie des Mittelalters, von Dr. Albert Stöckl, ordentl. Professor der Philosophie an der Akademie Münster. I. und II. Band. Mainz, Kirchheim 1864. 1865.

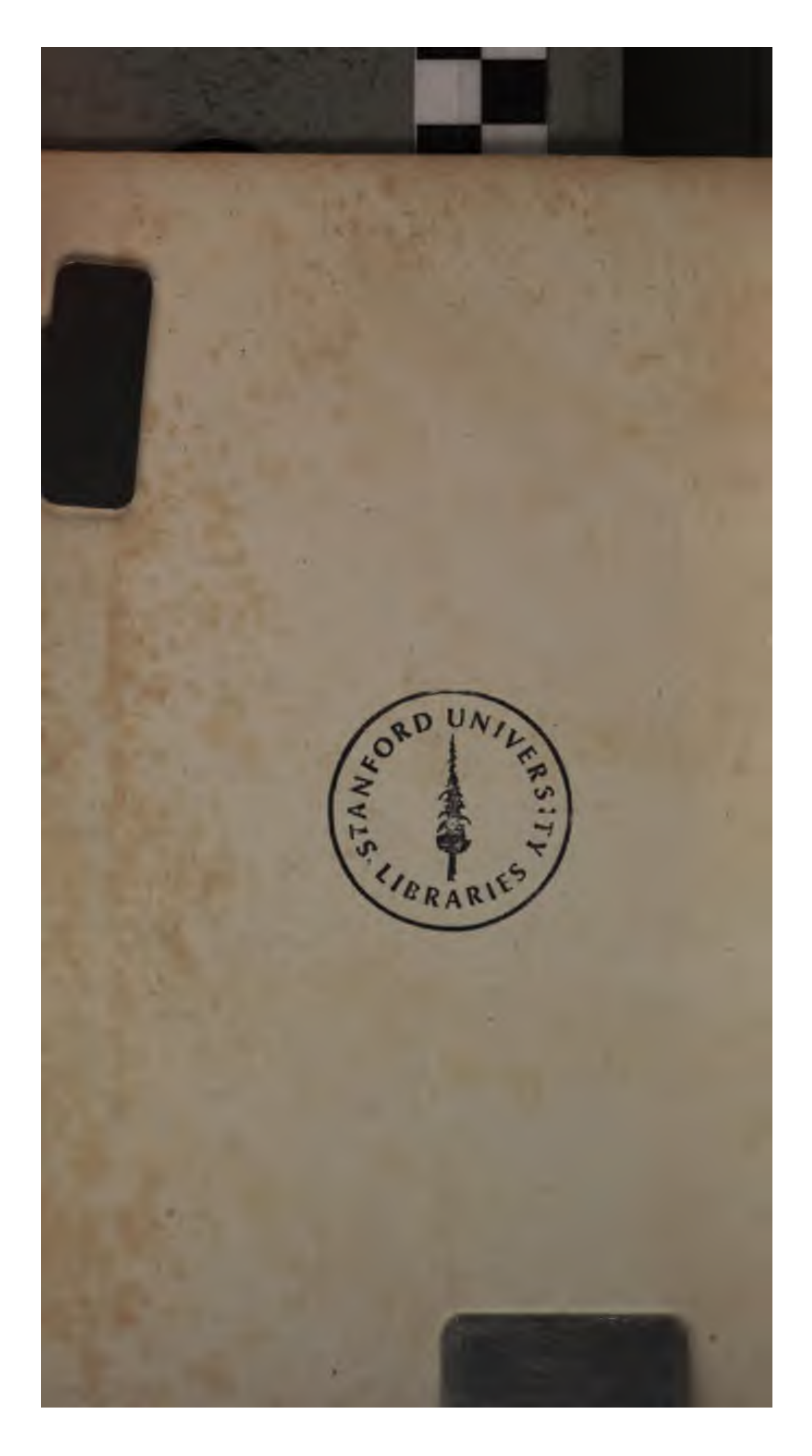
Es ist nicht leicht, über ein Werk, dessen erste Hälfte in zwei Bänden bereits hundert Druckbogen, also c. 1600 Seiten in Großoktav umfaßt, dem Zwecke dieser Blätter gemäß zu sprechen, ohne entweder das Interesse eines weiteren Leserkreises abzuspannen oder sich bei Fachmännern den Vorwurf der Oberflächlichkeit zuzuziehen. Trotz ihrer Allgemeinheit hat die Philosophie eben doch das mit den übrigen Fachwissenschaften gemein, daß sie ihre eigene Sprache hat, daß viele und oft gerade die wichtigsten Fragen für das größere Publikum wenig Interesse bieten, besonders da wo die „Nutzanwendung" für das praktische Leben und für die Bildung überhaupt nicht auf flacher Hand liegt. Darin liegt meines Erachtens die Hauptschwierigkeit einer philosophischen Bildung, daß man nicht gerade mit Händen greifen kann, wozu sie gut ist. Wer einmal ihren Zweck begriffen, der gehört schon in den engeren Kreis der Jünger der Weltweisheit, wenn

er es auch unterläßt sich einen „Philosophen“ zu nennen. Für diese Classe der Nichtphilosophen ist die Anzeige des Stöckl'schen Werkes berechnet. Nur in allgemeinen Zügen soll der Plan und Inhalt des gelehrten Werkes charakterisirt werden, da es nicht möglich ist auch nur auf die Hauptpunkte einzugehen, ohne die hier gesteckten Grenzen zu überschreiten.

Es sind eigens geartete Naturen erforderlich welche solche Massen von Material, wie sie hier vorliegen, zu bewältigen im Stande sind ohne davon erdrückt zu werden. Wir werden schon darum der Arbeit des Verfassers unsere Anerkennung nicht versagen können, selbst vorausgesetzt daß wir mit den Resultaten nicht immer übereinstimmen könnten. Uebrigens ist Hr. Prof. Stöckl schon durch seine früheren Schriften über „die Philosophie der Kirchenväter“, über das Opfer, über Nominalismus und Realismus und über die Trinitätslehre der vor-nycänischen Väter, dann aus mehreren Abhandlungen in der Zeitschrift „Katholik“ als ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller der literarischen Welt bekannt.

„Es hat“, bemerkt der Verfasser in der Einleitung des vorliegenden Werkes, „die Wissenschaft des Mittelalters lange nicht jene Würdigung finden können, welche ihr mit Recht gebührt. Als man noch der Ansicht huldigte, daß die Geschichte des Christenthums und der christlichen Wissenschaft mit Augustinus oder noch früher abgeschlossen sei, und erst nach mehr als tausend Jahren wieder beginne, weil erst da das Licht aus dem langen Dunkel wieder hervorgebrochen sei; da konnte man freilich den großen Männern, deren Leben und Wirken zwischen die beiden genannten Zeitpunkte hineinfällt, nicht bloß keine Aufmerksamkeit schenken, sondern es lag im Interesse der Theorie dieselben sammt ihren Leistungen soviel als möglich zu verkleinern und herabzusetzen. Diese Zeiten sind glücklicherweise vorüber.“

In kurzen Zügen wird sodann die Continuität der abendländisch-christlichen Bildung des Mittelalters mit der antiken patristischen dargelegt.


STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Ganzen klar und deutlich; sie schließt sich materiell in den meisten Punkten an die Arbeit von Huber an; Staudenmaier ist sehr wenig berücksichtigt.

Es ließe sich eine kleine Mustersammlung von Schlagwörtern zusammenstellen welche die neuesten Bearbeiter auf Erigena's System applicirt haben. Huber plaidirt im Allgemeinen mit Kaulich u. A. auf Pantheismus, gegen welchen Staudenmaier so energisch Verwahrung eingelegt hatte (vgl. bes. die treffenden Punkte in dessen „Philosophie des Christenthums.“ Gießen 1840. I. S. 535 ff.) Christlieb findet bei Erigena Spinozismus, Hegelianismus u. s. w. Möller hat eine ganze Reihe von Ketzernamen für Erigena in Bereitschaft. Prantl entdeckt bei ihm Nominalismus; Dorner das gerade Gegentheil, nämlich Akosmismus (Jahrb. für deutsche Theologie II. S. 453). Dazu fügt Hr. Stöckl noch die Prädikate: Pantheismus, Gnosticismus, Theosophie, Rationalismus, Mysticismus u. a. Erigena kann sich keiner besonderen Gnade bei dem Verfasser rühmen. Während letzterer sonst bei manchen Autoren es für gut findet da und dort bei einzelnen Stellen z. B. Anselms, Richards von St. Viktor, Bernhards, eine Rechtfertigung beizufügen, damit der Leser dieselben nicht etwa pantheistisch nehme, läßt er dem dunkeln Erigena kein Wörtlein der „Milderung“ oder „Entschuldigung“ angedeihen.

Das verlangen wir aber auch gar nicht, weder da noch dort. Es handelt sich ja in einer Geschichte der Philosophie nicht darum, wie ich oder der Hinz oder Kunz die Sache ansehe, ob mir diese oder jene Stelle gefällt oder nicht; sondern darum wie die Stelle wirklich heißt, also um den rein objectiven Thatbestand. Diese wahre Objectivität der Darstellung, welche die einzelne Aeußerung aus dem Organismus des Ganzen faßt, vermissen wir einigermaßen bei der Darstellung des Erigena und noch einigemal bei anderen Systemen, wo der Leser gar deutlich die persönliche Abneigung des Verfassers durchschaut. Psychologisch erkläre ich mir das so,



sicht, und von diesem Gesichtspunkte aus hat die Behauptung des Erigena, „daß unter der Hülle des Literalsinnes ein geheimer Inhalt der hl. Schrift verborgen liege", einen ganz anderen Sinn als bei den Gnostikern. Meines Wissens lehrt heutzutage die katholische Kirche dasselbe, daß in vielen Stellen der hl. Schrift der sensus allegoricus der eigentliche Sinn des sensus literalis ist. Nun erklärt Hr. Stöckl einfach, daß dieses Princip des Erigena „falsch" sei, darum könne auch seine Beschränkung gegenüber der falschen Gnosis „zu nichts helfen". Wir sind weit entfernt die Form der Darstellung bei Erigena in der Weise zu vertheidigen, als ob sie unserem heutigen genau formulirten Bewußtseyn genüge. Aber im Grunde genommen wollte Erigena gar nichts Anderes sagen, als wie Augustinus und Anselm nemlich daß es nur Eine Wahrheit gebe, und daß die bloß natürlichen Wahrheiten der durch Offenbarung gegebenen Wahrheit nicht widersprechen. In diesem Sinne „identificirt" er die wahre Philosophie mit der wahren Religion. In dieser seiner lebendigen Ueberzeugung liegt die verwegene Kühnheit seines Systems, die Macht des spekulativen Gedankens der in der Tiefe des christlichen Mysteriums alle Räthsel der Geisteswelt lösen will, für welche Geheimnisse die menschliche Sprache keine Formen mehr hat: in welchem Mangel dann die Gefahr des Irrthums von selber liegt, wenn er für das unendliche Geheimniß noch endliche Maße anwendet. Wie ist der tiefe Denker aber wiederum dieser seiner Mangelhaftigkeit klar, wie demüthig fällt er in kindlich frommer Weise selber vor diesem Geheimniß des Glaubens nieder! Immer wieder versichert er mit dem Pseudoareopagiten, daß wir von Gott und den göttlichen Dingen nur apophatico reden können. Und zugegeben, daß dieses Princip des Erigena von der Identität der wahren Philosophie und wahren Religion „falsch" sei; so können wir nicht einsehen, wie Stöckl anderwärts von einem „Widerspruch des philosophischen Bewußtseyns und des christlichen Bewußtseyns", von

zu werden handelt, und welche ebenso Erigena de div. nat. l. I. c. 10 p. 450 ff. wie auch der heil. Bernhard de diligendo Deo c. 10 n. 28 citirt, in verschiedener Weise interpretirt. Bei dem heil. Bernhard wird sie ganz richtig erklärt (I. S. 302, 303), und sogar dazu noch eine überflüssige Milderung hinzugefügt; bei Erigena aber wird ihr ein pantheistischer Sinn untergelegt, weil bei ihm „ein gänzliches Aufgehen der Seele in Gott durch die idealistisch-pantheistischen Obersätze des Systems gefordert" sei. Erigena aber erklärt ausdrücklich, daß die Seele ihre Natur bewahre, keineswegs aufhöre menschliche Natur zu seyn (non autem desinat esse humana natura . . . suam naturam servare cognoscitur). Wenn ferner behauptet wird (S. 77): das System Erigena's sei von „einer pantheistischen Vermischung des göttlichen mit dem weltlichen Seyn ein- für allemal nicht freizusprechen", und dieser Pantheismus in der Art näher bezeichnet wird, „daß die Transcendenz Gottes über der Welt zugleich mit der Immanenz desselben in der Welt aufrecht erhalten und beide miteinander vermittelt werden sollen": so fragen wir: Also darin besteht der „Pantheismus" des Erigena, daß er von dem göttlichen Wesen ebenso die Jenseitigkeit als auch die Allgegenwart desselben in der Welt prädicirt, und diese beiden Eigenschaften des Einen Wesens „miteinander vermittelt"? Darin besteht also die „pantheistische Vermischung des göttlichen Seyns mit dem weltlichen Seyn, von dem Erigena ein- für allemal nicht frei zu sprechen ist?" Ganz richtig; Recensent ist mit dem letztern Satze vollkommen einverstanden. Vielleicht darf aber doch noch beigefügt werden, daß diese Definition von „Pantheism" eine derartige Wendung genommen hat, daß sie von dem was man sonst unter Pantheism versteht, wesentlich abweicht. Wenn das „Pantheism" seyn soll, wenn die Wissenschaft die Jenseitigkeit (Transcendenz) und die Allgegenwart (Immanenz) vermittelt, wie diese beiden Eigenschaften im christlichen Glauben schon vermittelt sind, indem es als falsch und

Seite

cils, aber auch die Behauptung Berengars erklären, wenn er immer wieder seinen Gegnern die portiuncula carnis vorwirft, gegen welche er die Lehre der Kirche vertheidigen will. Der andere Hauptpunkt der bei den Neueren geradezu die Verwirrung voll gemacht hat, ist die Unkenntniß der historischen Bedeutung der Begriffe. Nur so erklärt sich was z. B Rückert, Dieckhoff, Baur, Gfrörer, Will, Ritter, Gieseler, Hahn, übersehen, der Uebergang Berengars von einem Extrem zum andern; so auch das Verhältniß Gregors VII. zu Berengar. — Man braucht nicht sich darüber den Kopf zu zerbrechen, wie es möglich seyn konnte, daß der große Papst so lange Zeit den Berengar in Schutz nahm; andererseits aber auch nicht voreilig auf den Papst selber den Vorwurf des „Verrathes" zu schleudern, wie Giesebrecht in seinem neuesten Band der Kaisergeschichte thut. Auch hier braucht man nur „den Wörtern ihre ursprüngliche Bedeutung wiederzugeben", wenn man der Confusion entgehen, und die zahllosen Verdrehungen von außerkirchlicher Seite mit einemmale über den Haufen werfen will. Doch jetzt bitten wir bei unseren Lesern ab, und wollen die folgenden Partien des gelehrten und reichhaltigen Stöckl'schen Werkes mit Siebenmeilen-Stiefeln durchschreiten, damit nicht die „Randglossen" selber ein Buch werden.

Der gelehrte Verfasser schildert I. S. 135 ff. die mit Roscellin besonders lebhaft wirkenden Streitigkeiten zwischen Nominalismus und Realismus. Hier hätten wir gewünscht, daß Hr. Stöckl Rücksicht auf einige Partien der Geschichte der Logik im Abendlande von Dr. C. Prantl genommen hätte.

Mit dem heil. Anselm (I. S. 151) läßt Dr. Stöckl „die eigentliche Begründung der mittelalterlichen Scholastik" beginnen. Wir müssen unserem Versprechen gemäß an der Detail der Behandlung vorübergehen. Die Form der Da- stellung ist nach meiner Ansicht hier eine viel bessere als Erigena. Die Behauptung bezüglich des n B

weises (I. S. 165), daß derselbe „gar nicht einfach das Daseyn Gottes, sondern vielmehr die Nothwendigkeit der Existenz Gottes erweist": können wir nicht verstehen; nach meiner Meinung involvirt eines das andere von selber. Vielleicht hat der Verfasser an die uns ebenfalls ungenügende Behauptung Ritters (VII. 316, 638) gedacht, welcher meint, das Mangelhafte des ontologischen Beweises beruhe auf Verwechslung des Seyns, als dem Subjekt der Prädikate mit dem Seyn der Prädikate selber.

Sehr gut und systematisch ist von Hrn. Dr. Stöckl die Christologie Anselms S. 198 ff. dargethan. Ganz richtig wird über die von Anselm behauptete Nothwendigkeit der Menschwerdung bemerkt: „Er will eben nur die Vernunftgemäßheit der ganzen Erlösungslehre darlegen, und dieses konnte er nur durch Beweise welche in sich den Charakter der Nothwendigkeit trugen." Wo überhaupt christliche Denker von dieser Nothwendigkeit reden, meinen sie eben die Vernünftigkeit, welche für uns (quoad nos) als eine logische und darum gesetzmäßige dargethan werden muß, weil es ohne eine solche logische Gesetzmäßigkeit für uns keine Wissenschaft überhaupt, und also auch keine Glaubenswissenschaft gibt. Wir halten es darum für überflüssige Mühe, daß der Verfasser hier dem heil. Anselm zu lieb noch weitere Erklärungen beibringt, während er bei andere Autoren die denselben Gedanken des heil. Anselm wiederholen, häufig keine „Entschuldigung" gelten läßt. Daß „die Erlösungsthat von Seite Gottes eine absolut freie ist", geben sicher alle diejenigen zu, welche der Verfasser darob des „Pantheismus", „Emanatismus" rc. beschuldigt, wenn sie von einer Nothwendigkeit sprechen, die zum Beispiel in dem Wesen der göttlichen Liebe liegt. Selbst ein Angelus Silesius der am meisten von einem „Müßen" Gottes spricht, läßt sich wohl im Traume nicht beikommen, dem lieben Herrgott das Concept corrigiren zu wollen, die „absolute Freiheit" des göttlichen Willens anzutasten. Die Kirche selber spricht in ihrer

Liturgie von dem certe necessarium Adae peccatum; von einem ordo salutis nach welchem die Menschwerdung nothwendig ist. Sobald der Mensch über die Thaten der göttlichen Freiheit zu denken anfängt, so setzt er eo ipso schon eine „Nothwendigkeit“, nämlich dieß voraus, daß die göttliche Freiheit auch eine vernünftige, weil logische sei: also in diesem Sinne eine „Nothwendigkeit“ in sich trage.

In kurzen Umrissen werden die Realisten Abelard von Bath, Bernhard von Chartres, Wilhelm von Conches gezeichnet S. 208 ff. Mit dem letzteren beginnt ein fortwährendes Schwanken zwischen platonischer Ideenlehre und aristotelischer Dialektik. Wilhelm von St. Thierry, das dürfen wir zur Charakteristik bei Stöckl noch hinzufügen, schildert den Wilhelm von Conches als einen bloßen Nachbeter Abälards (Bibl. Cist. ed. Tissier T. IV. p. 127). Dem Abälard wird eine längere Charakteristik gewidmet. Der Verfasser findet bei dem philosophus palatinus ganz verschiedene Dinge die sonst nicht leicht in einem Kopfe beieinander sind, nämlich Supranaturalismus sowohl als auch Rationalismus, ebensowohl Pantheismus als auch Pelagianismus. Recensent kann darauf nicht eingehen, ob diese Schlagwörter immer passen. Bezüglich des Pantheismus ist Abälard gerade deßhalb so hart angelassen worden, weil er das Gegentheil von dem lehrte, was Hr. Prof. Stöckl sonst „Pantheism“ nennt. Wollte der Hr. Verfasser noch weitere Aufschlüsse darüber, welches eigentlich die Ursache der Irrthümer Abälards von erkenntnißtheoretischer Seite war, so können wir ihn auf die authentischen Berichte des Gaufried an den Cardinal Albinus (opp. S. Bernardi ed. Mabillon 1719 T. VI) oder auf die classische Polemik des Wilhelm von St. Thierry und des abbas anonymus bei Tissier (Bibl. Cist. T. IV), oder an die Darstellung der Sache bei Pseudo-Beda (opp. Ven. Bedae T. VIII.) rc. verweisen. Auf anderweitige ganz ausführliche Referate, welche jede Zweideutigkeit ausschließen und für die Geschichte der mittelalterlichen Philosophie ganz interessante

Te

bieten, kann ich nicht eingehen, da dieselben nur handschriftlich vorhanden sind. Jene Ursache war aber ein Supranaturalismus, der Gott und Welt, um sie nicht zu „vermischen", deistisch trennt. Um Gottes Wesen scharf genug von aller Vergänglichkeit frei zu machen, rückt Abälard Gott über die Welt hinaus, und vindicirt ihm einen absolut fertigen Optimismus. Wir erwähnen das nur, weil in neuester Zeit das sentimentale Gefühl derjenigen, die auf „selbsteigenen" Füßen stehend, jene Männer welche sich gegen den schalen Supra-Naturalismus nicht bloß im Interesse des christlichen Glaubens, sondern der tieferen und lebendigen christlichen Wissenschaft erhoben, wie die oben genannten, fortwährend als grausame Zeloten und Feinde aller Wissenschaft und „freien Bewegung des Denkens" darstellt. Ein Hugo von St. Victor, ein heil. Bernhard haben die Consequenzen dieser supranaturalistischen Richtung Abälards, Gilberts durchschaut.

Um den Bericht des Otto von Freising, dem erst in späterer Zeit durch Gerhoch von Reichersberg ein Licht über die Tragweite der Abälard'schen Theorie aufging, zu vervollständigen, bemerke ich, daß nicht der heil. Bernhard, den Otto deßhalb euphemistisch einen Zeloten (zelotypum) nennt, der erste Veranlasser, sondern der scharfsinnige Abt Wilhelm von St. Thierry es war, der den heil. Bernhard welcher damals die Schriften Abälards gar nicht kannte, zur Untersuchung der Sache veranlaßte. Es ist dieses derselbe, welcher meines Wissens der erste christliche Denker ist, der eine Anthropologie und Psychologie unter dem Titel physica humani corporis, physica animae schrieb (Tissier IV. p. 65 ff.), und welcher ganz seltene anatomische und physiologische Kenntnisse besaß. Wir bemerken das, weil sämmtliche Arbeiten über Abälard bei Remüsat, Hayd, Baur (die christliche Lehre von der Versöhnung II. S. 496 ff.) dieß nicht bemerkt haben. Auch Dorner in seiner Christologie folgt einseitig dem Berichte des Otto von Freising. Soviel sei zur Orientirung über die Verhand-

lungen der Synoden zu Soissons (1121), zu Sens (1141) und zu Rheims (1148) bemerkt.

Wir folgen jetzt dem Verfasser weiter in der Schilderung der Lehre des Gilbert (S. 272 ff.). Gilbert ist einer der scharfsinnigsten Dialektiker des 12. Jahrhunderts. Er kennt den Unterschied von Theologie und Philosophie genau; und doch trägt er seine dialektischen Formeln in die Theologie über und kommt zu einem Tritheism ähnlich dem des Roscellin, welcher Irrthum principiell in dem Formalismus seiner Methode gegeben ist; weßhalb wir nicht ganz dem Hrn. Verfasser beistimmen können, daß Gilbert „einem unstreitig richtig angelegten Realism huldige." Seine Trinitätslehre scheint mir eher excessiv-nominalistisch als „excessiv-realistisch" genannt werden zu müssen. Ihm schwindet gerade unter lauter Unterschieden von Subsistenzen und Essenzen, von Wesenheit und Wesen die gemeinsame Realität dieser Unterschiede oder das Allgemeine. Darum braucht er außer der Einen substanzialen Form der Gottheit (dem quo est im Unterschiede von dem quod est, der Substanz) noch drei eigene Subsistenzen, wodurch die drei Personen erst sind. Diese Partie hat Prof. Prantl (Geschichte der Logik II. S. 215 ff.) treffend dargethan. Die allzu große Furcht vor „Vermischung" Gottes mit der Welt rief einen dialektischen Dualismus zwischen Gott (dem quo est) und der Welt (dem quod est) hervor, welche sich zueinander ganz gleichgültig verhalten. Darum verkennt Gilbert schon die lebendige Tiefe des christlichen Schöpfungsbegriffes, noch mehr aber das Dogma von der Menschwerdung. Das Wesen Gottes bleibt dem Wesen der Geschöpfe gänzlich jenseits; darnach kann Gott auch nicht wahrhaft Mensch werden. Wir haben über diese Punkte eine sehr reiche Literatur, von welcher man bis jetzt fast gar nichts weiß. Gaufried von Clairveaux (opp. S. Bernardi T. VI. p. 1347 ss.), Pseudo-Beda, dessen Schrift entweder Gottfried von Auxerre oder den Normannen Achard von St. Victor zum Verfasser hat, Arno von Reichers[illegible] einer

bis jetzt ungedruckten Schrift u. A. zeigen uns die Schatten-Seiten der Lehre Gilberts.

Wir übergehen die folgenden Darstellungen Stöckl's über Joachim von Floris, Amalrich, David von Dinant, ebenso die treffliche Schilderung des heil. Bernhard S. 293 ff. Die vielverbreitete Meinung daß Bernhard ein Feind der Wissenschaft war, wird vom Verfasser gründlich widerlegt. Keiner von diesen Männern welche gegen die einseitige Dialektik sich erhoben, war der Dialektik als solcher feindlich; obwohl Pseudo-Beda einmal aufseufzt: a dialecticis libera nos Domine!, ein Ausruf den ich bei dem tiefsinnigen Nicolaus Cusanus wieder finde. Von dem positiv gläubigen Standpunkte aus mußten sie den Verkehrtheiten der Dialektiker sich widersetzen. Statt abstrakter Dialektik ist bei Bernhard der lebendige realistische Gedanke der christlichen Erfahrung, welcher Realismus bei solchen, die von einem lebendigen Christenthum und einer lebendigen Erkenntniß desselben keine Ahnung haben, als „Mysticism" verschrieen ist.

Bei Bernhard tritt die Idee der Persönlichkeit und Freiheit, das Bewußtseyn von dem Erlösungsbedürfniß, der Gegensatz von Sünde und Versöhnung in den Vordergrund. Alle Wissenschaft, die mit diesen höchsten Fragen des Menschen in Widerspruch steht, muß Bernhard als unchristlich ebenso als unwahr verwerfen.

Ganz einverstanden können wir mit dem Urtheile des Verfassers über Hugo von St. Victor (S. 305) seyn. Mit Hugo tritt die Wissenschaft der christlichen Mystik der alten Kirche als ein integrirendes Moment in die systematische Scholastik ein, und von ihm an sind alle bedeutenden Scholastiker ebenso Mystiker; da wo die beiden sich nothwendig innerlich ergänzenden Momente wieder auseinander gehen, geht die Scholastik selber in Trümmer. Soviel möge Solchen bemerkt seyn, die noch immer von einer „Kluft" zwischen Scholastik und Mystik träumen. Linsenmann hat in neuester Zeit in einer treffenden Schilderung des „letzten Scholastikers"

Gabriel Biel dieses richtig gesehen. (Tübinger Quartalschrift 1865. 4. S. 657).

Gegen die Schilderung des Systems des Richard von St. Victor (S. 355 ff.) hat Recensent nichts einzuwenden. Aus besagten Gründen müssen wir auf die Darstellung selber verweisen. Die Werke der beiden Victoriner gehören durch Tiefe der Anschauung, durch den Scharfsinn der Behandlung und die lebendige Frische zu den besten Produkten des Mittelalters. Kaulich hat darüber eine eigene Abhandlung geschrieben.

Auch Isaak von Stella (S. 384 ff.) ist ein klarer Kopf. Leider versäumt es auch Stöckl wie alle mir bis jetzt bekannten Darstellungen, die eigentlich philosophischen Schriften des Isaak, worin er sich über die metaphysischen Probleme ausläßt, herbeizuziehen, und gibt bloß einen Abriß seiner Psychologie. Ich meine seine Sermones (Biblioth. Cist. ed. Tissier, 1664 T. VI). Freilich erwartet man heutzutage in den Predigten gewöhnlich nicht viel Philosophie; aber bei den Autoren des Mittelalters darf man oft sehr viel Philosophie darin suchen. Man darf, wie der Sachkundige weiß, auch den Titelaufschriften nicht trauen, weil damals die moderne Arbeitstheilung der Wissenschaft nicht eingeführt war. Recensent erinnert sich z. B. einmal mitten in einem Psalmen-Commentar des 12. Jahrhunderts unter vielen andern Sachen eine der gründlichsten Widerlegungsschriften gegen die Lehre Berengars entdeckt zu haben. In den erwähnten Predigten gibt Isaak ein ganz vollständiges System seiner Erkenntniß-Theorie und behandelt die Grundbegriffe der damaligen Philosophie. In dem Sermo II. in dom. Sexag. Tissier VI. p. 27 wird eine Einleitung in die Philosophie gegeben; es wird die damalige Dreitheilung der Wissenschaften in Physik, Logik und Ethik begründet. Er gibt dann eine eigenthümliche Verbindung des kosmologischen mit dem ontologischen Beweise vom Daseyn Gottes. Von dem allgemeinen Seyns-Begriff wird sodann auf die Begriffe von Substanz ... s ꝛc.

induktive weiter gegangen. Wir vermissen ungerne, daß die klare und einfache Philosophie des Isaak bis jetzt nicht gewürdigt ist.

Ebenso hätte vielleicht einem andern Autor des 12. Jahrhunderts ein bescheidener Platz gebührt, nämlich dem Abte Rupert von Deutz. Zwar behandelt der tiefsinnige Mann dem wie Albert dem Großen die heil. Jungfrau den Sinn erschlossen haben soll, meistens theologische Themate. Aber sein Schwerpunkt für die Geschichte der Philosophie scheint mir in seiner großartigen teleologischen Weltanschauung zu liegen, die sich durch all seine Werke hindurchzieht. Rupert gibt uns eine Theodicee, die an spekulativer Tiefe die eines Leibnitz und Schelling hinter sich läßt.

Wir übergehen die kurzen Skizzen welche Stöckl über den Lombarden, Alanus von Ryssel und Joh. von Salisbury gegeben hat. Damit schließt der erste Band welchen Recensent darum ausführlicher besprochen, weil ihm die damaligen Geistesrichtungen manche sehr nahe liegende Parallele mit den heutigen bietet.

Durch den Namen des Alanus werden wir an eine hervorragende Richtung mittelalterlicher Wissenschaft erinnert, welcher eine ganze Reihe ausgezeichneter Männer angehören, die von der Mitte des 12. Jahrhunderts an in Frankreich und Italien, dann im 13. Jahrhundert auch in Deutschland auftreten und sich dem furchtbar verderblichen Strom des mittelalterlichen Radikalismus und Liberalismus der Katharer entgegenwerfen; z. B. Eckbert von St. Florin, Rainer, Moneta, Bernhard von Fontcaude, Ermengard, Petrus der Ehrwürdige, der heil. Norbert u. s. w. Es ist hier noch ein reiches erkenntniß-theoretisches Material, welches so viel ich weiß, ebenfalls in der Geschichte noch nicht verwerthet ist. Es leuchtet in den zahlreichen Schriften dieser Männer die siegreiche Macht der christlichen Idee in einer Weise hervor, daß wir sehr wünschten, dieses Gebiet möchte in usum Delphini für unsere Gegenwart in einer kommenden Geschichte

der mittelalterlichen Philosophie auch Verwendung finden. Sogar Fr. Chr. Baur in seiner Kirchengeschichte des Mittelalters Tübingen 1861, S. 458 ff. läßt der siegreichen Kraft des christlichen Geistes dieser Periode Gerechtigkeit widerfahren, indem er auf den „trostlosen Zustand eines inhaltsleeren, verödeten und verwilderten" Lebens hinweist, welchen die Principien des Liberalism im Gefolge haben, „um auf den Trümmern des positiven Christenthums dem Naturalism und Libertinismus den freiesten Spielraum zu verschaffen"; obwohl der gute Mann selber auf dem bodenlosen Schifflein der negativen Kritik mit vollen Segeln denselben Principien zusteuert, von denen er ein so schönes Bekenntniß ablegt.

Der zweite Band des Stöckl'schen Werkes, welchen wir trotz seines unverhältnißmäßig größeren Umfanges und seines, wie es uns scheint, auch in formeller Beziehung bedeutendern Werthes nur im Fluge zu betrachten genöthigt sind, umfaßt die Herrschaft der Scholastik. In kurzen und treffenden Zügen charakterisirt der Verfasser in der Einleitung die Stellung dieser Periode zur Philosophie überhaupt, und thut in schlagender Weise die noch fortdauernden Vorurtheile gegen diese Zeit ab. „Das Chaos magnum, welches man so lange Zeit zwischen die patristische und neuere Zeit hineinsetzte und mit der dichtesten Finsterniß ausstattete, erweist sich vor dem Forum der geschichtlichen Forschung als eine pure Lächerlichkeit, welcher bloß der Parteigeist oder die Unwissenheit einen Ernst unterschieben konnte."

Hier geht Stöckl ganz richtig von dem Grundsatz aus, den er bei andern Partien seines Buches nicht immer so sorgsam anwendet: daß eine Thesis ohne ihre Antithesis nicht richtig verstanden werden könne. Er läßt darum, was wir ihm zum besondern Verdienste anrechnen, als Resultat mühesamer Studien eine ziemlich ausführliche Schilderung der arabischen Philosophie folgen, welche seit dem Aufleuchten des Halbmondes im Westen Arabiens mit dem Fanatismus der Wüstensöhne auch die rastlose Geistesenergie dieses Natur-

über die sog. Priorität der Vernunft vor dem Glauben gesagt ist. So behauptet z. B. Prantl Geschichte der Logik II. S. 72, daß Berengar „gegenüber jeder Autorität, möchte sie seyn welche sie wollte . . . gegenüber aller Tradition nur die selbsteigene (!) Kraft als den Maßstab der Wahrheit anerkannte“, und citirt dafür die bekannte Stelle Berengars de sacra coena ed. Vischer. Berol. 1834. p. 100: Maximi plane cordis est per omnia ad dialecticam confugere etc. verschweigt aber was unmittelbar vorher p. 99 steht, wo Berengar Gott zum Zeugen anruft, daß er nichts gegen die Autorität der heil. Schrift und der Väter vorbringen wolle, weil er wie Erigena behauptete, daß die Wahrheit der Religion und der Vernunft sich unmöglich widersprechen können: Testis mihi Deus et conscientia mea, quia in tractatu divinarum literarum nec proponere, nec ad proposita respondere cuperem dialecticas quaestiones. S. 57, S. 104 u. a. O. behauptet er ausdrücklich, daß es nicht gestattet ist sich mit der heil. Schrift in Widerspruch zu setzen (quibus contrairo fas non sit). Wir verweisen nur auf Berengars Briefe bei Sudendorf, Hamburg 1850. S. 169, 128, 134, 215 ꝛc. und möchten fragen; ob man mit solchen Worten „das rationalistische Princip offen ausspricht“, wie Hr. Stöckl meint? Recensent glaubt die gesammte Literatur welche den Berengar betrifft, genau zu kennen; die Ansichten über seine Lehre sind ganz verworren. Das Beste über den eigentlichen Fragepunkt seiner Häresie hat bis jetzt noch Mabillon (act. S. S. O. S. B. saec. VI. p II. praef. n. 22) gesagt. Will man Berengar überhaupt verstehen, so muß man auf den historischen Standpunkt der Frage vor Berengar eingehen, auf das Verhältniß des Ratramnus zu Paschasius und auf die krassen materialistischen Vorstellungen über Eucharistie, welche sich auf Paschasius beriefen. Man vergleiche nur das Conc. Atrebatense a. 1025 (Mansi XIX. 434) welches dagegen auftrat. Recensent hat eine ziemlich reichhaltige Handschriften-Sammlung aus der Zeit Berengars vor sich, welche dieß Vorgehen des Con-

hältniß des Albertus zu Avicenna Aufschlüsse ertheilt. So weit ich mir in diesem Gebiete ein Urtheil zutrauen darf, hat Hr. Stöckl das vorhandene, uns zugängliche Material gut benützt und übersichtlich zusammengestellt.

Zuerst folgen die bedeutendsten arabischen Aristoteliker (II. S. 16—58): Alkendi, Alfarabi, Avicenna, die im Orient gelebt haben; darauf die Aristoteliker des Occidents Avempace, Avicebron, Averroës (S. 60 — 138); sodann kommen die arabischen Religionsphilosophen oder die Motakhallim und Mutazile S. 138—181; endlich die Grundzüge der jüdischen Philosophie des Mittelalters, die mit der arabischen im engsten Verkehr steht (Vergl. Göttinger gel. Anz. 1865. Nr. 35. S. 1373). Jetzt kommen erst die Repräsentanten der Scholastik im engern Sinn: Alexander von Hales (S. 317 ff.), Wilhelm von Auvergne (S. 326 ff.), Vincenz von Beauvais u. s. w. Fast zu kurz scheint mir der „Erzscholastiker" Alexander von Hales weggekommen zu seyn; es wäre hier vielleicht am Platze gewesen die genetische Entwicklung Alexanders aus der Schule der Victoriner klar zu machen, wodurch die peripatetische Methode des doctor irrefragabilis ihre eigenthümliche Modifikation erhielt. Hier hätte sich recht schlagend die Leerheit der Vorstellung von einer Kluft zwischen Scholastik und Mystik darthun lassen. Die systematische Begründung der formellen Scholastik des Lombarden erinnert an Hugo von St. Victor.

Die riesenhafte Geistesthätigkeit Alberts des Großen schildert der Verfasser mit frischen Farben (S. 356 ff.). Während der heil. Thomas in jüngster Zeit Gegenstand vielseitiger Untersuchungen und gelehrter Abhandlungen geworden, haben wir über den großen Lehrer desselben nur Eine Arbeit, die von Prof. Sighart. Ueber den Duns Scotus mangelt uns bis jetzt eine eingehende Monographie. Recensent weiß, daß bereits rüstig an einer solchen gearbeitet wird. Ueber Duns Scotus haben wir einige Punkte von Prof. Erdmann in den Jahrbüchern für deutsche Theologie;

auch die Abhandlung von Ritschl in denselben Jahrbüchern (X. 2) wäre herbeizuziehen. Beide scheint der Verfasser nicht benützt zu haben. Das System Alberts des Großen ist bündig zusammengefaßt, so besonders das Verhältniß von Glauben und Wissen, natürlicher und übernatürlicher Erkenntniß.

Thomas von Aquin wird gebührend gewürdigt (S. 421 bis 721). Seine Stellung zur Zeit wird in folgenden Worten eingeleitet: „Wenn das weltliche Ritterthum des Mittelalters auf den Schlachtfeldern sich unsterblichen Ruhm errang: so stand diesem weltlichen auch ein geistiges Ritterthum zur Seite welches auf dem Gebiete der Wissenschaft nicht minder glänzende Lorbeeren sich errang. Die unverwüstliche siegende Kraft, welche dort als kriegerische Tapferkeit sich bewährte, sie offenbarte sich hier auch im geistigen Gebiete. Wir bewundern in den Trägern des geistigen Ritterthums dieser Zeit eine Energie der Denkkraft, welche in alle Tiefen der höheren Wissenschaft eindringt und vor keiner Schwierigkeit zurückweicht. Und wie die Tapferkeit der weltlichen Ritter im Dienste der Religion, der Tugend und der Ehre stand, so beugten auch die Denker dieser Zeit ihr Haupt vor der Religion und weihten dem Dienste derselben ihre wissenschaftlichen Forschungen."

Bezüglich der thomistischen Verhältnißbestimmung der Wissenschaft zum Glauben hebt Stöckl S. 437 die richtigen Gesichtspunkte hervor. Jede Erkenntniß hat, wie Aristoteles bemerkt, sich nach der Wirklichkeit zu richten; davon kann am wenigsten die Wissenschaft des Glaubens ausgenommen werden; und insoferne nun der Glaube als die objektiv gegebene Wirklichkeit stets das Ziel und der Zweck dieser Wissenschaft seyn muß, dient die Vernunft diesem Zwecke, ist insofern im Abhängigkeitsverhältniß. Treffend finden wir die thomistischen Begriffe von Substanz, Accidens u. s. w. (S. 448 ff.) entwickelt, auf welche sehr viel ankommt, wenn man die Philosophie des Thomas verstehen will. Eine Confusion dieser Begriffe mit denen der modernen Philosophie ist die häufige

Ursache einer ganz zwecklosen Polemik geworden. Wenn auch Stöckl bezüglich des Aquinaten nichts Neues bietet, so hat er doch das durch Werner, Liberatore, Kleutgen, Morgott u. A. Gebotene gut dargestellt. Vielleicht hätte ihm ebenso wie die trefflichen Abhandlungen Morgott's in den Programmen des k. Lyceums Eichstätt, so auch ein Programm des Dillinger Lyceums von Prof. A. Schmid über die Gewißheitslehre des Thomas und Duns Scotus manchen Punkt in neuem Lichte erhellt. Besonders trefflich finde ich endlich bei Stöckl die Schöpfungstheorie des heil. Thomas geschildert (S. 543 ff.).

Nach dem heil. Thomas werden dessen Zeitgenossen, Heinrich von Gent (S. 734), Richard Middleton (S. 758) auf welchen besonders D. Scotus viel hält, behandelt; ebenso Gottfried von Fontaines, Aegidius Lessinensis, dessen Tractatus de unitate formae erst in jüngster Zeit durch Haureau (T. II. p. 250) bekannt wurde. Dieser Traktat scheint mir deßhalb von Bedeutung zu seyn, weil er den Uebergang des thomistischen Realismus zu der eigenthümlichen Fassung welche bei Duns Scotus ausgesprochen ist und den Namen Formalismus trägt, klar andeutet. Die Lehre Heinrichs von Gent von der materia separata scheint mir ein Abfall von der spekulativen Höhe des thomistischen Systems zu seyn (S. 748), welchen metaphysischen Boden des heil. Thomas die späteren Thomisten fast ganz verlassen haben.

Wir erkennen mit Vergnügen an, daß Stöckl zum erstenmale das Gegenseitigkeitsverhältniß dieser Systeme als die Frucht angestrengter und ausgedehnter Studien uns bietet. So zeigt Stöckl wie schon bei Richard von Middleton in der Verhältnißbestimmung des Allgemeinen zum Besonderen das verständige Räsonniren über die spekulative Tiefe das Uebergewicht erhält (S. 763 ff.). Das reale Verhältniß Gottes zur Welt wird hier schon zu einem respektiven (respectus rationis).

Wir übergehen die Nachzügler der Thomistenschule, Aegidius Colonna, Gottfried von Fontaines, Siger von Brabant,

bieten, kann ich nicht eingehen, da dieselben nur handschriftlich vorhanden sind. Jene Ursache war aber ein Supranaturalismus, der Gott und Welt, um sie nicht zu „vermischen", deistisch trennt. Um Gottes Wesen scharf genug von aller Vergänglichkeit frei zu machen, rückt Abälard Gott über die Welt hinaus, und vindicirt ihm einen absolut fertigen Optimismus. Wir erwähnen das nur, weil in neuester Zeit das sentimentale Gefühl derjenigen, die auf „selbsteigenen" Füßen stehend, jene Männer welche sich gegen den schalen Supra-Naturalismus nicht bloß im Interesse des christlichen Glaubens, sondern der tieferen und lebendigen christlichen Wissenschaft erhoben, wie die oben genannten, fortwährend als grausame Zeloten und Feinde aller Wissenschaft und „freien Bewegung des Denkens" darstellt. Ein Hugo von St. Victor, ein heil. Bernhard haben die Consequenzen dieser supranaturalistischen Richtung Abälards, Gilberts durchschaut.

Um den Bericht des Otto von Freising, dem erst in späterer Zeit durch Gerhoch von Reichersberg ein Licht über die Tragweite der Abälard'schen Theorie aufging, zu vervollständigen, bemerke ich, daß nicht der heil. Bernhard, den Otto deßhalb euphemistisch einen Zeloten (zelotypum) nennt, der erste Veranlasser, sondern der scharfsinnige Abt Wilhelm von St. Thierry es war, der den heil. Bernhard welcher damals die Schriften Abälards gar nicht kannte, zur Untersuchung der Sache veranlaßte. Es ist dieses derselbe, welcher meines Wissens der erste christliche Denker ist, der eine Anthropologie und Psychologie unter dem Titel physica humani corporis, physica animae schrieb (Tissier IV. p. 65 ff.), und welcher ganz seltene anatomische und physiologische Kenntnisse besaß. Wir bemerken das, weil sämmtliche Arbeiten über Abälard bei Remüsat, Hayd, Baur (die christliche Lehre von der Versöhnung II. S. 496 ff.) dieß nicht bemerkt haben. Auch Dorner in seiner Christologie folgt einseitig dem Berichte des Otto von Freising. Soviel sei zur Orientirung über die Verhand-

und Theologie fängt an locker zu werden, und der erste Schritt zur Behauptung des Pomponatius, daß etwas in der Theologie zugleich wahr und in der Philosophie falsch seyn könne, ist gethan. Daher die Ueberspannung des Unterschiedes zwischen natürlichem und übernatürlichem Wissen, wie sie z. B. Opp. oxon. l. III. dist. 2. qu. 1, 6. 13 hervortritt. Auf diesem Wege kommt schon D. Scotus zu excessiven Sätzen, z. B. daß die Allmacht Gottes, die Unsterblichkeit der Seele durch Vernunftgründe nicht bewiesen werden können, welche in neuester Zeit die kirchliche Reprobation erfahren haben.

Mit Uebergehung der übrigen Thomisten und Scotisten, deren man eine Legion nennen könnte, erwähne ich nur des Bonaventura, des Mystikers unter den Scholastikern (S. 880 ff.). Sein itenerium mentis ad Deum möchten wir wahrhaft jedem Denkenden empfehlen. .

Durch Roger Bacon (S. 915 ff.) wird endlich eine ganz neue Form mittelalterlichen Denkens eingeführt, nämlich die empirisch exakte. Ein Engländer mußte es seyn der dem Greifbaren solche Rechte in der Philosophie verschaffte, daß heutzutage die Engländer fast nur mehr die Wissenschaft des Greifbaren als Philosophie ansehen. Die Physik, Technik, Mechanik, ja sogar landwirthschaftliche Schriften führen heutzutage dort den Namen „philosophical study". Wir müssen uns staunen, mit welcher Originalität und seltener fast abenteuerlicher Kraft Roger ganz neue Wege fast nach allen Seiten hin wandelt; wie er sein Vermögen und seine Freiheit, ja sein Leben opfert, um Reformator an der Scholastik zu werden. Roger hat daher immer von akatholischer Seite als „Vorläufer der Reformation" gegolten, an welcher er ganz unschuldig ist. In neuester Zeit hat eine Abhandlung in der Gelzer'schen Monatschrift wieder daraus Capital gemacht.

Vielleicht noch interessanter durch seine Eigenthümlichkeit als der Engländer Roger ist der heißblütige Spanier Rai-

bis jetzt ungedruckten Schrift u. A. zeigen uns die Schatten-Seiten der Lehre Gilberts.

Wir übergehen die folgenden Darstellungen Stöckl's über Joachim von Floris, Amalrich, David von Dinant, ebenso die treffliche Schilderung des heil. Bernhard S. 293 ff. Die vielverbreitete Meinung daß Bernhard ein Feind der Wissenschaft war, wird vom Verfasser gründlich widerlegt. Keiner von diesen Männern welche gegen die einseitige Dialektik sich erhoben, war der Dialektik als solcher feindlich; obwohl Pseudo-Beda einmal aufseufzt: a dialecticis libera nos Domine!, ein Ausruf den ich bei dem tiefsinnigen Nicolaus Cusanus wieder finde. Von dem positiv gläubigen Standpunkte aus mußten sie den Verkehrtheiten der Dialektiker sich widersetzen. Statt abstrakter Dialektik ist bei Bernhard der lebendige realistische Gedanke der christlichen Erfahrung, welcher Realismus bei solchen, die von einem lebendigen Christenthum und einer lebendigen Erkenntniß desselben keine Ahnung haben, als „Mysticism" verschrieen ist.

Bei Bernhard tritt die Idee der Persönlichkeit und Freiheit, das Bewußtseyn von dem Erlösungsbedürfniß, der Gegensatz von Sünde und Versöhnung in den Vordergrund. Alle Wissenschaft, die mit diesen höchsten Fragen des Menschen in Widerspruch steht, muß Bernhard als unchristlich ebenso als unwahr verwerfen.

Ganz einverstanden können wir mit dem Urtheile des Verfassers über Hugo von St. Victor (S. 305) seyn. Mit Hugo tritt die Wissenschaft der christlichen Mystik der alten Kirche als ein integrirendes Moment in die systematische Scholastik ein, und von ihm an sind alle bedeutenden Scholastiker ebenso Mystiker; da wo die beiden sich nothwendig innerlich ergänzenden Momente wieder auseinander gehen, geht die Scholastik selber in Trümmer. Soviel möge Solchen bemerkt seyn, die noch immer von einer „Kluft" zwischen Scholastik und Mystik träumen. Linsenmann hat in neuester Zeit in einer treffenden Schilderung des „letzten Scholastikers"

und theoretische Mystik Gersons kurz und einleuchtend dargethan.

Zum Schlusse des zweiten Bandes werden noch die deutschen Mystiker geschildert (S. 1095 ff.). Es finden sich, bemerkt der Verfasser, „in den Schriften dieser Mystiker oft die herrlichsten Gedanken, die tiefsinnigsten Betrachtungen über die Geheimnisse des Christenthums, und eine Kenntniß des christlichen Lebens nach allen seinen Beziehungen deren Tiefe und Reichhaltigkeit wahrhaft Bewunderung verdient" (S. 1096). Gleichzeitig aber mit dieser Bewunderung macht sich bei dem Verfasser auch die Verwunderung als ein unheimliches Gefühl geltend, welches ihm wie wir schon bei Erigena bemerkt haben, die rechte Ruhe des Geistes zu rauben scheint, um sich diese wundersamen Bauten deutschen Geistes so recht ruhig zu besehen. Jeden Augenblick fühlt man es, wie eine gewisse Unbehaglichkeit ihn beschleicht, welche man mit dem Gefühle des Schwindels vergleichen mag, das Manche auf hohen Punkten befällt. Die deutsche Mystik ist ihm eine „schlüpfrige Bahn" (S. 1097), auf welcher diese Männer immer „hin- und hergleiten" und bei jedem Schritt „in Pantheismus fallen müssen", obwohl „sie nicht wollen". Ja die Mystik ist ihm überhaupt „ein an sich schon so schlüpfriger und gefährlicher Pfad", daß „furchtbare Irrthümer daraus erwachsen sind" (S. 1147).

Soviel wir nun wissen hat die Aftermystik dieser Zeit allerdings solche Irrthümer aufzuweisen, z. B. bei den Brüdern und Schwestern des freien Geistes; aber bei Stöckl wird es nicht recht klar, daß gerade diejenigen Männer welche man die deutschen Mystiker nennt, die entschiedensten Gegner und die gründlichsten Widerleger dieser falschen Mystik waren; ja nicht selten schiebt er diesen selber die Irrthümer die sie widerlegt, in die Schuhe. Wenn z. B. Eckhart bemerkt: Gott sei die Güte selber, aus der Natur dieser Güte [illegible] freien Liebe folge aber nothwendig, daß Gott die Werke [illegible] Güte wirken müsse, insofern eben Gott selber die Liebe

induktive weiter gegangen. Wir vermissen ungerne, daß die klare und einfache Philosophie des Isaak bis jetzt nicht gewürdigt ist.

Ebenso hätte vielleicht einem andern Autor des 12. Jahrhunderts ein bescheidener Platz gebührt, nämlich dem Abte Rupert von Deutz. Zwar behandelt der tiefsinnige Mann dem wie Albert dem Großen die heil. Jungfrau den Sinn erschlossen haben soll, meistens theologische Themate. Aber sein Schwerpunkt für die Geschichte der Philosophie scheint mir in seiner großartigen teleologischen Weltanschauung zu liegen, die sich durch all seine Werke hindurchzieht. Rupert gibt uns eine Theodicee, die an spekulativer Tiefe die eines Leibnitz und Schelling hinter sich läßt.

Wir übergehen die kurzen Skizzen welche Stöckl über den Lombarden, Alanus von Ryssel und Joh. von Salisbury gegeben hat. Damit schließt der erste Band welchen Recensent darum ausführlicher besprochen, weil ihm die damaligen Geistesrichtungen manche sehr nahe liegende Parallele mit den heutigen bietet.

Durch den Namen des Alanus werden wir an eine hervorragende Richtung mittelalterlicher Wissenschaft erinnert, welcher eine ganze Reihe ausgezeichneter Männer angehören, die von der Mitte des 12. Jahrhunderts an in Frankreich und Italien, dann im 13. Jahrhundert auch in Deutschland auftreten und sich dem furchtbar verderblichen Strom des mittelalterlichen Radikalismus und Liberalismus der Katharer entgegenwerfen; z. B. Eckbert von St. Florin, Rainer, Moneta, Bernhard von Fontcaude, Ermengard, Petrus der Ehrwürdige, der heil. Norbert u. s. w. Es ist hier noch ein reiches erkenntniß-theoretisches Material, welches so viel ich weiß, ebenfalls in der Geschichte noch nicht verwerthet ist. Es leuchtet in den zahlreichen Schriften dieser Männer die siegreiche Macht der christlichen Idee in einer Weise hervor, daß wir sehr wünschten, dieses Gebiet möchte in usum Delphini für unsere Gegenwart in einer kommenden Geschichte

der mittelalterlichen Philosophie auch Verwendung finden. Sogar Fr. Chr. Baur in seiner Kirchengeschichte des Mittelalters Tübingen 1861, S. 458 ff. läßt der siegreichen Kraft des christlichen Geistes dieser Periode Gerechtigkeit widerfahren, indem er auf den „trostlosen Zustand eines inhaltsleeren, verödeten und verwilderten“ Lebens hinweist, welchen die Principien des Liberalism im Gefolge haben, „um auf den Trümmern des positiven Christenthums dem Naturalism und Libertinismus den freiesten Spielraum zu verschaffen“; obwohl der gute Mann selber auf dem bodenlosen Schifflein der negativen Kritik mit vollen Segeln denselben Principien zusteuert, von denen er ein so schönes Bekenntniß ablegt.

Der zweite Band des Stöckl'schen Werkes, welchen wir trotz seines unverhältnißmäßig größeren Umfanges und seines, wie es uns scheint, auch in formeller Beziehung bedeutendern Werthes nur im Fluge zu betrachten genöthigt sind, umfaßt die Herrschaft der Scholastik. In kurzen und treffenden Zügen charakterisirt der Verfasser in der Einleitung die Stellung dieser Periode zur Philosophie überhaupt, und thut in schlagender Weise die noch fortdauernden Vorurtheile gegen diese Zeit ab. „Das Chaos magnum, welches man so lange Zeit zwischen die patristische und neuere Zeit hineinsetzte und mit der dichtesten Finsterniß ausstattete, erweist sich vor dem Forum der geschichtlichen Forschung als eine pure Lächerlichkeit, welcher bloß der Parteigeist oder die Unwissenheit einen Ernst unterschieben konnte.“

Hier geht Stöckl ganz richtig von dem Grundsatz aus, den er bei andern Partien seines Buches nicht immer so sorgsam anwendet: daß eine Thesis ohne ihre Antithesis nicht richtig verstanden werden könne. Er läßt darum, was wir ihm zum besondern Verdienste anrechnen, als Resultat mühesamer Studien eine ziemlich ausführliche Schilderung der arabischen Philosophie folgen, welche seit dem Aufleuchten des Halbmondes im Westen Arabiens mit dem Fanatismus der Wüstensöhne auch die rastlose Geistesenergie dieses Natur-

Volkes entzündete, so daß vom 10. bis 12. Jahrhundert an eine so reiche Geistescultur in Spanien gepflegt wurde, daß die Moslims den Christen zu Lehrern werden konnten.

Die ganze Geistesbewegung der aristotelischen Principien war unter den Arabern und Juden schon abgelaufen, ehe sie in den christlichen Geistern recht begann. Wir können besonders im 11. und 12. Jahrhundert die häufigen Klagen gegen die Gefahr der Verführung von dieser Seite und die Maßregeln der Kirche dagegen wohl begreifen; bis endlich mit dem „Suabian philosopher“, wie ihn der Christian Remembrancer 1865, April p. 318 nennt, oder wie ein altes Epitaph sagt, Flos Almanorum: nämlich Albertus Magnus der christliche Geist die Waffen des Gegners angethan, und diesem auf dem eigenen Boden entgegentrat. Der von Heiden und Juden erst heidnisch und jüdisch gemachte Zeuge der natürlichen Wahrheit, Aristoteles mußte so Stück für Stück wieder zurückerobert werden. Mit bloßem Negiren ist in der Wissenschaft nichts gethan. Von Juden und Heiden, einem Avicenna, Averroës haben Albert der Große und Thomas von Aquin gelernt, ohne ihrem „katholischen Bewußtseyn“ dadurch Eintrag zu thun. Die Wahrheit galt ihnen als das Erste wo sie auch zu finden war. Diese Pflicht scheint auch für uns zu gelten, alle Leistungen der Gegner nach dem Maßstabe in den Kreis der Forschung hereinzuziehen, als sie der Sache dienen.

Aus dem gewaltigen Kampfe des christlich-germanischen Geistes mit dem arabisch-maurischen ist die große und mächtige Geistesarbeit der Scholastik erwachsen. Die formelle Seite derselben, die Methode nämlich, die Art der Beweisführung, die Eintheilung in quaestio, distinctio, articulus, selbst das vielgeschmähte „barbarische“ Latein (z. B. quidditas haecceitas etc.) war durch die arabische Philosophie und die Leichtigkeit arabischer Sprachbildung bedingt. In neuester Zeit hat Hr. Steiner in seiner Schrift über die Mutaziliten neben Munk, und jüngstens Abt Haneberg über das Ver-

hältniß des Albertus zu Avicenna Aufschlüsse ertheilt. So weit ich mir in diesem Gebiete ein Urtheil zutrauen darf, hat Hr. Stöckl das vorhandene, uns zugängliche Material gut benützt und übersichtlich zusammengestellt.

Zuerst folgen die bedeutendsten arabischen Aristoteliker (II. S. 16—58): Alkendi, Alfarabi, Avicenna, die im Orient gelebt haben; darauf die Aristoteliker des Occidents Avempace, Avicebron, Averroës (S. 60 — 138); sodann kommen die arabischen Religionsphilosophen oder die Motakhallim und Mutazile S. 138—181; endlich die Grundzüge der jüdischen Philosophie des Mittelalters, die mit der arabischen im engsten Verkehr steht (Vergl. Göttinger gel. Anz. 1865. Nr. 35. S. 1373). Jetzt kommen erst die Repräsentanten der Scholastik im engern Sinn: Alexander von Hales (S. 317 ff.), Wilhelm von Auvergne (S. 326 ff.), Vincenz von Beauvais u. s. w. Fast zu kurz scheint mir der „Erzscholastiker" Alexander von Hales weggekommen zu seyn; es wäre hier vielleicht am Platze gewesen die genetische Entwicklung Alexanders aus der Schule der Victoriner klar zu machen, wodurch die peripatetische Methode des doctor irrefragabilis ihre eigenthümliche Modifikation erhielt. Hier hätte sich recht schlagend die Leerheit der Vorstellung von einer Kluft zwischen Scholastik und Mystik darthun lassen. Die systematische Begründung der formellen Scholastik des Lombarden erinnert an Hugo von St. Victor.

Die riesenhafte Geistesthätigkeit Alberts des Großen schildert der Verfasser mit frischen Farben (S. 356 ff.). Während der heil. Thomas in jüngster Zeit Gegenstand vielseitiger Untersuchungen und gelehrter Abhandlungen geworden, haben wir über den großen Lehrer desselben nur Eine Arbeit, die von Prof. Sighart. Ueber den Duns Scotus mangelt uns bis jetzt eine eingehende Monographie. Recensent weiß, daß bereits rüstig an einer solchen gearbeitet wird. Ueber Duns Scotus haben wir einige Punkte von Prof. Erdmann in den Jahrbüchern für deutsche Theologie;

Guizot erblickt nämlich „im Grunde aller historischen Erscheinungen zwei moralische Grundkräfte, Autorität und Freiheit, welche nothwendig coexistiren und die menschliche Gesellschaft abwechselnd beherrschen.“ Die eine ist ihm offenbar durch den Katholicismus, die andere durch den Protestantismus vertreten, und er der ihre Coexistenz als nothwendig erkennt, glaubt sich außerhalb der Parteien halten, beide vor Uebertreibungen und Einseitigkeiten warnen, beide zur Verträglichkeit ermahnen zu sollen. Dieser Standpunkt ist der Vieler, zum Theile der Besten unter den Gebildeten unserer Zeit. Schreiber dieses erblickt aber darin nur einen gefährlichen Irrthum, ja einen der schlimmsten Irrthümer, unter welchen die Gegenwart leidet, und darum glaubt er den Brief, den ihm der Eifer für die gute Sache und zugleich die Liebe zu dem ehrwürdigen Guizot eingegeben, hier in deutscher Uebersetzung mittheilen zu sollen. Mögen die gut gemeinten Worte dort und da eine gute Stätte finden!

An Herrn Guizot, Mitglied der französischen Akademie, in seinem Schlosse Val Richer.

Mein Herr!

Soeben habe ich Ihre Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der christlichen Religion gelesen. Sie behandeln die Frage darin in jener breiten und großartigen Manier die alle Ihre Schriften kennzeichnet, und als einstiger Mitarbeiter des Avenir und des Correspondant fühle ich mich gedrungen Ihnen dafür zu danken, und Ihnen meine Bewunderung und Verehrung auszusprechen wegen der Höhe Ihres Geistes, der Unabhängigkeit Ihres Charakters und Ihrer warmen und standhaften Liebe zur Wahrheit.

Sie betrachten aus einem erhabenen Standpunkt „den Kampf der beiden moralischen Grundkräfte, der Autorität und der Freiheit, die nothwendig coexistiren und abwechselnd die menschliche Gesellschaft beherrschen.“ Sie sehen die Sache der

Ursache einer ganz zwecklosen Polemik geworden. Wenn auch Stöckl bezüglich des Aquinaten nichts Neues bietet, so hat er doch das durch Werner, Liberatore, Kleutgen, Morgott u. A. Gebotene gut dargestellt. Vielleicht hätte ihm ebenso wie die trefflichen Abhandlungen Morgott's in den Programmen des b. Lyceums Eichstätt, so auch ein Programm des Dillinger Lyceums von Prof. A. Schmid über die Gewißheitslehre des Thomas und Duns Scotus manchen Punkt in neuem Lichte erhellt. Besonders trefflich finde ich endlich bei Stöckl die Schöpfungstheorie des heil. Thomas geschildert (S. 543 ff.).

Nach dem heil. Thomas werden dessen Zeitgenossen, Heinrich von Gent (S. 734), Richard Middleton (S. 758) auf welchen besonders D. Scotus viel hält, behandelt; ebenso Gottfried von Fontaines, Aegidius Lessinensis, dessen Tractatus de unitate formae erst in jüngster Zeit durch Haureau (T. II. p. 250) bekannt wurde. Dieser Traktat scheint mir deßhalb von Bedeutung zu seyn, weil er den Uebergang des thomistischen Realismus zu der eigenthümlichen Fassung welche bei Duns Scotus ausgesprochen ist und den Namen Formalismus trägt, klar andeutet. Die Lehre Heinrichs von Gent von der materia separata scheint mir ein Abfall von der spekulativen Höhe des thomistischen Systems zu seyn (S. 748), welchen metaphysischen Boden des heil. Thomas die späteren Thomisten fast ganz verlassen haben.

Wir erkennen mit Vergnügen an, daß Stöckl zum erstenmale das Gegenseitigkeitsverhältniß dieser Systeme als die Frucht angestrengter und ausgedehnter Studien uns bietet. So zeigt Stöckl wie schon bei Richard von Middleton in der Verhältnißbestimmung des Allgemeinen zum Besonderen das verständige Räsonniren über die spekulative Tiefe das Uebergewicht erhält (S. 763 ff.). Das reale Verhältniß Gottes zur Welt wird hier schon zu einem respektiven (respectus rationis).

Wir übergehen die Nachzügler der Thomistenschule, Aegidius Colonna, Gottfried von Fontaines, Siger von Brabant,

welchen wir für identisch mit Sigierius, dem Lehrer des Dante Alighieri (Parad. X. 136) halten. Auch dem Dichter-Philosophen Dante hätten wir ein Plätzchen gegönnt unter den Schülern des Thomas von Aquin. Die divina commedia ist der großartigste Commentar des Thomas von Aquin; und Dante's Convito ein wahrhaft philosophisches Buch, das erste Moment einer nationalen Philosophie der Italiener, wie für uns der Meister Eckhart als der erste Begründer einer deutschen Philosophie gilt. Nicht bloß die Italiener z. B. Conti, Tommaseo u. A., sondern auch die Franzosen z. B. Ozanam, unter den Deutschen Ritter, Erdmann, Philalethes, Witte sind dieser Ansicht.

Wenn bei Gottfried von Fontaines (S. 775) das Princip der Individuation in den Schöpferakt Gottes gesetzt ist, so ist er darum noch nicht Nominalist; weil ihm dieser actus eine reale Willens- und Wesensenergie Gottes ist, in welcher der Grund der essentia und existentia der Welt ist.

Es ist eine der schwierigsten Aufgaben, welcher sich S. 780 ff. der Verfasser unterzieht, nämlich das System des großen Gegners des heil. Thomas, des D. Scotus klar zu entwickeln. Mit Recht bemerkt Hr. Stöckl, daß uns die Geisteskraft dieser Männer als eine riesenhafte erscheint. War bei Thomas der intellectus, so ist bei D. Scotus der Wille nach der Seite des Objektes und Subjektes der Philosophie Princip. Und dieser Wille wird nicht selten in polemischem Eifer gegen die von Thomas als Gesetz der Wissenschaft behauptete Nothwendigkeit der Vernunft (weil nämlich alles Denken davon ausgeht, daß Vernunft, also ein logisches Gesetz in den Dingen zu finden ist) — so sehr urgirt, daß der Wille Gottes als vernunftlose endliche Willkür erscheint. Nach dieser Seite ist D. Scotus trotz seines extremen Realismus oder Formalismus Vorgänger der späteren Nominalisten, wie wir das an Durandus von St. Porçain und vor Allem an Occam sehen.

Das einheitlich versöhnende Band zwischen Philosophie

und Theologie fängt an locker zu werden, und der erste Schritt zur Behauptung des Pomponatius, daß etwas in der Theologie zugleich wahr und in der Philosophie falsch seyn könne, ist gethan. Daher die Ueberspannung des Unterschiedes zwischen natürlichem und übernatürlichem Wissen, wie sie z. B. Opp. oxon. l. III. dist. 2. qu. 1, 6. 13 hervortritt. Auf diesem Wege kommt schon D. Scotus zu excessiven Sätzen, z. B. daß die Allmacht Gottes, die Unsterblichkeit der Seele durch Vernunftgründe nicht bewiesen werden können, welche in neuester Zeit die kirchliche Reprobation erfahren haben.

Mit Uebergehung der übrigen Thomisten und Scotisten, deren man eine Legion nennen könnte, erwähne ich nur des Bonaventura, des Mystikers unter den Scholastikern (S. 880 ff.). Sein itenerium mentis ad Deum möchten wir wahrhaft jedem Denkenden empfehlen.

Durch Roger Bacon (S. 915 ff.) wird endlich eine ganz neue Form mittelalterlichen Denkens eingeführt, nämlich die empirisch exakte. Ein Engländer mußte es seyn der dem Greifbaren solche Rechte in der Philosophie verschaffte, daß heutzutage die Engländer fast nur mehr die Wissenschaft des Greifbaren als Philosophie ansehen. Die Physik, Technik, Mechanik, ja sogar landwirthschaftliche Schriften führen heutzutage dort den Namen „philosophical study". Wir müssen uns staunen, mit welcher Originalität und seltener fast abenteuerlicher Kraft Roger ganz neue Wege fast nach allen *Seiten hin* wandelt; wie er sein Vermögen und seine Freiheit, ja sein Leben opfert, um Reformator an der Scholastik zu werden. Roger hat daher immer von akatholischer Seite als „Vorläufer der Reformation" gegolten, an welcher er ganz unschuldig ist. In neuester Zeit hat eine Abhandlung in der Gelzer'schen Monatschrift wieder daraus Capital gemacht.

Vielleicht noch interessanter durch seine Eigenthümlichkeit als der Engländer Roger ist der heißblütige Spanier Rai-

mundus Lullus (S. 924 ff.), der durch seine ars magna mit Einem Schlag Heiden, Juden und Mahomedaner von der Unvernünftigkeit ihrer Religion überführen will. Er hat selber zuerst die Hefe der „liberalen" Aufklärung seiner Zeit getrunken, wie sie damals durch den Averroismus verbreitet war. Kaum bekehrt tritt er gegen diese Zersetzung mit dem Muthe eines Märtyrers auf. Mit einem glühenden Eifer sucht er dreimal den Martyrertod unter den Moslims, und durch all diese Stürme steht er ungebrochen noch im hohen Greisenalter da wie Cid der alte Campeador. Alle Mysterien des Christenthums will er apodiktisch aus der Vernunft beweisen. Ehe man ihn schon deßhalb verdächtig hält, sollte man, meine ich, beachten, gegen wen er spricht. Erdmann in seinem Grundriß der Geschichte der Philosophie, Berlin 1866 I. 377 hat sich's besonders angelegen seyn lassen, den innern Zusammenhang der Lehre des Lullus klar zu machen.

Wir verweisen für das Folgende die geehrten Leser auf die eigene Darstellung des Hrn. Verfassers; so bezüglich des Wilhelm Occam (S. 973), des durch seinen „Esel" berühmten Buridan (S. 1023), der Realisten Walther Burleigh (S. 1041), des Marsilius von Inghen, des christlichen Natur-Philosophen Raimund von Sabunde (S. 1055), obwohl wir uns etwas überwinden müssen, bezüglich des letztern nicht ein paar Bedenken zu äußern.

Wenn aber Hr. Stöckl den Gerson, soweit dessen Erkenntnißtheorie in Frage kommt, als „Realisten" darstellen möchte (S. 1079), so glauben wir, es werden dazu die Meisten die das fast sklavische Wiederholen der Theorie Occams bei Gerson kennen, den Kopf schütteln, vor allen der gründliche Historiker Gersons, Prof. Schwab. Wenn man die Theorie Occams als Realismus darstellen will, haben wir doch zu fragen, was man dann unter Nominalism verstehen soll? Die Erkenntnißlehre des heil. Thomas und die des Gerson für identisch zu halten, das setzt viel guten Willen voraus, den Recensent nicht besitzt. Dagegen ist die Psychologie

und theoretische Mystik Gersons kurz und einleuchtend dargethan.

Zum Schlusse des zweiten Bandes werden noch die deutschen Mystiker geschildert (S. 1095 ff.). Es finden sich, bemerkt der Verfasser, „in den Schriften dieser Mystiker oft die herrlichsten Gedanken, die tiefsinnigsten Betrachtungen über die Geheimnisse des Christenthums, und eine Kenntniß des christlichen Lebens nach allen seinen Beziehungen deren Tiefe und Reichhaltigkeit wahrhaft Bewunderung verdient“ (S. 1096). Gleichzeitig aber mit dieser Bewunderung macht sich bei dem Verfasser auch die Verwunderung als ein unheimliches Gefühl geltend, welches ihm wie wir schon bei Erigena bemerkt haben, die rechte Ruhe des Geistes zu rauben scheint, um sich diese wundersamen Bauten deutschen Geistes so recht ruhig zu besehen. Jeden Augenblick fühlt man es, wie eine gewisse Unbehaglichkeit ihn beschleicht, welche man mit dem Gefühle des Schwindels vergleichen mag, das Manche auf hohen Punkten befällt. Die deutsche Mystik ist ihm eine „schlüpfrige Bahn“ (S. 1097), auf welcher diese Männer immer „hin- und hergleiten“ und bei jedem Schritt „in Pantheismus fallen müssen“, obwohl „sie nicht wollen“. Ja die Mystik ist ihm überhaupt „ein an sich schon so schlüpfriger und gefährlicher Pfad“, daß „furchtbare Irrthümer daraus erwachsen sind“ (S. 1147).

Soviel wir nun wissen hat die Aftermystik dieser Zeit allerdings solche Irrthümer aufzuweisen, z. B. bei den Brüdern und Schwestern des freien Geistes; aber bei Stöckl wird es nicht recht klar, daß gerade diejenigen Männer welche man die deutschen Mystiker nennt, die entschiedensten Gegner und die gründlichsten Widerleger dieser falschen Mystik waren; ja nicht selten schiebt er diesen selber die Irrthümer die sie widerlegt, in die Schuhe. Wenn z. B. Eckhart bemerkt: Gott sei die Güte selber, aus der Natur dieser Güte oder freien Liebe folge aber nothwendig, daß Gott die Werke dieser Güte wirken müsse, insofern eben Gott selber die Liebe ist,

so ist das allerdings leicht mißzuverstehen, wenn man den Gedanken aus seinem Zusammenhange reißt. Stöckl sieht in diesen ganz unverfänglichen Sätzen die „Nothwendigkeit der Schöpfung" im Sinne der moralischen necessitas behauptet, also puren Pantheismus. Als ob Eckhart damit die Freiheit Gottes läugne, während gerade die „Güte" nichts anders als die thätige Freiheit ist. Weil das nun der Verfasser übersieht, ist ihm „die pantheistische Zusammenziehung des göttlichen und geschöpflichen Seyns in Ein Seyn dem Wesen nach unvermeidlich." Nun hat aber das deutsche Wort „Wesen" keineswegs die Bedeutung der scholastischen substantia, sondern des esse. Gott allein heißt „Wesen", weil er allein der aus sich Seyende, das reine Seyn (actus purus) ist. Dieses göttliche Wesen ist aber substanziell von allem Geschöpflichen unterschieden, weil es allein aus sich ist, alle Geschöpfe aber aus Gott, welche Geschöpfe „aus Nichts" geschaffen. Wo ist da die „pantheistische Zusammenziehung"? Trotzdem Eckhart hundertmal wiederholt, daß das göttliche Wesen mit den Geschöpfen nicht unter dasselbe genus falle, also sich nicht zu ihnen wie das Ganze zu den Theilen, oder wie das Allgemeine zum Besondern verhalten kann, und solche die das thun „unvernünftige Menschen" nennt, die eine „fleischliche", d. h. sinnliche Vorstellung von dem jenseitigen Wesen Gottes hätten: findet Hr. Stöckl gerade darin „das pantheistische Princip entschieden angelegt" (S. 1100).

Recensent fühlt sich keineswegs berufen etwa zum Apologeten dieser deutschen Mystiker zu werden, oder etwa gar die von der Kirche censurirten Sätze Eckhart's in Schutz zu nehmen; nur möchte er darauf aufmerksam machen, daß die Censur der bekannten Sätze keine Reprobation des Systems ist, sondern im Gegentheil verbietet, daraus falsche Consequenzen zu ziehen, indem die Bulle ausdrücklich behauptet, daß sogar die reprobirten Sätze mit der nöthigen Erklärung versehen „einen katholischen Sinn haben" (Harzheim Conc. Germ. Saec. XIV. T. IV. p. 631). Wir meinen, wenn man

über die Bedeutung und den Sinn dieser Richtung in's Klare kommen will, darf man sie nur aus ihrer Geschichte fassen, aus den Gegensätzen die hier vorlagen: ebenso gut man die Scholastik aus den ihr vorliegenden Gegensätzen erst recht verstehen kann, wie das Hr. Stöckl ganz richtig dargelegt, hier aber unterlassen hat. Darum steht die deutsche Mystik überhaupt vor ihm als ein Gespenst da, und seine „Bewunderung“ ist in der That ein psychologisches Räthsel. Wenn Kleutgen (Theologie der Vorzeit III. S. 836) ganz richtig bemerkt: „werden wir denn auch bei ausgezeichneten Schriftstellern der Kirche in jeder Frage vollständige Genauigkeit erwarten?“ so möchten wir diesen Grundsatz auch hier anwenden. Für die Geschichte der Philosophie gilt keine Erscheinung mehr oder weniger, als die Gründe gelten, nach welchen ihr eine Stellung in dem Ganzen gebührt. Wir halten darum ebenso die „Entschuldigung“ des einen oder des andern Autors für überflüssig, als die beschuldigende Consequenzmacherei bei dem andern. Auch scheint uns einem Einzelnen kein Recht zuzustehen gegen die ausdrückliche Erklärung der Kirche einzelne Erscheinungen der christlichen Wissenschaft zu verurtheilen, weil er einen anderen Standpunkt einnimmt. Ebenso richtig aber muß auch bemerkt werden, daß dieses Gebiet nur für Wenige ist; daher lesen wir fast vor jedem Traktat überall die Warnung, daß derlei Dinge nicht für die „einfältigen Laien“, sondern für geistige Menschen sich ziemen, weil sonst das Mißverständniß zu leicht möglich ist.

Recensent will noch zum Schlusse die aufrichtigsten Aufschlüsse geben, warum er hier wieder im Interesse der Sache seine abweichende Meinung ausgesprochen; deßhalb, weil wir Katholiken auch hier noch Manches nachzuholen haben. Seit Flacius Illyricus wurde es auf Seite der Protestanten Mode, um Alles in der Welt testes veritatis, oder mit Ullmann zu reden „Reformatoren vor der Reformation“ zu haben. In dieses Register der „Reformatoren“ wurden auch die deutschen

Mystiker verzeichnet, und es fehlt nicht an der Gutmüthigkeit von Seite mancher Katholiken, das noch heute nachzusprechen und die deutsche Mystik als Hauptursache der Reformation zu betrachten. Daher nun kommen sonst tief sehende Männer über Vorurtheile nicht hinaus, die thatsächlich eben nur der Sache selber schaden. Die gute Sache darf aber wegen der Möglichkeit des Mißbrauchs nicht schlecht genannt werden.

Zum Schlusse endlich glaubt Recensent, statt die nicht häufigen Druckfehler zu verzeichnen, den Wunsch aussprechen zu dürfen, der Hr. Verfasser möge dem dritten Bande ein Sach- und Namenregister beifügen; ebenso wäre zur größeren Handsamkeit eines Werkes wie das vorliegende ist, das eine solche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen bietet, vielleicht eine Ueberschrift am Kopfe der Seiten, welche den behandelten Punkt bezeichnet, zu wünschen.

Zu unserer freimüthigen Besprechung, welche wir nicht bloß im Interesse der Sache, sondern auch des geehrten Hrn. Verfassers für geboten hielten, brauchen wir nicht noch die volle Anerkennung der seltenen Arbeitskraft hinzuzufügen, wie dieselbe sich von selber jedem Kundigen zeigt. In manchen Gebieten mußte sich der Verfasser den mühsamsten Detailstudien unterziehen, um daraus verhältnißmäßig kurze Resultate zu gewinnen. Die Darstellung hält sich mit den genannten seltenen Ausnahmen rein objektiv und ohne Polemik; und es ist damit sicher ein tüchtiger Schritt gethan zu einer richtigen Würdigung der Zeit die mitten in unserer Gegenwart, ohne daß wir uns dessen bewußt sind, fortwirkt.

II.

Liberalen Katholiken und conservativen Protestanten zur Beherzigung.

Der berühmte Gelehrte und Staatsmann Guizot hat kürzlich unter dem Titel: „Betrachtungen über den gegenwärtigen Stand der christlichen Religion", ein äußerst interessantes Werk veröffentlicht, worin er zuerst das Wiedererwachen und die Fortschritte des kirchlichen Lebens in Frankreich seit dem Concordate von 1801 schildert, dann aber die dem Christenthum entgegenstehenden Lehrsysteme und Meinungen prüft Guizot ist Christ durch und durch und beurtheilt, obwohl Protestant, die auf katholischem Gebiete hervorgetretenen Erscheinungen und damit zusammenhängenden Persönlichkeiten mit einer Billigkeit, ja mit einer Einsicht, daß man oft staunen muß und sich unwillkürlich fragt, wie es möglich ist, daß dieser Mann dem das religiöse Leben so warm am Herzen liegt, noch außerhalb der Kirche stehe?

Diese Frage hat sich u. A. Schreiber dieses, der einst auch Mitarbeiter des französischen Avenir und des Correspondant war, gestellt und er glaubt, die Antwort darauf im Buche selbst gefunden zu haben.

Guizot erblickt nämlich „im Grunde aller historischen Erscheinungen zwei moralische Grundkräfte, Autorität und Freiheit, welche nothwendig coexistiren und die menschliche Gesellschaft abwechselnd beherrschen.“ Die eine ist ihm offenbar durch den Katholicismus, die andere durch den Protestantismus vertreten, und er der ihre Coexistenz als nothwendig erkennt, glaubt sich außerhalb der Parteien halten, beide vor Uebertreibungen und Einseitigkeiten warnen, beide zur Verträglichkeit ermahnen zu sollen. Dieser Standpunkt ist der Vieler, zum Theile der Besten unter den Gebildeten unserer Zeit. Schreiber dieses erblickt aber darin nur einen gefährlichen Irrthum, ja einen der schlimmsten Irrthümer, unter welchen die Gegenwart leidet, und darum glaubt er den Brief, den ihm der Eifer für die gute Sache und zugleich die Liebe zu dem ehrwürdigen Guizot eingegeben, hier in deutscher Uebersetzung mittheilen zu sollen. Mögen die gut gemeinten Worte dort und da eine gute Stätte finden!

An Herrn Guizot, Mitglied der französischen Akademie, in seinem Schlosse Val Richer.

Mein Herr!

Soeben habe ich Ihre Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der christlichen Religion gelesen. Sie behandeln die Frage darin in jener breiten und großartigen Manier die alle Ihre Schriften kennzeichnet, und als einstiger Mitarbeiter des Avenir und des Correspondant fühle ich mich gedrungen Ihnen dafür zu danken, und Ihnen meine Bewunderung und Verehrung auszusprechen wegen der Höhe Ihres Geistes, der Unabhängigkeit Ihres Charakters und Ihrer warmen und standhaften Liebe zur Wahrheit.

Sie betrachten aus einem erhabenen Standpunkt „den Kampf der beiden moralischen Grundkräfte, der Autorität und der Freiheit, die nothwendig coexistiren und abwechselnd die Gesellschaft beherrschen.“ Sie sehen die Sache der

Autorität ernstlich gefährdet und glauben, wenn ich recht verstanden habe, das Mittel, sie wiederherzustellen, bestehe darin der Freiheit alle Rechte einzuräumen, die sie verlangt.

Ich weiß nicht, aber mich dünkt, die Frage lasse sich noch mehr vereinfachen. Ich für meine Person, ich sehe nur eine Sache, eine einzige, für die hienieden zu kämpfen vor Allem gerecht und edel ist. Das ist die Sache Gottes, die Sache des Christenthums. Diese ist zugleich die Sache der Autorität und der Freiheit, welche beide von Gott kommen. Die Sache der Autorität ist die Sache Gottes in der Kirche; die Sache der Freiheit ist die Sache Gottes im Staate. Diese Sache ist die der Autorität in der Kirche, weil wir von Gott und seinem wahren Verhältniß zu uns nichts wissen außer durch die Offenbarung und diejenigen, welche Gott auserwählt hat, um dieselbe an uns gelangen zu lassen. Es ist die Sache der Freiheit im Staate, weil in den Angelegenheiten dieser Welt das Gewissen die einzige Schutzwehr des Schwachen gegen den Starken, des Einfältigen gegen den Schlauen ist. Das ist die Betrachtung, die sich mir aufgedrängt hat beim Lesen Ihres Buches und sie ist es, die ich Ihrer Erwägung empfehlen möchte.

Das Gewissen ist der Widerhall der Stimme Gottes in der Seele des Menschen, der Widerschein des göttlichen Richters in unserer Vernunft, das Gefühl der Harmonie oder Disharmonie, der Ordnung oder Unordnung in der Bethätigung unserer Fähigkeiten. Das Gewissen kann geschwächt, kann verdunkelt, kann gefälscht werden. Es entwickelt sich in uns mit der Idee Gottes und erlischt mit dem Glauben. Und wenn das Gewissen in den Massen erloschen ist, dann ist es um die Freiheit geschehen. Die Völker, die sie genossen haben, werden noch eine Zeitlang darnach dürsten; aber ohne das Gewissen als Grundlage und als Regel kann sie unmöglich bestehen, und nach einigen fruchtlosen Anstrengungen, um sie wieder herzustellen, werden die Völker endlich in der Entmuthigung einschlummern.

Was ist die Freiheit? Es ist die Macht, die der Mensch über sich selbst hat durch die Vernunft. Aber die Vernunft ist nur das Organ zur Erkenntniß der Wahrheit und wir sind nur ver-

nünftig, insoferne unsere Gedanken mit der Wahrheit übereinstimmen. Daher ist die Freiheit in der That nichts anderes als die Macht, die wir über uns selbst haben durch die Erkenntniß und Liebe der Wahrheit. Wie könnten wir also frei seyn, wenn wir, unser Gewissen unterdrückend, dem Glauben entsagen? Um die Sache der Freiheit triumphiren zu machen, muß man also das Gewissen aufrecht halten und pflegen durch die Autorität.

Wer für die Freiheit Partei nimmt in Sachen der Religion, der arbeitet, ohne daran zu denken, dem Despotismus in die Hände in Sachen der Politik. Das beweiset die Erfahrung bis zum Uebermaß seit mehr als dreihundert Jahren. Wo ist also Ihr Platz heut zu Tage, Herr Guizot? Als Staatsminister wurden Sie beschuldigt, Sie verriethen die Freiheit aus Liebe zur Autorität. Als Protestant haben Sie den Anschein, als opferten Sie die Autorität und mit ihr die geoffenbarte Wahrheit Ihrer Liebe zur Freiheit. Sie waren stets bis jetzt in einer falschen Stellung: treten Sie heraus! Das ist der innigste Wunsch Ihres

gehorsamen Dieners
der Sie verehrt und liebt.

J. d. 4. Juni 1866.

III.

Politische Gedanken vom Oberrhein.

Der heutige Liberalismus zunächst im südwestlichen Deutschland.

II. Die Liberalen in Preußen; deren Erfolge; der sog. Verfassungs-Kampf.

In allen deutschen Landen konnten nun die Liberalen ihre Thätigkeit entwickeln; sie hatten Stellungen und Einfluß in den Regierungen, wie in den Vertretungen gewonnen; in jeglichem Verhältniß arbeitete wissend oder unwissend ein Jeder nach den Vorschriften des allgemeinen Planes und deßhalb war eine vollkommene Uebereinstimmung in den Bestrebungen grundverschiedener Menschen, die gegenseitig in keinen unmittelbaren Beziehungen stunden. Diese Arbeit der Liberalen hatte freilich nirgends die raschen und die entschiedenen Erfolge welche sie in Baden gewonnen, und auch dieses wäre mit seinem Regierungssystem vereinzelt geblieben, wenn nicht die inneren Zustände der beiden Großstaaten sich zu Gunsten der Liberalen gestellt hätten.

In Preußen war die Lehre und das Wesen des Liberalismus in die sog. mittleren Classen, besonders in die Städte gedrungen und die Beamten in großer Zahl theilten die Auffassungen der Partei, denn sie waren gewöhnt an die straffe Concentrirung einer weit ausgedehnten Staatsgewalt,

wie das System der Liberalen eine solche verlangt. Der Charakter des Militärstaates und die Machtvollkommenheit des „obersten Kriegsherrn“ hatte die preußische Regierung bisher nicht gehindert mit dem Liberalismus in manchen Dingen zu liebäugeln; jetzt aber hatte die neue Aera sich offen zu diesem gewendet. In seiner berühmten Ansprache hatte der Regent wahrhaft freisinnige Grundsätze ausgesprochen. Er wollte dem Bürger Recht und Freiheit gewähren; er anerkannte die Grenzen der königlichen Macht und es war ihm Ernst mit seinen Erklärungen, wenn auch manche wohl nur für den Beifall der Liberalen gefaßt waren. Mit den religiösen Verhältnissen hatte der Regent den empfindlichsten Theil des gesellschaftlichen und des staatlichen Lebens berührt, und er hatte es mit keiner Partei verdorben, denn im rechten Sinne genommen war es ganz in der Ordnung wenn er sagte: man dürfe die Religion nicht „zum Deckmantel politischer Bestrebungen machen“, zwischen beiden christlichen Confessionen „müsse eine mögliche Parität obwalten“, die Heuchelei und die Scheinheiligkeit müsse entlarvt und die katholische Kirche gehindert werden an jeglichem Uebergriff über die Rechte, welche ihr von der Verfassung gewährt sind. Die Liberalen deuteten diese Worte nach ihrem Sinn und sie kümmerten sich wenig darum, daß der hohe Herr aussprach: „er hoffe, daß man das Beispiel des Kirchenbesuches um so besser geben werde, als man höher in dem Staate gestellt sei.“

„In Deutschland“, sagte der Regent, „muß Preußen moralische Eroberungen machen durch weise Gesetzgebung, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifen von Einigungsmomenten, wie der Zollverein ist, der indeß einer Reform wird unterworfen werden müssen; die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist.“ Auch in diesen Worten lag enbar ein Ausdruck des rechtlichen Sinnes; die Liberalen nden aber unter den moralischen Eroberungen ihren

Beifall und ihre Sympathien und unter dem Recht ihre Herrschaft, festgestellt durch eine parlamentarische Regierung in Preußen und gehalten durch dessen Macht. Die Liberalen haben von jeher jedes Mittel des Zwanges gebilliget, wenn dieser für ihren Vortheil ausgeübt wurde; und wenn ihnen die Früchte der „moralischen Eroberungen" zufielen, so würden sie den Gebrauch von Bajonetten und Kanonen vollkommen gerechtfertigt finden. Preußen mit seiner neuen Aera hat wohl augenblicklichen Beifall und vorübergehende Sympathien gewonnen, aber andere „moralische Eroberungen" hat es nicht gemacht, und als wenige Monate nach der feierlichen Erklärung des Regenten ein furchtbarer Rechtsbruch durchgeführt wurde, da hat man wohl die freie Hand, aber keine That für den Schutz des internationalen Rechtsstandes gesehen.

Fast gleichzeitig mit der Schlacht von Solferino und dem Frieden von Villafranka übernahm der Graf Schwerin das Ministerium des Innern und mit dieser Ernennung sah die Partei die vollkommene Feststellung der neuen Aera in Preußen. Wurden die sehr überspannten Erwartungen auch nicht erfüllt, so konnten die Liberalen nun doch eine zusammenhängende Thätigkeit entwickeln; sie konnten ihrer Gesinnung thatsächliche Geltung verschaffen und bald kam es dahin, daß man des Volkes Heil in dem Ausdruck dieser Gesinnung suchte. Der Regent wollte die Verfassung heilig halten; er wollte gerechte Rechnung tragen den gegründeten Forderungen der Zeit und ihren Bedürfnissen; aber er wollte auch die Ueberlieferungen des Königthumes ehren; er wollte das monarchische Princip in voller Geltung erhalten; er wollte die Macht und das Ansehen des „legitimen Staatsoberhauptes" schützen und wahren. Dadurch gerieth die Regierung in Widersprüche, ihr Gang wurde schwankend und die Liberalen arbeiteten mit immer größerer Keckheit; denn sie wußten gar wohl, daß die Wahrscheinlichkeit des Erfolges sich für sie stellt immer und überall, wo die höchste Gewalt nicht in fester Richtung ausgeübt wird.

Die Sachen gingen in Preußen, wie sie überall gehen. Das „constitutionell-monarchische" Ministerium wurde durch seine Mehrheit in den Kammern getäuscht; es sah nicht oder wollte nicht sehen, daß die äußersten Liberalen, Fortschritts-Männer oder Radikale, eine so ruhige Haltung bewahrten und ihre Forderungen so mäßig stellten, um durch billige Zugeständnisse allmählig Boden zu gewinnen. Um sich die Mehrheit in den Kammern zu erhalten unterstützte dieses Ministerium alle die Bestrebungen, welche im Sinne der „gemäßigten" Liberalen gemacht wurden und es offenbarte thatsächlich seine Abneigung gegen die Männer, welche mit weiterem Blick das letzte Ziel dieser Bestrebungen und den eigentlichen Charakter der Bewegung erkannten. Die Heeres-Organisation mit 3,900,000 Thalern Mehraufwand (vorgelegt 10. Februar 1860) fand die liberale Partei zu einem ernstlichen Widerstand hinreichend erstarkt, aber auf diesem und auf dem Landtag des folgenden Jahres wurde noch eine Art Abkommens mit der Regierung getroffen. Nach dem Schluß dieses Landtages war die Wahlbewegung bekanntlich sehr lebhaft. Die Fortschrittsmänner hielten nicht mehr zurück; ihnen stunden jetzt noch andere Parteien gegenüber, aber sie gewannen den Sieg. Das Einschreiten gegen die Tagespresse, die Beschlagnahme vieler Flugblätter der liberalen Partei und alle die Polizeimaßregeln steigerten nur die Bedeutung und die Wichtigkeit der Bewegung, und das Gebahren von Militärs in Magdeburg, in Krotoschin waren nicht geeignet die Gemäßigten günstiger für die bedeutende Erhöhung der Ausgaben der Kriegsverwaltung zu stimmen.

Als Wilhelm I., am 18. Oktober 1861 in Königsberg gekrönt, in den ersten Tagen des folgenden Jahres (14. Jan. 1862) den Landtag in Person eröffnete, da sprach er die Hoffnung aus, daß der gesteigerte Ertrag verschiedener Einnahmszweige einen erheblichen Theil des Mehraufwandes decken werde, welcher durch die Heeresorganisation veranlaßt worden sei, und daß eine weitere Steigerung der Einnahmen

die Mittel gewähre den Zuschuß zu vermindern welchen die Reform des Heeres erfordert, und daß daher eine Verminderung des Staatsschatzes im laufenden Jahre nicht eintreten werde. „Bei der Feststellung", erklärte der König, „des für die reorganisirte Armee erforderlichen finanziellen Bedarfs sind die Rücksichten strengster Sparsamkeit beachtet worden. Eine weitere Ausdehnung derselben würde die Schlagfertigkeit und Kriegstüchtigkeit des Heeres, folglich dessen Lebensbedingungen und damit die Sicherheit des Vaterlandes gefährden."

Die Frage der Heeresorganisation war nicht mehr eine einfache Geldfrage. Die preußische Verfassung (§. 99) bestimmt, daß alle Einnahmen und Ausgaben des Staates für jedes Jahr zum Voraus veranschlagt, auf den Staatshaushaltungs-Etat gebracht und dieser alljährlich durch ein Gesetz festgestellt werden müsse. Der preußische Staatshaushaltungs-Etat, wie er den Kammern bisher vorgelegt wurde, enthielt aber nur große allgemeine Ansätze ohne weitere Entzifferung. Ueber diese großen Ansätze des Etats konnten die Ministerien nach ihrem Ermessen verfügen, und sie waren nur an die Einhaltung der betreffenden Gesammtsummen gebunden. War nun der Antrag zur „Spezialisirung" der großen Ansätze des Etats auch nicht durch den Wortlaut der Verfassung begründet, so hat er doch nur die Erfüllung einer Bedingung gefordert, ohne welche eine Controle der Staatsausgaben eine Unmöglichkeit ist. Das Haus der Abgeordneten wollte sich nicht mit der bisherigen Aufstellung des Budgets für das folgende Jahr begnügen; es wies das Entgegenkommen der Regierung zurück und indem es die Entzifferung des Budgets für das laufende Jahr verlangte, hatte es ein entschiedenes Mißtrauensvotum gegen die bestehende Regierung beschlossen. Der König genehmigte nicht den Rücktritt seiner Minister, er beschloß die Auflösung des Hauses der Abgeordneten.

Die neue Organisation des Heeres war a[illegible] ihrem Anfang keineswegs eine bloße Geldfrage gew[illegible]

stellte, wie sehr man das auch zu läugnen bestrebt war, die Landwehr in Frage welche dem Volke drückend und dem großen Heeresdienste vielleicht nicht zweckmäßig, aber immerhin die Einrichtung war welche sich eng mit dem Ruhm der preußischen Waffen verknüpfte. Was wirklich eine Geldfrage hätte seyn können, das hatte in der That die Regierung selbst zu einer Principienfrage gemacht. Damit aber war Niemand besser gedient als den Liberalen, welche mit vollem Recht in dem Budget die Grundbedingung der parlamentarischen Macht erkannten. Die Fortschrittsmänner aber waren entschieden im Vortheil, als der Principienstreit gesteigert wurde zu einem wirklichen Verfassungsstreit.

Wenn der König in seinem Erlaß vom 19. März 1862 zur Anordnung der Wahlen dem neugebildeten Zwischen-Ministerium Hohenlohe auch wieder das Programm der neuen Aera vom J. 1858 als Vorschrift für den Gang seiner Politik vorlegte und wenn er in diesem Erlaß aussprach, daß in „weiterer Ausführung der bestehenden Verfassung die Gesetzgebung und Verwaltung von freisinnigen Grundsätzen ausgehen solle", so konnte das die offenbar günstige Stellung der Liberalen nicht ändern. Immer mehr sahen selbst besonnene Männer in dem Streit zwischen der Regierung und dem Haus der Abgeordneten einen Kampf für die Verfassung. Die Maßnahmen des Ministeriums, dessen Eingriffe in die Freiheit der Wahl steigerten die Erbitterung bis zu thatsächlichen Unruhen und die Liberalen bildeten wieder die überwiegende Mehrheit in dem Haus der Abgeordneten. Die Rede des Prinzen von Hohenlohe-Ingelfingen bei der Eröffnung des Landtages vom 19. Mai 1862 behandelt die schwebende Frage offenbar wieder als eine Geldfrage, und nicht besonders will damit die weitläufige Erklärung übereinstimmen welche das Staatsministerium dem Hause der Abgeordneten während der Verhandlungen über die Adresse vorgelegt hat. In diesem Aktenstück erklärte die höchste Regierungsbehörde: sie erachte es „als ihre unerläßliche Pflicht

die Rechte der Krone mit Entschiedenheit zu wahren und nicht zuzugeben, daß der Kraft des königlichen Regimentes, auf welcher Preußens Größe und Wohlfahrt wie Preußens Zukunft beruhe, zu Gunsten einer sogenannten parlamentarischen Regierung Abbruch geschehe.“ Diese Erklärung in ihren weiteren Ausführungen würde gewiß den rechten Eindruck gemacht haben, wenn das Staatsministerium nicht unmittelbar vorher in demselben Aktenstück sich ängstlich gegen die Unterstellung verwahrt hätte, daß „ein großer Theil der Volksvertretung und der preußischen Wähler sich feindlicher Eingriffe in die Rechte der Krone und anarchischer Umsturz-Gelüste sich schuldig gemacht habe.“ Die Adresse des Hauses der Abgeordneten vom 7. Juni 1862 ist wohl noch Jedermann im Gedächtniß, denn noch niemals hat eine Vertretung eine solche Masse von Vorwürfen auf ein Ministerium geschleudert. Und wenn diese Adresse auch am Ende die gewöhnlichen Versicherungen der Treue und der Ergebenheit für die Person des Königs und die tiefe Ehrfurcht für die unverkümmerte Macht der Krone aussprach, so war sie nichtsdestoweniger ein Manifest gegen das System der Regierung und eine Anklage gegen die Minister, welche der Feststellung der Parlamentsherrschaft wieder einigen Widerstand entgegengesetzt hatten.

Auch der zweite Landtag führte den „Verfassungskampf“ unter allen möglichen Formen und die Regierung, heute für Zugeständnisse geneigt, war morgen so schroff, daß sie selbst die Männer conservativer Gesinnung verletzte. Die sogenannten Gemäßigten mochten wohl eine Ausgleichung wünschen, denn ihr Princip wäre dadurch anerkannt und die Bedeutung der Vertretung gar sehr gesteigert worden; aber die Männer des Fortschrittes widerstanden dieser Ausgleichung und wie überall auf das Volk, d. h. auf ihre Anhänger, sich stützend zweifelten sie nicht an dem vollkommenen Sieg der Partei. Wie sehr die Adresse der Kammer sich dagegen verwahrte, so ist es dem Unbefangenen doch vollkommen gewiß, daß mit

den gewöhnlichen überschwenglichen Versicherungen der Treue die liberale Partei wie überall so auch in Preußen die Gründung des Parlaments-Regimentes erstrebte, also nothwendig die Verkümmerung der königlichen Macht.

In dem System des Liberalismus ist ein wesentlicher Bestandtheil der Zwang. Denn dieser ist das wirksamste Mittel um ihm Anhänger beizuziehen und Werkzeuge zu schaffen. Der moderne Liberalismus achtet keine selbstständige Meinung. Wer sein Dogma nicht annimmt, der ist verdammt; wer ihm dient, der soll Vortheile und Annehmlichkeiten haben; wer ihn hindert, der muß die unangenehmen Folgen erfahren; wer mit ihm geht, der wird gehoben; wer ihm entgegensteht, der wird in den Schlamm gezogen. Die sogenannten conservativen Parteien haben dieses Verfahren niemals verstanden; sie selbst haben mit falschem Billigkeits-Sinn ihre Feinde vorgezogen und in lächerlicher Klugheit diesen ihre besten Männer geopfert. Sie haben ihren Gegnern Aufmerksamkeiten erwiesen; sie haben ihre treuen Anhänger vernachlässiget und dadurch der Mißachtung preisgegeben. Die Liberalen haben ihren Grundsatz in allen Verhältnissen durchgeführt und in Preußen nicht weniger als in irgend einem anderen Lande. Es sind Berühmtheiten entstanden deren Träger kaum eine Beachtung verdienen, und begabte sonst hochgeachtete Männer hat man in der sogenannten öffentlichen Meinung mundtodt gemacht. Wo immer die Liberalen die Macht hatten, da haben sie ihre Diener und Werkzeuge in Stellungen gebracht in welchen der Ehrgeiz, die Eitelkeit und der Eigennutz Befriedigung fanden, und nicht die Befähigung gab den Anspruch, sondern nur die rechte Gesinnung. Die charakterlose Dienstbarkeit wurde vorgezogen, die selbstständige Meinung wurde verfolgt. Die größte Fähigkeit und der ehrenhafteste Charakter wurden schmählich ausgeworfen, wenn sie der Partei nicht dienten oder nur eine selbstständige Meinung aussprachen. In den Gemeinden waren die Liberalen in dem Besitz der Gewalt;

die Taktik der Partei war in voller Uebung bei der Verwaltung der Gemeinden und schon fing sie an ihre Wirkungen in der Staatsverwaltung zu zeigen*).

Wer immer den Gang der Dinge in dem südlichen Deutschland und besonders in Baden gesehen, der frägt nicht, wer die Leute waren, die mit solchen Mitteln die Herrschaft erzwingen wollten; denn es waren auch keine anderen in Preußen. Ueberspannte Demokraten wollten das Königthum brechen; sie sahen mit Recht die Vorbereitung in dem Erfolg der Liberalen; diese aber betrachteten jene als ihre vorübergehenden zeitweisen Bundesgenossen (Socii). Ehrgeizige oder unzufriedene Staatsdiener wollten sich Bedeutung erwerben, um mit dem Königthum zu handeln oder um in der neuen Gestaltung der Dinge sich eine Zukunft zu sichern. Tausende von willen- und urtheilslosen Menschen waren verblendet und andere waren zum Schreien gedungen oder gezwungen. Die eigentlichen Glieder der künftigen Oligarchie waren die Leute welche da meinten, daß dem beweglichen Reichthum die Herrschaft gebühre, und deßhalb die Legitimität der Gewalt in den Ansätzen des Steuerkatasters suchten. Hatten doch die rheinischen Bourgeois, wir wissen kein anderes Wort, in der bekannten Eingabe die Bedeutung ihrer politischen Ansprüche und das Gewicht ihrer Meinung darein gelegt, daß sie zusammen 300 Millionen repräsentiren. Freilich hatten sie dazu beinahe ein Recht, denn die Verfassung und das Wahlgesetz geben ihnen ein ungeheures, unter Umständen selbst ein lächerliches Uebergewicht.

Viele wohlgesinnten Männer erkannten das Ziel der Partei, aber nur wenige erkannten die Grundursache ihrer Macht und ihrer Erfolge, und diese wenigen waren es welche

*) Diese Zustände in Preußen sind vortrefflich gezeichnet in dem „Sendschreiben aus Preußen über den Parteikampf in Preußen“ in den Histor.-polit. Blättern Bd. 34 S. 913 ff.

dem König die Auflösung der Kammer und die Octroyirung eines neuen Wahlgesetzes vorschlugen. Der Staatsstreich hätte damals die Wirren noch größer und darum die liberale Partei noch mächtiger gemacht. Als aber der Rechtssinn des Regenten solchen Staatsstreich verweigerte, da hätte er nach dem gewöhnlichen Gang der parlamentarischen Regierung sein Ministerium aus der Opposition bilden müssen. Die Bourgeois erwarteten nichts Anderes, aber der König täuschte ihre Hoffnung — er machte den Herrn von Bismark-Schönhausen zum Vorstand seiner Regierung*).

Der schroffen Entschiedenheit dieses Mannes setzte das Haus der Abgeordneten eine gleiche entgegen. Es war erbittert durch Beschlagnahme von Zeitungen, durch Preß-Processe und andere Maßnahmen; es gerieth in heftigen Streit mit dem Herrenhaus. Dieses hatte wohl die constitutionellen Formen verletzt als es das Budget änderte, da es dasselbe nur einfach annehmen oder ablehnen sollte. Aber dadurch war doch wohl nicht gerechtfertiget die Art, mit welcher das Haus der Abgeordneten das veränderte Budget nicht einfach ablehnte, sondern den Beschluß des andern Hauses für null und nichtig erklärte. Auch jetzt wurde das Haus der Abgeordneten nicht aufgelöst, sondern am 13. Okt. 1862 geschlossen.

Die Feierlichkeiten, mit welchen die heimkehrenden Abgeordneten empfangen, die Dankadressen mit welchen sie überschüttet, die Schmeicheleien mit welchen sie bewirthet wurden, täuschten sie über die wahre Lage der Dinge. Indem sie, um die Partei fester zu organisiren, in ihren Ansprachen das feste Zusammenhalten der Liberalen empfahlen, so sprachen sie offen aus, daß das Ministerium Bismark dem Andrang der liberalen Partei nicht lange widerstehen könne**). Diese

---

*) Im September 1862.

**) z. B. Ansprache des Abgeordneten v. Bockum-Dolffs an seine Wähler in Soest.

glaubte dem vollständigen Siege sehr nahe zu seyn; dem Ministerium Bismark, meinte sie, müsse nothwendig ein Fortschrittsministerium folgen; selbstverständlich würde dieses der parlamentarischen Machtvollkommenheit sich unterwerfen, das Parlament aber würde dem König gewähren was bisher versagt worden war und so, getragen von der öffentlichen Meinung, würde diese Regierung sich halten.

IV.

Thiers und Napoleon III.

vor dem Ausbruch des Krieges.

Thiers, der gewandte Redner und geistvolle Staatsmann ist durch reiche Lebenserfahrung in seinen Anschauungen und Grundsätzen zu einer großen Gediegenheit gelangt und hat dieß am 3. Mai in seiner Kammerrede „für den Frieden“ wieder glänzend bewiesen.

Napoleon III. den beispielloses Glück zu einer Machtstellung erhoben hat, wie sie nicht leicht ein Sterblicher in Händen gehabt, ist unter dem Imperatoren-Diadem der unverbesserliche, tollkühne Revolutionär geblieben, der er als Jüngling, als gereifter Mann und immer gewesen.

Beide haben sich nun in der großen Weltfrage über Krieg oder Frieden, welche gegenwärtig alle Gemüther bewegt, über ihre Grundsätze ausgesprochen. Eigentlich ist es Herr Thiers der die Sphinx in den Tuilerien zum Reden

gebracht hat. Mit der hellen Fackel seiner Beredtsamkeit hat er in die dunklen Gänge die der Schweigsame gegraben, hineingeleuchtet, so daß bei der plötzlichen Tageshelle die überraschten Franzosen sich sagen konnten: der Kaiser spricht von Frieden, sagt er wolle den Frieden, hat aber Alles gethan und thut noch jetzt Alles um den Krieg ausbrechen zu lassen. Wir wollen hier an einige Stellen der denkwürdigen Rede erinnern, in der Herr Thiers deutlich genug zu verstehen gibt, daß man dem Hauptspieler in diesem verwegenen Kriegsspiele, der sich in Deutschland eine Regierung gewonnen hat die ihm hier die gleichen Dienste leisten soll wie das piemontesische Banditen-Königthum Victor Emmanuels in Italien, in die Karten schaut.

Der Sprechminister hatte vor der Versammlung in feierlichster Weise die Friedensliebe, die uneigennützigsten Friedensbestrebungen und jedenfalls die Neutralität des Imperators betheuern müssen, um damit zum Voraus jede eingehende Besprechung des europäischen Conflikts zu verhindern. Die Erörterung ließ sich aber doch nicht hintertreiben. Herr Thiers sagte nach einer lichtvollen Darlegung der verwickelten Schleswig-Holstein'schen Frage: „Woher kommt jetzt die Kriegsgefahr die Europa in diesem Augenblicke bedroht? Sicherlich nicht von Oesterreich ... Und nicht an Oesterreich sondern an Preußen muß man sich wenden um die Bewahrung des Friedens, oder vielmehr, hätte man sich wenden müssen, denn vielleicht ist es dazu jetzt nicht mehr Zeit ... Was ist nun dieser friedenbrecherischen Macht gegenüber zu thun? Ich sage nicht daß man ihr selbst den Krieg erklären solle. Aber gibt es denn kein Mittel ihr die Wahrheit zu zeigen? Gibt es kein Mittel ihr begreiflich zu machen, daß sie auf der abenteuerlichen Bahn die sie betritt, nur auf allgemeine Entrüstung zählen darf und daß sich für sie kein interessirter Mitschuldiger findet um ihr bei der Ausführung ihres thörichten Unterfangens zu helfen?“ (Sehr gut! sehr gut! ertönt es auf fast allen Bänken des Hauses, nach der

Stenographie des Moniteur). Der „interessirte Mitschuldige“ saß unterdeß an seinem Dionysius-Ohre, am Telegraphen-Drahte der aus dem Versammlungssaale der Abgeordneten in die Tuilerien leitet. Sein Minister meldet ihm während Thiers spricht, von Minute zu Minute den Eindruck den die Rede macht: der Eindruck ist groß, er ist im Wachsen, er ist ungeheuer! „Nichts antworten! nichts antworten!“ so lautet die fortwährende Weisung Napoleons.

„Thiers. Suchen wir also nach einem geeigneten Mittel, um Preußen zur Erkenntniß der Wahrheit zu bringen. Ich will alle Formen, von der härtesten bis zur mildesten andeuten und, wie mir scheint, müßte eine jede derselben zum Ziele führen. Ich will zu der härtesten nicht rathen, obwohl ich Regierungen weiß die sie gebraucht haben würden. Im Grunde darf, wer nur Gerechtes will, auch frei und offen reden, und was wäre gerechter als zu Preußen sagen: Du bedrohest das europäische Gleichgewicht, Jedermann sieht sich von dir bedroht; es ist offenkundig, daß einzig du und nicht Oesterreich es ist. Wir dulden das nicht! — Es ist freilich die härtere Form, deren Anwendung ich nicht rathen will; aber glauben Sie, daß Irgendwer in Europa diese Sprache tadeln würde? (Bewegung, Nein, Nein!)“

„Lassen wir nun aber jede Härte bei Seite; nehmen wir die mildere Form. Ich denke mir daß man in so ernster Lage wie die gegenwärtige, mit dem Repräsentanten Preußens nicht etwa nur so von ohngefähr, auf einem öffentlichen Spaziergange einmal zusammengetroffen seyn wird, sondern daß man sich öfter *gesehen*, *besprochen*, wiederholt besprochen, über die folgenschweren Dinge die alle Gemüther bewegen, im Vertrauen verhandelt haben wird. Ich habe in der Zeit als mir die Leitung der Angelegenheiten meines Landes oblag, diplomatische Unterredungen genug gehabt, um zu wissen was Brauch und Anstand gestatten, und mir scheint man hätte, ohne gegen die Sitte und gegen die Höflichkeit zu verstoßen, zu Preußen sagen können: „„Euer Ehrgeiz ist eine bekannte Sache. Der Ehrgeiz der Mächte ist kein Verbrechen, ebenso wie es keines ist diesen Ehrgeiz auf die Gefahren aufmerksam zu machen denen er die Völker aussetzt. Nun

aber sind die Folgen von dem was ihr unternehmet, leicht vorauszusehen: ihr geht darauf aus ein neues deutsches Reich zu gründen das seinen Schwerpunkt in Berlin statt in Wien haben soll; ihr schließt eine Allianz mit Italien und ändert dadurch wahrscheinlich das Gleichgewicht in den europäischen Verhältnissen; es glückt euch vielleicht und geht euch nach Wunsch; nun denn, wir können euch nicht verhehlen, daß ein solches Unterfangen für ganz Europa gefährlich, daß es gegen die Politik Frankreichs ist, welches in keinem Falle dazu die Hand bieten wird!""

„Das wäre schon eine mildere Sprache, aber dennoch wie ich glaube, deutlich genug um verstanden zu werden. Man könnte aber auch die am wenigsten verletzende Form, die Form des Stillschweigens wählen . . . So hätte ich es gemacht, aber damit zugleich eine Haltung verbunden welche keine Hoffnung gelassen hätte, durchaus keine. Eine ganz im Besondern hätte ich dem unternehmenden Minister Preußens genommen, die sicherlich entscheidend auf ihn einwirkt. Der preußische Minister sieht nämlich Italien auf seine Pläne eingehen, sich mit ihm verbinden, mit ihm sich auf gemeinschaftliche Kriegsfahrt begeben. Nun frage ich, sagt nicht der einfachste Menschenverstand daß der preußische Minister unmöglich glauben kann, Italien handle ohne Zustimmung Frankreichs? Erkundigen Sie sich in ganz Europa, ganz Europa wird Ihnen sagen, daß es nicht glauben könne Italien handle ohne vorher bei uns angefragt zu haben."

„Ist es demnach zu verwundern daß Herr von Bismarck auf Frankreich rechnet, wenn er sieht daß sich Italien ihm anschließt? Ist er hierin unklug zu nennen? Ich muß gestehen, daß ich der ich ihn der Verwegenheit beschuldige, ... nicht finden kann daß es unklug oder verwegen von ihm sei, wenn er so argumentirt: „„Da Italien gegenwärtig auf meiner Seite ist, ist es wahrscheinlich daß ich Frankreich wenn es Ernst gilt, auf meiner Seite haben werde."" Nein, ich kann nicht finden, daß diese Voraussetzung so gar verwegen genannt werden könnte."

„Wenn ich die Ehre gehabt hätte . . . unter diesen Umständen die Angelegenheiten meines Landes zu leiten, so würde

ich ihm diese Hoffnung entzogen haben, ich hätte nicht geduldet — ich stehe nicht an, diesen Ausdruck zu gebrauchen — ich hätte es nicht geduldet daß Italien in Bündniß mit ihm gerathen wäre, und das hätte er verstanden .... Zu einem Verbündeten der uns so viel zu verdanken hat wie Italien, hat man das Recht in einem solchen Tone zu sprechen. Wir haben das Recht laut und entschieden mit einem Verbündeten zu reden, für den das Blut von fünfzigtausend Franzosen geflossen, für den 400 Millionen geopfert worden, für den Sie, meine Herren, sich in Rom einer religiösen Revolution von unberechenbarer Tragweite gegenüberstellen; wir haben das Recht, sage ich, ihm mit scharfer Betonung zu sagen: Du sollst die französische Politik nicht compromittiren! ... Die französische Regierung muß gegen Italien fester auftreten, sie muß ihm sagen: Ich beschränke mich nicht darauf euch für die Ereignisse nicht gut zu stehen, sondern erkläre euch daß, wenn ihr es zum Kriege treibt, ihr alle Folgen ganz allein zu tragen haben werdet und daß, wenn Oesterreich sie euch eintränken will, ich die Waffen nicht ergreifen werde um es daran zu hindern."

„Ja, wenn unsere Sprache so klar und deutlich ist, dann werden diese undankbaren Verbündeten vielleicht anfangen uns besser zu verstehen, und vielleicht steht dann auch Herr von Bismark das Gefährliche der Stellung ein in die er geräth ... Indem Sie, meine Herren, sich gegen Italien deutlich erklären, wird auch Herr von Bismark Sie verstehen und es wäre möglich, wenn es noch Zeit ist woran ich leider zweifle, daß für den Frieden noch einige Aussicht gewonnen würde."

So lautete im Wesentlichen die Rede Pro pace des französischen Staatsmannes. Dieselbe durchkreuzt alle Fäden des Gewebes das der französische „Friedens"-Imperator, im Vertrauen auf die Schwäche, den Unverstand, die heillose Uneinigkeit seiner Gegner im europäischen Staaten-Complexe, wiederum angezettelt hat. „Nichts antworten!" so herrschte Napoleon seinem dienstbaren Geiste hinüber und in der That ergriff der Herr Minister wohl noch das Wort, aber um nichts zu sagen. Das Antworten behielt Napoleon sich selbst vor.

Herr Thiers hatte zu Anfang seiner Rede gesagt: „Ich stehe auf für die heilige und geheiligte Sache die man das Recht nennt, und die gegenwärtig schmählicherweise mit Füßen getreten wird; ich möchte das Recht vertheidigen ohne das kein Volk in Ruhe leben kann, das Recht das nicht nur die Sicherheit der Völker sondern auch ihre Würde und ihr sittliches Daseyn wahrt und ohne welches, merken wir es wohl, Europa in kurzer Frist zu einem andern Asien werden würde, zu einem der Herrschaft der brutalen Gewalt verfallenen Asien.“ Herr Thiers weist unter schlagenden Erläuterungen auf die bestehenden Verträge hin, welche trotz aller ihrer Mangelhaftigkeit die internationale Sicherheit verbürgen.

Die Rede des Staatsmannes und die ungetheilte Zustimmung, der ungeheure Beifallssturm, den derselbe im französischen Abgeordnetenhause erntete, war Louis Napoleon dessen ganzes öffentliches Leben, so zu sagen, auf Rechtsbruch ausgegangen ist, doch zu überraschend. Keiner seiner Minister, das fühlte Jedermann, war mächtig genug den Eindruck dieser Rede in der Kammer und im ganzen Lande auch nur einigermaßen zu schwächen, deßhalb wollte er selbst mit einem Machtspruche dazwischen treten. Und so warf er dem gesammten Europa jene herausfordernden, in Auxerre durch nichts veranlaßten Worte hin: „ich hasse, ich verabscheue die Verträge von 1815.“ Diese Worte, wir wiederholen es, waren in Auxerre durch nichts veranlaßt; sie sind die Antwort auf die Rede des Herrn Thiers. Um nach seinem System in Frankreich fortregieren zu können, braucht Napoleon alle fünf oder sechs Jahre einen Krieg, einen Krieg in der Nähe, denn Kriege in anderen Welttheilen ziehen für die Franzosen nicht; und jetzt hat seine Stunde wieder geschlagen. Als er dann sah, daß auch die Herausforderung von Auxerre keine Kriegs-Begeisterung hervorrief, in gar keiner Weise verfangen wollte, ganz Frankreich sich im Gegentheil der Hoffnung auf Erhaltung des Friedens unverholen hingab und zudem die Budget-Frage im Abgeordneten-Hause auf der Tagesordnung stand,

bei welcher die brennende Frage seiner auswärtigen Politik zur Sprache kommen sollte, da galt es der nächsten Gefahr zu begegnen und diese war für ihn die offene Besprechung seiner Politik; denn seine Politik scheut das Licht trotz aller Ostentation und heuchlerischen Offenheit, die mit der gründlichsten Verlogenheit doch nur eins und dasselbe ist.

Napoleons Brief vom 11. Juni an seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist eine Kriegserklärung eigener Art, aber er ist eine Kriegserklärung. Wohl überdacht, denn er enthüllt das Werk mehrerer Jahre, ist er ihm doch im Drange seiner eigenen Lage um ein paar Wochen zu früh abgenöthigt. Zwar hat er in Paris seinen Zweck die Besprechung der napoleonischen Politik im Abgeordneten-Hause zu verhindern, vollständig erreicht. Die starke Kammermehrheit auf die der Mann zählen kann, war von der Regierung zu einem geschlossenen Tumultuanten-Corps zusammenbefohlen, um jeden Redner der nähere Aufschlüsse über das Schreiben des Imperators verlangen oder über die allgemeine Lage Erklärungen zu geben Miene machen würde, vor allen Thiers, in brutalster Weise nieder zu schreien. Und in der That hat diese knechtische Majorität ihren Frohndienst im Schweiße ihres Angesichts erfüllt: kein vernehmlicher Laut unterrichteter Männer hat durch ihr wüstes und wildes Geschrei durchzubringen vermocht.

Für uns in Deutschland, für die Völker Europa's braucht der Brief keine Erklärung: Höfe, Regierungen und Bevölkerungen müßten den letzten Rest politischen Verstandes und des natürlichen Erhaltungstriebes verloren haben, wenn sie jetzt nicht zusammenstünden um gegen die Tuilerien-Politik Front zu machen!

Herrn von Bismark kommt wohl das Schreiben zu früh: die zarte Sorge Napoleons für die schlecht gezogenen Grenzen Preußens die der Abrundung bedürfen, hat vielleicht noch dem einen oder andern die Augen geöffnet der sonst wohl neutral oder auf preußischer Seite geblieben wäre. Preußen darf ja

nicht meinen an Napoleon einen Freund und Gönner zu haben; Herr von Bismark ist in den Händen Napoleons einfach ein Werkzeug, er ist der Mohr der gehen kann, wenn er seine Dienste geleistet; und der Dienst den er ihm zunächst zumuthet, ist der Preußen zu einer förmlich revolutionären Macht zu stempeln, es vom Rechtsboden völlig zu entwurzeln, ihm den Charakter eines Raubstaates unaustilgbar aufzuprägen. In unseliger Verblendung ist Preußen auf den Handel eingegangen und schon sehen wir es am Werke. In diesem Augenblicke hat vielleicht der Krieg auf denselben Feldern zwischen Culm und Leipzig gegen deutsche Brüder begonnen, wo diese im Bruderbunde vereint den ersten Napoleon auf's Haupt geschlagen haben: anstatt deutscher Waffenbrüder hat Preußen dießmal den Freibeuter-Hauptmann Garibaldi und die Italiener eines Victor Emmanuel zu Genossen. Es geht in diesen brudermörderischen Krieg ohne Sympathien von irgendwem, ohne einen Freund: es hat wohl Mitschuldige aber es hat keinen Freund.

Dahin hat Napoleon III. es gebracht, dem ganz unendlich wenig an der Stärke und Abrundung der preußischen Grenzen, aber sehr viel an den preußischen Rheinlanden und an Belgien gelegen ist.

in Schlesien oder Sachsen dürften uns aus dem Traume reißen, möge der Sieg dieser oder jener Macht zufallen oder unentschieden bleiben.

Ueberhaupt ist es nicht wahrscheinlich, daß der einmal ausgebrochene Krieg sich lange hinausziehen sollte. Er wird rasch ausgetragen werden, wenn (wie man sich bei uns glauben machen möchte) Süddeutschland und Norddeutschland allein und ohne Einmischung des Auslandes die Kämpfenden bleiben. Denn keine der beiden Großmächte besitzt die finanziellen und socialen Bedingungen, um den Angriff oder die Vertheidigung in die Länge zu ziehen. Die zermalmende sociale Noth, welche das Landwehrsystem in Preußen unvermeidlich zur Folge hat, und der drohende Staatsbankerott in Oesterreich — beides sind mächtige Fürsprecher eines möglichst raschen Friedensschlusses. Der Krieg wird aber leider Gottes — wir nähmen viel lieber das Gegentheil an — auch dann nicht lange dauern, wenn Frankreich sich einmischt; vielleicht wird er in diesem Falle sogar um so plötzlicher endigen. Erinnern wir uns nur an das Jahr 1859; alle Welt hatte sich damals eben gefaßt gemacht, daß der Kampf in Italien jetzt erst recht angehen werde, als die Nachricht von dem unseligen Frieden von Villafranka wie ein Blitz vom Himmel fiel.

Ich sage: der Krieg wird auch dann nicht lange dauern, wenn Frankreich sich so oder so, als Kriegstheilnehmer oder Friedensstifter, einmischt. Fragen wir uns nur ganz einfach: welches gegenüber dieser Intervention die deutschen Möglichkeiten seyn würden? Entweder-Oder. Entweder vereinigen sich dann die streitenden deutschen Mächte in aller Schnelligkeit, um den unberufenen Eindringling gebührend zurückzuweisen. Das wäre die Rettung Deutschlands noch in zwölfter Stunde, die einzige Politik welche unsere größeren und kleineren Kabinette vor der Geschichte und der ganzen Nachwelt zu verantworten vermöchten. Aber wer kann jetzt noch an solch einen hochherzigen Entschluß glauben, nachdem [illegible]pracht-vollen Heere der deutschen Machthaber, anderth[illegible]

Bewaffneter stark, in's Feld gezogen sind, ohne daß einem Einzigen der Gedanke gekommen wäre, ob es denn nicht gescheidter sei, anstatt sich selber zu zerfleischen und die Hälse zu brechen, diese unwiderstehliche Macht nach dem Westen hin gegen die ewigen Bedrohungen Frankreichs abzucommandiren und das kerndeutsche Elsaß mit Lothringen wieder heimzuholen? Ausgleichungs-Material für die innern deutschen Händel würde sich dann wohl gefunden haben. Aber es ist einmal so: wir wollen aller Welt wohl, nur uns selber nicht.

Es ist zu weit gekommen mit der grimmigen Verbitterung der deutschen Mächte und die lodernden Leidenschaften schüren allzu beflissen Tag für Tag das Hasses-Feuer, als daß irgend Jemand vernünftiger Weise noch hoffen könnte, es werde wenigstens die freche Einmischung des Franzosen uns im letzten Moment noch zur Besinnung bringen. Im Gegentheile stehen wir vor der schrecklichen Gewißheit, daß der Eine oder der andere der streitenden Theile mit dem Imperator den Handel eingehen und gemeinsame Sache machen wird, und zwar wie die Dinge liegen und die Lehren der Geschichte verkünden — wird Preußen der Verbrecher seyn, wenn er es nicht schon ist. Dann wird aber Oesterreich wohl oder übel erklären müssen, daß es Wahnsinn wäre gegen eine Coalition der drei Mächte den Krieg fortzusetzen. Was von den Mittelstaaten noch übrig ist, wird sich mit dem Imperator auch nicht weiter verfeinden wollen, wird sich vielmehr aus Gründen der Selbsterhaltung früher oder später sogar auf seine Protektion angewiesen sehen. Wir wollen das traurige Bild nicht weiter ausmalen — aber man wird bald genug erfahren, welch ein gewaltiger Wechsel der Scene in dem Momente so oder so eintreten muß, wo der Fuß des Napoleoniden die Bühne betritt. Wenn Gott nicht in der zwölften Stunde Wunder thut, so werden wir von diesem Moment an die Fülle deutscher Schmach und Schande erleben.

Aber es geschieht ja nicht; Er wird sich nicht einmischen: so höre ich von allen Seiten einwenden. Sonderbar; bis

zum Jahre 1863 waren alle deutschen Parteien der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß der französische Imperator nur auf die Gelegenheit warte seine napoleonische Mission bis an den Rhein zu erfüllen; Jahr aus Jahr ein ging das Allarmgeschrei durch die deutsche Presse, und so oft wieder der Frühling im Kalender stand, conjekturirten die deutschen Politiker, daß der Mann an der Seine nun nicht länger auf die Gelegenheit warten, sondern dieselbe sofort sich selber machen werde. Und jetzt wo ganz Deutschland im Vernichtungskampf unter sich begriffen ist, jetzt fürchten die deutschen Politiker nichts mehr von der Einmischung Frankreichs! Wohlgemuth gleich dem Göthe'schen Völklein das der Teufel schon am Kragen hat, schauen sie über den Rhein; sie vermögen aus dem napoleonischen Lesebrief an Drouyn de Lhuys vom 11. Juni sogar eine gründliche Bekehrung des alten Fuchses herauszulesen. „Aufmerksame Neutralität", verspricht da der Mann seinen Franzosen, und warum sollte sich dieß nicht ganz einfach aus seinem tiefen Respekt vor dem Bundesrechts-Standpunkt ergeben? Oder wenigstens aus dem Respekt vor der unverbrüchlichen Friedensliebe Frankreichs, von der wir träumen?

Woher kommt diese auffallende Leichtgläubigkeit und Sorglosigkeit unserer deutschen Politiker gegenüber den oft durchschauten Schlichen der napoleonischen Politik? Ich habe mir diese Frage wiederholt und verwundert gestellt. Bis 1863 mißtrauten wir ihm aus allen Kräften, und gerade jetzt in Deutschlands tiefster Erniedrigung und Machtlosigkeit wo er am meisten zu fürchten ist, besorgen wir nichts mehr von ihm! Ist das vielleicht die Gewohnheit fortgesetzt aus der Zeit des dänischen Kriegs und des darauf folgenden Jahres, wo die zwei deutschen Mächte einig waren, und wo wir freilich in deutschen Angelegenheiten um das Ausland, seine Begierden und Perfidien uns nicht zu kümmern hatten? Aber dann wäre es ein trauriger Anachronismus. Allerdings haben die Jahre 1864 und 1865 bewiesen, daß die fremden Mächte

unter allen Umständen in [illegible] und [illegible] Zusammenwirkung verharren, wenn nur solange Oesterreich und Preußen einig sind. Aber nicht länger. Darum haben wir diese Einigung offen und freudiger als das [illegible] [illegible] [illegible] betrachtet das unserem deutschen Vaterlande noch zu Theil werden könne. Indeß ist es damit nun vorbei, und zwar menschlichem Ermessen nach für immer; die Folgen muß man tragen.

Von Oesterreich aus mögen allerdings noch andere Gründe dem sonderbaren Glauben zu Hülfe kommen, daß Napoleon III. keinerlei Störung und Wendung des deutschen Krieges durch seine Einmischung herbeiführen werde. Seit Kurzem sind die österreichischen Federn aus Paris oder über Paris überaus thätig, um die französische Politik als eine aufrichtig gemeinte Neutralität und als eine solche darzustellen, die Deutschland keine Besorgnisse einflößen könne. Namentlich in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ sind seit einigen Tagen ein paar zuvor nie gesehene Pariser Correspondenten erschienen und in diesem Sinne aufgetreten. Worauf gründen sie ihre Zuversicht? Einfach darauf, daß der Imperator sich mit der — Abtretung Venetiens abfinden und dafür Oesterreich freie Hand in Deutschland lassen werde.

Wir müssen hier vor Allem unsere Leser um Entschuldigung bitten dafür, daß wir im letzten Hefte in die irrthümliche Annahme verfallen sind, als wenn Oesterreich gesonnen sei mit aller Macht sich in Venetien zu halten. Die Berichte officiöser Blätter über die in Wien gestellten Bedingungen zur Conferenz haben uns zu dieser Annahme verleitet. Es war ja auch um so leichter daran zu glauben, als Jedermann die Gutachten kennt welche nicht nur von österreichischen Diplomaten und Strategikern sondern auch vom großen General-Stab Preußens seit den Ereignissen von 1859 über die unvergleichliche Wichtigkeit des Besitzes von Venetien abgegeben worden sind. Nicht nur die militärische Stellung Oesterreichs, hieß es, sei bis in's Herz Ungarns hinein bedroht sondern

auch ganz Süddeutschland schwer gefährdet, wenn Venetien je an das italienische Revolutions-Königreich fallen würde. Selbst die englische Whig-Regierung hat sich noch 1860 dieser Ansicht angeschlossen. Nachdem nun das neu-italienische Regiment seitdem mit jedem Tage mehr wahrhaft diabolischen Charakter angenommen hat, glaubte ich daß Oesterreich dieser Frage gegenüber um so mehr auch noch einen „erhöhten Standpunkt“ einnehmen dürfte. Was ich überhaupt lange Jahre hindurch treu und standhaft an der österreichischen Politik geliebt habe, das war der Charakter. Alles das mag mich vielleicht entschuldigen, wenn ich jüngst allzu voreilig jene officiösen Blätter dahin verstanden habe, daß Oesterreich seine Stellung in Venetien im Ernste und nicht bloß zum Scheine vertheidigen werde.

Heute sieht sich die Sache schon wieder anders an, und erscheint gerade Venetien als der Punkt wo man in Wien zum Nachgeben bereit ist. Von dem Inhalt der preußischen Verhandlungen mit dem Imperator ist bisher außer Vermuthungen nichts Näheres bekannt geworden. Aber auch Oesterreich verhandelt mit dem Manne. Die Dinge sind bis zu dem Punkte gekommen den wir längst als den Gipfelpunkt des deutschen Elends bezeichnet haben: Napoleon III. hat die Wahl zwischen den zwei großmächtlichen Concurrenten um seine Gunst. Wer uns das vorausgesagt hätte im Jahre 1859 und noch später, ja noch im Beginne des dänischen Krieges — was würde man ihm geantwortet haben?

Aber was kann denn Oesterreich bieten in Paris? Daß es versprochen habe sich in Italien streng auf der Defensive zu halten und insbesondere den Kampf nicht auf die lombardische Ebene zu verpflanzen, den Sieg nicht bis Mailand zu verfolgen: das wurde schon seit längerer Zeit behauptet. Die deutsche Großmacht hätte sich demnach selbst angekettet gegenüber den Angriffen des räuberischen Wolfes, und die herrlichsten Siege der kaiserlichen Heere — es ist ein empörender Gedanke! — wären im Effekt doch

umsonst. Neuestens häufen sich überdieß die Anzeichen, daß in Paris geradezu die Abtretung Venedigs versprochen worden ist, sobald der Ehre der Waffen genuggethan wäre. Wahrscheinlich würde die Abtretung erfolgen unter der Form einer freiwilligen Wiederherstellung der Republik von San Marco, welche sich natürlich am nächsten Tage dem Reiche Garibaldi's und seines gekrönten Pensionärs anschließen würde. Nur so kann man es verstehen, wenn die gedachten Special-Correspondenten berichten: Baron Hübner redivivus, nämlich Fürst Metternich in Paris, „spreche sein Vertrauen in die französische Neutralität mit Zuversicht aus."

Dieselben Herren machen auch kein Geheimniß daraus, was Oesterreich für die Abtretung Venetiens bekommen möchte. Nichts anderes als Schlesien, welches die kaiserlichen Waffen von Preußen losreißen und behalten würden. Dazu soll der Imperator freie Hand in Deutschland gewähren und ein Auge zudrücken. Der Gedanke ist an sich so übel nicht. Denn es besteht doch wenig Zweifel, daß Oesterreich im Verein mit seinen neuen Bundesgenossen den Preußen unbedingt überlegen ist, wenn es sich nur um diese drei Parteien handeln und keine fremde Einmischung den Charakter des sozusagen lokalisirten Krieges verändern würde.

Aber eben dieses Wenn! Was soll der Imperator bekommen für die vorausgesetzte Neutralität von seiner Seite? Die Abtretung Venetiens verstärkt nur die Macht Italiens. Sehr wahrscheinlich daß Ligurien und die Insel Sardinien zur Ausgleichung an Frankreich fallen würden. Aber dieß gälte nur als Ausgleich für die Vergrößerung Italiens; in den Augen der Franzosen die der italienischen Schandwirthschaft längst satt sind bis zum Ekel, würde es wohl überhaupt sehr wenig gelten. Wasfür eine Ausgleichung würden also die Franzosen, und müßte ihr Herrscher für die Vergrößerung Oesterreichs durch Schlesien verlangen? Die Frage, wie mir scheint, beantwortet sich selbst. Es kann kein Zweifel darüber seyn: jede „geheime Abmachung" mit dem Gewalt-

herrscher in Paris, gehe sie nun von Preußen oder von Oesterreich aus, bedingt in letzter Instanz den Verlust der deutschen Rheinlande.

Ein Krieg aller Mächte Deutschlands gegen einander ist eine Gelegenheit, die nicht oft wiederkehrt. Ja, sie dürfte gar nicht mehr wiederkehren, wenn es den streitenden Partien gegeben wäre ganz unter sich ihren Handel abzumachen. Denn dem niedergekämpften Preußen würde schließlich auch der Bundesrechts-Standpunkt nichts mehr helfen; man würde es so übel zurichten und ihm die Flügel dergestalt beschneiden, die bundestreuen Nachbarn hingegen in einer Weise verstärken, daß die preußische Politik ihre Geschichte seit dem alten Fritz von vorne anfangen müßte. Also heißt es für Alle die sich mästen wollen vom Raube an Deutschland: jetzt oder nie! Sollte nun der Imperator diese nie wiederkehrende Gelegenheit unbenützt vorübergehen lassen, ohne einen großen Schritt nach der allen Franzosen in's Herz geschriebenen Rheingrenze zu machen; sollte er jetzt, unter dem blamirenden Eindruck des mexikanischen Fiasko, auch noch eine solche Versäumniß sich zu Schulden kommen lassen — so wäre er ein verlorener Mann in den Augen des französischen Volkes, das ist meine feste Ueberzeugung. Ein Napoleon darf nie als ein politischer Stümper erscheinen.

Aber Frankreich, sagt man, hat ja ganz entschieden und noch durch die letzten Kammersitzungen bewiesen, daß es den Frieden und nichts als den Frieden will. Sehr wohl! Die *Meinung* des französischen Volkes mag wirklich getheilt gewesen seyn über die Frage, ob durch den Imperator der Friede gestört werden solle um die erwünschte Gelegenheit nach der Rheingrenze zu trachten, sozusagen vom Zaune zu brechen. Aber ganz anders gestaltet sich die Frage jetzt, wo die Gelegenheit ohne weiteres Zuthun Frankreichs sich selber dargeboten hat. Möglich daß Herr Thiers und andere Mitglieder der systematischen Opposition auch jetzt noch übernatürliche Askese predigen möchten; aber hintennach würden

sie die Ersten seyn dem Imperator einen todeswürdigen Vorwurf daraus zu machen, wenn er ihren Rath jetzt befolgen und den deutschen Krieg ohne seine Einmischung vorübergehen lassen würde. Es ist in der That nicht mehr erlaubt, über diese Verhältnisse sich Täuschungen hinzugeben.

Man pflegt sich ferner damit zu beruhigen, Frankreich dürfe ja nicht dulden, daß die Macht Preußens sich bedenklich verstärke. Ganz gewiß nicht. Aber darum handelt es sich auch gar nicht, Preußen dergestalt anwachsen zu lassen, daß es sich aus eigener Macht der „großen Nation" im Westen gefährlich machen könnte. Napoleon III. kennt die traditionelle Politik Frankreichs so gut wie Thiers, er weiß so gut wie dieser, daß es stets der oberste Grundsatz der französischen Herrscher gewesen ist Deutschland unter keiner Bedingung aus seiner Zerrissenheit und politischen Schwäche herauskommen zu lassen. Bedürfte es noch eines Beweises daß auch der Imperator dieses Ziel unverrückt im Auge hat, so läge der schärfste Beweis gerade in dem Briefe an Drouyn de Lhuys, der am 12. Juni der französischen Kammer vorgelesen worden ist. „Wir", heißt es da, „würden gewünscht haben: für die secundären Staaten des deutschen Bundes eine engere Vereinigung, eine kräftigere Organisation, eine bedeutendere Rolle; für Preußen eine größere Gleichartigkeit und Macht im Norden; für Oesterreich die Aufrechthaltung seiner bedeutenden Stellung in Deutschland."

Es wäre nicht schwer aus diesen Worten das Aussehen zu prognosticiren das unserem armen Vaterlande durch den Krieg und Frieden gegeben werden soll. Zu einer größern deutschen Einigung werden wir keinenfalls gelangen, wenn das Ausland im Mindesten mit- und einzureden hat. Der napoleonische Brief vom 11. Juni sagt es ganz deutlich: der Dualismus muß sorgfältig erhalten und er muß durch die Abrundung Preußens auch noch verstärkt werden. Für die deutsche Zerrissenheit soll überdieß eine neue Brustwehr geschaffen werden durch Herstellung der parlamentarischen Trias

im Südwesten; deren Schutzherr gegenüber dem vergrößerten Preußen wäre natürlich nicht weniger, sondern mehr in Paris als in Wien zu suchen. Auch Oesterreich soll seine „bedeutende Stellung" in Deutschland behalten, ja freilich! Aber wie und was es davon haben soll? das ist nicht gesagt. Es war auch nicht nöthig, denn die handgreifliche Parteilichkeit des Dokuments für die norddeutsche Macht spricht an sich laut genug.

Der Brief redet mit auffallender Zärtlichkeit von der „geographischen Lage des schlecht abgegrenzten Preußens". Was die österreichischen Grenzen betrifft, so wird nur erklärt: „nachdem Oesterreich, ohne sich um den Vertrag von 1852 zu kümmern, Dänemark im Namen der deutschen Nationalität bekriegt, so scheine es gerecht, daß es in Italien dasselbe Princip anerkenne und die Unabhängigkeit der Halbinsel vervollständige". Damit ist allerdings auch den Preußen deutlich gesagt, daß die Einverleibung der Herzogthümer von der Rückgabe Nordschleswigs an Dänemark begleitet seyn müßte. Aber es ist nirgends angedeutet, daß Oesterreich als „gerechte Entschädigung" für Venetien ein deutsches Aequivalent erhalten könnte. Der Hintergedanke geht augenscheinlich immer noch auf einen Austausch gegen türkische Provinzen. Mit Preußen hingegen scheint absichtlich der Fall herbeigeführt werden zu sollen, auf welchen der Brief mit den Worten hinweist: „an eine Ausdehnung unserer Grenzen würden wir nur denken können, wenn die Karte Europa's zum ausschließlichen Vortheil einer Großmacht verändert würde". Nebenbei soll, wie es scheint, der Gedanke des österreichischen Supremats in Deutschland für alle Zeit abgeschnitten werden, eben dadurch daß Preußen verstärkt wird, Oesterreich aber seine engen deutschen Grenzen behält und gerade an deutschen Elementen keinen Zuwachs bekommt. Es ist klar: man will in Paris nie mehr eine Frankfurter Reformakte von 1863 erleben.

Das wäre nun die napoleonische Neugestaltung Deutsch-

lands; und dafür will sich der geniale Kartenmaler seinen Lohn in den Rheinlanden mit oder ohne Belgien holen! Ein solches Resultat des Kriegs Deutscher gegen Deutsche — es wäre zum Rasendwerden: Niemand südlich von der Mainlinie läugnet dieß.

Aber sofort vernimmt man auch neue Einwendungen und Vertröstungen: es werde ja nicht so kommen und nicht so gehen. Denn wenn der französische Imperator sich in den blutigen Streit Deutschlands einmischen wollte, so würden die andern fremden Mächte deßgleichen thun und sie würden nicht dulden, daß der Napoleonide im fluchwürdigen Einverständniß mit Preußen ausschließlich nach seinem Belieben und Vortheil den deutschen Frieden herstelle. Man hat sich in dieser Richtung neuestens sogar bis zu dem Glauben an eine geheime russisch-österreichische Allianz verstiegen; ja selbst England hat man wieder als einen Faktor in der Geschichte des europäischen Continents in Anschlag gebracht.

Es ist der Mühe werth in Kürze auch noch auf diese Illusionen, so handgreiflich sie sind, einzugehen; denn wenn irgend etwas uns noch helfen soll, so gehört dazu vor Allem die Erkenntniß des ganzen Jammers unserer Lage. Wenn wir von irgend Jemand noch Hülfe erwarten außer von uns selber, so werden wir unbedingt verloren seyn.

Fürst Gortschakoff soll in Paris erklärt haben: auch Rußland beobachte eine aufmerksame Neutralität, und wenn Frankreich aus derselben nicht heraustrete, so würde es auch der Czar nicht thun. Ebenso umgekehrt. Daraus hat man nun geschlossen, Rußland würde sich gegen eine französische Einmischung auf die österreichische Seite stellen und seine Cohorten gegen Westen marschiren lassen. Man hat ganz vergessen welche Stimmungen in Petersburg und Moskau noch aus der Zeit des Krimkrieges her datiren. Unbegreiflicher Weise hat man auch vergessen, welche Stellung Oesterreich noch vor drei Jahren zur polnischen Insurrektion einnahm, während Preußen, und insbesondere der Minister Bismark, sich

den Czaren-Hof zum tiefsten Danke verpflichtete. Es ist doch, sollte man meinen, unter politischen Männern kein Zweifel erlaubt, daß die Königin von Württemberg bei ihrem Bruder schon viel bewirkt hat, wenn sie bewirkt hat, daß Rußland sich nicht offen zu Gunsten Preußens ausspricht. Wenn nun Frankreich sich in den deutschen Krieg einmischt, so wird — das hätte man auch ohne die Erklärung Gortschakoffs gewußt — sicherlich auch Rußland aus der Neutralität heraustreten. Aber wo wird es hintreten? das ist die Frage.

Gewiß nicht auf die Seite Oesterreichs, um als Alliirter dieser Macht gegen Frankreich und Preußen Krieg zu führen. Sondern der Czar würde die Donaufürstenthümer besetzen lassen, und dadurch Oesterreich eine neue Verlegenheit im Rücken schaffen. Man darf ja doch die sonst von Niemand geläugnete Thatsache nicht vergessen: was für den französischen Herrscher die Rheinfrage ist, das ist die orientalische Frage für den Czaren-Hof Nun ist aber in Paris schon sehr bestimmt davon die Rede gewesen, daß Oesterreich für die Abtretung Venetiens entschädigt werden könnte zwar nicht mit Schlesien, aber durch ein Aequivalent in den türkischen Provinzen Bosnien, Herzegowina und Albanien. Sobald dieser Plan greifbare Gestalt annähme, so wäre es mit der russischen Neutralität zuverlässig am Ende und wir würden sofort wieder, hoffentlich zum letztenmale, vor den Schrecken der orientalischen Frage stehen. Die Russen würden über den Pruth, über die Donau, über den Balkan gehen und Pfand auf Pfand nehmen für die Verletzung der türkischen Integrität in den Hinterländern der dalmatinischen Adria.

Ohnehin ist nichts wahrscheinlicher als daß der deutsche Krieg einen neuen orientalischen Krieg unmittelbar zur Folge haben wird. Aber für diesen Fall ist es noch keineswegs ausgemacht, daß Frankreich und Rußland auch dießmal wieder Gegner seyn müßten. Im Gegentheil ist es in Frankreich eine längst eingebürgerte Rede, daß Köln dereinst ein ganz passendes Ausgleichungs-Objekt abgeben würde für —

Konstantinopel. In Wien aber wird man sicherlich nicht dieser Meinung seyn; und trotzdem sollte Rußland sich kopfüber in eine österreichische Allianz gegen Frankreich stürzen wollen. Wer kann's glauben!

Auch auf England hat man gerechnet gegen eine selbstsüchtige Einmischung des Imperators in die deutschen Angelegenheiten. Zum Glück hat das Londoner Kabinett mit seiner Anschauung nicht lange hinter dem Berge gehalten. Ohne einen Finger zu rühren läßt es Hannover von den Preußen besetzen und den Welfen-König, einen Prinzen des englischen Hauses, von Bismark mißhandeln. Zum Ueberfluß soll das Kabinett von St. James auch noch ausdrücklich erklärt haben: England werde solange in seiner Neutralität verharren, als die orientalische Frage vollständig aus dem Spiel bleibe. Dann aber würde es sich — besinnen. Ich halte es für sehr möglich, daß nicht einmal mehr die Bedrohung und Theilung der Türkei das fettkranke England in Bewegung zu setzen vermöchte. Denn seit dem für die Kunst der englischen Diplomatie so mißlichen Ausgang des dänischen Kriegs ist in England die Manchester-Doktrin zur unbedingten Herrschaft gelangt; es gibt keine andere englische Politik mehr als Handelspolitik im trivialsten Sinne des Wortes. Schreibt man ja doch dem dirigirenden Minister Gladstone selber die Ansicht zu, daß die Türkei aufgehört habe ein englisches Interesse zu seyn; vielleicht bloß deßhalb weil die Türken ein schlecht consumirendes Volk sind und die Erben ihrer Herrschaft mehr Kattun zu verbrauchen Hoffnung geben.

Auch dann würde sich die Sache nicht wesentlich ändern, wenn in England jetzt ein Tory-Kabinett an's Ruder käme. Auch die Tories würden der Thatsache die Ehre geben müssen, daß ein großer Industriestaat je höher er aufschießt, desto unfähiger zu politischen Kriegen wird. Preußen erlebt jetzt an sich — im augenscheinlichen Gegensatz zu Oesterreich das seine Kriege um so leichter führt, je weniger es Industriestaat

ist — dieselbe Wahrheit; in England hat sie vollends alle politischen Traditionen begraben. Noch vor zehn Jahren hätte Niemand zweifeln dürfen, daß die offen gestellte Rheinfrage oder gar die französische Absicht auf Belgien ganz England in Harnisch bringen werde. Jetzt muß man nicht nur daran zweifeln, sondern selbst an der Frage, ob der Großstärke an England noch einen natürlichen Bundesgenossen habe.

Der alte Palmerston würde sich freilich im Grabe umkehren über eine solche Apostasie. Aber es ist einmal so. England ist aus dem europäischen Staatensystem so viel wie ganz hinausgefallen, und eine der ersten Folgen dieses Ausfalls erleben wir jetzt an dem deutschen Krieg. Es hätte mit der Verwegenheit Preußens unmöglich so weit kommen können, wenn nicht Oesterreich an England, dem alten Balancirer des europäischen Gleichgewichts, seinen „natürlichen Alliirten" verloren, und dafür Preußen an dem italienischen Raubstaat das gewonnen hätte was es nie besaß — einen „natürlichen Bundesgenossen". Durch diese Aenderungen ist die Basis der alten Europa eine total andere geworden, fast ohne daß wir es merkten. Um so gründlicher haben es Napoleon III. und Bismark gemerkt.

Ich wünsche nichts mehr, als daß die Ereignisse mich und meine vorstehenden Aufstellungen sämmtlich zu Schanden machen möchten. Aber ich glaube es nicht. Der französische Herrscher wird und muß sein Quosego hineinsprechen in die namenlose deutsche Verwirrung. Was dann Oesterreich davon zu erwarten hat, ist in dem Brief vom 11. Juni deutlich genug ausgesprochen. Ich fürchte zunächst schon, daß eine solche Intervention auf die Stellung der mittelstaatlichen Bundesgenossen eine merkwürdige Wirkung ausüben dürfte. Dieselben sind ja — man darf das meines Erachtens nicht vergessen — von vornherein nicht in den Krieg gegangen, um für Oesterreich das preußische Schlesien erobern oder die Rheinlande und Westfalen abreißen zu helfen. Sondern den

Bundesrechts-Standpunkt wollten sie um jeden Preis, auch mit Waffengewalt durchsetzen. Sähen sie nun aber, daß mit dem Bundesrechts-Standpunkt eben schlechterdings nicht weiter zu kommen ist, dann dürften sich für diese Regierungen neue Bedenken erheben und in Bälde die Pflichten der Selbsterhaltung in den Vordergrund treten.

Irre ich nicht, so haben sich solche Stimmen, wenn auch vorerst nur leise, bereits vernehmen lassen ... Aber ich will davon nicht weiter reden, ich will nur wiederholen: sobald der Imperator sich in den deutschen Krieg einmischt, so gibt es keine andere Rettung mehr vor der äußersten Schmach Deutschlands als die rascheste und hochherzigste Einigung unter uns, um sofort mit vereinten Kräften drauf zu gehen gegen den frechen Schänder der deutschen Integrität.

Mein Gedankengang hat durchaus zur zweifellosen Voraussetzung, daß die ersten großen Aktionen auch auf dem nördlichen Kriegsschanplatze die österreichischen Fahnen mit neuen Lorbeeren zieren werden. Dafür werden die herrlichen Armeen des Kaisers sorgen. Aber was hilft's? Daß der Imperator seine Minen gegen uns um acht oder vierzehn Tage früher springen läßt: das wird Alles seyn!

VI.

Briefliche Mittheilungen über die französischen Zustände.

I Der Imperator, das Volk und die Rheinfrage.

Wir erhalten aus Frankreich Mittheilungen über ein Thema, welches für unsere Leser von besonderm Interesse seyn wird, nämlich über den Zustand der französischen Gesellschaft unter der Regierung Napoleons III. In Anbetracht der gegenwärtigen Zeitumstände schicken wir im Nachfolgenden diejenige Partie voran, welche die jetzt auf allen Lippen schwebende Frage betrifft:

Trotz Allem ist Napoleon III. als Soldatenkaiser in einem entschiedenen Vortheil gegenüber seinem bürgerköniglichen Vorgänger, indem er zu jeder Zeit dem Ausbruch des innern Vulkans vorbeugen oder den schon ausgebrochenen Lavastrom durch einen Feldzug nach dem Rhein ableiten kann. Der Bürgerkönig der keinen Halt im Heere hatte, konnte das nicht. Ein Feldzug am Rhein ist überhaupt das Populärste was es nur irgendwie in Frankreich geben kann. In der Rheinfrage sind alle Parteien vollkommen einmüthig und eine vereinzelte besonnenere Stimme, die sich hin und wieder hören lassen mag, verhallt ohne Wirkung. Der Staatsbankrott könnte vor der Thüre stehen,

die Geldmittel könnten durch irgend eine der in unsern Tagen so häufigen Krisen völlig erschöpft und verschwunden seyn, für einen Feldzug nach dem Rhein würden sich alle Mittel im Ueberfluß finden. Der patriotische Eifer und die Opferwilligkeit von Gemeinden, Städten, Corporationen und einzelnen Bürgern würden sich überbieten und gegenseitig auf's höchste schrauben. Hunderttausende von Freiwilligen aus allen Ständen würden das Heer verdoppeln und alle Lücken ergänzen, welche die deutsche Tapferkeit schlagen könnte. Die unbeschäftigten Arbeiter von Paris würden nicht die Letzten seyn bei dieser allgemeinen Erhebung. Für ihre zurückgelassenen Eltern, Geschwister, Frauen und Kinder würde die allgemeine Begeisterung hinreichend sorgen. Niemand im ganzen Lande würde zurückbleiben wollen und sich nicht an dem allgemeinen Aufschwunge betheiligen. Kurz, die Krisis in welcher Frankreich sich befände, könnte noch so groß seyn, ein Feldzug nach dem Rhein würde die ganze Lage mit einem Schlage augenblicklich umändern.

Freilich wäre der Rückschlag den ein verlorner Rheinfeldzug ausüben würde, ebenso ungeheuerlich und unberechenbar in seinen Folgen. Napoleon weiß nun sehr wohl, daß Deutschland ebenfalls Alles an die Vertheidigung des Rheines setzen würde und selbst sein sehr kriegsgeübtes Heer schließlich vor dem einigen Deutschland zurückweichen müßte. Schon aus diesem Grunde wird er den Rheinfeldzug so lange als möglich hinausschieben, ihn gleichsam als letztes äußerstes Mittel zur Erhaltung seiner Herrschaft gebrauchen. Natürlich würde er dann auch dafür zu sorgen wissen, daß die beiden deutschen Großmächte hübsch uneinig untereinander seyn würden, wodurch allein der Erfolg seines Feldzuges gesichert werden könnte. Bricht aber ohne Veranlassung seinerseits eine ernstliche Streitigkeit zwischen Preußen und Oesterreich aus, dann wäre er seines Thrones keinen Tag mehr sicher, wenn er sich unterfangen wollte, eine solche nicht wiederkehrende Gelegenheit zur Erwerbung der Rheinlande unbenutzt vorübergehen zu lassen. Da er aber, wie schon gesagt, den Rheinfeldzug nur als äußerstes letztes Mittel der Selbsterhaltung gebrauchen darf, so muß ihm die jetzige Kriegsgefahr zwischen den deutschen Mächten ziemlich

ungelegen kommen. Dieß Jahr sind seine Pariser Arbeiter noch durch die sehr umfassenden Vorbereitungen zur nächstjährigen Weltausstellung beschäftigt. Die Ausstellung selbst wird nächstes Jahr viele Hunderttausende außerordentlicher Besucher nach Paris führen die viel Geld dort lassen werden, wodurch dann wiederum für einige Zeit vorgesorgt seyn wird. Bis dorthin wenigstens muß er den deutschen Bruderkrieg verschoben wissen wollen. Deßhalb glaube ich, daß seine neulichen Bemühungen zur Beilegung des preußisch-österreichischen Zusammenstoßes mittelst eines Congresses ziemlich ernstlich gemeint waren, da er ja nur seine eigensten Interessen dabei im Auge hat. Er weiß sehr wohl, daß wenn dieß Jahr der Kampf vermieden wird, derselbe in nächster Zeit und bei erster bester Gelegenheit um so heftiger ausbrechen muß. Für ihn kommt es hauptsächlich darauf an, daß dieser Kampf dann statt hat wenn es ihm gelegen ist, d. h. wenn der Rheinfeldzug für ihn das letzte Mittel der Erhaltung seines Thrones geworden ist.

Welche Zukunft ist der napoleonischen Dynastie vorauszusagen? dürfte man sich jetzt wohl fragen. Eine wirkliche Befestigung dieser Dynastie ist durchaus nicht unmöglich, aber keineswegs durch die von Napoleon bisher angewandten Mittel zu erzielen. Die Arbeitermassen und Soldaten halten nur so lange an ihm, als er sie gut zu beschäftigen und zu versorgen versteht. Die besitzenden, wohlhabenderen und gebildeteren Classen ertragen ihn, weil er Schutz für Hab und Gut gewährt und weil man überhaupt nicht weiß, wer ihn unter den jetzigen Umständen ersetzen sollte. Die Zahl derjenigen aber, welche ihm aus Ueberzeugung anhängen, ist verschwindend klein. Ueberall spukt und brütet noch der Geist der Revolution, dem auch die Regierung viel Vorschub leistet indem man sich der revolutionären Partei zur Erreichung gar vieler Zwecke, namentlich der italienischen Einheit, der Schwächung der weltlichen Macht des Papstes, der Maßregelung der St. Vinzenzvereine bediente. Die Traditionen des Bürgerkönigthums wirken ebenfalls noch nach, trotzdem von einer orleanistischen Partei kaum mehr die Rede seyn kann. Die Legitimisten behaupten sich immer noch in vielen Gegenden, namentlich der Bretagne, und selbst die berühmte

Kaiserreise nach dieser letzteren Provinz und der Besuch des Heiligthums derselben, des Wallfahrtsortes Notre-Dame d'Auray, haben die legitimistischen Traditionen nicht verwischen können.

Eine wirkliche conservativ-thätige, von speciell dynastischen Interessen unabhängige Partei, die katholische, besteht zwar und wächst langsam mit der religiösen Wiedergeburt des Landes empor. Aber Napoleon hat sich diese einzige Partei, welche seine Zukunft sichern könnte, nicht zum Freunde gemacht, sondern dieselbe durch seine italienische Politik, seine nachherige Einschränkung der Schulfreiheit und Beschränkung der Wohlthätigkeitsfreiheit tief gekränkt und zu unterdrücken gesucht. Freilich darf man ihm dieß nicht allzu bitter zu Last legen. Die conservative Partei ist noch nicht hinreichend erstarkt, daß sich eine Regierung einzig auf dieselbe stützen könnte; es bedarf noch längerer Zeit bis es soweit seyn wird. Napoleon hält sich überhaupt nur durch die abwechselnde Beschwichtigung aller Parteien und mußte somit auch der revolutionären Partei durch seine italische Politik einige Befriedigung gewähren. Diese Beschwichtigungspolitik mag wohl sehr klug, ja sie mag die einzig mögliche seyn; trotzdem muß man fragen, ob es überhaupt rathsam ist der Umsturzpartei Vorschub zu leisten, und die einzige sichere Partei an ihrer ruhigen Entwickelung zu hindern, wenn man so wie er alle Gewalt in Händen hat.

In jenem Beschwichtigungssystem liegt aber ebenfalls als nothwendige Consequenz und Schluß der Rheinfeldzug. Wenn einmal die verschiedenen Parteien sich nicht mehr zugleich beschwichtigen lassen werden, dann muß das einzige Beschwichtigungsmittel angewandt werden, welches für alle paßt — und das ist nichts anders als der Rheinfeldzug.

VII.

Randglossen zur Geschichte der Philosophie in neuester Zeit.

II. Grundriß der Geschichte der Philosophie von Dr. J. Eduard Erdmann. Berlin, Hertz 1866. I. Band. 622 Seiten.

Gewöhnlich sucht irgend ein Autor sein Buch dadurch einzuführen in die Welt der Lesenden, daß er bald mit mehr bald mit weniger Glück nachweist, daß diese seine Arbeit „einem längst gefühlten Bedürfniß“ abhelfe. Bei Erdmanns Grundriß der Geschichte der Philosophie ist es nun wirklich der Fall, daß sie eine bedeutende Lücke ausfüllt. Wohl Manchem mag es passiren, daß ihn eine Art Gänsehaut überläuft, wenn er zurückdenkt in welchen Wust von Hand- und Lehrbüchern er sich als angehender Candidat der Philosophie hineingearbeitet hat, die dazu wie gemacht waren entweder den Jünger der Weltweisheit zu einem Einfaltspinsel heranzubilden, der in „zweimal vierundzwanzig Stunden“ die Philosophie fertig hat; oder durch confuse Darstellung denselben so vor den Kopf zu stoßen, daß er es zum vorhinein in perpetuum mit aller Philosophie gut seyn läßt, um nur den „gesunden Hausverstand“ nicht zu verlieren.

Die umfassenden älteren Werke von Tennemann, Tiedemann, H. Ritter sind für den Anfänger unhandsam und unzugänglich; ebenso die neueren classischen Arbeiten von Brandis, Zeller sind keineswegs für Anfänger berechnet. Reinhold

scheint mir fast ungenießbar zu seyn; die alten sonst trefflichen Werke von Ast, Rixner 2c. lassen doch Vieles zu wünschen übrig; von der Zusammenstellung Siegwarts nicht zu reden, der mir das Unmögliche möglich gemacht zu haben scheint, daß man eine dreibändige Geschichte der Philosophie schreiben kann ohne auch nur drei von all den Philosophen selbst gelesen zu haben, sogar trotz der feierlichen gegentheiligen Versicherung. So wären also nur noch zu nennen der gar zu fragmentarische Grundriß Schweglers und die Geschichte der Philosophie von Marbach, welche immer noch erst halb fertig ist; dann unter den neuesten Arbeiten die neben Erdmann sachlich vollständigste Arbeit Ueberwegs und die Geschichte der Philosophie von Michelis. Anderweitige diesem Zwecke entsprechende Werke sind wenigstens meinem Gesichtskreis fremd.

Wer die früheren philosophischen Werke Erdmanns, der bereits ein Menschenalter als philosophischer Lehrer thätig ist, kennt: der hat hinlängliche Bürgschaft, daß das vorliegende Buch Tüchtiges bieten werde. Erdmann scheint mir zu den seltenen Autoren zu zählen, die mit wahrhaft philosophischem Scharfsinn eine feine Akribie der Darstellung verbinden, in welcher sich überall der Charakter ruhiger Objektivität zeigt.

Die Form der Behandlung ist darum einfach und natürlich, ein sicheres Zeichen, daß der Verfasser Meister des Stoffes ist. Besonders versteht er es die Knotenpunkte scharf zu treffen, und was besonders für den Anfänger unerläßliche Bedingung ist, die Uebergänge der Entwicklung aus der Sache selber genetisch vor die Augen zu führen. Dieser objektive Charakter Erdmanns ist auch der Grund, warum der gelehrte Protestant der katholischen Wissenschaft gerechter wird, als das sonst gewöhnlich von Seite der Protestanten der Fall ist. Wir glauben das bemerken zu müssen, um auch von diesem Gesichtspunkte aus das Buch richtiger würdigen zu können.

Vorliegendes Werk, soweit uns der erschienene erste

Band zu einem Urtheil berechtigt, ist darum nicht bloß der akademischen Jugend als Lehrbuch, sondern auch dem Fachmanne als Handbuch zu empfehlen. Es sind bei den einzelnen Parthien immer die Quellen genau verzeichnet, welche den gegenwärtigen Stand der philosophischen Forschung angeben; ebenso sind die Originalwerke in ihren besten Ausgaben genannt, was wir nicht unbemerkt lassen dürfen, da ja die anfängliche bibliographische Unkenntniß eine der größten Schwierigkeiten ist, welche einem ersprießlichen Quellenstudium entgegensteht. Ebenso wohlthuend ist es, daß im Verlauf der Darstellung die gegenwärtig bis zum Eckel mißbrauchten Schlag- und Stichwörter und philosophischen Gemeinplätze vermieden sind; weil der Verfasser weiß, daß dieselben so oft nur das „Wort" sind, das nach Göthe zur rechten Zeit sich einstellt, wenn der Gedanke aus ist, und deßhalb statt dem Leser concreten Gedankeninhalt zu bieten, denselben nur mit vagen Vorstellungen und Vorurtheilen anfüllen und ihm ein eigenes Urtheil unmöglich machen. Eine Geschichte der Philosophie muß die Philosophen selber reden lassen, damit wir sie auf diese Weise sozusagen persönlich kennen lernen; dieß erwartet wenigstens derjenige, der philosophische Studien treiben will. Es ist sehr bedenklich zum vorhinein den einzelnen Philosophen oder philosophischen Richtungen Etiketten anzukleben, weil diese meistens nur imaginäre Größen sind mit denen kein Mensch rechnen kann, Münzen die bei Niemand einen Werth haben als bei dem der sie geprägt hat.

Der bis jetzt vorliegende erste Band des Grundrisses umfaßt die Geschichte der Philosophie von ihren ersten Anfängen bis zum Ende des Mittelalters, von dem ersten griechischen Philosophen Thales (geb. c. 640 v. Chr.) bis zum Engländer Thomas Hobbes (gest. 1679 n. Chr.), also einen Zeitraum von mehr als zweitausend Jahren. Als Einleitung finden wir einzelne kurz markirte propädeutische Sätze über das Wesen der Philosophie und ihre Geschichte. Jede Zeit, bemerkt Erdmann, „jedes Jahrhundert hat seine

Philosophie. Die welche sie zuerst aussprechen, sind die Philosophen dieser verschiedenen Zeiten. Sie sind die eigentlich Zeitverständigen, und die Philosophie einer Zeit, als ihr Selbstverständniß, formulirt nur was in dieser Zeit unbewußt gelebt, instinktartig gewirkt hat, spricht ihr Geheimniß aus." In der Reihe der philosophischen Systeme ist nicht planloser Wechsel. Es ist gerade das Eigenthümliche der Menschennatur, daß kein Mensch die Wahrheit besitzt; und deßhalb auch kein philosophisches System die Wahrheit für sich allein in Anspruch nehmen kann; sondern seine Bedeutung für die Geschichte besteht gerade darin, in welches Verhältniß es sich stellt zu der Wahrheit, die Gott selber ist, und welche sich in den Dingen hienieden offenbart. Die Philosophie im Allgemeinen ist Streben nach Wahrheit, in den Reihen der Systeme ist nicht planloser Wechsel, sondern Fortschritt. Diesem Fortschritt muß auch der Irrthum dienen; darum lehrt die Geschichte der Philosophie am besten philosophiren. Der hermeneutische Grundsatz den Erdmann aufstellt, ist kaum hoch genug anzuschlagen, nemlich: daß zum Maßstabe eines philosophischen Systems durchaus nicht ein anderes philosophisches System genommen werden darf, das durch Zwischenstufen von ihm getrennt ist; weil hier das tertium comparationis, das Mittelglied der Rechnung fehlt, der minor der doch zu jedem Syllogismus gehört. Welche Curiositäten sowohl auf philosophischem als auf theologischem Gebiete treten durch Nichtbeachtung dieser Regel auf!

Die Eintheilung der Geschichte der Philosophie ist sehr einfach und übersichtlich; es ist die Dreitheilung in Philosophie des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit, welche im folgenden zweiten Bande zur Sprache kommen soll. Dem Mittelalter wird der größte Theil des Umfanges von Seite 195 bis 620 gewidmet, aus dem einfachen Grunde weil bezüglich der alten Philosophie auf die schon vorhandenen vielseitigen Bearbeitungen verwiesen werden kann, während in der Philosophie des Mittelalters manche ganz

brach liegende Gebiete vom Verfasser ausführlicher behandelt werden mußten.

Auf alle Einzelheiten einzugehen ist hier nicht möglich; nur einige Punkte können aus dem reichen Material herausgehoben werden. Die jonischen Philosophen bezeichnet Erdmann mit dem treffenden Namen der Metaphysiker. Hier (S. 27 ff.) setzt sich Erdmann mit der Darstellung Röths auseinander, der bekanntlich die Abstammung der griechischen Philosophie aus Aegypten behauptet. So unterscheidet Röth Pythagoriker und Pythagoräer, was am Ende für die Geschichte der Philosophie von wenig Belang ist. Die Annahme der bloßen (ägyptischen) Symbolik Röth's ist immerhin mit der Darstellung der Geschichte der griechischen Philosophie wie sie Aristoteles gibt, kaum vereinbar; weil nach Röth die Philosophie nur Theologie wäre, was nach Aristoteles nicht in jeder Beziehung richtig ist. Auf die Eleaten folgen Heraklit (S. 42), Empedokles, und die Atomiker (S. 56). Mit Anaxagoras beginnt die zweite Periode der griechischen Philosophie, die eigentliche Blüthezeit. Sehr schön schildert Erdmann das Verhältniß des Sokrates zu den Sophisten (S. 73. ff.): „Bäume und Felder lehren ihn Nichts, aber Menschen, und darum ist für ihn die Hauptfrage die: wozu der Mensch da ist und handelt? Hier stellt er nun ganz, wie er der Meinung der Sophisten das Wissen entgegengestellt hatte, so dem, was nur für Einen oder den Andern Zweck ist, d. h. dem Nützlichen, das Gute entgegen, oder das was Zweck ist an und für sich. Damit ist die Philosophie, die bis auf den Sokrates nacheinander Physik und Logik gewesen war, endlich aber beides, zur Ethik geworden, und der Erbe des Sokrates kann aussprechen, was seitdem unerschütterliches Axiom geblieben ist, daß Logik, Physik und Ethik die wesentlichen Theile der Philosophie sind."

Nach einer übersichtlichen Schilderung der sokratischen Schulen wird in kurzen aber treffenden Zügen auf die großen Sokratiker Platon und Aristoteles (S. 157) eingegangen.

Ueber beide ist bekanntlich die Literatur in jüngster Zeit außerordentlich reich geworden, was wir als gutes Zeichen des wiedererwachten gründlichen philosophischen Studiums begrüßen. Diese Literatur verzeichnet Erdmann so ziemlich vollständig. Beide Philosophen haben das Höchste geleistet was auf dem Standpunkt des natürlichen Wissens erreicht werden kann, die reinste Form allgemein menschlichen Denkens gegeben; und darum ist in ihnen auch die Möglichkeit für die Wissenschaft des Christenthums, aber auch nicht mehr als die Möglichkeit. Alle Versuche die, sei es in negativem oder positivem Interesse mehr darin suchen, darin einen Pantheismus oder Theismus oder das Gegentheil, oder auch etwas „Christliches" im positiven Sinne nachweisen wollen, verfehlen darum das rechte Ziel. Sie sind eben testes veritatis d. h. Zeugen der natürlichen Wahrheit; mehr hat ein Albertus Magnus und Thomas von Aquin nicht gesucht. Wir wissen, wie es mit dem Christenthum stand, als ein Marsilius Ficinus und Pico von Mirandula mehr finden wollten.

Wir glauben in der Erdmann'schen Schilderung des aristotelischen Systems allen Momenten zu begegnen, auf welche es bei Aristoteles ankommt. Es ist nicht so leicht hier das in allen Schriften Zerstreute in dem innern logischen Zusammenhang zu geben. Besonders trefflich hat Erdmann das Verhältniß der Metaphysik des Aristoteles zu seinen logischen Schriften charakterisirt (S. 129 ff.) Es gilt bekanntlich noch Vielen als ausgemacht, zwischen dem Logiker Aristoteles und dem Metaphysiker Aristoteles sei eine unübersteigbare Kluft. Andere nehmen nun, um der allerdings nicht geringen Schwierigkeit zu entkommen, entweder von den logischen oder von den metaphysischen Bestimmungen keine Notiz, um dem Widerspruch zu entgehen. So bleibt man von dieser Seite bezüglich mancher Grundbegriffe der aristotelischen Philosophie, so weit sie mit den Principien des Aristoteles zusammenhängt — in fortwährendem Schwanken; so z. B.

über ὕλη, δύναμις, μορφή, εἶδος, ἐνέργεια, ἐντελέχεια. Erdmann entwickelt ganz klar und einfach aus der Sache selber diese für die Philosophie so wichtigen Begriffe.

Nicht bloß für das Studium der Philosophie allein, sondern auch für die Theologen möchten wir das bemerkt haben; weil mir ohne das Verständniß dieser metaphysischen und logischen Begriffe ein eigentliches Verständniß der Theologie nicht denkbar ist. Die meisten philosophisch gebildeten Väter des Orients und die großen Theologen des Occidents bis ins zwölfte Jahrhundert hinein reden die Sprache Plato's; die Scholastik redet die philosophische Sprache des Aristoteles. Diese Sprache will ebenso um verstanden zu werden, gelernt seyn wie jede andere Sprache. Die eigentliche Feinheit und Schärfe tridentinischer Lehrbestimmungen liegt meines Wissens in der aristotelisch-scholastischen Form der Sprache, die sich wesentlich von der vulgären modernen Sprache unterscheidet. Eine bloß „positive" Theologie, welche sich etwas zu Gute thut keinem philosophischen System zu huldigen, muß bei jedem Schritt auf Schwierigkeiten stoßen. Um nur an Eines zu erinnern; wenn das Tridentinum von einer forma und materia der Sakramente spricht, so versteht man darunter etwas ganz Anderes als die vulgäre Sprache unter Form und unter Materie versteht. Man wird hier auf das zurückkommen müssen, was Thomas von Aquin und Aristoteles darunter verstanden haben.

Noch ein Exempel, zu welchen Verstößen die Unkenntniß oder Nichtbeachtung der philosophischen und theologischen Sprache führt. Es ist gerade in neuester Zeit von Seite protestantischer Theologen Usus geworden, eine große Anzahl der griechischen Väter, ebenso den Augustinus eines Widerspruchs mit der katholischen Lehre von der Eucharistie zu bezüchtigen. Warum? weil sich bei ihnen wirklich sehr viele Stellen nachweisen lassen, wo sie das Wesen der Eucharistie als νοητόν (bei Augustin intellectuale, spirituale) bezeichnen. Daraus wird nun kurzweg der Schluß gezogen: diese Väter

lehren einen bloß geistigen Genuß der Eucharistie, sie sind Idealisten, wie das Baur, Gieseler, Kurtz u. A., oder was dasselbe: sie sind Symboliker und Metaboliker, wie das besonders Rückert, Kahnis, Höfling und in neuester Zeit Steitz haarscharf bewiesen zu haben glauben. So hat man mit einem Schlage eine Anzahl Reformatoren vor der Reformation gemacht. Was wird nun ein s. g. „positiver" Theologe von katholischer Seite dagegen sagen? Er wird vielleicht bei denselben Vätern eine Anzahl Stellen finden, welche das Gegentheil sagen. Es handelt sich aber um die betreffenden Stellen, welche von den Gegnern citirt sind. Er wird diese Stellen vielleicht anders deuten als seine Gegner; aber zu dieser Deutung steht ihm wissenschaftlich nicht mehr Recht zu als den Gegnern zu der gegentheiligen: so bleibt also nur ein endloses Hin- und Herstreiten übrig. Wie aber, wenn wir einmal fragen: was verstehen denn die platonisch redenden Väter unter dem νοητόν? Dürfen wir dieses νοητόν des Plato schlechtweg mit unserm deutschen Worte „geistig" übersetzen, welches „geistig" das Gegentheil von „real", „wesenhaft," „wirklich" aussagt? Antwort nein. Es ist dabei der oben von Erdmann berührte hermeneutische Grundsatz gänzlich übersehen. Wer die Sprache Platons und also auch der Platoniker versteht, der weiß, daß das νοητόν (spirituale, intellectuale, εἶδος) gerade das direkte Gegentheil von dem ist, was wir unter „geistig" gewöhnlich verstehen. Das νοητόν ist gerade das eigentlich Reale (ὄντως ὄν) das eigentlich Substanzielle (οὐσία), also das wahrhaft Wirkliche. Diese Epitheta sind also, wenn sie auf die Eucharistie angewendet werden, offenbar in dem Sinn zu verstehen, in welchem sie die Väter verstanden haben; und nicht in dem Sinne wie das moderne Ausleger ohne alle exegetischen Gründe verstehen wollen. Damit ist nun die ganze Freude über die Symboliker, Metaboliker, Idealisten, Spiritualisten und Vorreformatoren zu Wasser geworden. Die sog. Idealisten sind gerade die rechten Realisten. Und so in hundert andern

Fällen. Das sei nur nebenbei als „Nutzanwendung" für etwas spröde „positive" Theologen bemerkt.

Hier stimmen wir recht gerne dem geistreichen Michelis bei, daß man den Plato aus sich selber studiren muß; es läßt sich nicht verkennen, daß der Aristotelische und Thomistische Plato nicht ganz der ursprüngliche ist. Das ist nicht immer gehörig unterschieden worden, daher hat man sich auf den „Dualismus" des Plato etwas zu viel zu Gute gethan, welchen auch Aristoteles nicht überwunden haben soll, wie das Erdmann I. S. 137 bemerkt. Ich weiß, daß diese Frage noch controvers ist und daß sehr gewichtige Stimmen für diesen Dualismus auch bei Aristoteles plädirt haben. Besonders hat die Tübinger Schule, u. A. Zeller diese Behauptung aufrecht gehalten. Wir können dieser Ansicht nicht in jeder Hinsicht beipflichten; weil die Behauptung eines Dualismus im Allgemeinen zu irrigen Consequenzen führt. Es ist hier nicht thunlich auf die Unterscheidung der logischen und metaphysischen oder ontologischen Seite dieses Fragepunkts einzugehen; wir verweisen hier auf die bezüglichen Schriften von Trendelenburg, Brandis, Bonitz, Waitz, Prantl u. A. und eine sehr geistreiche Abhandlung „von der manigfachen Bedeutung des Seienden" von einem jüngeren Bearbeiter dieser Frage, Franz Brentano. Auch Kleutgen in seiner Philosophie der Vorzeit II. Bd. Münster 1863 gibt hierüber scharfsinnige Erörterungen. Wenn Erdmann diesen Dualismus im metaphysischen Sinne nimmt, weil bei Aristoteles „der Stoff wenn auch als bloße Potenzialität reducirt, ihr (der Gottheit) gegenüber stehen bleibt:" so scheint mir Aristoteles selber diese Ansicht auszuschließen, wenn er sagt (Metaph. VII. c. 6 fine:) *Ἔστι δ', ὥσπερ εἴρηται, καὶ ἡ ἐσχάτη ὕλη καὶ ἡ μορφὴ ταυτό. καὶ τὸ μὲν δυνάμει, τὸ δὲ ἐνεργείᾳ. Ὥστε ὅμοιον τὸ ζητεῖν τοῦ ἑνός τί αἴτιον καὶ τοῦ ἓν εἶναι. Ἓν γάρ τι ἕκαστον, καὶ τὸ δυνάμει καὶ τὸ ἐνεργείᾳ ἕν πως ἐστίν. Ὥστε αἴτιον οὐθὲν ἄλλο πλὴν εἴ τι ὡς κινῆσαν ἐκ δυνά-*

μεως εἰς ἐνέργειαν. Ὅσα δὲ μὴ ἔχει ὕλην, πάντα ἁπλῶς ὅπερ ὄντα τί.

In demselben Sinne spricht sich Aristoteles Metaph. XI. c. 3 und insbesondere Metaph. XI. 10 aus, wo er ausdrücklich bemerkt: οὐ γάρ ἐστιν ἐνάντιον τῷ πρώτῳ οὐδέν. πάντα γὰρ τὰ ἐναντία ὕλην ἔχει καὶ δύναμει ταὐτά ἐστιν. Alle diejenigen, fährt er fort, welche noch andere Principien außerhalb und im Gegensatz zu Gott setzen, bringen Episoden zum Wesen der Gottheit hinzu; das sei aber ein Widerspruch mit dem Begriffe der Gottheit und der endlichen Dinge. τα δὲ ὄντα οὐβούλεται πολιτεύεσθαι κακῶς. „Vielherrschaft, schließt er, ist nicht gut. Einer ist Herr.“ Οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη. εἷς κοίρανος. Man braucht nur einfach sich an den scholastischen Begriff des actus purus zu erinnern, den Albert, Thomas, Duns Scotus rc. aus Aristoteles haben, um zu wissen, daß diese großen Commentatoren von einem Dualismus bei Aristoteles in diesem Sinne nichts fanden.

Wir deuten dieß nur deßhalb an, weil besonders die linke hegelische Schule, die Tübinger Kritik diesen Dualismus so bequem und zweckmäßig fand. Besteht ja bei Schwegler, Baur, Strauß, Marbach u. A. das Wesen des Christenthums nur darin, daß es Idee und Wirklichkeit, zwischen welchen in der alten Zeit der leidige Dualismus war, versöhnte; indem erst jetzt die Menschheit selber sich als Eins mit Gott wußte, d. h. wie wir von Strauß erfahren — als Gottsohn. Deßhalb kann nur in der Idee des Allgemeinen, nicht aber in einem Individuum dieses „Bewußtseyn“ sich realisiren; d. h. das Christenthum ist eine Fiktion, ein Mythus. Das ist der eigentliche Kern der ganzen negativen Kritik unserer Tage; darum hat sie sich auf diese Kluft eines angeblichen Dualismus gesetzt, der in Wirklichkeit nicht existirt.

Wir wollen sie sitzen lassen, und damit von Aristoteles Abschied nehmen. Auch die Periode der zerfallenden griechischen Philosophie, welche wir bündig und treffend geschildert

finden (S. 159 ff.), wollen wir übergehen. Denn von größerem Interesse ist für uns die Darstellung der mittelalterlichen Philosophie.

Hier sind oft die Resultate jahrelanger mühesamer Studien auf wenige Seiten zusammengedrängt und in so einfachen Worten dargestellt, daß man, wie der Verfasser selber bemerkt (Hilgenfelds Zeitschrift 1865. 2), glauben möchte ein Anfänger in der Philosophie könne das so schreiben. Allerdings ist der kein Anfänger mehr, der diesen Schein durchschaut hat. Wir müssen gestehen, daß Erdmann der mittelalterlichen Philosophie gerechter wird als irgend einer seiner Vorgänger auf protestantischer Seite. Er ist frei von den widrigen Mißtönen eines kleinlichen Widerwillens gegen die positive Seite der mittelalterlichen Träger des philosophischen Gedankens, wie dieselben in der gelehrten Arbeit Prantls uns an den Ton des vorigen Jahrhunderts und an die Verbissenheit eines Reinhold, Gumposch u. A. erinnert haben. Die männliche und edle Objektivität der Darstellung kann so niedrige Tendenzen nicht dulden

Dabei ist aber keineswegs gesagt, daß wir von katholischem Gesichtspunkte aus mit allen den Resultaten Erdmanns einverstanden sein können. So z. B. I. S. 196 tritt der rein intellektuelle Gesichtspunkt zu einseitig in den Vordergrund. Das Christenthum ist nicht bloß Erkennen, es ist vor Allem Leben, historische Wirklichkeit. Auch bei der Schilderung der gnostischen Systeme S. 199 ff. gibt er die einseitige Anschauung der Tübinger Schule, welche bekanntlich dieses Gebiet vorzüglich bearbeitet hat. Wir wissen, daß Erdmann sich oft darüber lustig macht, daß man ihn als „Hegelianer" fortan bezeichnet; da und dort aber blickt die Anschauung der Hegel'schen Schule doch durch, besonders wo er sich an die sekundären Quellen anschließt.

Meisterhaft finden wir von rein philosophischem Gesichtspunkte aus die Bemerkung über Augustinus (S. 234), obwohl das keineswegs der ganze Augustinus ist; ebenso über Anselm

(S. 256), Erigena (S. 248). Wir verweisen einfach auf das Buch selber, welches übersichtlich und nach dem inneren logischen Entwicklungsgesetze eine Erscheinung aus der andern deducirt, statt eines blos mechanischen Nebeneinanderstellens. So über das Verhältniß der Nominalisten zu den Realisten, über die „christlichen Aristoteliker" Albertus, Thomas und deren Nachfolger. Eine besondere Aufmerksamkeit wendet der Verfasser dem vielberüchtigten Raimundus Lullus zu (S. 377), was uns bei der bisherigen mangelhaften und deßhalb geringschätzigen Behandlung sehr wohl thut. Wenn man bedenkt, daß einmal die Zahl der Lullisten fast die der Thomisten überwog, so wird man den eigenthümlichen Mann nicht allzu gering tariren dürfen. Auch Dante (S. 397) findet gebührende Berücksichtigung.

Mit dem Naturphilosophen Roger Bacon (S. 405) und dem Duns Scotus (S. 413) datirt Erdmann den Beginn der sinkenden Scholastik. Allerdings tritt bei D. Scotus schon die scharfe Scheidung ein zwischen Theologie und Philosophie, so daß die erstere manchmal jenseits der Grenzen des Wissens überhaupt gesetzt zu werden scheint. Die Freiheit, welche Duns der Vernunft des Thomas opponirt, wird manchmal fast zur bloßen Willkür und der logisch nothwendige Zusammenhang der natürlichen und geoffenbarten Wahrheit, wie ihn Thomas systematisch begründet, wird durchschnitten. Wir haben ein Hüben und Drüben von Philosophie und Theologie (Op. Oxon. IV. dist. 43. qu. 3. fin.). Jedoch verstehen wir die häufige Aeußerung des Scotus, daß dieß oder jenes aliter apud theologos aliter apud philosophos sich verhalte, nicht so wie Erdmann aus der Stelle (l. IV. dist. 43 Schol. 4. p. 848. n. 18) liest: „ein Satz sei wahr für den Philosophen, aber er sei falsch für den Theologen." Das vorliegende Scholium sagt dieß nicht schlechthin; es fängt an: quod aliter huic respondetur secundum philosophos et aliter secundum theologos etc. Hier handelt es sich um die verschiedene Bedeutung der potentia activa für den Philosophen

und für den Theologen. Nun versteht aber der Philosoph unter dieser potentia activa nur die naturalis; darum ist diese propositio apud philosophos vera; während der Theolog dieselbe potentia anders faßt (accipiendo aliter etc.), und deßhalb secundum theologos illa propositio est falsa.

Der Terminismus des Occam ist mit wenigen Zügen gut charakterisirt (S. 420 ff.). Durand von St. Pourçain leitet den thomistischen Realismus über in den Nominalismus von reinstem Wasser bei Buridan (S. 440 ff.). Treffend ist das Verhältniß Gersons zu Occam dargethan (S. 447). Nach Raimund von Sabunde (S. 450) findet Nikolaus Cusanus, der deutsche Cardinal, wenn auch in fast zu kurzen Strichen, doch eine richtige Darstellung. Cusanus ist jedenfalls eine ganz einzigartige Erscheinung welche mächtig in die neuere Zeit hereinragt. Seine Wissenschaft ist eine umfassende, und die Arbeitskraft des Mannes muß eine riesige gewesen seyn, wenn man bedenkt, daß die Mehrzahl seiner Schriften so zu sagen zur Erholung von seiner praktischen Thätigkeit geschrieben sind. Er ist es, welcher der Zersplitterung und Heuchelei der Nominalisten seiner Zeit gegenüber in tiefere Bahnen einlenkte. Er steht aber auf der andern Seite ebenso einem extremen Realismus entgegen (doct. ign. II, 2). Trotzdem wird er von den Nominalisten unserer Tage als Pantheist verketzert, weil in ihm noch einmal der Pseudoareopagite zu Ehren kommt, welchen die großen Scholastiker Albert, Thomas, Bonaventura gleich hoch gehalten, der aber dann bei Seite geschoben ward.

Erdmann schildert darauf die wesentlichen Umrisse der deutschen Mystik (S. 470). Hier vermisse ich hie und da jene Seite, wo die Mystik den Unterschied, das Andersseyn, die generische Differenz betont. Man muß aber sowohl das Eine als auch das Andere hervorheben, wenn das Bild ganz werden soll. Ebenso ist der Abfall der späteren Mystiker von der Höhe der spekulativen Form der Scholastik, wodurch die wahre Mystik ihre Bedeutung für die Wissenschaft er-

langt hat, nicht recht klar auseinandergesetzt. Wenn die Mystiker der Reformationszeit, ein Schwenkfeld, Weigel und bei aller intuitiven Tiefe auch Jakob Böhme statt jener subtilen Spekulation der deutschen Mystik des vierzehnten Jahrhunderts in bizarre Sinnenbilder und gnostische Verirrungen verfallen, so liegt das in dem Mangel der philosophischen Sprache und überhaupt der philosophischen Bildung Dadurch sind die Verirrungen von selber gegeben; ganz abgesehen von ihrer Stellung zum Dogma der Kirche. Man darf nicht Alles in Einen Topf werfen, um den ganzen Brei auszuschütten.

Nach den Mystikern werden noch die Weltweisen oder die Wiedererwecker antiker Systeme behandelt (S. 502 ff.). An der Grenze des scheidenden Mittelalters tritt gleichsam ein Nachsommer auf, in welchem alle alten Systeme nochmal aufleben, um ein kurzes Daseyn im spärlichen Sonnenschein zu fristen. Mit der religiösen Zersplitterung ging die staatliche und sittliche Hand in Hand. Die Energie des christlichen Gedankens war erloschen, und von dem großen geistigen Flammenherde mittelalterlichen Denkens stiegen nur noch flackernde Lichter und dichter Rauch empor. Die Erneuerer des Platonismus Marsilius Ficinus, Pico von Mirandula, die Aristoteliker Achillini, Leonicus Thomäus gehören in diese Zeit.

Gegenüber diesem kränkelnden Heidenthum macht ein Paracelsus wieder einen ganz andern Eindruck (S. 515 — 526). Er ist eine Kraftnatur, das ächte Bild einer bis in die Tiefen zerrissenen Zeit. Man könnte sagen, daß in ihm die unvernünftige Natur selber Sprache gewinnt und in schmerzhaft bittern Tönen ihr Sehnen nach Erlösung aus dem Zwiespalt ausspricht. Statt des kleinlich selbstgefälligen Tones der geglätteten Classicität lateinischer Phrasen eines Taurellus und der seichten Prüderie der Renaissance muß er für seine Ideen erst Formen schaffen, daher seine barbarische Sprache. Er hat die entsetzliche Leere der Zeit und die

tiefste Sehnsucht nach Erfüllung erlebt. Ihm genügt nicht darüber die Tünche der „Classicität“ zu streichen, er will gleichsam mit dem Erzspiegel seiner Intuition der Natur selber in's Herz schauen und die Geheimnisse der Schöpfung belauschen. Daher seine Idee vom Menschen als dem Mikrokosmos, der da der Zweck der Schöpfung ist und „Gottes eigentliches Fürnehmen“ (de vera infl. rer. W. W. IX. p. 134), in welchem alle Heimlichkeiten der Natur verborgen, weil in ihm das Centrum aller Kräfte ist. Darum muß im Menschen die Natur wieder zu ihrem Ziele gebracht werden, wie sie durch ihn gefallen u. s. w. Diese Erlösung wird ihr aber vermittelt durch Christus. In all den bizarren Reflerionen seiner alchymistischen und astrologischen Theorien ist ein Keim einer großartigen Naturphilosophie, der vielleicht erst einer spätern Zeit zur klaren Sichtung und Entfaltung vorbehalten ist Wenn man die Theosophie des Paracelsus. überhaupt verwirft, so hat man eben das Kind mit dem Bade ausgeschüttet.

Wir würden die Leser ermüden, wenn wir das ganze Namenregister all dieser Helden ihrer Zeit, wie sie Erdmann in seiner reichhaltigen Geschichte vor unsere Augen treten läßt, verlesen wollten. Erdmann versteht es in dem engen Rahmen der Geschichte der Gedanken eine Geschichte der Zeiten zu geben, die doch immer vom „Zeitgeist“ einer philosophischen Richtung beherrscht sind. Unter den vielen Vertretern der Philosophie dieser Uebergangsperiode nenne ich Campanella (542), Giordano Bruno (S. 553), Bacon von Verulam (S. 569) und den berüchtigten Macchiavell (S. 598), welcher der einzige Diplomat ist von philosophischer Bedeutung, weil alle Philosophie ihm nur diplomatische Zwecke hat, so wie die Religion selber. Von ihm sagt Erdmann richtig, daß er „den Muth hatte sich selbst und aller Welt zu gestehen, was bis jetzt die Diplomaten aller Zeiten nur in ihrem Handeln verrathen, daß der Erfolg die Mittel heilige.“ Mit den Politikern Bodin, Gentilis, Grotius und

Hobbes schließt dieser durch seine Reichhaltigkeit und Allseitigkeit jeden Denkenden anziehende erste Band.

Von katholischem Standpunkte aus müßten wir über manche Reflexionen ein quod non aussprechen, so z. B. S. 240, 246, 245, 255, 265, 417, 452 u. a. Wenn wir aber bei anderen Partien sehen, wie der gelehrte Protestant gegen jahrelange Vorurtheile über katholische Geschichte so entschieden sich ausspricht, so werden Katholiken dem guten Willen gerecht werden. Wenn man gleichzeitige außerdeutsche Schriften des gleichen Inhalts mit dieser Schrift Erdmanns vergleicht, z. B. die Storia della filosofia di Aug. Conti Firenze 1864 2 voll., so fühlt man es durch, daß man hier deutsche Geistesarbeit vor sich hat.

Dr. Bach.

VIII.

Politische Gedanken vom Oberrhein.

Der heutige Liberalismus zunächst im südwestlichen Deutschland.

III. Oesterreich; dessen frühere Zustände; der Liberalismus; Zustände nach 1859; Oktober-Diplom; Februar-Verfassung; Protestanten-Gesetz; kirchliche Frage; österreichische und deutsche Liberale.

An dem Oberrhein übte der Liberalismus die unbestrittene Herrschaft; in dem weiten Raume von dem Unterrhein bis zu der Weichsel und der Ostsee kämpfte er mit Erfolg für die Erwerbung der Herrschaft, und während dieses

kampfes hatte auch das alte Oesterreich sich in eine neue Richtung gestellt. Um diese zu bezeichnen, muß unsere Betrachtung um einige Jahre zurückgreifend die inneren Zustände des habsburgischen Reiches berühren.

Als die Aufstände der Jahre 1848 und 1849 niedergeschlagen und die Bewegungen erdrückt waren und als einige Ordnung sich wiederhergestellt hatte, da war die österreichische Regierung voll des guten Willens. Sie wollte die unhaltbaren Einrichtungen einer vergangenen Zeit und sie wollte die unausführbaren Gesetze der Umwälzung durch bessere ersetzen. Nur eine große Verblendung konnte sich überreden, daß Oesterreich mit der Verfassung vom 4. März 1848 bestehen könne, und nur ganz verbissene Parteimänner konnten es tadeln, daß in der neuen Ordnung der Dinge das monarchische Princip wieder zur Geltung gebracht werden sollte. Die Rechte welche die kaiserlichen Patente vom Jahre 1851 anerkannten und gewährten, und die Grundsätze welche sie für die organischen Einrichtungen der Kronländer aussprachen, waren immerhin beachtenswerthe Grundlagen für eine feste innere Ordnung, und daß der Kaiser die Regelung der politischen Rechte der Bürger durch besondere Gesetze versprach*): das bezeichnete unzweifelhaft einen Umschwung der Dinge. Die österreichische Regierung war ernstlich gewillt den Rechtsstaat zu bilden. Die Aufhebung der Verfassung vom 4. März 1848 und der Grundrechte, von der Masse der Völker mit träger Gleichgiltigkeit vernommen, hatte aber dennoch Tausende mit Besorgniß erfüllt und der Wühlerei den Stoff für eine neue Aufregung gegeben. Auch der Reichsrath war eben nur eine berathende Stelle, zusammengesetzt

*) Kaiserliches Patent vom 31. Dezember 1851 die Aufhebung der Grundrechte betreffend. Mit diesem erschienen zugleich die „Grundsätze für organische Einrichtungen in den Kronländern des österreichischen Kaiserstaates."

aus Mitgliedern welche der Kaiser berief, und die Ministerien waren nur diesen verantwortlich.

Einsichtsvolle und besonnene Männer sahen wohl ein, daß die Bestimmungen der kaiserlichen Patente vom Jahre 1851 jetzt nimmer befriedigen konnten; sie sahen ein, daß der künftige Rechtsstand einer kräftigen Gewähr bedürfe und daß solche Gewähr nur allein gegeben sei durch eine wahre und selbstthätige Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten. Diese Männer wußten aber auch, daß der Abfassung von Grundgesetzen für Oesterreich sich Schwierigkeiten entgegenstellen welche andere Staaten nicht kennen, und daß man noch immer nicht die Erfahrung besaß welche die Patente des Kaisers ausdrücklich voraussetzten. Solche Männer sagten nun: eine Rechtsordnung sei vorerst wieder hergestellt; lasse man unter dem Schutz derselben die Staatsgewalt ruhig gewähren und störe man nicht die naturgemäße Entwickelung der Dinge, so müsse die Aufregung sich allmählig doch legen und der Kaiser könne den Umbau seines Reiches vorbereiten, er könne unbehindert das große Werk ausführen welches niemals in dem Drang einer Bewegung gedeiht. Von der andern Seite jedoch wurde und zwar nicht ohne Grund, erwidert: die Thätigkeit der Regierung bedürfe einer treibenden Kraft, wenn solche fehle, so werde wenig geschehen und aus der ungestörten Ruhe wachse schnell wieder der Schlendrian der alten Zustände heraus. So fand die liberale Wühlerei einen günstigen Boden in Oesterreich.

Das milde Regiment der österreichischen Regierung ist sprichwörtlich geworden; aber dieses milde Regiment war eben doch nur eine ausgedehnte Staatsallmacht, ausgeübt von einem Heer von Beamten. Die liberalen Ideen, welche diese aufgenommen, hinderten in Oesterreich so wenig, als in andern Ländern die Verbindung der Servilität mit der Herrschsucht, der Lakaiengesinnung gegen oben mit der Willkür nach unten. Die Bureaukratie bildete den Rahmen des Staats-

wesens und das Volk war nur das gut gehaltene Material, welches den kostbaren Rahmen ausfüllte.

In der österreichischen Verwaltung war kein eigentliches Staatsbudget, und wenn auch ein Voranschlag aufgestellt war, so gab es keine Controle, welche dessen Einhaltung erzwang. Die Steuerpflichtigen hatten keine Mitwirkung bei der Bestimmung der Lasten und keine Kenntnißnahme über die Verwendung der Staatsgelder. So waren Einnahmen und Ausgaben niemals ausgeglichen; das Defizit wurde durch Anleihen gedeckt und durch deren Verzinsung wurde der Ausfall mit jedem Jahre größer. Die Lande des habsburgischen Reiches besitzen alle Bedingungen einer großen Industrie und sie haben Stoff genug für eine weite Ausdehnung des Handels; aber in den bestehenden Zuständen wurden die natürlichen Hülfsmittel nicht verwendet und, wie viel auch geschehen seyn mochte im Einzelnen, die allgemeine Bilanz stellte sich fortwährend zu Ungunsten von Oesterreich. Die Adeligen mit ihrem großen Besitz wirthschafteten so schlecht wie der Staat; sie machten Schulden im Ausland und diesem mußten sie die Zinsen mit Silber bezahlen. So gingen die edlen Metalle in andere Länder; in Oesterreich selber waren sie fast eine Seltenheit in dem täglichen Verkehr; das Papier-Geld hatte einen niedrigen und veränderlichen Werth und es fehlte nicht an Kunststücken, um diesen Werth noch weiter herabzudrücken.

In den deutschen Mittelstaaten war eine freie Bewegung und durch diese ein wachsender Wohlstand. In allen diesen Staaten stand der Haushalt unter scharfer Controle; es wurde viel des Nützlichen ausgeführt; große Summen wurden für mancherlei Anstalten verwendet und doch wies jeder Rechnungs-Abschluß bedeutende Kassenvorräthe nach. Die Steuerkraft wurde nicht übermäßig in Anspruch genommen, baares Geld war in Masse im Umlauf und dieses baare Geld war großentheils österreichisches Silber. Waren in Oesterreich auch manche gute alte Einrichtungen erhalten und waren vortreffliche

nen Anstalten geschaffen, so fiel der Vergleich mit den andern deutschen Ländern doch immer zu Gunsten der Letztern aus.

Es lag sehr nahe, daß man den Unterschied der beiderseitigen Zustände der Verschiedenheit der Regierungsformen zuschrieb; die Liberalen konnten Vergleichungen anstellen und solche mit unzweifelhaftem Erfolge für ihr System ausbeuten. So fand der Liberalismus eine natürliche und — läugnen wir es nicht — eine berechtigte Aufnahme in Oesterreich und er verbreitete sich in alle Classen und in alle Länder, in den einen klar und bestimmt, in den meisten aber unverstanden und verworren.

Wie verschieden die liberalen Ideen sich nun bei den grundverschiedenen Völkerschaften des habsburg'schen Reiches gestalten mochten, im Allgemeinen kamen alle darin überein, daß sie, auf alte Zustände zurückgehend oder neue Einrichtungen verlangend, eine selbstthätige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, sowie eine mehr oder weniger bestimmte und geschiedene Selbstregierung forderten, und wir müssen wieder gestehen, daß viele dieser Völkerschaften zu solcher Forderung positiv und geschichtlich berechtiget waren. Aber die berechtigten Wünsche wurden zu thörichter Verblendung und diese zum wahnsinnigen Haß gegen alles deutsche Wesen getrieben. Die Lombardei, Venetien und Dalmatien, Ungarn, Croatien und Siebenbürgen sollten losgerissen werden von der Monarchie; daß das Reich der Habsburger zerfalle, das wünschten die deutschen Liberalen und darum nährten sie die Verblendung der Ungarn und die Leidenschaft der Italiener und mit diesen den Haß gegen die deutsche, gegen die eigene Nation.

Das Schuldenwesen des Staates und der vornehmen sowie die Geldverlegenheiten der kleineren Herren war schon lange Zeit her benützt und nach Möglichkeit ausgebeutet worden von der schlauen Rührigkeit der Juden. Sie hatten große Vermögen erworben, sie hatten sich des Geldmarktes bemächtigt, sie waren die Herren der großen Industrie und des

Handels geworden; sie großentheils leiteten die Bewegung des Nationalreichthums und sie hatten die großen und kleineren Grundeigenthümer, sowie die Beamten in eine gewisse Abhängigkeit gebracht. Die reichen Juden bezahlten ihre Literaten; sie brachten die Tagesblätter in ihre Gewalt; es entstand die jüdische Presse; diese wurde ein Organ des modernen Liberalismus und als solche mußte sie das Christenthum angreifen; sie mußte die Kirchen verlästern und besonders alles katholische Wesen verhöhnen.

Die jüdischen Literaten in Wien waren Correspondenten der deutschen Blätter; in diese brachten sie Alles was sie in ihren eigenen nicht aussprechen konnten, und die liberale Presse in Deutschland verwendete ihre bekannten Künste, um die österreichischen Völker zu stacheln. Wenn die Einen in heiliger Entrüstung gegen die Reaktion eiferten, welche sie in dem Großherzogthum Baden selbst ausgeführt hatten, und wenn sie mit zärtlicher Theilnahme den harten Druck auf die Brüder in Oesterreich bejammerten, so hatten die Anderen nur Hohn und Verachtung für Völker welche die Gräuel der geistlichen Verdummung und der weltlichen Zwangsherrschaft geduldig ertrugen, und Alle spendeten ungeheures Lob den Italienern und den Ungarn welche von diesem „Reich des Aberglaubens und des Zwanges“ sich losreißen wollten. Nicht der Sinn für Freiheit und Recht wurde in Oesterreich geweckt, nicht das Verständniß der Bedingungen eines guten *Staatswesens* wurde von den Deutschen eingeführt, nur die *Täuschungen* und Lügen des modernen Liberalismus wurden verbreitet und viele gute Männer wurden von diesen gefangen. Die meisten Völker in Oesterreich hatten niemals eine Periode des öffentlichen Lebens durchlebt; sie wußten nicht anders, als daß die „Herren“ die öffentlichen Angelegenheiten besorgen; jetzt waren es auch Herren welche eine neue Ordnung der Dinge verlangten, und so blieb die große Masse träg und ohne Theilnahme, während ein kleiner Bruchtheil der Bevölkerung, berauscht und verwirrt, die guten

Ideen nicht von deren verderblichen Folgerungen unterschied und sich zu einer Verblendung steigerte, welche die Verneinung bis zu den größten Verkehrtheiten trieb. Dieser kleine Haufe nun war die liberale Partei in Oesterreich, dieser kleine Haufe machte den Lärm inmitten der trägen Masse und diese schien sich zu bewegen, weil einzelne Theilchen allerorten aufwirbelnd sich über die todte Fläche erhoben.

Das sogenannte josephinische System war die unbeschränkte Staatsallmacht, ausgedehnt über alle Verhältnisse, und die Bevormundung oder besser die Unterordnung der Kirche war nur ein Theil dieses Systemes welches, wenn auch vielfach gemildert, doch immer noch in Oesterreich bestund. Wenn ein feierlicher Vertrag die natürlichen und die geschichtlichen Rechte der größten Körperschaft anerkannte und ihre Selbstständigkeit ihr zurückgab, so waren die Grenzen der Staatsallmacht enger geworden; in nächster Folge mußte diese Gewalt sich noch mehr beschränken, um auch den einzelnen Bürgern die Selbstständigkeit des Lebens und des Handelns zu gewähren, und darin mußte der wahrhaft Freisinnige einen Fortschritt zum Besseren erkennen, auch wenn er nicht zufrieden seyn konnte mit einzelnen Bestimmungen solchen Vertrages. Das Concordat vom 18. August 1858 war ein Staatsvertrag welcher durch die Aufstellung eines vereinbarten Rechtsstandes allerdings einen Bruch mit der Staatsomnipotenz verkündete. Dieser Bruch aber war gegen die Lehre des „modernen Staates" nach der Auffassung der liberalen Partei, welche nun einmal die Ausübung der unbeschränkten Staatsallmacht für sich selber verlangt. War aber durch das Concordat der katholischen Kirche gar noch etwas Gutes geschehen, so durfte der grundsätzliche Haß nicht rasten, und so erhoben die Liberalen in Deutschland ihr gewöhnliches Gezetter und die Judenpresse in Wien mußte mitschreien, so viel es damals nur anging.

In dem Reiche der Habsburger war eine ungeheure Verwirrung der Ideen und der Verhältnisse als im J. 1859

der Krieg ausbrach, welcher von Vielen vorhergesehen und von der Regierung doch sehr leichtsinnig vorbereitet worden war. Das beste Heer in Europa, waffengewandt, tapfer und hingebend, hat mit bewunderungswürdiger Ausdauer gefochten und nirgend hat es einen Sieg errungen. Die innere Lage des Reiches hatte die Fortsetzung des Krieges bedenklich gemacht und er wurde beendet, ehe man die besten Wehrmittel zur Verwendung gebracht hatte. Auch nach der Schlacht von Solferino war das österreichische Heer in ganz guter Verfassung; es war schlagfertig, kampflustig und voll Zuversicht, an Material jeglicher Art war kein Mangel; das stark befestigte Operationsfeld war noch gar nicht betreten, die Franzosen hatten eine gewisse Scheu vor den bevorstehenden Kämpfen — und doch schloß man den Präliminar-Vertrag von Villafranca und ein schönes Königreich war in dem kurzen Feldzug verloren. Die zweite Hälfte des Jahres 1859 sah das alte Oesterreich gedemüthiget, ohne Verbündete zwischen feindseligen Mächten, einsam in dem System der europäischen Staaten, verlassen von Europa für dessen Rechtsstand es gefochten. Oesterreichs Finanzen waren zerrüttet, das Vertrauen geschwächt, der Credit gesunken. Der Besitz von Venetien war in Frage gestellt; die Länder auf der südlichen Abdachung der Alpen und an den Küsten des adriatischen Meeres waren bedroht; in einigen Theilen des Reiches war fast offene Empörung, Unzufriedenheit und Widerstand überall. Das Reich war unmächtig geworden; es mußte vor Allem seine inneren Verhältnisse ordnen; es mußte um jeden Preis den äußeren Frieden bewahren, und so konnte es nirgend eintreten um alte Zustände zu erhalten oder um neue zu ändern.

Die Politik der Liberalen sah noch viel weiter. Nach ihrer Auffassung war Oesterreich nimmer stark genug, um gegen die „Zeitströmung" zu stehen; ging es mit dieser, so war es dem modernen Liberalismus verfallen; versuchte es den Widerstand, so wurde es gewaltsam fortgerissen und nach aller Wahrscheinlichkeit mußte es in der Bewegung zersplittern.

Die kleinen und selbst die mittleren Staaten in Deutschland hatten für ihren Bestand Schutz und Gewähren verloren und die Plane des Nationalvereines mußten sich von selber erfüllen.

Oesterreich mußte seine Regierung auf andere Grundlagen stellen. Ohne andere Einrichtungen konnte es nicht seine Finanzen ordnen, konnte es nicht Vertrauen und Credit wieder gewinnen und ohne diese konnte es sich nicht wieder zu der Machtstellung erheben deren ganz Europa bedarf. Wenn die österreichischen Staatsmänner diese Wahrheit erkannten, so wußten sie auch, daß die verschiedenen Völkerschaften mit ihren Rechten und mit ihren Ansprüchen, mit ihren Eigenschaften und mit ihren Bedürfnissen niemals in einen geschlossenen Körper zusammengeschmolzen werden können. Diese Staatsmänner wußten, daß das Reich der Habsburger niemals ein einheitlicher Staat werden könne, wie Frankreich.

Am 20. Oktober 1860 erließ der Kaiser mit einem Manifest an seine Völker das bekannte Diplom „zur Regelung der inneren staatsrechtlichen Verhältnisse der Monarchie.“ Der Kaiser erklärte, daß er die Bürgschaften für den unzertrennlichen Verband der verschiedenen Bestandtheile des Reiches nur allein in Rechtszuständen finde welche den natürlichen und geschichtlichen Verhältnissen der verschiedenen Länder entsprechen. So sollte denn jedes Land durch die Landesordnung seine besondere Verfassung, in dem Landtage seine Vertretung erhalten und Abgeordnete dieser Landtage sollten den Reichsrath bilden. Das Recht Gesetze zu geben, abzuändern, aufzuheben, also die eigentliche Gesetzgebung war dem Kaiser vorbehalten und die Mitwirkung des Reichsrathes sollte sich ausdehnen auf alle jene Gegenstände der Gesetzgebung, welche sich auf Rechte, Pflichten und Interessen beziehen die allen Ländern gemeinsam sind. Alle jene Gegenstände aber, welche nur Rechte, Pflichten und Interessen der einzelnen Lande berühren, waren den betreffenden Landtagen

zugewiesen und zwar in Ungarn und den zugehörigen Landen in dem Sinn ihrer frühern Verfassung. Mit diesem Patente oder unmittelbar nach demselben erschienen auch sogleich die Landesordnungen für Steiermark, Kärnthen, Salzburg und Tyrol.

Die Anordnung des Patentes vom 20. Oktober 1860 hatte eigentlich nirgend eine rechte Zufriedenheit bewirkt. Es war offenbar, daß viele Lande und besonders daß Ungarn die Zugeständnisse des Kaisers nach Möglichkeit ausdehnen, man fürchtete, daß auch die anderen Länder ihre Autonomie benützen würden, um sich zu besonderen Ganzen zu gestalten; daß dadurch jegliche Einheit des Reiches zerstört und dieses eine lockere Verbindung einzelner Staaten werde, welche einer großen Machtentwickelung unfähig sei. Man sagte — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — daß in dem Reichsrathe nur die Mehrheiten der Landtage vertreten, daß eine solche Reichs-Vertretung alle großen Fragen in dem kleinlichten Sinne der einzelnen Länder behandeln und in der engen Auffassung ihrer Landtage erledigen werde. Die Befugnisse des Reichsrathes erschienen zu sehr beschränkt selbst denjenigen, welche ein mächtiges Oesterreich sich auch in anderer Form als in der Form eines constitutionellen Einheitsstaates vorstellen konnten. Der Reichsrath des Oktober-Patentes war allerdings mehr als eine bloß berathende Versammlung, aber es waren ihm keine Initiativen der Gesetzgebung zugestanden, und ohne diese konnte er nicht die Feststellung eines Systemes der Reichs-Regierung und ohne Genehmigung des Budgets konnte er nicht die Ausgleichung zwischen Einnahmen und Ausgaben bewirken. Erfahrene und umsichtige Männer zweifelten an der Haltbarkeit des neuen Systemes; denn, sagten sie, entweder werden die Landtage eine überwiegende Wichtigkeit gewinnen oder der Reichsrath wird seine Befugnisse ausdehnen. In dem ersten Fall wird dieser eine leere Form und seine Verhandlungen werden nur ein politisches Schauspiel; in dem andern Fall aber wird der Reichstag ein Parlament

und zwar in der gefährlichen Gestalt des Ein-Kammer-Systemes *).

Die Autonomie der einzelnen Bestandtheile des Reiches, wenn auch vielfach beschränkt, steht der Einheit des modernen Staates entgegen und sie widerspricht im Grundsatz der Lehre der Partei, welche die enge Concentrirung aller staatlichen Verhältnisse fordert und fordern muß. In mancher Beziehung war das Oktober-Patent immerhin eine Anerkennung der liberalen Ideen, aber diese hinderte die Parteimänner dennoch nicht dasselbe nach Möglichkeit zu verlästern; sie sprachen der neuen Gestaltung jede Lebensfähigkeit ab, aber sie hofften, daß eine andere nicht zu Stande gebracht werde; denn Oesterreich sollte nun einmal sich nicht „zu der Höhe des modernen Staates“ erheben.

Am 7. Dezember 1861, also nicht vollends zwei Monate nach Verkündung des Oktober-Patentes, hatte v. Schmerling das Ministerium des Innern übernommen und schon am 23. desselben Monats erließ er an die Statthalter der Provinzen sein bekanntes Umlaufschreiben welches — ein Programm des Liberalismus — das Princip der ständischen Vertretung aufhob und den Landtagen den Charakter der Interessen-Vertretung verneinte. Wer nun dem Gang der Dinge in Oesterreich auch nur oberflächlich gefolgt ist, der mußte wohl wahrnehmen, daß russische Ränke, italienische

*) Auch der Verfasser hat solche Befürchtungen gehabt und sie in diesen Blättern ausgesprochen. Siehe „die neue Periode des österreichischen Staatswesens an sich und in dem Verhältniß zu Deutschland. II.“ Hist.-pol. Blätter Bd. 47. S. 310 ff. Mancherlei Verhältnisse haben die damaligen Ansichten des Verfassers theilweise gerechtfertigt Um Oesterreichs Machtstellung willen hat er die Einheit des Reiches gewünscht, aber aus den Ereignissen hat er gelernt, daß er die Schwierigkeiten einer einheitlichen Gestaltung des Reiches viel zu niedrig angeschlagen und er bekennt seinen früheren Irrthum.

Sendlinge und französische Gelder die Ansprüche der Magyaren, die Verblendung der Venetianer, die Thorheit der Polen und die Starrheit der Czechen unterstützt und gesteigert und daß deutsche Einwirkungen die Parteien in den deutschen Ländern gehetzt und die innere Zerrissenheit des Reiches nach Kräften gefördert haben.

Das Oktober-Patent hatte dem Sondergeist eine gesetzliche Geltung gegeben; es hatte die Ansprüche anerkannt, welche auf frühere Rechtsstände oder auf alte Gewohnheiten gestützt sich jetzt erhoben mit kaum vorausgesehener Macht. Die Ungarn sahen in den Erlassen vom Oktober 1860 das Versprechen des Kaisers, ihnen ihre besondere Verfassung zurückzugeben; sie selbst griffen nicht nur auf den Wiener Friedensschluß vom 23. Juni 1606 und auf die pragmatische Sanktion 1722/23, sondern selbst auf die goldene Bulle des Königs Andreas des Hierosolymitaners, vom Jahre 1222 zurück; sie verlangten dabei die Personalunion und die Verfassung vom 11. April 1848. Auch die Siebenbürger hatten alte Grundgesetze; sie beriefen sich auf das sogenannte Leopoldinische Diplom vom 4. Dezember 1691, auf die sogenannte Alvinczi'sche Resolution vom 14. Mai 1693, und auf die Gesetze von 1791. Eine Conferenz der Notabeln am 11 Februar 1861 behauptete, daß die Gesetze vom Jahre 1848 rechtsgültig seien und daß Siebenbürgen zu Ungarn gehöre. Dagegen beschlossen die Slovaken in Oberungarn durch ihren Congreß zu St. Martin die Wahrung ihrer Nationalität gegen die Magyaren. Die Czechen erhoben sich in blinder Leidenschaft gegen das Deutschthum; sie wollten nicht nur ein besonderes czechisches Königreich, sondern in ungeheurer Selbstüberschätzung wollten sie die Herrschaft der Slaven in dem habsburgischen Reich. Die Polen bewegten sich in Galizien und die „Glos", ein Organ des galizischen Adels in Lemberg, verkündete eine ganz neue Eintheilung der Länder, in welcher Wien wie Paris und London zum Ausland gehörte. Die Venetianer und die welschen Tyroler dachten

und träumten immer nur von ihrer Vereinigung mit dem Königreich Italien und nicht ohne Mühe konnte die österreichische Regierung offene Bewegungen und Aufstände dieser Länder verhindern.

In allen und auch in den deutschen Ländern wurde die Bevölkerung immer mehr in Parteien zerrissen. Der österreichische Adel, mächtig durch seinen großen Besitz, besaß alle Elemente für die Bildung einer wahren und wirklichen Aristokratie, aber er konnte eine solche nicht bilden, denn seine Glieder waren in ihren politischen Grundsätzen getrennt. Wir zählen nicht diejenigen welche in der schlechten Wirthschaft eine göttliche Fügung verehrten, welche von den Unterthanen nur den blinden Gehorsam und die demüthige Anbetung der Hochgeborenen verlangten, welche in jeder gerechten Forderung des Volkes eine Auflehnung und in jeder Theilnahme desselben an öffentlichen Angelegenheiten eine revolutionäre Einrichtung sahen. Diese Herren haßten die bureaukratische Staatsomnipotenz, aber sie haßten sie nur allein, weil sie ihnen die ausschließliche Führung des Staates entrissen, weil sie die feudale Herrschaft gebrochen und sich selbst an deren Stelle gesetzt hat. Wenn nun die kleine Zahl dieser Herren, für welche „der Mensch bei dem Baron anfängt", wieder an die Herstellung von Zuständen dachte die in sich selber zerfallen oder von dem Schritte der Zeit zertrümmert waren, wenn sie wirklich daran dachten die monarchische Autorität unter die Macht der Oligarchie zu beugen: so konnten sie freilich wohl die Erregung der mittleren Classen steigern und den vernünftigen Theil des Adels in den allgemeinen Haß hereinziehen, aber nimmermehr konnten sie eine wirkliche, politische Bedeutung erwerben.

Wenn wir gewisse Theile der magyarischen, der polnischen, der böhmischen und der italienischen Vornehmen ausscheiden, so war der größte Theil des österreichischen Adels und besonders des deutschen loyal und monarchisch gesinnt mit freisinniger Auffassung der Verhältnisse. Aber gerade in

dieser Auffassung gingen sie auseinander. Die Erklärung des Adels in Niederösterreich vom 16. Januar 1861 zeigte die Spaltung. Der eine Theil hatte sich dem erwähnten Umlaufschreiben des Ministers von Schmerling vom 23. Dez. 1860 angeschlossen und dabei ausgesprochen, daß nach ihrer Ueberzeugung „das System der früheren landständischen Institutionen und Prärogative den veränderten Verhältnissen und Bedürfnissen der Neuzeit nicht mehr entspreche und daß sie glauben, die Begründung ihrer politischen Stellung nur in dem Grundbesitz und in dem Vertrauen ihrer Mitbürger finden zu können". Diese Erklärung hatte demnach den Adel als Stand aufgegeben und nicht mit Unrecht sagten die Gegner, daß die Erklärung berechnet sei auf den Beifall der Liberalen. Ein anderer Theil des österreichischen Adels in vollkommenem Verständniß der Zeit und ihrer Bedürfnisse, erkannte die Nothwendigkeit der Mitwirkung des Volkes, aber er wollte das ständische Princip erhalten und demnach auch in den Landtagen eine Vertretung der Stände. Dieser Theil des Adels war der Meinung, daß die wahren und wirklichen Interessen auch nach Ständen sich scheiden und daß diese Interessen von Abgeordneten der Stände und der Körperschaften besser vertreten werden als von solchen, welche eine bunt durcheinander gemischte Masse von Menschen verschiedener Lebensstellungen in die Versammlungen sende. Das System der Liberalen aber will nicht den Ausdruck des Volkswillens in der Ueberzeugung der Stände und der Körperschaften finden, sondern es will beide vernichten und auch in Oesterreich hatte das josephinische System schon viele Jahre lang für diese Vernichtung gearbeitet. Selbstverständlich wurde denn auch dieser freisinnige Theil des österreichischen Adels angefeindet von allen Seiten und zusammengeworfen mit jenen, welche die alten Mißbräuche und die politische Willenlosigkeit des Volkes als geschichtliche Institute verewigen wollten. So war denn auch in Oesterreich das aristokratische Element gelähmt, wenn nicht gebrochen.

Die mittleren und unteren Classen verlangten allerdings einen besseren Haushalt und damit eine Verminderung ihrer Lasten. Aber wie überall kümmerte die große Mehrzahl sich nicht um principielle Politik. Diejenigen welche sich darum bekümmerten, wollten hinter den deutschen Liberalen nicht zurückbleiben, vielmehr wollten sie es diesen wo möglich zuvorthun; vor Allem, meinten sie, sei es ihre Pflicht, als rechte und ächte Liberale jedes religiöse Verhältniß zu verhöhnen und in offener Feindschaft sich gegen die Kirche zu erheben. Und das Geschrei dieser Leute nannte man die öffentliche Meinung in Oesterreich! Das Umlaufschreiben des Ministers von Schmerling wurde von dieser öffentlichen Meinung mit ungeheurem Jubel begrüßt. Wenn auch die Gemäßigten in diesem Schriftstück die Erklärung fanden, daß man überhaupt constitutionell regieren wolle, so betrachtete es die Partei als ein liberales Manifest, als das eigentliche Programm der Regierung. Das kaiserliche Patent vom 20. Oktober ward als eine leere Form in den Hintergrund gestellt; die Erklärung des Ministers war vorerst die Hauptsache. Die fernere Entwicklung konnte nicht ausbleiben.

Sie ließ auch nicht auf sich warten diese Entwickelung. Denn viele mehr oder minder wichtige Regierungsakte waren schnell dem Rundschreiben gefolgt. Die umfassenden Gnaden-Akte für politische Verbrechen in Siebenbürgen, Croatien, Slavonien u. s. w. mußten offenbar beitragen, um die Abneigung in diesen Ländern zu mindern und die Zerwürfnisse zu schwächen und selbstverständlich waren sie darum den deutschen Liberalen gar nicht willkommen. Sehr genehm aber war ihnen die Aufhebung der Revision fremder Zeitungen, vor deren Abgabe an die Abonnenten; nicht weil dadurch das gehässige Institut der Censur theilweise aufgehoben war, sondern weil sie den Wühlereien freien Raum gab und die Organisirung der Partei mancher Schwierigkeiten enthob.

Verfassungen welche lange Lebensdauer haben, sind noch immer aus der natürlichen Entwickelung der Nationen ent-

standen und der Gang solcher Entwickelungen hat mit wechselnden Ereignissen meistens sich durch Jahrhunderte gezogen. Wo man aber solche geschriebene Verfassungen gemacht, da haben die flüchtigsten Berathungen doch immer Monate und Jahre erfordert. Der Minister von Schmerling hat nicht einmal drei Monate nöthig gehabt, um die Grundgesetze für die österreichische Monarchie in dem Princip der Reichseinheit zu vollenden, und er hat dieses einheitliche Grundgesetz in die Wirren geworfen, er hat die Einheit des Reiches verkündet, als dessen Bestandtheile sich eben gegen diese Einheit erhoben. Unter dem 26. Februar 1861 erschienen diese Staatsgrundgesetze, durch welche zweifelsohne die Wohlfahrt der Völker befördert und die Macht des Reiches gehoben worden wäre, wenn sie sich nur hätten durchführen lassen.

Diese Gesetze begründeten unter dem Namen Reichsrath eine wirkliche einheitliche Vertretung. Der ständige und der verstärkte Reichsrath, nach den Bestimmungen der Patente vom Jahre 1851 u. ff. errichtet, wurde aufgelöst und durch einen Staatsrath nach moderner Einrichtung ersetzt. Der neue Reichsrath, d. h. die Reichsvertretung sollte bestehen aus dem Herrenhause und aus dem Hause der Abgeordneten. Jenes war zusammengesetzt aus den Häuptern des großen adeligen Grundbesitzes, den hohen Würdenträgern der Kirche und einer beliebigen Anzahl von Mitgliedern auf Lebensdauer von dem Kaiser ernannt. Das Haus der Abgeordneten bestand aus dreihundertundvierzig Mitgliedern durch unmittelbare Wahl von den Landtagen entsendet. Die Reichsvertretung erhielt gesetzgeberische Gewalt nach dem Muster anderer constitutionellen Staaten des Festlandes. Doch fehlten manche Bestimmungen ohne welche die Parlamentsmacht sich nicht zu bilden vermag. Mit diesen Gesetzen erschienen die Landtagsordnungen für die verschiedenen Provinzen, und jeder einzelnen wurde für das betreffende Land die Kraft eines Staatsgrundgesetzes durch die Reichsverfassung verliehen. Das Ministerium war sehr mit der Ausführung beeilt; denn

mit der Verkündung der Grundgesetze wurden die Landtage auf den 6. und der Reichsrath auf den 29. April 1861 einberufen.

Ehe die Landtage sich versammelten und ehe der Reichsrath zusammentrat, wollte das Ministerium über verschiedene Dinge verfügen deren sich voraussichtlich die Versammlungen bemächtigen würden; es wollte thatsächlich beweisen, daß seine liberale Richtung ernstlich gemeint sei. So wurde denn die Oeffentlichkeit der Gemeindeverhandlungen wieder eingeführt in allen den Ländern in welchen das Gemeindegesetz vom 7. März 1849 zur Anwendung gekommen war*). Die Staatsdiener wurden auf die Verfassung beeidiget, die Vereine fanden keine Schwierigkeiten mehr und selbst die Turnvereine wurden gestattet. Die älteren Gesellschaften stellten sich wieder her und aller Orten, besonders aber in Wien entstunden unzählige Vereine jeglicher Art. Wie überall, so auch in Oesterreich hinderten unschuldige Zwecke und harmlose Namen nicht die Verwendung zu politischen Umtrieben und in jedem Fall wurden sie brauchbare Organe zur Verbreitung der Lehren des Liberalismus. Die Regierung unterstützte dieses Wesen und die guten Oesterreicher waren entzückt darüber, „daß sich alle Parteien und alle Richtungen in dem Streben vereinigten die geistige Cultur Oesterreichs zu erhöhen." Uebrigens sahen auch gänzlich unbefangene

*) Durch eine Verordnung vom 29. März 1861. Daß eine bloße Verordnung über solche Dinge verfügte, wurde durch eine sehr bekannt gewordene Bestimmung des Gesetzes über die Reichsvertretung gerechtfertigt, die da lautet: „§. 13 Wenn zur Zeit als der Reichsrath nicht versammelt ist, in einem Gegenstande seines Wirkungskreises dringende Maßregeln getroffen werden müssen, ist das Ministerium verpflichtet, dem nächsten Reichstage die Gründe und Erfolge der Verfügung darzulegen." Allerdings wollten gar viele gescheidte Leute die Dringlichkeit der sonst ganz guten Maßregel nicht recht verstehen.

Männer es nicht ungerne, daß ein gewisser Theil der österreichischen Bevölkerung anfing sich aus seiner trägen Genußsucht herauszureißen.

Unendlich viel wichtiger war das sogenannte Protestantengesetz, welches nur drei Wochen vor Eröffnung des Reichstages, als ein zur Reichsverfassung gehöriges Gesetz erlassen, die Grundsätze der Freiheit des Glaubens und des Gewissens, sowie der Selbstständigkeit der Kirchen gewissenhaft und folgerichtig bis in die kleinsten Einzelheiten durchführt. Die Protestanten erhielten das Recht ihren Cultus öffentlich auszuüben aller Orten, überall confessionelle Schulen zu errichten deren oberste Leitung nur von Männern ihres Bekenntnisses geführt werden kann. Die protestantische Kirche jeden Bekenntnisses erhielt eine gesetzgebende Gewalt in ihrer Generalsynode; sie erhielt das Recht der freien Wahl oder Ernennung ihrer Diener und eine ausgedehnte Disciplinar-Gewalt über diese. Auf das Vermögen ihrer Kirchen, sowie auf die Fonds für Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten erkannte das Gesetz der protestantischen Religionsgesellschaft die vollen Rechte des Eigenthums, der Verwaltung und der Verwendung zu. In allen Dingen nahm der Kaiser nur ein Aufsichtsrecht in Anspruch, nicht weiter ausgedehnt, als es jede Regierung besitzen muß einer großen Körperschaft gegenüber. Das Gesetz vom 8. April und die Verordnung vom 9. April 1861 gaben den protestantischen Kirchen in Oesterreich eine Stellung mindestens ebenso unabhängig als diejenige, welche die katholische Kirche durch das vielverlästerte Concordat erwerben sollte.

Die Landtage der verschiedenen Kronländer traten am 6. April 1861 zusammen und am 1. Mai wurde der Reichsrath eröffnet. Der ungarische Landtag constituirte sich nur provisorisch; der Reichstag wurde nicht beschickt von Ungarn, Siebenbürgen und Croatien und dadurch wurde der Minister von Schmerling zu der Erklärung genöthiget, daß die Versammlung nicht als der gesammte, sondern nur als der

engere Reichsrath zu betrachten sei, welcher nach den Bestimmungen des Grundgesetzes alle Gegenstände erledigen könne, deren Behandlung nicht ausdrücklich der Zuständigkeit des gesammten Reichstages überwiesen sei*).

In den meisten Landtagen, wie in dem Reichstage waren die modern Liberalen sehr stark vertreten. Diesen gegenüber stunden die Männer welche nicht geradezu die Februar-Verfassung verwarfen, welche für deren Durchführung aber die Beachtung der geschichtlichen und natürlichen Verhältnisse der Länder, welche einen festen Rechtsstand und unter diesem die innere Einheit insofern verlangten, als sie der Machtstellung des Reiches nothwendig ist. Neben dieser Partei stand die der sogenannten Föderalisten. Diese wollte keineswegs die Personalunion, aber sie verfocht die Meinung, daß Oesterreich den Gesammt- und den Rechtsstaat bilden könne nur allein auf der Grundlage der pragmatischen Sanktion vom 6. Dezember 1724 und des Diplomes vom 20. Oktober 1860 mit voller Beachtung der Bedürfnisse und der Forderungen der Neuzeit. Von diesen unterschieden sich, sehr schwach vertreten, die sogenannten Feudalen dadurch, daß sie wohl einen Rechtsstand, aber ein Regiment nach den alten Formen verlangten und streng genommen auch das Oktober-Diplom verwarfen.

Die Liberalen gingen rasch vorwärts mit der Ausbildung des „constitutionellen Wesens"; denn einer ihrer Sprecher, der Abgeordnete Giskra mußte schon am 15. Mai in der zweiten Woche nach Eröffnung des Reichsrathes einen Antrag zur Aenderung oder besser zur Erweiterung der Februar-Verfassung in das Haus der Abgeordneten einbringen. Hierin verlangte die liberale Partei, daß der Reichsrath alljährlich versammelt und, wenn er etwa aufgelöst würde, längstens nach drei Monaten wieder eingerufen werden müsse, und sie

*) Diese Erklärung wurde abgegeben am 5. Juni. Sie stützt sich auf die §§. 10 und 11 des Grundgesetzes über die Reichsvertretung.

verlangte ferner, daß der Vollzug der beschlossenen und verkündeten Gesetze durch verantwortliche Minister und deren verantwortliche Unterbeamten besorgt werde.

Nach den Bestimmungen der Erlasse vom 20. August 1851 waren die Minister nur allein dem Kaiser verantwortlich und die Februar-Verfassung hatte diese Bestimmung aufrecht erhalten; aber schon am 2. Juli 1861, in Folge der Verhandlungen in der Kammer, erklärten die Minister daß sie für die Aufrechthaltung der Verfassung und für die genaue Erfüllung der Gesetze auch der Reichsvertretung gegenüber sich als verantwortlich erkennen würden. So gingen nun die Verhandlungen des Hauses ihren Gang; aber die liberale Partei war dennoch erst zufrieden gestellt, als der Minister von Schmerling in der Kammer der Abgeordneten eine Botschaft des Kaisers verlas, in welcher dieser die Bestimmung des Jahres 1851 aufhob, die Minister als der Reichsvertretung verantwortlich erklärte mit dem Versprechen, daß über die Verantwortlichkeit der Minister die Regierung ein Verfassungsgesetz vorlegen werde. Für sich selbst hatten die liberalen Abgeordneten das sogenannte Diätengesetz vom 7. Juni 1861 und für die Mitglieder des Reichsrathes, sowie für die Abgeordneten zu den Landtagen das sogenannte Immunitätsgesetz vom 3. Oktober 1861 durchgesetzt, welches die Unverantwortlichkeit und die Unverletzlichkeit der einen und der andern feststellt.

Anders als die preußische, wünschte die österreichische Regierung, daß die Reichsvertretung den speciellen Vorschlag des Staatshaushaltes prüfe und genehmige und am 7. Dez. 1861 brachte der Staatsminister von Schmerling in das Haus der Abgeordneten das Budget für das Jahr 1862. Er erklärte bei dieser Vorlage: aus dem Grundgesetz entspringe dem Kaiser ein subsidiarisches Recht für die Feststellung des Budgets *), aber gewillt in dem Geiste des constitutionellen

*) §. 30 der Verfassung.

Princips vorzugehen, lasse der Kaiser eine freiwillige Einschränkung eintreten, da die grundgesetzlichen Bestimmungen eine solche nirgend verbieten. Selbstverständlich, erklärte Herr von Schmerling, übernehme das Ministerium dem vollständig constituirten Reichsrathe gegenüber die Verantwortlichkeit für diese Maßregel, welche durch die Umstände gerechtfertigt sei. Sogleich legte auch der Finanzminister über die Einnahmen und Ausgaben einen Bericht vor, welcher allerdings gar nicht erfreulich war. Es entstund nun die Frage, ob der engere Reichsrath, d. h. ob die unvollständige Vertretung überhaupt das Finanzgesetz behandeln und ob sie beschließen könne über Leistungen und Lasten von Ländern, welche gar nicht vertreten waren. Die Frage war eigentlich zum voraus entschieden durch das Grundgesetz vom 26. Februar 1861; denn dieses bestimmt §. 10, daß alle Gegenstände des Staatshaushaltes dem gesammten Reichsrathe ausschließlich zugehören und ausgeschlossen sind von denjenigen, welche der Behandlung des engeren Reichsrathes überlassen sind. Hier mußten nun sich die Parteistandpunkte bezeichnen. Die gesetzliche Schwierigkeit störte keineswegs die Liberalen und der Abgeordnete Giskra mußte wieder die Bildung eines Ausschusses von 45 Mitgliedern zur Vorberathung der Finanzvorlagen beantragen. Diesem gegenüber hatte der böhmische Abgeordnete nicht Unrecht, als er aussprach, daß die Regierung eine Schenkung mache mit den Rechten Dritter. Viele waren entschieden dagegen, daß der engere Reichsrath die Verantwortung für die Feststellung des Budgets auf sich nehme und nicht unrichtig war die Aeußerung, daß die Regierung nun selbst eine Bresche in die Februar-Verfassung gelegt und deren Unausführbarkeit erwiesen habe. Wenn man den Antrag stellte zu einer Adresse, welche dem Kaiser den Dank für die Ermächtigung des Hauses aussprechen, aber den Gebrauch derselben ablehnen sollte, so ließ sich dieser Antrag begründen und es zeigte sich die innerste Ueberzeugung einer Partei, als ein Abgeordneter aussprach, die alleinige Entscheidung

des Kaisers über das Budget werde gerechter seyn, als wenn man sie einer zufälligen Mehrheit preisgebe, welche immer nur ein Parteiziel verfolge.

Solchen Widerstand schien der Minister von Schmerling nicht erwartet zu haben. Die Mitglieder des Reichsrathes, sagte er, überschreiten nicht ihr Mandat. Die nichtvertretenen Länder seien nicht übervortheilt; denn wenn diese der Aufforderung zur Beschickung des Reichsrathes nicht nachgekommen seien, so dürfen die Rechte der andern deßhalb nicht beeinträchtigt werden, und die Regierung wäre sogar berechtigt eine Contumacirung derselben auszusprechen. „Große politische Fragen", sagte der Minister, „dürfen nicht allein von dem Standpunkte des Rechtes, sondern sie müssen auch von dem Standpunkte der Staatsweisheit aufgefaßt werden", und damit hatte er offen den großen Grundsatz der Liberalen ausgesprochen der da heißt: „das Staatswohl, d. h. der Wille einer liberalen Majorität, steht über jedem Gesetz." Oesterreichs traurige Finanzlage hat damals wohl viele gute Männer die jenen Grundsatz nicht anerkennen, für die Meinung der Liberalen bestimmt. Die Föderalisten aber ihrer Anschauung getreu, haben sich zurückgezogen von der Berathung des Budgets. Die Verhandlung selbst und besonders auch die Rede des Herrn von Schmerling hat gezeigt, daß die Liberalen das Recht in Oesterreich so wenig als in andern Ländern achten.

In Deutschland waren es die früheren Liberalen, welche zuerst die bürgerliche Freiheit erworben und die politische begründet haben. Auch in Oesterreich war es jetzt die liberale Partei welche, ungeachtet der Unvollständigkeit der Vertretung, gute Gesetze in Antrag stellte und solche mit Leichtigkeit durchbrachte, weil die rechtlichen Männer der anderen Parteien von den Liberalen noch nicht gelernt hatten, das Beste zu verwerfen, wenn es von einer andern Seite herangebracht wird. Ohne Schwierigkeit beschlossen daher die beiden Häuser Gesetze zur Feststellung der Ordnung in den

Gemeinden und zur Errichtung eines obersten Rechnungshofes; Gesetze zum Schutz der persönlichen Freiheit, zum Schutz des Briefgeheimnisses und zur Trennung der Verwaltung von der Rechtspflege. Seit längerer Zeit war die Presse in Oesterreich nur wenig gebunden, aber die Regierung hatte immer noch Befugniß und Gewalt um sie zu drücken, und doch war sie sehr frech geworden. Jedermann erkannte die Nothwendigkeit, daß man einerseits die Freiheit der Mittheilung gegen die Gewalt und daß man andererseits die ehrlichen Leute gegen die Bosheit einer schmutzigen Presse schütze. Jegliche Richtung mußte ein Gesetz wünschen, und dennoch war es gerade das Preßgesetz über welches ganz ernste Streitigkeiten zwischen den beiden Häusern entstunden. Die Liberalen mußten Gesetze in Antrag stellen welche aus ihrem System hervorgingen, und auch ihre Gegner mußten sie annehmen, weil solche Gesetze gefordert waren von einem wirklichen Bedürfniß.

Die Liberalen in Oesterreich hatten sich immer nicht auf die Höhe des Einflusses erhoben, solange sie nicht der religiösen und kirchlichen Verhältnisse sich bemächtigt hatten. Die Geistlichkeit hatte die Ausführung des Concordates in kleinlichten und deßhalb gehässigen Dingen begonnen und die kirchlich gesinnten Laien konnten Mißgriffe nicht rechtfertigen, während sie selber Fehler begingen. Allerdings verschwinden diese Fehler vollkommen neben den Handlungen des grundsätzlichen Hasses gegen die Kirche, hinter welchen die Liberalen in Oesterreich nicht zurückbleiben durften. Schon die Bildung eines ständigen Ausschusses für religiöse Angelegenheiten zeigte klar die Absichten der Partei und der Entwurf eines weitläufigen Gesetzes als rechtliche Grundlage für die religiösen Verhältnisse in Oesterreich*) zeigte eine große Aehnlichkeit

*) Das Gesetz, 71 Artikel in drei Abschnitten, wurde redigirt von Dr. Mühlfeld und mit einem Bericht des Ausschusses dem Hause der Abgeordneten vorgelegt im Februar 1862.

mit den badischen Gesetzen vom Jahre 1860, eine Aehnlichkeit welche hinreichend erklärt ist durch das allgemeine Programm der liberalen Partei und die übereinstimmenden Arbeiten der Freimaurer. Der Staatsminister von Schmerling mochte seine guten Gründe haben für die Zurückhaltung, welche er beobachtete in religiösen und in kirchlichen Fragen; aber er schmeichelte der liberalen Auffassung durch seine Erklärungen über die Verwaltung des Kirchenvermögens in der Diöcese Prag und über die Beaufsichtigung der Jesuitengymnasien.

Nach Lage der Umstände konnte die Behandlung religiöser Fragen in den Kammern auch dem Ministerium Schmerling nicht angenehm seyn und deßhalb suchten die Liberalen diese Frage in die Berathung anderer Gegenstände zu ziehen. Auch dafür wurde der Abgeordnete Giskra wieder vorgeschoben, welcher bei der Verhandlung über den Ansatz für die kaiserliche Gesandtschaft zu Rom in dem Budget des Ministeriums des Auswärtigen am 8. Mai 1862 das Concordat in einer Weise angriff, daß selbst ehrenhafte Gegner der Vereinbarung von den maßlosen Schmähungen empört waren. Bei der Berathung über das Budget der Unterrichtsabtheilung des Staatsministeriums (28. Mai 1862) stellte der erwähnte Ausschuß den Antrag: die Staatsregierung sollte den, durch das Patent vom November 1855 festgestellten, Rechtsanspruch der Kirche auf die Religionsfonds welche von geistlichen Gütern herrühren, nicht anerkennen. Nach dem Beispiel der badischen Kammer verneinten die Liberalen dem Concordat die Eigenschaft eines internationalen Vertrages und deßhalb dessen bindende Kraft, und da war es der Graf Belcredi welcher ohne Rückhalt erklärte: die Vereinbarung mit dem heiligen Stuhle sei ein bindender Vertrag; er könne nicht aufgehoben werden durch den Akt eines einseitigen Willens; er sei ein Gesetz und die Rechtsverbindlichkeit dieses Gesetzes müsse aufrecht erhalten werden, wenn man nicht jeder Rechtsforderung entgegentreten wolle. Wie im Großherzogthum Baden so wurden von den Liberalen fortwährend Gerüchte

über die Revision d. h. über die Aufhebung des Concordates verbreitet; denn sie meinten, daß wie dort es auch in Oesterreich gelingen werde, den Sinn des Regenten zu beirren und durch die Wucht „der öffentlichen Meinung" die Regierung zu diesem Staatsstreiche zu zwingen. Ihre Erwartung wurde nicht erfüllt. In der Sitzung des Herrenhauses am 20. Juni 1862 hob der Graf Anton von Auersperg (Anastasius Grün) die hohe Bedeutung des Kirchenstaates in dem System von Europa hervor, und darauf sagte der Graf Rechberg, Minister des Auswärtigen: er hätte gewünscht, der Redner hätte stärker betont, daß das Concordat ein internationaler Vertrag sei, welcher nicht einseitig geändert oder aufgehoben werden könne. So war in Oesterreich ohne Erfolg das Manöver angewendet, welches zwei Jahre früher in Baden der liberalen Partei den Sieg und mit diesem ihre Stellung errang.

Der Reichsrath hatte die Aufhebung des Concordates nicht einmal gefordert, die Regierung hatte dasselbe sogar für einen internationalen Traktat erklärt und dessen volle Rechtskraft behauptet; die liberale Partei in Deutschland aber hatte das Gegentheil erwartet. Die Wiener Correspondenten der deutschen Blätter mochten nun den liberalen Minister mit Lobsprüchen überhäufen, sie mochten seine deutsch-nationalen Gesinnungen preisen und ihn als den Heiland des neuen Oesterreich bewundern; die Liberalen in Deutschland hatte er mit all seinem Vorgehen nicht zufrieden gestellt; denn in einer Hauptsache hatte er das liberale Princip nicht festgehalten. Die liberale Presse in Deutschland hörte nicht auf die österreichischen Einrichtungen zu bemäckeln, und sie holte die jämmerlichsten Dinge herbei, um die Kläglichkeit der österreichischen Zustände zu bezeichnen. Mit Mißachtung behandelte sie Gesetze die sie andern Ländern zum Verdienst anrechnete, und wie gewöhnlich war sie mit Lügen nicht sparsam. Wenn diese Presse nichts anderes wußte so sagte sie: mit all den liberalen Einrichtungen sei es dem Kaiser nicht ernst, und wenn er sie wirklich wolle, so werden die Feudalen ihn schon wieder in

eine andere Richtung drängen, und mit diesen „Feudalen“ warfen sie jene freisinnigen Männer zusammen welche den Neubau des habsburgischen Reiches auf gegebenen Verhältnissen aufführen wollten. Der Minister von Schmerling, meinten sie, sei entweder nicht ehrlich, oder wenn er aufrichtig in der liberalen Richtung gehe, so werde eben sein guter Glaube mißbraucht.

Das Protestantengesetz hätte die liberalen Zeitungs-Schreiber gewinnen sollen, aber auch dieses wurde von ihnen begeifert. Die freie Uebung ihres Cultus war und ist heute noch in manchen deutschen Ländern den Katholiken verwehrt. In Holstein hatten Taufe und Trauung keine rechtliche Geltung, wenn sie vollzogen war von einem katholischen Priester, und in Mecklenburg ist dem katholischen Gutsbesitzer nicht einmal eine Privatkapelle mit einem Hausgeistlichen seines Bekenntnisses erlaubt. Während nun in deutschen Landen die Katholiken mittelbar oder unmittelber unter schmählichem Druck gehalten wurden, gab Oesterreich seinen Protestanten deren Gesammtzahl kaum mehr als ein Zehntheil der jetzigen Bevölkerung beträgt — eine Freiheit der Religions-Uebung und ihren beiden Kirchen eine Selbstständigkeit, wie sie eine gleiche in keinem protestantischen Gebiete des europäischen Festlandes besitzen. Wenn man nun das Princip der Gewissens- und Glaubensfreiheit als Unterlage des Gesetzes nicht abläugnen konnte, so hetzte man die Protestanten in Oesterreich mit kleinen Dingen und mit großen Lügen und man steigerte die Ansprüche derselben so ungebührlich, daß deren Erfüllung die protestantischen Kirchen in Oesterreich aus der Stellung einer gleichberechtigten fast in die Stellung der herrschenden Kirche gebracht hätte.

Die Spaltung welche die sogenannte deutsche Frage in der Partei der Liberalen hervorrief, übte allerdings einen großen Einfluß auf die Beurtheilung der österreichischen Zustände. Die Einen wünschten wirklich die neue Gestaltung des habsburgischen Reiches, sie zweifelten nicht an dem end-

lichen Sieg des Liberalismus, aber Regierung und Vertretung waren ihnen viel zu langsam in der Herstellung des geschlossenen Einheitsstaates mit parlamentarischem Regiment. Den Anderen war es überhaupt nicht genehm, daß Oesterreich zu einer festen Gestaltung gelange, auch sie wollten das Heil desselben nur in der Bildung des modernen Einheitsstaates finden, aber sie erklärten diese für unmöglich und jede andere für schlecht und erfolglos. Wir werden später auf diese Spaltung zurückkommen.

Die ungemessene Zahl der liberalen Spießbürger war noch immer gewöhnt Oesterreich für die Heimath der Beschränktheit und für das Reich des Druckes zu halten. Sah nun der Spießbürger in Deutschland, daß dieses Oesterreich wirklich sich in die Richtung des Liberalismus gestellt habe, so forderte und erwartete er unmögliche Dinge, und wenn solche nicht schnell eintraten, so kehrte er sogleich wieder zu der eingelernten Meinung zurück. Darf es uns wundern, daß die Liberalen in Oesterreich, immer mehr und fast bis zur Lächerlichkeit verblendet, in allen Dingen thaten wie ihre Vorbilder und Gesinnungsgenossen in Deutschland gethan? Darf es uns wundern, daß wir aus dem gleichen Wesen die ähnlichen Erscheinungen hervorgehen sehen? Die Liberalen übten in Oesterreich denselben Meinungszwang, wie sie ihn überall erstreben oder ausüben. Wer z. B. sich gegen die Februar-Verfassung eine Bemerkung erlaubte, der war feudalistisch und ultramontan und in Acht und Aberacht wegen solcher Gesinnung; die Presse, das Instrument dieses Zwanges, war Kläger, Richter und Vollstrecker des Urtheils. Die Judenblätter in Wien und die israelitischen Correspondenten in die deutschen Zeitungen waren im Sold der Partei oder sie suchten deren Gunst und Unterstützung, und wenn im Herrenhaus der Graf Leo von Thun solche Blätter „Spekulations- und Industrie-Papiere" genannt hat, so war Charakter und Eigenschaft derselben noch sehr mild bezeichnet. Ruhige Auffassung und klares Urtheil ward in diesen

Blättern vergebens gesucht, Schimpfen, Höhnen und Schmähen, waren die „Energie der freigewordenen Presse“, und das Alles wurde von hochgeachteten deutschen Blättern „die Läuterung der Presse auf natürlichen Wegen“ genannt*). Ein verbreitetes Blatt „Die Presse“ hatte eine Verwarnung erhalten, weil es in einer Reihe von Artikeln über die Verhandlungen des Herrenhauses dieses schwer beleidiget und mehrere Mitglieder persönlich beschimpft hatte. Da das neue Preßgesetz noch in Berathung stund und bei dem gegenwärtigen Stande der Gesetzgebung die Regierung kein Mittel zur gerichtlichen Verfolgung besaß, so ertheilte sie der „Presse“ eine Verwarnung. Die Liberalen in dem Haus der Abgeordneten nahmen dieß sehr übel, und da mußte Giskra eine von 109 Genossen unterzeichnete Interpellation vorlegen in welcher die Regierung gefragt wurde, ob sie bis zu der Einführung des neuen Preßgesetzes von der Maßregel der Verwarnung und fortschreitend von dem Rechte zur Suspendirung und Unterdrückung der betreffenden Blätter Gebrauch machen wolle. Der Minister Schmerling entschuldigte die Maßregel und erklärte: allerdings habe das Ministerium dem System der Verwarnungen entsagt; so lange jedoch ein neues Gesetz nicht in Vollzug gesetzt sei, so lange werde man nach der bisher bestehenden Ordnung verfahren. Dieser selbstverständliche Satz gilt in der ganzen Welt; aber der Interpellant mit seinen 109 Genossen war damit nicht zufrieden; denn er wollte ein anarchisches Interregnum, unter welchem schutzlos und rechtlos seyn sollte ein Jeglicher der es wagte eine andere Meinung zu haben.

Die liberalen Abgeordneten blieben nicht hinter ihren Blättern zurück; denn bei jeder Gelegenheit verletzten und schmähten sie diejenigen welche nicht mit ihnen gingen, und

---

*) z. B. Allgemeine Zeitung 12. Februar 1862. Artikel Wien 8. Februar bei Gelegenheit eines unverschämten Angriffes der „Presse“ gegen den Cardinal-Erzbischof von Rauscher.

sie trieben den Bischof Dobrila so weit, daß er in der Versammlung erklärte: wenn er gewußt hätte, wie man in diesem Haus die Bischöfe behandle, so hätte er es gar nicht betreten. Das war denn freilich ein „unparlamentarischer" Ausdruck, aber es war die natürliche Aeußerung des sehr gerechten Unwillens. Die Liberalen in Oesterreich verstunden und übten, besonders in religiösen und kirchlichen Dingen, die Heuchelei wie ihre Vorbilder in Deutschland; denn sie erklärten sich für gute Katholiken während sie offen oder versteckt die Kirche bei jeder Gelegenheit angriffen, und sie erhoben einen gewaltigen Lärm, als der Bischof Litwinowicz der Mehrheit des Hauses eine unkatholische Gesinnung vorwarf. Der Bischof hätte besser von einer Verneinung des Christenthumes gesprochen. Auch das Protestantengesetz entging nicht dem Tadel und Angriffen von Seiten derer für welche der Kaiser es gegeben. In der Sitzung vom 30. Mai 1862 bemerkte ein Pastor Schneider, das Gesetz enthalte keine Bestimmungen über die gemischten Ehen und über die Erziehung der Kinder; darin aber liege eine große Gefahr für die Protestanten; denn es werden besonders in Wien viele gemischte Ehen geschlossen und in der katholischen Kirche bestehe die Praxis, die Kinder die aus solchen Ehen hervorgegangen, an sich zu reißen. Unter den vorwaltenden Umständen war diese Beschwerde des protestantischen Geistlichen fast unverschämt; aber lag derselben ein wirkliches Interesse für seine Religionsgenossenschaft zu Grunde, so war er sehr ehrenhaft im Vergleich mit den Katholiken welche immerwährend eine Anhänglichkeit an ihr Bekenntniß zur Schau stellten, aber bei jeder Gelegenheit Glaubenslehre, Cultus und Verfassung ihrer Kirche verhöhnten.

Es war eine Nothwendigkeit in dem System des Liberalismus, daß er dem beweglichen Reichthum die höchste Geltung zusprach und die Herrschaft des Capitales unterstützte. Die liberalen Mitglieder des Hauses aber schienen mit diesem Grundsatz im Widerspruch zu liegen, da sie der Ausbeutung

der inneren Hülfsquellen nicht ihre ungetheilte Aufmerksamkeit schenkten, und nicht daran arbeiteten, um einen lebendigen Verkehr in alle Theile des Reiches zu leiten, da sie nicht die Entwickelung des Nationalreichthumes der Regierung und sich selbst zur ersten Aufgabe stellten. Der Reichsrath jedoch konnte nicht anders als er gethan; denn die ungeheure Finanznoth machte eine jede Unternehmung des Staates unmöglich und die Herstellung einer besseren Wirthschaft konnte nicht bewirkt werden durch einige Beschlüsse des liberalen Abgeordneten-Hauses.

Ein wirklicher Widerspruch jedoch lag darin, daß die liberale Partei in Oesterreich die besonderen Rechte der verschiedenen Völkerschaften anerkannte und deren Ansprüche, wenigstens mittelbar steigerte, dabei aber dennoch in dem Concentrirungssystem des Ministeriums Schmerling das ewige Heil pries und von demselben ein „energisches Vorgehen" verlangte. Die Regierung sah freilich besser, daß ihr zur Entwickelung der verlangten Energie die nothwendigsten Bedingungen fehlten und daß jedes rasche Verfahren die Schwierigkeiten seiner Lage vermehrte. Je mehr aber die Hindernisse für die Ausführung der Februar-Verfassung sich zeigten, um so mehr vergrößerte sich der Anhang der Föderalisten und um so größer wurden die inneren Zerwürfnisse des Reiches. Die gegenwärtigen Betrachtungen würden außer die Grenzen ihrer Aufgabe treten, wenn sie die Schwierigkeiten der Ausführung des Grundgesetzes aufführen, wenn sie die Ansprüche und den *Kampf* der Nationalitäten, die Verlegenheiten des Ministeriums und die schwankende thatlose Haltung darstellen wollten, welche für die Regierung eine traurige Nothwendigkeit war. Daß die Föderalisten sich von der Berathung der Finanzfrage zurückzogen, das bewies deutlich genug, daß die Spaltung auch diejenigen trennte, welche in Folge des Februar-Gesetzes den engern Reichsrath beschickten.

Die Liberalen ihrerseits arbeiteten ohne Rast und ohne Rücksicht für die Befestigung ihrer Partei und für die Aus-

dehnung ihrer Herrschaft und wie überall bedienten sie sich dazu der Vereine, welche sich zahllos vermehrten, obwohl das Bach'sche Vereinsgesetz noch in Geltung war. Vereine, welche sonst nur eine gesellschaftliche Bedeutung für Orte oder Oertchen gehabt haben würden, gestalteten sich in Oesterreich „zum Mittelpunkt aller Vorwärtsstrebenden und unterstützten nachdrücklich durch die Wucht ihres Masseneinflusses die liberalen Führer der Umgegend." In erster Reihe stunden die Gesang- und Turnvereine und gerade die letzten vermehrten sich wie die Pilze, obwohl erst im Jahre 1861 der erste Turnverein in Wien entstanden und gestattet worden war. Die Gemeinden unterstützten auf jegliche Art diese Vereine und Gemeindebeamte, Abgeordnete zu den Landtagen und Abgeordnete zu dem Reichstag nahmen Vereinsämter an, wie z. B. in Brünn der Reichstags-Abgeordnete Skene der Sprecher des Turnvereins war. In all diesen Vereinen wurde, so sagt man, die Idee des nationalen Zusammenhanges mit Deutschland vorangestellt, und „ohne ein präcisirtes politisches Programm suchten diese Körperschaften nach Kräften auf den ihrer Wirksamkeit zunächst offenstehenden Gebieten jene Idee nach Möglichkeit zu verwirklichen." Mehr ist wohl nicht nöthig, um den Zusammenhang und die Ausdehnung der Partei zu bezeichnen und die bösen Wirkungen in dem heftigen Kampf der Nationalitäten zu verstehen. In allen österreichischen und auch in den deutschen Landen vermehrten sich die Parteiungen und wie überall steigerten sie die Aufregung, brachten Spaltungen in die Volksstämme, in die Gemeinden, in die Familien und sie hinderten viel des Guten, welches noch immer möglich war. Von all diesen, mehr oder minder heftig geführten Zänkereien wollen wir nur eine einzige, um ihres Princips willen berühren.

Mehrere Länder glaubten sich verletzt durch das Protestantengesetz vom 8. April 1861; die Tyroler vor allen wollten die **Glaubenseinheit** in ihrem Lande bewahren und es entstund dafür eine lebhafte Bewegung. Ob diese Glaubens-

Einheit wirklich durch ein Grundgesetz gewährleistet ist, das möge dahin gestellt bleiben, aber immer ist es gewiß, daß die Landesordnung für die gefürstete Grafschaft Tyrol die Angelegenheiten der Kirche und der Schulen an die Zuständigkeit des Landtages überweist und diesen berechtiget, „zu berathen und Anträge zu stellen über kundgemachte allgemeine Gesetze und Einrichtungen, welche die Bedürfnisse und die Wohlfahrt des Landes erheischen“ *). Glaubten nun die Tyroler, daß das Protestantengesetz eine schädliche Wirkung auf das Wohl ihres Landes ausübe, so waren sie zu entschiedenem Widerstande berechtiget. Daß die altgläubigen Katholiken in dem rhätischen Alpenlande solchen Widerstand wirklich versuchten, daß sie dem protestantischen Wesen in ihren Bergen und Thälern eine Niederlassung verwehrten, das hat denn freilich den liberalen Bannstrahl auf sie herabgerufen und es hat auch viele besonnene und billige Menschen verletzt. Man hat den Tyrolern vorgeworfen, daß sie in das Chaos der Zänkereien eine neue Streitigkeit brachten und daß sie die Verlegenheiten des Kaisers ohne Rücksicht auf dessen schwierige Lage vermehrten. Aber es handelte sich hier um ein Princip, welches seit Jahrhunderten aufrecht erhalten, dem Volke nicht weniger heilig war als die Treue für die Habsburger. Je nach der Auffassung mag man die Tyroler tadeln, daß sie ihr formelles Recht gegen ein Princip verwendeten, welches die Katholiken für sich selbst in Anspruch nehmen; aber dabei sollte man doch niemals vergessen, daß deutsche Protestanten am meisten dieses Princip mißachtet und die katholischen Bewohner ihrer Länder fast rechtlos gemacht haben. Wer nun vollends das Land Tyrol und seine Bevölkerung durch eigene Anschauung kennt, der hat wohl auch Protestanten in diesem Lande, wenn

*) Landesordnung für die gefürstete Grafschaft Tyrol §. 18 III. 2 und §. 19 1 a und b. Dieselben Bestimmungen enthalten auch die Landesordnungen für alle andern deutschen Provinzen.

auch nur durchreisend gesehen; und hat er solche gesehen, so konnte ihm nicht entgangen seyn, daß im Allgemeinen die Art ihres Benehmens nicht eben geeignet war, um die wenn nicht gerechte, doch sehr erklärliche Abneigung der katholischen Bevölkerung zu heben.

So waren ungeachtet der liberalen Verfassung vom 26. Februar 1861 oder vielmehr durch dieselbe die inneren Zustände von Oesterreich viel übler geworden. Fast alle deutschen Länder kämpften für wahre oder für eingebildete Rechte, alle wollten die Landesordnungen nach Möglichkeit zu kleinen Parlamenten erweitern. Die deutschen Tyroler kämpften für ihre Glaubenseinheit, die welschen eiferten für ihre Trennung von Oesterreich und mit den Venetianern wollten sie dem Königreich Italien einverleibt werden. Die Ungarn, die Siebenbürger und Croaten verlangten die nationale Selbstständigkeit in einer Ausdehnung, wie sie der Kaiser nimmermehr gewähren konnte ohne sein Reich zu zerreißen. Die Slaven meinten, sie seien die geborenen Herren über alle, und die Czechen meinten, sie seien der Adel der Slaven. In Ungarn wurden keine Steuern bezahlt, Venetien war von Angriffen bedroht und eine große Armee auf dem Kriegsfuß mußte es schützen. Die Ausgaben überstiegen noch immer in erschreckendem Grade die Einnahmen, das Silber ging außer Landes und die Papiere waren entwerthet. Unbeirrt von diesen Zuständen wollte die liberale, jetzt auch in Oesterreich die herrschende Partei die moderne Concentrirung in dem Reiche erzwingen; aber die Hartnäckigkeit war keine Kraft und aus dem Mangel an Kraft entsprang nothwendig die Machtlosigkeit, welche dem Kaiserstaate seine internationale Stellung vergab.

Die Zeit welche unmittelbar einer Niederlage folgt, ist keine gute Zeit für die Durchführung großer Reformen, und dennoch war es gerade die Niederlage durch welche die Nothwendigkeit der Reformen so offenbar geworden. Was edelmüthig der Kaiser für die Feststellung der Volksrechte gethan,

es war gethan zu unrechter Zeit. Hätte man im Jahre 1860 statt des Oktober-Patentes die Februar-Verfassung gegeben, so wären die Schwierigkeiten der Durchführung vielleicht kleiner gewesen, und hätte man wirkliche Grundgesetze vor dem Jahre 1859 erlassen, so wären die Völker mit kleineren Zugeständnissen zufrieden und die großen Ereignisse wären andere geworden.

In der kritischen Lage von Oesterreich hätten die deutschen Liberalen all ihr Gewicht, ihren Einfluß und ihre Mittel verwenden müssen, um ganz Deutschland zur Unterstützung des Neubaues der österreichischen Monarchie aufzurufen; aber wie nirgend, so haben sie auch hier die wahren Interessen von Deutschland nicht verstehen wollen. Diejenigen welche nicht die Zerreissung von Deutschland erstrebten, wollten aufrichtig daß das alte Reich der Habsburger sich neu und kräftig, freilich nach ihrem Sinne gestalte, aber auch diese haben für die Reichseinheit des Herrn von Schmerling geschwärmt und auch diese haben nicht eingesehen, daß die Durchführung dieser Einheit die österreichische Monarchie zu einem Slavenreich machen und solches unserm Vaterlande vielleicht feindselig gegenüberstellen möchte. Auch diese Liberalen haben den Reichsrath getadelt nicht wegen seines Schwankens, nicht wegen einer gewissen politischen Unreife, sondern wegen der Langsamkeit seines Vorgehens in der Durchführung der unmöglichen Einheit. Sollte doch der Reichsrath sich zu einem Parlamente gestalten, welches die Gesammtmonarchie regiere. Der andere Theil der deutschen Liberalen welche in dem Bestande von Oesterreich ein Hinderniß für ihre eigenen Plane erkannten, freuten sich jeder Verlegenheit des Kaisers, die inneren Zerwürfnisse waren ihnen genehm; sie haben die Ungarn, die Siebenbürger und die Croaten, wenn nicht mit andern Mitteln doch durch ihre Presse gehetzt, sie haben den Uebermuth der Czechen gesteigert und die Parteiungen in den deutschen Ländern genährt; sie haben die Landesordnungen verspottet und den unvollständigen Reichsrath verhöhnt. Diese

deutschen Liberalen wünschten freilich wohl die parlamentarische Regierungsform für Böhmen, für Ungarn, für Croatien u. s. w., aber sie wünschten sie für dieselben nur als für selbstständige Staaten. Sie wollten auch die Personalunion nicht, sie wollten die vollständige Zerreißung. Das alte Reich der Habsburger sollte gestrichen werden aus der Reihe der europäischen Mächte; denn auch in seiner Schwäche war es noch immer eine erhaltende und sogar eine katholische Macht.

IX.

Briefliche Mittheilungen über die französischen Zustände.

II. Der bürgerliche Mittelstand.

Ueber kein Land wird in Deutschland so viel gesprochen, geschrieben und gedruckt als über Frankreich und mit keinem Lande steht Deutschland nach allen Beziehungen in einem regern Verkehr als mit dem der Neufranken. Von Frankreich gehen die verschiedensten und widersprechendsten Anregungen auf literarischem, religiösem, politischem, gesellschaftlichem Gebiete aus und finden überall eifrige Parteigänger und Nachahmer. Man hätte daher Grund anzunehmen, daß demnach auch die französischen Zustände bei uns in jeder Hinsicht bekannt und gehörig beleuchtet seien, so daß nichts

wesentlich Neues mehr in dieser Beziehung geschrieben werden könne. Und doch ist dem nicht so. Ja, man kann sagen, daß in Deutschland durchgehends die französischen Zustände in einer einseitigen, beschränkten Weise aufgefaßt und beurtheilt werden.

Die Ursachen davon sind eigenthümlicher Natur. Außer den stehenden politischen Artikeln aus Paris bringt jedes deutsche Blatt von Zeit zu Zeit auch Berichte über das gesellschaftliche Leben und Treiben der französischen Hauptstadt deren Ursprung sich, ähnlich wie bei den politischen Berichten, auf einige wenige Quellen zurückführen läßt. Diese Quellen sind der allwöchentliche Schmutzbrief der Indépendance belge und einige ähnliche Machwerke in französischen und belgischen Blättern, die wiederum so ziemlich alle aus einer andern Quelle, nämlich wenig bekannten Pariser Klatschblättern zu schöpfen pflegen. Wenn diese Berichte von mir als Schmutz bezeichnet werden, so wird jeder es selbstverständlich finden, da dieselben durchgehends zweideutige mehr oder weniger unsittliche Geschichtchen und Anekdötchen die noch dazu oft erfunden sind, enthalten und überhaupt nur von dem sprechen, was in öffentlichen Häusern, Bällen, Kaffeehäusern, Concerten, auf der Börse und in gewissen allzu leicht zugänglichen Kreisen der Gesellschaft gesagt wird, geschieht oder doch geschehen könnte. Alle diese „Pariser Briefe", „Pariser Chroniken" u. s. w. haben demnach einen äußerst zweideutigen Ursprung und Charakter. Sie bilden aber einen Leckerbissen für die lüsternen Leser der Tagesblätter und werden deßhalb mit ungewöhnlicher Begier verschlungen. Fast die ganze lesende Welt erfährt nur aus solchen Quellen oder aus den unsittlichen, mit ähnlichem Material und oft von denselben Leuten geschaffenen Romanen etwas über das gesellschaftlich sittliche Leben und die innern Zustände Frankreichs. Auch bei der größten Unabhängigkeit, bei dem durchdringendsten Scharfblick wird sich das Urtheil nach den entsprechenden Quellen richten und demgemäß ungünstig ausfallen.

Man wird hierauf einwenden, daß es ja auch Deutsche genug gibt die Paris und Frankreich aus eigener Anschauung kennen gelernt, und somit ein von dergleichen Einflüssen und Voreingenommenheiten freies Urtheil abgeben können. Das trifft aber wiederum nur in ganz seltenen Fällen zu. Die meisten Deutschen kommen immer schon mit gewissen den genannten Einflüssen entsprechenden Vorurtheilen und vorgefaßten Ansichten nach Frankreich, und bleiben dann gewöhnlich in denselben wie in einem Banne befangen aus dem sie sich nur nach sehr langem Aufenthalt zu befreien vermögen. Auch herrschen außerdem in Deutschland gar viele andere Vorurtheile gegen Frankreich und besonders sieht das sich gelehrt dünkende, mit seinem Schulzwang sich brüstende protestantische Deutschland welches bekanntlich die meisten Schriftsteller producirt, alle katholischen Länder und somit auch Frankreich durch gar eigenthümlich gefärbte Brillen an. Dazu kommt dann noch, daß gar vieles sowohl in Charakter als Sitten und Gewohnheiten sehr verschieden ist von dem was man in Deutschland gewohnt ist und liebgewonnen hat. Man wird sich daher immer etwas abgestoßen fühlen, was nur dazu beitragen kann in den vorgefaßten Urtheilen und Meinungen bestärkt zu werden.

Es ist aber über ein Volk kein richtiges Urtheil möglich, bevor man sich nicht bloß mit den Sitten und Gewohnheiten desselben genau vertraut gemacht, sondern auch in dessen Geist und Anschauungen so eingelebt hat, daß man demselben halb angehört und so zwischen ihm und seinem eigenen Volke eine Stellung einnimmt, von der aus man nach beiden Seiten ein unpartheiisches Urtheil fällen kann. Große Völker haben stets eine folgenreiche Vergangenheit hinter sich, ihr Charakter hat sich fast immer nach einer Seite hin entwickelt, sie haben durch die Geschichte ein fast allgemeines bestimmtes Gepräge erhalten. Kleinere Völker deren Geschichte fast immer nur eine Kette von Wechselfällen bildet, haben fast nie denselben nach einer Richtung hin ausgebildeten Charakter, sie nehmen

sowohl in der Geschichte als im sonstigen Leben keine bestimmende Stellung ein, sie stehen immer nur als Zwischenglieder zwischen den großen Völkern, sie sind gegen alle unpartheiischer weil sie von allen zu hoffen und zu fürchten haben. Daher kommt es, daß troz ihres der heimischen kleinen Verhältnisse wegen beschränkten Blickes, die bedeutenden Männer solcher kleinen Völker, wie etwa der Schweiz und Belgiens, in der Politik und anderer Hinsicht gewöhnlich am unbefangensten urtheilen.

Vorerst wird jeder in Frankreich oder vielmehr in Paris, was ja hier gleichbedeutend ist, ankommende Deutsche dasjenige aufsuchen was er aus den Zeitungen und von den Romanen her kennt und was ihm mittels seines Geldes unbedingt zugänglich ist. Theater, öffentliche Bälle, Concerte, Kaffeehäuser, überhaupt öffentliche und sonstige Vergnügungen jeder Art werden ihn allseitig in Anspruch nehmen und ihm um so mehr gefallen als das Vergnügen ein Zweck seiner Reise ist. Ist nun der Betreffende ein Schriftsteller, so wird er in solcher Umgebung sehr reichlichen Stoff zu „Pariser Briefen" und Aehnlichem finden, die freilich denen der Eingangs erwähnten Gattung so ähnlich sehen werden wie ein Ei dem andern. Besitzt der Mann Empfehlungen, dann lauten dieselben gewöhnlich unter dem Namen eines dort ansässigen oder nur zeitweilig sich aufhaltenden Landsmannes oder auf die vornehme Welt in die er denn auch Eingang erhält. Durch den Landsmann kommt er jedenfalls nicht sehr in andere Kreise, denn der Landsmann lebt für sich abgeschlossen mit andern Landsleuten, und um Landsleute kennen zu lernen ist er schließlich nicht nach Paris gekommen. Deßhalb werden seine Beobachtungen und seine Briefe sich lediglich auf die öffentliche in den Vergnügungsanstalten sich bewegende und auf die leicht zugängliche vornehme Welt beschränken. Daß aber diese beiden Welten durchaus nicht das Pariser Volk ausmachen können, sondern nur kleine Bruchtheile desselben sind, wird jeder wohl gerne zugeben. Deß-

halb beklagt sich auch der scharf beobachtende, vielbelesene Lothar Bucher in seinen „Bildern aus der Fremde" darüber, daß er durch Romane und Pariser Briefe stets nur vornehme Damen und Loretten habe kennen gelernt, während ihm einige Spaziergänge durch den Luxemburggarten genügten ihn von dem Dasein eines tüchtigen, braven Mittelstandes zu überzeugen, von dem er bis dahin nie etwas gehört und dessen Dasein er daher bezweifelt hatte. Bucher ist übrigens auch der einzige deutsche Schriftsteller der meines Wissens das Dasein dieses Standes erwähnt hat, während andere und darunter selbst katholische, denselben und das davon unzertrennliche Familienleben frischweg ignoriren. So konnte man in dem „Münchener Sonntagsblatt" einen von einem Katholiken herrührenden Reisebericht lesen, in welchem behauptet wurde daß es in Paris gar kein Familienleben, also auch keinen Mittelstand gebe, um dann das berühmte englische Familienleben in London mit desto größerm Wortschwall loben zu können, während doch gerade das Umgekehrte der Wahrheit eher entsprochen hätte.

Warum aber, kann der Leser fragen, hört man nichts von diesem Leben der Familien und des Mittelstandes in Paris? Die Antwort ist im Vorstehenden schon größtentheils gegeben. Ferner bietet dieses Leben keinen solchen leckern Stoff für Romane und Pariser Briefe wie die beiden andern Theile der Gesellschaft. Endlich hält es bei der großen Abgeschlossenheit des Mittelstandes äußerst schwer, Zutritt zu den betreffenden Familien zu erlangen und so dieß Leben kennen zu lernen.

Hier kommen wir nun zu dem Kernpunkt der Frage, nämlich zu der strengen Scheidung der gesellschaftlichen Classen in Frankreich. Man kann die ganze französische Gesellschaft, Hauptstadt wie Provinzen, in zwei Lager theilen für welche die in letzter Zeit in Aufnahme gekommenen Bezeichnungen monde (Welt) und demi-monde (Halbwelt) ganz zutreffend sind. Die erstere besteht aus allen denjenigen deren bürgerliche, moralische und religiöse Verhältnisse geregelt sind, was

natürlich sich nicht allein auf die wohlhabenden Classen beschränkt. Die Halbwelt ist der ausgesprochenste Gegensatz dieser Gesellschaft. Sie begreift alle Personen in sich, welche mehr oder weniger mit der Sittlichkeit, der Religion und den bürgerlichen Gesetzen und Gewohnheiten zerfallen sind. Die Ungebundenheit und Unregelmäßigkeit sind das oberste Gesetz der Halbwelt. Indem dagegen die „Welt" sich in festen Ordnungen und Regeln bewegt, schließt sie alles aus was sich denselben nicht fügt; daher nimmt sie auch nur mit großer Vorsicht neue Elemente in sich auf. Mit Ausnahme der vornehmen Welt ist darum dieser Kreis für den ohne verwandtschaftliche Verbindungen dastehenden Fremden völlig unzugänglich und verschlossen, und darum ist der französische Mittelstand im Ausland so gut wie unbekannt.

Um so bekannter ist dagegen die Halbwelt. Sie ist es, welche dem Fremden zuerst entgegentritt und in die er sofort aufgenommen wird, wenn er nach Paris kommt. Ueberall in allen öffentlichen Häusern, sei es in Kaffee-, Bier- oder Speisehäusern, Theatern, Ballsälen oder sonstigen Vergnügungsorten begegnet man zuerst und am zahlreichsten der Halbwelt oder doch solchen Leuten die mit derselben Umgang pflegen. Gibt man sich aber nur etwas Mühe diese öffentliche Gesellschaft näher zu prüfen, so wird man bald finden, daß man es hier nicht mit der ächten französischen Gesellschaft, sondern nur mit deren Abschaum oder kosmopolitischem Auswurf und mit Vergnügen suchenden Fremden zu thun hat. Sämmtliche Frauenzimmer die man an diesen Orten findet, gehören der Halbwelt an oder sind Fremde; eine Pariserin geht nicht mit ins Kaffee- oder Bierhaus und noch weniger auf einen öffentlichen Ball, selbst in ihren Theaterbesuchen ist sie sehr wählerisch. Geht auch mancher Familienvater oder junge Mann aus guter Familie öfters ins Kaffeehaus oder Theater, so wird er sich fast nur unter Seinesgleichen bewegen, dabei aber nie sich weiter mit den daselbst gemachten Bekanntschaften einlassen oder dieselben gar in seine

Familie einführen. Will man aber noch einen ganz bezeichnenden und entscheidenden Beweis, daß die Unsittlichkeit in Paris verhältnißmäßig keinenfalls so allgemein verbreitet ist als in andern Hauptstädten, wie z. B. in Berlin, so mag genügen, daß auf den Pariser öffentlichen Bällen das männliche Geschlecht stets drei Mal so stark vertreten ist als das weibliche, während in Berlin das Verhältniß fast umgekehrt ist. Auf dem Vergnügungsmarkt — dieß ist der rechte Name für öffentliche Bälle in beiden Städten — in Paris ist also die Nachfrage stets größer als das Angebot, während in Berlin das Gegentheil stattfindet. Was würde aber erst aus Berlin werden wenn es gleich Paris, das stets etwa 100,000 dort weilender fremder Vergnüglinge zählt, eine seiner Bevölkerungszahl entsprechende ähnliche Zahl von fremden Vergnüglingen beherbergte, wenn es also anstatt 2 bis 3000 Fremden beständig 30 bis 35,000 derselben in seinen Mauern zählte!

Schon ein flüchtiger Vergleich der Frauentrachten in beiden Städten dürfte genügen um dieses Urtheil zu begründen. In Berlin gehen Mädchen und Frauen aller Stände zu Haus und auf der Strasse während des Sommers stets in tief ausgeschnittenen Kleidern, während in Paris selbst die gefallenen Geschöpfe dieß nicht thun und sogar in den öffentlichen Vergnügungsanstalten keine ausgeschnittenen Kleider tragen noch so schamlos sich bewegen als dieß in Berlin der Fall ist. Eine Pariser Bürgersfrau die in Berlin ankam, hielt deßhalb alle Frauen und Mädchen die sie sah, für gefallene Geschöpfe, so unschicklich fand sie deren Betragen und Aeußeres. Man spricht und schreibt über die nicht zu läugnenden Schamlosigkeiten der Pariser Theater, aber man darf nie aus den Augen verlieren welcher Theil der Gesellschaft diese Theater besucht; die Halbwelt und Fremde herrschen dort fast ausschließlich vor.

Selbst auch zugegeben und angenommen, daß in der Oeffentlichkeit die Unsittlichkeit in Paris verhältnißmäßig ebenso stark oder gar noch ausgedehnter sei als in Berlin —

wir wollen den Vergleich hier beibehalten — so steht Paris doch hinsichtlich der Sittlichkeit der Familien unbedingt höher und besser als London und Berlin. Schon der einzige Umstand, daß die Pariser Familien des Mittel- und Klein-Bürgerstandes nie einen Theil ihrer Wohnung an einzelne junge Leute vermiethen, die dann dadurch fast immer Zutritt in die Familie erhalten, wie dieß in Berlin allgemein ist, spricht ungemein für die häuslichen, streng abgeschlossenen Gewohnheiten des französischen Familienlebens. Ja, man geht noch weiter in dieser Hinsicht, indem man, um die Selbstständigkeit und Abgeschlossenheit durch Fernhaltung aller fremden Hausgenossen besser wahren zu können, die Dienstboten so viel als möglich entbehrt, was doch mit vielen Beschwerden für die Familienmitglieder verbunden seyn kann. Ganz wohlhabende Familien behelfen sich ohne alle Dienstboten oder mit einer Wartefrau (femme de ménage), gewöhnlich eine ältere Wittwe, während dagegen besonders in Norddeutschland Familien Dienstboten halten die kaum selbst satt zu essen haben. Berlin zählt bei 625,000 Einwohnern 35,000 Dienstmädchen, während Paris bei 1,700,000 Seelen kaum 50,000 aufweist. Daß dadurch viel Unsittlichkeit von der Familie ferngehalten wird, liegt auf der Hand, ebenso daß dadurch auch die Familienglieder mehr zur Arbeit und zum Zuhausebleiben genöthigt werden. Sie langweilen sich darum weniger und trachten deßhalb auch nicht so sehr nach Vergnügungen außer dem Hause, wie dieß in Deutschland der Fall ist. Nirgends kann man den sittigenden Einfluß der Hausarbeit besser betrachten als in den Familien des Pariser Mittelstandes.

Wo aber Dienstboten gehalten werden, ist deren Verhältniß zur Herrschaft um Vieles besser als in Norddeutschland, wo selbst derjenige Dienstherr der seinem Dienstboten nicht satt zu essen geben kann, diesen letztern von seinem Tische fernhält und in die Küche einsperrt. Der französische Dienstbote gehört sozusagen zu der Familie seiner Herrschaft,

die ihn nur annimmt wenn sie über dessen sittliche Eigenschaften sich hinlänglich versichert hat, wobei natürlich wenig oder nichts auf papierne Zeugnisse, sondern Alles auf direkte Empfehlungen bekannter Personen ankommt. Eine Pariser und überhaupt eine französische Familie wird nie dulden, daß ihre Köchin oder Dienstmagd unter der Hausflur stundenlang in wenig anständiger Weise mit ihrem Liebhaber oder Liebhabern verkehrt, wie man dieß z. B. in Berlin jeden Abend unter jeder Hausthür sehen kann. An Zulassung eines Liebhabers in's Haus selbst ist noch weniger zu denken. Uebrigens würde es auch kaum einem Dienstboten je beikommen ein solches Betragen zu zeigen. Dazu haben dieselben viel zu bestimmte Begriffe von Ehrbarkeit und Schicklichkeit. Man schließt von dem Betragen und der Haltung der Dienstboten auf dasjenige der Herrschaft und umgekehrt Der Dienst bei einer Herrschaft gilt gleichsam als Zeugniß des Wohlverhaltens weiblicher Personen gegenüber denjenigen die in Fabriken oder sonstwo arbeiten. Nur in öffentlichen Speisehäusern und ähnlichen Anstalten und bei den glänzenden Dirnen der Halbwelt findet man unsittliche Dienstboten.

Heirathen sich Dienstboten, so geht es ganz so zu wie in höhern Ständen. Die Bekanntschaft dauert bloß einige Wochen, höchstens zwei bis drei Monate bis sie in der Heirath ihren Abschluß findet. Natürlich gestatten dann die Herrschaften auch, daß ihre Dienstboten Besuche empfangen. Bei der Hochzeit eines deutschen Kammermädchens die längere Zeit bei der Herrschaft gewesen, sah ich die letztere mit zur Kirche gehen, dieselbe lud danach die Gesellschaft zum Frühstück bei sich ein, wobei die Dame des Hauses nebst ihrer Tochter die Gäste bediente. Dieß mag einen Begriff von dem Verhältniß zwischen Herrschaften und Dienstboten geben. Bei Ausgängen, Theaterbesuchen u. s. w. nehmen die meisten Herrschaften ihre Dienerinen mit und halten dabei natürlich darauf, daß dieselben entsprechend bekleidet seien. Ein Fremder merkt es kaum, daß er Herrschaften und Dienstboten vor sich hat. Nirgends

habe ich öfters Dienstboten getroffen die lange Jahre bei denselben Herrschaften dienten, nirgends kömmt es öfter vor daß solche Dienstboten, besonders weibliche, die Vertrauenspersonen sozusagen die Freunde des Hauses sind als in Frankreich.

Ueberhaupt darf die Wichtigkeit und eigenartige Bedeutung der Stellung nicht verkannt werden, welche die Frau in der französischen Gesellschaft einnimmt. Erzählt auch die vorhin gedachte Literatur fast nur von den gefallenen Geschöpfen des andern Geschlechtes, so bleibt es doch eine unumstößliche Thatsache, daß es hauptsächlich die Frauen sind auf denen in Frankreich der ganze sittliche Halt der Gesellschaft beruht. Und vergesse man dabei nicht, daß nirgendswo mit größerm Rechte als in Frankreich das weibliche Geschlecht vorzugsweise das „fromme“ genannt wird, daß gegenwärtig schon über die Hälfte aller Töchter von Ordensschwestern unterrichtet und erzogen werden, während erst ein Fünftel der männlichen Jugend entsprechende Ordensschulen besucht. An guter, sittsamer und religiöser Erziehung und Bildung fehlt es daher dem weiblichen Geschlecht durchaus nicht. Die Französin besitzt viel Selbstständigkeit und Thatkraft, sie regiert fast unumschränkt in ihrer Häuslichkeit und kümmert sich dabei mehr als irgendwo um das Geschäft des Mannes, jedoch nie in unpassender, störender Weise. Sie besorgt die Schreibereien und verwaltet die Kasse in kleineren Geschäften, sie weiß deßhalb in Abwesenheit ihres Mannes stets den Kunden Bescheid zu geben. Selbst in Geschäften die oft bis hundert Arbeiter oder ein Dutzend Handlungsgehülfen beschäftigen, betheiligt sich die Frau in ähnlicher Weise an dem Geschäfte ihres Mannes und theilt ihre Zeit zwischen den Sorgen der Haushaltung und denjenigen des Comptoirs.

Die Haushaltung wird dabei keineswegs vernachlässigt. Freilich nimmt die Besorgung derselben nie so viel Zeit in Anspruch als die einer deutschen Haushaltung, in der die Hausfrau fast den ganzen Tag mit der Bereitung von vier bis sechs Mahlzeiten vollauf zu thun hat. Der mäßige

Franzose genießt nur zwei Mahlzeiten täglich wovon die erstere und kleinere, welche Morgens um 10 oder 11 Uhr eingenommen wird, aus schnell zu bereitenden Fleisch-, Eier- und anderen Speisen besteht, während bei der Hauptmahlzeit, um 4 bis 6 Uhr Abends, stets Suppe, Gemüse und ein oder mehrere Fleischgerichte nebst Nachtisch aufgetragen werden. Kaffee wird gewöhnlich nur unmittelbar nach der ersten Mahlzeit genommen, und zwar kleine Tassen aber stark. Die zweite Mahlzeit findet erst nach vollendetem Tagewerk statt. Verheirathete gehen natürlich des Abends nie oder nur ausnahmsweise kneipen, woher es auch kommt daß man in Paris und in Frankreich überhaupt nur in ganz besondern Fällen ehrbare Frauen in einem Kaffee- oder Bierhaus findet, wie vorhin schon gesagt wurde. Natürlich fehlt dagegen nie Wein bei der Mahlzeit, jedoch mischt man in Paris während des Essens immer Wasser darunter um dem Durste vorzubeugen, da das reine Wasser zu fade ist. Man ist viel zu haushälterisch um unnöthigerweise Geld in's Wirthshaus zu tragen, denn alle Familien des Mittel- und Kleinbürgerstandes sind gar emsig darauf bedacht etwas Vermögen für ihre alten Tage und zur Versorgung ihrer Kinder zu sammeln. Die Anzahl der kleinen Capitalisten ist deßhalb in Frankreich auch ganz außerordentlich groß, was sich bei den von dem gut spekulirenden Kaiser veranstalteten Zeichnungen der Staats-Anleihen zeigte. Es fehlt nicht an bescheidenen Beamten und kleinen Handwerkern die oft nie selbstständig gewesen, sich aber durch nachhaltigen Fleiß und unverdrossene Sparsamkeit ein Vermögen von 20 bis 30,000 Franken und mehr gesammelt haben und dann als kleine Rentner leben.

Natürlich ist die Frau wiederum eine Haupttriebfeder dieser Sparsamkeit. Die Frau ist in diesem und anderm dem Mann überlegen, was sich aber sehr leicht aus den Verhältnissen erklärt. Die Mädchen wachsen zu Hause unter steter Aufsicht der Eltern auf, die Pensions- oder Schulzeit natürlich ausgenommen; sie kommen nur selten und dann nur in kleinere

Gesellschaften gleichen Standes, und bleiben so vollständig auf das Haus und die häuslichen Angelegenheiten beschränkt und von jedem gefährlichen Umgang bewahrt, da sie selbst auch zur Kirche fast nur in Begleitung ihrer Angehörigen gehen. Sie verheirathen sich ziemlich jung und in der Vollkraft ihrer Unschuld. Die jungen Männer genießen dagegen schon ihres Berufes halber, der sie oft den ganzen Tag von der Familie fern hält, einer größern Freiheit, die nur gar zu oft zu Ausschweifungen und lockerm Leben mißbraucht wird, namentlich wenn sie sich nicht zeitig verheirathen. Den jungen Leuten sieht man ein solches Leben gar zu leicht nach, indem man es dadurch entschuldigt, daß der junge Mann die Jugend auch genießen müsse, um später ruhiger seyn zu können. Bei ihrer Verheirathung sind die Männer deßhalb gewöhnlich des Vergnügenslebens satt und müde und dabei sittlich so geschwächt, daß sie besonders im ersten Augenblick gegenüber der Frau entschieden im Nachtheil sind. Da ja bekanntlich die erste Zeit des Ehestandes für die Stellung der Eheleute gegeneinander für das ganze Leben entscheidend ist, so kann es nicht befremden, wenn unter solchen Umständen die meisten französischen Weiber ihre Männer bis zu einem gewissen Grade beherrschen. Von Pantoffel-Regiment ist dabei nicht die Rede, ein entsprechender Ausdruck fehlt auch in der französischen Sprache. Die Französin ist viel zu gemessen und taktvoll, sie ist sich ihrer Stellung als Weib viel zu sehr bewußt, sie hat viel zu viel Selbstgefühl um demjenigen ihres Nächsten zu nahe zu treten; noch viel weniger wird sie das persönliche Selbstgefühl ihres Mannes kränken, indem sie versuchte denselben auf eine unwürdige Art zu beherrschen. Sie beherrscht ihn vielmehr durch ihre Weiblichkeit und ihre häuslichen Tugenden; die Umwandlung welche die Verheirathung auf den Mann hervorbringt, ist oft ganz außerordentlich. Wie viele junge Leute habe ich nicht gekannt die trotz alles ihres Erwerbs während ihres ledigen Standes nur Schulden hatten, und die durch die Verheirathung in die sparsamsten, ordent-

lichsten Hausväter umgewandelt, die aus gottvergessenen Gesellen zu ehrsamen Christen wurden!

Schon die Art und Weise der Eheschließung ist bezeichnend für das französische Familienleben. Da junge Leute nur unter großen Beschränkungen in Familien und dann nur in solchen zugelassen werden, mit denen die eigene Familie in nähern Beziehungen steht, so ist von vornherein jede Gelegenheit zur Anknüpfung desjenigen abgeschnitten, was man in Deutschland Liebschaften und „Verhältnisse“ nennt. Uebrigens entspricht auch dergleichen durchaus nicht dem französischen Charakter, der an das praktische, natürliche Leben gewohnt, gänzlich frei von jener Liebesromantik ist die im deutschen Leben und in deutschen Romanen eine so große Rolle spielt. Der Franzose von welchem sittlichen Charakter er auch seyn mag, kennt nur zweierlei, unter sich sehr verschiedene Frauenspersonen welche den Eingangs aufgestellten Begriffen von Welt und Halbwelt genau entsprechen. Ehrbare Frauen denen er eine wahre ritterliche Hochachtung und Zuvorkommenheit erweist und denen gegenüber er sich mit musterhaftem Anstand und Eingezogenheit beträgt, und gefallene Geschöpfe welche er als das schätzt, was sie sind, ohne dieselben jedoch ohne Weiteres gemein und unanständig zu behandeln. Auf der Straße z. B. wird der Franzose solchen Geschöpfen stets mit seiner gewöhnlichen äußerlichen Höflichkeit begegnen, denselben zuerst ausweichen, sie nöthigenfalls selbst in Schutz nehmen, wenn es gilt ungebührliche und rohe Angriffe oder Beleidigungen zurückzuweisen. Mag nun übrigens der auf Straßen und in öffentlichen Häusern herrschende Ton auch noch so frei und selbst ausgelassen seyn, in den Familien herrscht in Gesprächen und dem ganzen Benehmen eine Zurückhaltung und Gediegenheit die in Deutschland kaum bekannt sind. So gilt es u. A. für unschicklich und höchst unpassend, daß eine junge Dame vor ihrer Verlobung oder Heirath auch nur in das Gespräch sich einmischt. Doch ist der Ausdruck Verlobung hier übel angebracht, denn eine eigentliche Ver-

lobung ist völlig unbekannt. Da es schon als ein ganz außerordentlicher, höchst seltener Beweis von Vertrauen gilt, wenn einem durch seine Familien-Verbindungen in eine Familie eingeführten jungen Mann erlaubt wird die Tochter bei einem Ausgange zu begleiten, so ist selbst an ein näheres Bekanntwerden oder gar Vertrautseyn zwischen jungen Leuten gar nicht zu denken. Die Sitte setzt hier dem Mädchen so enge und bestimmte Schranken, daß keine dieselben zu durchbrechen gedächte. Ebenso würde es ganz unpassend erscheinen, wenn ein junger Mann selbst um die Hand einer Dame anhielte; dieß würde gegen alle Sitte verstoßen.

Es sind daher stets die Eltern des jungen Mannes oder sonst ältere Verwandte, oft Geistliche die sich des Vertrauens beider betreffenden Familien erfreuen und die ersten nothwendigen Schritte thun. Nach diesen einleitenden Schritten wird durch irgend eine gesellschaftliche Zusammenkunft den betreffenden jungen Leuten Gelegenheit geboten sich gegenseitig persönlich kennen zu lernen, wenn dieß noch nicht der Fall seyn sollte was gar häufig vorkommt. Den betheiligten jungen Leuten ist dabei gewöhnlich die Absicht oder der Zweck einer solchen Begegnung vorher nicht im Mindesten bekannt. Sie wissen nur im Allgemeinen daß sie in heirathsfähigem Alter sind, und deßhalb über kurz oder lang heirathen können und auch heirathen werden sobald die Eltern es beschließen. Haben nun bei dieser ersten Begnung die betreffenden jungen Leute sich gegenseitig keinen entsprechenden Eindruck gemacht, dann bleibt gewöhnlich der ganze Plan stillschweigend liegen. Im entgegengesetzten Falle bringen die beiden Familien nunmehr die Angelegenheit in's Reine, besprechen und verständigen sich natürlich auch mit den zu Verheirathenden, die sich unterdessen schon mehrmals auf gleiche Weise gesehen haben. Eine Verlobung findet nicht statt, so was kennt man in Frankreich fast nur aus deutschen Romanen. Der Verkehr zwischen beiden Familien wird nun lebhafter, der junge Mann wird förmlich in die Familie seiner Zukünftigen eingeführt,

wodurch aber wiederum keine große persönliche Annäherung stattfindet. Eine Unterredung unter vier Augen bleibt nach wie vor eine Unmöglichkeit. Allein mit der Braut auszugehen wäre für jetzt unpassender und unmöglicher als je. Findet ein Ausgang statt, so muß die Mutter oder eine andere ältere Dame sie begleiten und, der allgemeinen Sitte sich fügend, muß der junge Mann der ältesten und vornehmsten Dame, hier also der Mutter den Arm bieten. Der Gast einer Familie muß bei Ausgängen mit derselben sich bei der Frau des Hauses die Ehre ausbitten ihr Begleiter zu seyn, anders erlaubt es der Anstand nicht.

Ueberhaupt herrscht allenthalben in Frankreich und besonders auch unter den mittlern und niedern Classen von Paris eine ausnehmende Zuvorkommenheit und Ehrfurcht gegen das Alter. Ein älterer Mann wird, namentlich unter Bekannten, anstatt mit Herr stets mit Vater (père) und eine ältere Frau mit mère (Mutter) angeredet, während es junge Leute sehr natürlich finden wenn sie von denselben ohne Weiteres mit mon fils (mein Sohn) und ma fille (meine Tochter) angeredet werden. Selbst Vornehmere lassen sich dieß von Geringern und Untergebenen gefallen. Bei den Neujahrsbesuchen wobei ein Herr stets alle Damen der beglückwünschten Familie küssen muß, würde es als unverzeihlicher Verstoß gegen alle Lebensart und Sitte angesehen werden, wenn derselbe nicht zuerst die alte Großmutter beglückwünschte und küßte, die sich nicht mehr von ihrem Lehnstuhl erheben kann.

Dabei ist die Zeit zwischen der ersten Begegnung und der Verheirathung außerordentlich kurz und beträgt gewöhnlich nur einen Monat bis sechs Wochen, selten mehr, öfters aber weniger. Es kommt vor daß sich die Eheleute am Altare erst zum dritten oder vierten Male sehen. Immer ist Alles so eingerichtet, daß zu jeder Stunde die Sache abgebrochen werden kann ohne daß irgendwie ein Schatten auf eines der beiden jungen Leute fallen würde. Die Frau behält ihre voll-

ständigste Unabhängigkeit bis zum Augenblicke der Verheirathung; ihr Zukünftiger steht ihr nicht näher als irgend ein anderer Freund des Hauses und Vertraulichkeiten darf und wird er sich nie erlauben. Was man in Deutschland „Erklärungen", „Geständnisse" u. s. w. nennt, kann also nicht vorkommen.

Bei dieser Art der Eheschließung wird nun ein jeder von der mustergültigen Romantik genährte und erfüllte Deutsche ohne Weiteres voraussetzen, daß es in Frankreich gar viele uneinige und unglückliche Ehen geben müsse, da ja die jungen Eheleute nicht Zeit und Gelegenheit gehabt sich gehörig kennen zu lernen, überhaupt keine längere Bekanntschaft und Liebelei gepflogen haben. Keiner aber wird dabei überlegen, daß in Deutschland die Sitten durch die romantische Sinnlichkeit nur zu oft getrübt und ungebundener geworden sind, während dieselben in Frankreich sich den klar und bestimmt ausgesprochenen Grundsätzen des Katholicismus entsprechend in ebenso scharfbegrenzten Formen ausgeprägt haben. Demgemäß betrachtet man allgemein und in jeder Gesellschaftsclasse in Frankreich die Ehe vorwiegend als eine religiöse und gesellschaftliche Pflicht und Nothwendigkeit, der sich die persönlichen Anschauungen und Neigungen anpassen und unterordnen müssen; wogegen man in Deutschland die Ehe als einen mehr sinnlichen, aus persönlichen Neigungen, ja Zufälligkeiten hervorgegangenen natürlichen Bund betrachtet, der durch die Religion bestätigt wird oder eine Weihe erhält. Dieß erklärt auch den Abschen gegen jedwelche Ehescheidung in Frankreich und die viel größere Geneigtheit zu Ehescheidungen in Deutschland, namentlich in den protestantischen Gegenden. Beim Franzosen herrscht das strenge, unerbittliche und unabänderliche Pflichtgefühl, bei dem Deutschen die mit einer gewissen Glorie umgebene wechselnde Neigung vor. Der Franzose oder die Französin weiß vor allem daß es sich um Uebernahme hoher, ernster Pflichten handelt bei der Eheschließung, und daß diese Pflichten über den Personen stehen. Dadurch werden die Eheleute auch beiderseitig um so mehr zur Versöhnlichkeit und Verträglichkeit

gestimmt. Dieß ist eine Hauptursache daß es in Frankreich viel weniger unglückliche Ehen gibt als in Deutschland. Durch die schnelle Eheschließung behalten die Eheleute mehr gegenseitige Achtung untereinander, als wenn sie sich schon längere Zeit gekannt und gegenseitig alle Fehler kennen gelernt und das Gefühl der Pflicht vor den Regungen des Herzens gänzlich in den Hintergrund getreten ist. Aus dem Vorherrschen desselben Pflichtgefühls erklärt sich auch die viel größere allgemeine Verträglichkeit der Franzosen, bei denen der Deutsche allenthalben als launiger, grillenhafter und widerspenstiger Starrkopf angesehen wird, der immer Recht haben will.

Diejenige Zuneigung und Liebe die man in Frankreich zur Eingehung einer Ehe für nothwendig erachtet und die sich auch stets vorfindet, beruht hauptsächlich auf Gründen des Verstandes, der gesunden Vernunft. Die beiderseitigen Eltern erkundigen sich genau und eingehend nach den persönlichen Eigenschaften der zu Verheirathenden, und schließen daraus mit der dem Alter und der Erfahrung eigenen Sicherheit auf die Möglichkeit eines gedeihlichen Zusammenlebens der jungen Leute. Ohne dieß wird nie eine solche Angelegenheit in Ausführung gebracht. Der junge Mann wird ebenfalls ziemlich genau über die persönlichen Eigenschaften und Verhältnisse seiner Zukünftigen unterrichtet und beurtheilt daraus seine zukünftige Stellung zu derselben, und umgekehrt ist bei dem Mädchen ganz dasselbe der Fall. Dazu kommt dann noch die bedeutende Beobachtungsgabe des Franzosen, dem es genügt eine Person ein- bis zweimal gesehen zu haben um sie beurtheilen zu können. Man kennt sich deßhalb trotz des geringen persönlichen Verkehrs beiderseitig sicher ebenso genau als sich in Deutschland Brautleute bei der Hochzeit kennen, nachdem sie sich lange Monate und Jahre hindurch täglich beiderseitig angestrengt haben sich nur von der vortheilhaften Seite zu zeigen, in Zuvorkommenheiten und Liebenswürdigkeiten zu erschöpfen, sich also gleichsam in eine Welt der Täuschung eingewiegt haben.

Es soll nun nicht behauptet werden, daß in allen Familien das eheliche Leben wirklich musterhaft ist, denn Ausnahmen gibt es ja überall. Dagegen sind aber auch um so weniger die neuern, in Deutschland oft begieriger als in Frankreich aufgenommenen Pariser Theaterstücke, welche den Ehebruch und die Ausschweifung verherrlichen und entschuldigen, als Beweise der allgemeinen Verderbtheit der Sitten der französischen Gesellschaft anzunehmen. Schriftstellerische und dramatische Werke sind heutzutage und besonders in Frankreich nicht das natürliche Abbild der allgemeinen gesellschaftlichen Zustände, sondern nur der Beweis von der Unsittlichkeit der Verfasser, die vor keinem Mittel zurückschrecken um ihren oft mehr als mittelmäßigen Arbeiten einigen Reiz zu geben. Sie sind gemeiniglich nur eine Abspiegelung der Zustände und Anschauungen desjenigen Theils der Gesellschaft in deren Schooß dieser oder jener Schriftsteller lebt, und somit für Frankreich nur der Maßstab für die in dem als Halbwelt gekennzeichneten Theil der Gesellschaft herrschende sittliche Auflösung. Innerhalb des in sich abgeschlossenen Mittelstandes sind solche sittlichen Verirrungen stets eine Ausnahme die oft nicht einmal auf verbürgten Thatsachen beruht. Es ist mir mehrmals vorgekommen, daß von verschiedenen Seiten verheirathete Frauen des Mittelstandes als untreu bezeichnet wurden, während ich mich persönlich überzeugen konnte, daß deren Töchter hinsichtlich der Sittlichkeit und Erziehung nichts zu wünschen übrig ließen und die betreffenden Frauen in der glücklichsten Ehe lebten. Dieß mag als Beispiel dienen wie leicht der gute Ruf unter dem Gerede der Menschen leidet und wie sehr man sich vorsehen muß, ehe man etwas für wahr annimmt. Daß eine treulose Gattin ihre Verirrungen sorgfältig verbirgt, ist recht wohl anzunehmen, aber daß sie eine zufriedene Ehe führt und ihre Kinder wohl erzieht, ist doch viel schwerer zu glauben.

Die eigentlichen Vergnügungen sind sehr beschränkt in den Familien des Mittel- und Kleinbürgerstandes. So lange

man noch nicht unabhängig von seinem Einkommen leben kann, ist während der Woche alle Zeit der Arbeit, dem Geschäft mit einem solchen Eifer gewidmet, daß wenig oder keine Zeit zum Langweilen übrig bleibt. Des Abends nach der Hauptmahlzeit an der stets die den Tag über getrennten Familienglieder theilnehmen, hat man hinlänglich Stoff zur Unterhaltung durch die Erzählung der Tageserlebnisse eines Jeden und denkt deßhalb wenig an das Ausgehen. An Unterhaltungsgabe mangelt es dabei Keinem. Natürlich fehlt aber bei schönem Wetter nie ein gemeinsamer Spaziergang nach den schönen öffentlichen Gärten oder auch vor die Thore, wo aber fast immer das gewöhnlichere rohe Volk vorherrscht. Theater werden nur selten besucht und dann nur eines der bessern, wo keine zu anstößigen Stücke gespielt werden. Concerte dagegen werden schon häufiger besucht und gerade in gewissen, von einzelnen Künstlern veranstalteten ist es dem Fremden am ehesten möglich den Pariser Mittelstand kennen zu lernen. Bälle werden auch nur äußerst selten mitgemacht, d. h. von einer Anzahl Familien gemeinschaftlich veranstaltet. Seine Familie auch nur des Sehens halber in einen öffentlichen Ball einzuführen, wie dieß in Berlin vielfältig von übrigens ganz ordentlichen Vätern geschieht, würde einem Pariser Familienvater nie und nimmer einfallen. Ueberhaupt ist der gesellschaftliche Verkehr innerhalb dieser Stände nicht besonders lebhaft und selbst Familien, die sich sehr nahe stehen, besuchen sich verhältnißmäßig nicht oft. Man weiß sich gar zu sehr selbst zu genügen und sich durch eine einfache Unterhaltung zu befriedigen, wobei natürlich das große gesellschaftliche Talent der Franzosen sehr zu statten kommt. Die Franzosen brauchen weder eine zahlreiche Gesellschaft noch große anderweitige Hülfsmittel um sich zu unterhalten. Eine besondere Sucht, ein Verlangen nach Vergnügungen kann übrigens bei Leuten nicht vorhanden seyn, welche ihre Lebensaufgabe ernst und ihrem vorwiegenden Pflichtgefühl entsprechend auffassen und sich derselben mit Hingebung widmen.

Des Sonntags wird der Gottesdienst regelmäßig besucht und wenn auch der männliche Theil der Familie nicht immer besondere Neigung dazu hat, so muß derselbe doch schon rücksichts- und anstandshalber den weiblichen Theil zur Kirche begleiten. Ein gemeinschaftlicher Spaziergang auf dem Boulevard oder in den öffentlichen Gärten wobei manchmal das Mittagessen in einem Speisehaus eingenommen wird, ein Besuch bei einer befreundeten Familie genügen um den Nachmittag und Abend zuzubringen. Jedoch wird auch oft noch der Nachmittags- oder Abendgottesdienst besucht. Den Sommer über benützt man öfters die auf allen Bahnen eigens eingerichteten, in kurzen Zwischenräumen aufeinander folgenden Züge nach der Umgegend um sich dort im Freien, besonders in mehreren schönen Wäldern mit prächtigen Verhauen zu ergehen. Sobald die Vermögensverhältnisse der Familie es erlauben, wird eines jener kleinen anmuthigen Landhäuser gekauft oder für den ganzen Sommer gemiethet, welche sich zu vielen Tausenden längs allen von Paris abgehenden Bahnen finden und dabei gar nicht theuer sind. Freilich sind dieselben auch sehr klein, aber sehr schön im Schweizer- oder ähnlichem Styl ganz leicht gebaut; sie müssen immer ein zweites Stockwerk haben um eine Familie ordentlich beherbergen zu können, und bedecken mit ihren kleinen Gärtchen zusammen nur einige wenige Quadratruthen. Manche Familien schlagen den Sommer über ihren Wohnsitz förmlich in diesen Häusern auf und diejenigen Familienglieder welche dem Geschäft in Paris obliegen müssen, fahren täglich Morgens mit der Eisenbahn dorthin und sind des Abends zur Hauptmahlzeit wieder zurück; oder sie bleiben die ganze Woche über daselbst und kommen Samstag Abends auf das Land um Montag Morgens zur Stadt zurückzukehren. Andere Familien bleiben in der Stadt wohnen und kommen nur allwöchentlich den Sonntag in ihrem Landhaus zuzubringen.

In dieser Weise leben die Tausende und aber Tausende der Familien des Mittelstandes ohne sich im Mindesten um

das zu kümmern, was in andern Schichten der Gesellschaft vorgeht, ohne im Geringsten von dem berührt zu werden, worüber die Verfasser von Pariser Briefen und Chroniken so Vieles zu erzählen wissen. Die Halbwelt existirt nicht für diesen gesunden Kern der Bevölkerung, so sehr ist dieselbe davon geschieden, so stark sind die zwischen beiden Theilen bestehenden Schranken. In diesen Kreisen verlebte ich mehrere meiner schönsten Jugendjahre, fast ohne nur eine Ahnung von jenen berühmten Vergnügungsanstalten zu haben die in ganz Europa bekannt sind, trotzdem ich alle übrigen Merk- und Sehenswürdigkeiten, ja fast alle Straßen der Stadt kennen lernte. Erst später als ich älter und selbstständiger wurde und Bekanntschaft mit Deutschen machte, sollte ich diesen Theil von Paris kennen lernen. Besonders war es ein junger reicher Norddeutscher, der schon seit Jahr und Tag die Stadt mit seinem Bädeker in der Hand durchstudirt hatte, der mir hier als Führer diente. Natürlich hatte er seinerseits kaum eine Ahnung von dem Leben des Bürgerstandes und war höchlich erstaunt, als ich ihn zum erstenmal in einen öffentlichen Familienball einführte. Es gibt nämlich in Paris einige, nur den Eingeweihtern bekannte öffentliche Ball- und Gesellschaftssäle, in denen nur Familien des Mittelstandes verkehren und von denen man ein Publikum findet, wie man es in einer geschlossenen Privatgesellschaft nur wünschen kann.

Dieser Besuch eines Balles verdient eine eingehendere Darstellung. Der Saal befindet sich in der verlängerten Rue Ménilmontant, in dem Theil der früher die seitdem mit Paris vereinigte Vorstadt dieses Namens bildete. Allgemein wird derselbe nur als bal de familles bezeichnet; seine eigentliche Bezeichnung ist Aux barreaux verts (zum grünen Zaun). Mein Freund und ich gelangten auch wirklich durch ein diese Farbe tragendes Gitterthor in den kleinen Hof vor dem Eingang des Ballsaales, wo uns ein würdig aussehender älterer Mann sofort gegen Erlegung eines kleines Eintrittsgeldes eintreten ließ. Wir befanden uns nun in einem sehr

gestimmt. Dieß ist eine Hauptursache daß es in Frankreich viel weniger unglückliche Ehen gibt als in Deutschland. Durch die schnelle Eheschließung behalten die Eheleute mehr gegenseitige Achtung untereinander, als wenn sie sich schon längere Zeit gekannt und gegenseitig alle Fehler kennen gelernt und das Gefühl der Pflicht vor den Regungen des Herzens gänzlich in den Hintergrund getreten ist. Aus dem Vorherrschen desselben Pflichtgefühls erklärt sich auch die viel größere allgemeine Verträglichkeit der Franzosen, bei denen der Deutsche allenthalben als launiger, grillenhafter und widerspenstiger Starrkopf angesehen wird, der immer Recht haben will.

Diejenige Zuneigung und Liebe die man in Frankreich zur Eingehung einer Ehe für nothwendig erachtet und die sich auch stets vorfindet, beruht hauptsächlich auf Gründen des Verstandes, der gesunden Vernunft. Die beiderseitigen Eltern erkundigen sich genau und eingehend nach den persönlichen Eigenschaften der zu Verheirathenden, und schließen daraus mit der dem Alter und der Erfahrung eigenen Sicherheit auf die Möglichkeit eines gedeihlichen Zusammenlebens der jungen Leute. Ohne dieß wird nie eine solche Angelegenheit in Ausführung gebracht. Der junge Mann wird ebenfalls ziemlich genau über die persönlichen Eigenschaften und Verhältnisse seiner Zukünftigen unterrichtet und beurtheilt daraus seine zukünftige Stellung zu derselben, und umgekehrt ist bei dem Mädchen ganz dasselbe der Fall. Dazu kommt dann noch die bedeutende Beobachtungsgabe des Franzosen, dem es genügt eine Person ein- bis zweimal gesehen zu haben um sie beurtheilen zu können. Man kennt sich deßhalb trotz des geringen persönlichen Verkehrs beiderseitig sicher ebenso genau als sich in Deutschland Brautleute bei der Hochzeit kennen, nachdem sie sich lange Monate und Jahre hindurch täglich beiderseitig angestrengt haben sich nur von der vortheilhaften Seite zu zeigen, in Zuvorkommenheiten und Liebenswürdigkeiten zu erschöpfen, sich also gleichsam in eine Welt der Täuschung eingewiegt haben.

Gesellschaft fühlt, daß dasselbe sich sofort von selbst ausscheidet. Ein Bürgerssohn, der an den einfachen Unterhaltungen und Gesellschaften seiner Familie keinen Geschmack findet, scheidet von denselben aus und wird nicht wieder darin aufgenommen, wenn er Sitten und Gewohnheiten annimmt die nicht in die Kreise der elterlichen Gesellschaft passen. Ein lockerer ungebundener Bursche hätte nichts Eiligeres zu thun als sich fortzumachen und eine ihm passendere Gesellschaft aufzusuchen. Keineswegs würde es ihm aber einfallen durch ein zu freies Betragen dort Anstoß oder gar Aufsehen zu erregen. Dazu besitzt auch der letzte Franzose zu viel Lebensart und Achtung vor seinem Nebenmenschen um denselben irgendwie stören zu wollen.

Es gibt ein Zeichen, an dem man die Stellung einer jungen Pariserin zur Gesellschaft erkennen kann, nämlich ihre Fertigkeit in den sogenannten gesellschaftlichen Künsten, besonders Tanz und Musik. Die Damen der vornehmen Welt verstehen sich auf Beides vortrefflich; diejenigen der Halbwelt verstehen sich vorzüglich auf den Tanz, besonders aber auf gewisse ausgelassene Tänze; die Töchter des Mittelstandes aber verstehen Beides gewöhnlich nur mittelmäßig, oft auch gar nicht, besonders was den Tanz anbelangt. Gewöhnlich kennen sie nur den Contredanse, den übrigens aber auch in Frankreich jedes Kind versteht. Dagegen sind sie stets in weiblichen Arbeiten außerordentlich geübt, verstehen es ihre Kleider und ihren Putz eigenhändig anzufertigen. Selbst Töchter sehr wohlhabender Familien des Mittelstandes fertigen selber ihre Kleider, Hüte u. s. w. und entwickeln dabei viel eigenen guten Geschmack und Geschick. Meiner persönlichen Ueberzeugung und Beobachtung nach ist dieß eine Hauptursache des Rufes der Pariser Moden, und eben deßhalb ist es anderweitig wo alle Kleider durch Damenschneider und Putzmacherinen angefertigt werden, auch so schwer, ja unmöglich die Pariser Damenmoden nachzuahmen. Trotz aller Fertigkeit in dieser Hinsicht wird jeder den ganz ungewöhnlichen Unterschied

man noch nicht unabhängig von seinem Einkommen leben kann, ist während der Woche alle Zeit der Arbeit, dem Geschäft mit einem solchen Eifer gewidmet, daß wenig oder keine Zeit zum Langweilen übrig bleibt. Des Abends nach der Hauptmahlzeit an der stets die den Tag über getrennten Familienglieder theilnehmen, hat man hinlänglich Stoff zur Unterhaltung durch die Erzählung der Tageserlebnisse eines Jeden und denkt deßhalb wenig an das Ausgehen. An Unterhaltungsgabe mangelt es dabei Keinem. Natürlich fehlt aber bei schönem Wetter nie ein gemeinsamer Spaziergang nach den schönen öffentlichen Gärten oder auch vor die Thore, wo aber fast immer das gewöhnlichere rohe Volk vorherrscht. Theater werden nur selten besucht und dann nur eines der bessern, wo keine zu anstößigen Stücke gespielt werden. Concerte dagegen werden schon häufiger besucht und gerade in gewissen, von einzelnen Künstlern veranstalteten ist es dem Fremden am ehesten möglich den Pariser Mittelstand kennen zu lernen. Bälle werden auch nur äußerst selten mitgemacht, d. h. von einer Anzahl Familien gemeinschaftlich veranstaltet. Seine Familie auch nur des Sehens halber in einen öffentlichen Ball einzuführen, wie dieß in Berlin vielfältig von übrigens ganz ordentlichen Vätern geschieht, würde einem Pariser Familienvater nie und nimmer einfallen. Ueberhaupt ist der gesellschaftliche Verkehr innerhalb dieser Stände nicht besonders lebhaft und selbst Familien, die sich sehr nahe stehen, besuchen sich verhältnißmäßig nicht oft. Man weiß sich gar zu sehr selbst zu genügen und sich durch eine einfache Unterhaltung zu befriedigen, wobei natürlich das große gesellschaftliche Talent der Franzosen sehr zu statten kommt. Die Franzosen brauchen weder eine zahlreiche Gesellschaft noch große anderweitige Hülfsmittel um sich zu unterhalten. Eine besondere Sucht, ein Verlangen nach Vergnügungen kann übrigens bei Leuten nicht vorhanden seyn, welche ihre Lebensaufgabe ernst und ihrem vorwiegenden Pflichtgefühl entsprechend auffassen und sich derselben mit Hingebung widmen.

Des Sonntags wird der Gottesdienst regelmäßig besucht und wenn auch der männliche Theil der Familie nicht immer besondere Neigung dazu hat, so muß derselbe doch schon rücksichts- und anstandshalber den weiblichen Theil zur Kirche begleiten. Ein gemeinschaftlicher Spaziergang auf dem Boulevard oder in den öffentlichen Gärten wobei manchmal das Mittagessen in einem Speisehaus eingenommen wird, ein Besuch bei einer befreundeten Familie genügen um den Nachmittag und Abend zuzubringen. Jedoch wird auch oft noch der Nachmittags- oder Abendgottesdienst besucht. Den Sommer über benützt man öfters die auf allen Bahnen eigens eingerichteten, in kurzen Zwischenräumen aufeinander folgenden Züge nach der Umgegend um sich dort im Freien, besonders in mehreren schönen Wäldern mit prächtigen Verhauen zu ergehen. Sobald die Vermögensverhältnisse der Familie es erlauben, wird eines jener kleinen anmuthigen Landhäuser gekauft oder für den ganzen Sommer gemiethet, welche sich zu vielen Tausenden längs allen von Paris abgehenden Bahnen finden und dabei gar nicht theuer sind. Freilich sind dieselben auch sehr klein, aber sehr schön im Schweizer- oder ähnlichem Styl ganz leicht gebaut; sie müssen immer ein zweites Stockwerk haben um eine Familie ordentlich beherbergen zu können, und bedecken mit ihren kleinen Gärtchen zusammen nur einige wenige Quadratruthen. Manche Familien schlagen den Sommer über ihren Wohnsitz förmlich in diesen Häusern auf und diejenigen Familienglieder welche dem Geschäft in Paris obliegen müssen, fahren täglich Morgens mit der Eisenbahn dorthin und sind des Abends zur Hauptmahlzeit wieder zurück; oder sie bleiben die ganze Woche über daselbst und kommen Samstag Abends auf das Land um Montag Morgens zur Stadt zurückzukehren. Andere Familien bleiben in der Stadt wohnen und kommen nur allwöchentlich den Sonntag in ihrem Landhaus zuzubringen.

In dieser Weise leben die Tausende und aber Tausende der Familien des Mittelstandes ohne sich im Mindesten um

das zu kümmern, was in andern Schichten der Gesellschaft vorgeht, ohne im Geringsten von dem berührt zu werden, worüber die Verfasser von Pariser Briefen und Chroniken so Vieles zu erzählen wissen. Die Halbwelt existirt nicht für diesen gesunden Kern der Bevölkerung, so sehr ist dieselbe davon geschieden, so stark sind die zwischen beiden Theilen bestehenden Schranken. In diesen Kreisen verlebte ich mehrere meiner schönsten Jugendjahre, fast ohne nur eine Ahnung von jenen berühmten Vergnügungsanstalten zu haben die in ganz Europa bekannt sind, trotzdem ich alle übrigen Merk- und Sehenswürdigkeiten, ja fast alle Straßen der Stadt kennen lernte. Erst später als ich älter und selbstständiger wurde und Bekanntschaft mit Deutschen machte, sollte ich diesen Theil von Paris kennen lernen. Besonders war es ein junger reicher Norddeutscher, der schon seit Jahr und Tag die Stadt mit seinem Bädeker in der Hand durchstudirt hatte, der mir hier als Führer diente. Natürlich hatte er seinerseits kaum eine Ahnung von dem Leben des Bürgerstandes und war höchlich erstaunt, als ich ihn zum erstenmal in einen öffentlichen Familienball einführte. Es gibt nämlich in Paris einige, nur den Eingeweihtern bekannte öffentliche Ball- und Gesellschaftssäle, in denen nur Familien des Mittelstandes verkehren und von denen man ein Publikum findet, wie man es in einer geschlossenen Privatgesellschaft nur wünschen kann.

Dieser Besuch eines Balles verdient eine eingehendere Darstellung. Der Saal befindet sich in der verlängerten Rue Ménilmontant, in dem Theil der früher die seitdem mit Paris vereinigte Vorstadt dieses Namens bildete. Allgemein wird derselbe nur als bal de familles bezeichnet; seine eigentliche Bezeichnung ist Aux barreaux verts (zum grünen Zaun). Mein Freund und ich gelangten auch wirklich durch ein diese Farbe tragendes Gitterthor in den kleinen Hof vor dem Eingang des Ballsaales, wo uns ein würdig aussehender älterer Mann sofort gegen Erlegung eines kleines Eintrittsgeldes eintreten ließ. Wir befanden uns nun in einem sehr

unserer in Parteien zerrissenen Mitbrüder als der baaren Gewissenlosigkeit zuschreiben. Es ist mir freilich unerklärlich wie es möglich war, aber es ist Thatsache, daß fast Niemand die unvermeidliche Einmischung Frankreichs vorausgesehen hat. Alles nur Denkbare hat man eher für möglich halten wollen, als nur das nicht was jetzt wirklich eingetreten, und zwar in der Weise die für Deutschland die bejammernswertheste ist.

Allerdings war dieß das unabänderliche Schicksal des deutschen Kriegs, daß unser armes Deutschland unter allen Umständen verlieren und der Napoleonismus unter allen Umständen gewinnen mußte. Oesterreich ist gegen alles Erwarten der unterliegende Theil gewesen und Oesterreich hat sich rückhaltlos dem französischen Herrscher in die Arme geworfen. Hätte aber Oesterreich gesiegt und wäre Preußen der unterliegende Theil gewesen, so würde statt des Erben der alten deutschen Kaiser die norddeutsche Monarchie um Schutz und Bündniß flehend an den Pforten der Tuilerien erschienen seyn. So wie so stund die Verlegung der deutschen Frage nach Paris bevor. Ob Oesterreich oder Preußen siegte, in jedem Falle wäre das Schicksal Deutschlands nicht von einer deutschen Großmacht entschieden worden sondern von dem Beherrscher Frankreichs. Darum hat mir stets so sehr gegraut vor diesem Kriege.

Noch etwas Anderes wäre sich in jedem Falle gleich geblieben, nämlich die Haltung der südwestdeutschen Mittelstaaten, insbesondere Bayerns, und es wird zur Beurtheilung unserer nächsten Zukunft am dienlichsten seyn, wenn wir gleich mit diesem Gesichtspunkt unsere Betrachtung eröffnen.

Man wüthet jetzt förmlich namentlich gegen den letztgenannten Staat; man wirft ihm nicht bloß Unfähigkeit zur Kriegführung, worin nach einem tiefen Schlummerfrieden von fünfzig Jahren die Uebung freilich nicht groß seyn konnte — man wirft Bayern geradezu achselträgerische Zweideutigkeit und prämeditirten Verrath vor. Die Capitulation der braven Hannoveraner, allerdings ein abscheulicher Fleck in der

Gesellschaft fühlt, daß dasselbe sich sofort von selbst ausscheidet. Ein Bürgerssohn, der an den einfachen Unterhaltungen und Gesellschaften seiner Familie keinen Geschmack findet, scheidet von denselben aus und wird nicht wieder darin aufgenommen, wenn er Sitten und Gewohnheiten annimmt die nicht in die Kreise der elterlichen Gesellschaft passen. Ein lockerer ungebundener Bursche hätte nichts Eiligeres zu thun als sich fortzumachen und eine ihm passendere Gesellschaft aufzusuchen. Keineswegs würde es ihm aber einfallen durch ein zu freies Betragen dort Anstoß oder gar Aufsehen zu erregen. Dazu besitzt auch der letzte Franzose zu viel Lebensart und Achtung vor seinem Nebenmenschen um denselben irgendwie stören zu wollen.

Es gibt ein Zeichen, an dem man die Stellung einer jungen Pariserin zur Gesellschaft erkennen kann, nämlich ihre Fertigkeit in den sogenannten gesellschaftlichen Künsten, besonders Tanz und Musik. Die Damen der vornehmen Welt verstehen sich auf Beides vortrefflich; diejenigen der Halbwelt verstehen sich vorzüglich auf den Tanz, besonders aber auf gewisse ausgelassene Tänze; die Töchter des Mittelstandes aber verstehen Beides gewöhnlich nur mittelmäßig, oft auch gar nicht, besonders was den Tanz anbelangt. Gewöhnlich kennen sie nur den Contredanse, den übrigens aber auch in Frankreich jedes Kind versteht. Dagegen sind sie stets in weiblichen Arbeiten außerordentlich geübt, verstehen es ihre Kleider und ihren Putz eigenhändig anzufertigen. Selbst Töchter sehr wohlhabender Familien des Mittelstandes fertigen selber ihre Kleider, Hüte u. s. w. und entwickeln dabei viel eigenen guten Geschmack und Geschick. Meiner persönlichen Ueberzeugung und Beobachtung nach ist dieß eine Hauptursache des Rufes der Pariser Moden, und eben deßhalb ist es anderweitig wo alle Kleider durch Damenschneider und Putzmacherinen angefertigt werden, auch so schwer, ja unmöglich die Pariser Damenmoden nachzuahmen. Trotz aller Fertigkeit in dieser Hinsicht wird jeder den ganz ungewöhnlichen Unterschied

zwischen den Frauenmoden in Paris und in andern Städten auf den ersten Blick herausfinden, während der Unterschied der Herrenmoden oft kaum bemerklich ist.

Einen genügenden allgemeinen Beweis von der Vortrefflichkeit der Zustände innerhalb des Pariser Mittel- und Kleinbürgerstandes beizubringen, hält es nicht schwer. Es ist die Zahl der aus diesem Stande hervorgehenden Priester und Ordensleute. Die Pariser Diözese zählt gegen tausend Priester, von denen zwei Drittel Einheimische sind. Mehrere hundert Pariser Kinder befinden sich unter den größtentheils auswärts wirkenden Priestern der drei großen Missionsanstalten Picpus, Missions-Etrangères und der Gesellschaft der Priester von Saint-Sulpice. Mehrere der bewährtesten jetztlebenden französischen Kirchenfürsten, darunter Cardinal Mathieu von Besançon, sind aus dem Pariser Mittelstand hervorgegangen. Unter den Mitgliedern der verschiedenen Orden zählt man zusammen mehrere hundert Pariser. Im Ganzen mögen etwa 16 bis 1800 Welt- und Ordens-Priester Paris ihre Vaterstadt nennen, was keinenfalls als ein ungünstiges Verhältniß betrachtet werden kann. Dazu kommen über dreitausend weibliche Ordenspersonen, die in Paris geboren und erzogen worden sind. Mag nun auch unter den Ordensleuten beiderlei Geschlechts mancher seyn, der nach den Verirrungen und Täuschungen des Lebens sich einen solchen Beruf wählt, so ist doch nicht zu läugnen daß wenigstens ein guter Kern in demselben gewesen seyn muß. Wer keinen religiösen Boden, keinen Glauben mehr hat, der schafft sich selbst aus der Welt wenn er sich in seinen Hoffnungen getäuscht sieht und schwere Prüfungen auf ihm lasten.

Sollte ich Zahlen angeben, so glaube ich in den richtigen Verhältnissen zu bleiben wenn ich sage, daß unter etwa 400,000 Pariser Familien etwa die Hälfte zu dem hier geschilderten Mittelstand gehören. Natürlich sind unter dem Mittelstand Leute sehr verschiedener Lebensstellung, vom kleinen Handwerker, Beamten an bis zum wohlhabenden, oft reichen

reichischen Kaisers, aus seinem Aufruf an die Ungarn und man jubelt, daß die österreichischen Truppen aus dem abgetretenen Königreich Venetien schleunigst zurückbeordert wurden, um in die Kampfslinie gegen Preußen einzutreten. Sehr wohl! Aber wer soll an diesem weitern Kriege theilnehmen? Die Mittelstaaten gewiß nicht, es sei denn daß der französische Herrscher es ihnen befehle. Oesterreich selbst wird zuverlässig den Krieg nach dem Waffenstillstand nicht fortsetzen, es sei denn daß Napoleon III. es erlaube.

So stehen wir. Gutmüthige Enthusiasten rufen zu erneuerten Rüstungen, zum Volkskrieg auf, weil sie über den aufregenden Nachrichten vom Schlachtfeld das Schrecklichste übersehen was über uns gekommen ist: daß ganz Deutschland in die Hand des Erbfeindes abgedankt hat. An ihm liegt jetzt Alles, ohne daß er einen Schuß gethan hätte. Viktor Emmanuel mag sich wie ein Verzweifelter gebärden, die Preußen mögen vor Ingrimm ihre Zündnadelgewehre abbeißen — es hilft Alles nichts. Er ist Herr und Meister des Continents, Sieger wie Besiegte haben sich als Planeten um seine Sonne zu bewegen. Das ist der Sinn seiner „bewaffneten Vermittlung."

Es war die letzte Hoffnung ehrlicher Patrioten, daß die streitenden deutschen Mächte wenigstens dann unter sich eine Verständigung treffen und gegen das Ausland gemeinsame Front machen würden, wenn der alte Erbfeind sich in unsere Angelegenheiten einzumischen wage. Jetzt hat Oesterreich die Einmischung Frankreichs förmlich herbeigerufen; aber hätte nicht Oesterreich dieß gethan, so würde Preußen sich durch die Noth gezwungen gesehen haben den Schutz und das Bündniß des Imperators anzurufen; und in beiden Fällen war damit der mittelstaatlichen Politik der drückendste Alp von der Brust gefallen. Gerade diese Politik hat nichts mehr gefürchtet, als daß die beiden deutschen Großmächte doch noch im letzten Augenblick einen Separatfrieden unter sich schließen würden, um die für beide gleich bedrohliche Intervention des

X.

Vom Verfasser der „Zeitläufe“.

Den 12. Juli 1866.

Ich weiß nicht, ob es mir möglich seyn wird die nachfolgende Betrachtung hindurchzuführen, denn die Feder bebt zwischen meinen Fingern. Ohne Hoffnung und ohne Täuschung habe ich diesen Krieg kommen sehen vom ersten Momente an; aber ich hätte mich selbst für einen Verräther halten müssen, wenn ich nur einen Augenblick lang einen solchen Ausgang hätte präsumiren wollen. Daß der französische Imperator das Finale in dem deutschen Trauerspiele bilden werde, habe ich nie bezweifelt; aber daß Oesterreich ihn herbeirufen mußte, das ist bitter. Ich habe diese Aufsätze sonst mit einer besondern Ueberschrift versehen; heute bin ich dazu nicht mehr im Stande, denn ich weiß für unsere Lage keinen Namen mehr, noch weniger einen Rath.

Selbst in Wiener Blättern kann man jetzt lesen: es sei ja für Jedermann leicht vorauszusehen gewesen, daß wer immer sich im Kriege als der schwächere Theil erweisen würde, an Frankreich eine Stütze suchen müßte. Aber war dieß wirklich leicht vorauszusehen, und dennoch sollte man diesen heillosen Krieg angefangen haben? Nein, nein! wir wollen das schreckliche Unglück doch lieber der politischen Befangenheit

unserer in Parteien zerrissenen Mitbrüder als der baaren Gewissenlosigkeit zuschreiben. Es ist mir freilich unerklärlich wie es möglich war, aber es ist Thatsache, daß fast Niemand die unvermeidliche Einmischung Frankreichs vorausgesehen hat. Alles nur Denkbare hat man eher für möglich halten wollen, als nur das nicht was jetzt wirklich eingetreten, und zwar in der Weise die für Deutschland die bejammernswertheste ist.

Allerdings war dieß das unabänderliche Schicksal des deutschen Kriegs, daß unser armes Deutschland unter allen Umständen verlieren und der Napoleonismus unter allen Umständen gewinnen mußte. Oesterreich ist gegen alles Erwarten der unterliegende Theil gewesen und Oesterreich hat sich rückhaltlos dem französischen Herrscher in die Arme geworfen. Hätte aber Oesterreich gesiegt und wäre Preußen der unterliegende Theil gewesen, so würde statt des Erben der alten deutschen Kaiser die norddeutsche Monarchie um Schutz und Bündniß flehend an den Pforten der Tuilerien erschienen seyn. So wie so stund die Verlegung der deutschen Frage nach Paris bevor. Ob Oesterreich oder Preußen siegte, in jedem Falle wäre das Schicksal Deutschlands nicht von einer deutschen Großmacht entschieden worden sondern von dem Beherrscher Frankreichs. Darum hat mir stets so sehr gegraut vor diesem Kriege.

Noch etwas Anderes wäre sich in jedem Falle gleich geblieben, nämlich die Haltung der südwestdeutschen Mittelstaaten, insbesondere Bayerns, und es wird zur Beurtheilung unserer nächsten Zukunft am dienlichsten seyn, wenn wir gleich mit diesem Gesichtspunkt unsere Betrachtung eröffnen.

Man wüthet jetzt förmlich namentlich gegen den letztgenannten Staat; man wirft ihm nicht bloß Unfähigkeit zur Kriegführung, worin nach einem tiefen Schlummerfrieden von fünfzig Jahren die Uebung freilich nicht groß seyn konnte — man wirft Bayern geradezu achselträgerische Zweideutigkeit und prämeditirten Verrath vor. Die Capitulation der braven Hannoveraner, allerdings ein abscheulicher Fleck in der

bayerischen Geschichte, gilt als die Krone jener verrätherischen Politik, und Organe die noch vor drei Wochen unermüdet zum Kriege hetzten, behaupten jetzt daß kein Vernünftiger mehr sich eine Illusion machen könne über die zweifelhafte Haltung aller Bundescontingente, mit Ausnahme der Württemberger und Hessen-Darmstädter. „Der Sieg bei Königgrätz", schreibt derselbe Frankfurter Correspondent, „wurde abgewartet: das war die Politik der Klein- und Mittelstaaten, und mit solchen Politikern in's Feld zu ziehen war von vornherein eine verfehlte Aufgabe"*).

Das ist nun zwar genau auch meine Ansicht gewesen; aber nicht erst jetzt nachdem das Unglück geschehen, sondern schon vor sechs Wochen und länger. Oesterreich und die Mittelstaaten sind miteinander in den Krieg gezogen, aber von ganz entgegengesetzten Stand- und Gesichtspunkten aus. In Wien gedachte man den nicht bezweifelten Sieg nach den Geboten der politischen Vernunft zu benützen und zur definitiven Unschädlichmachung Preußens auszubeuten; der Herstellung des „deutschen Reichs" schien kein Hinderniß mehr entgegenzustehen, wenn Schlesien für Oesterreich gewonnen und die norddeutsche Monarchie verkleinert, zertheilt und reducirt seyn würde bis auf das Maß eines Mittelstaates. In München aber dachte man ganz anders und man war keineswegs einverstanden mit solchen Kriegszielen. In der That forderte der eingenommene Bundesrechts - Standpunkt, daß Preußen zur Ordnung gewiesen würde wegen Schleswig-Holstein und seiner andern Vergehen gegen den Bund; aber dieser Standpunkt erlaubte durchaus nicht die territoriale Verkleinerung und dauernde Schwächung der norddeutschen Monarchie. Aus dieser seiner Anschauung hat Bayern auch gar kein Hehl gemacht, sie war für Niemanden der überhaupt den Stellungen auf den Grund sehen wollte, ein Geheimniß und am allerwenigsten für die Wiener Diplomatie.

*) Allg. Zeitung vom 9. Juli 1866.

Ich habe vor sechs Wochen auf den merkwürdigen Widerspruch in den Absichten der antipreußischen Alliirten aufmerksam gemacht. Man hat mir das höchlich übel genommen und man hat eine solche Untersuchung als ganz und gar nicht — opportun dem Verfasser zum schweren Vorwurf gemacht. Als aber dann die praktischen Folgen im Feld, in der verwirrten und verzögerten Aktion an's Licht traten, da hat man ein blindes Geschrei erhoben über Verrath und Gott weiß was. Aber warum denn? Vom wohlverstandenen Bundesrechts-Standpunkt aus konnte man ja leicht voraussehen, daß wir spät kommen, vorsichtig auftreten und bald wieder heimgehen würden. Das Ziel bei dem die Wiener Politik ankommen wollte, war ja nicht unser Ziel, also mußten früher oder später die Wege auseinandergehen. Hätte Oesterreich gesiegt und Preußen zu wehe thun wollen, so wären wir sogar in die Lage gekommen an der Seite Preußens gegen die übergreifende Politik Oesterreichs aufzutreten; denn das „deutsche Gleichgewicht" wäre sonst gestört worden und wir hätten die „Vasallen" Oesterreichs seyn müssen, was wir ebensowenig seyn wollten als die Preußens.

Nachdem aber umgekehrt Preußen Sieger geblieben — und zwar wie! — Oesterreich dagegen dem französischen Herrscher sich in die Arme geworfen hat, ist die Frage wie wir zu dieser Wendung stehen, denke ich, nicht schwer zu lösen. Wir sind damit verhältnißmäßig ganz zufrieden. Denn nach dem tiefen Fall des Habsburgischen Reiches ist Hülfe und Beistand für das deutsche Gleichgewicht und gegen die Mediatisirungs-Tendenz der preußischen Politik nur mehr bei Frankreich zu finden. Das liegt auf platter Hand.

Es ist mir hier keineswegs um ärgerliche Rückblicke auf Vorgänge zu thun, welche nun einmal nicht zu ändern sind. Die Stellung der Mittelstaaten, wie ich sie eben beschrieben habe, ist vielmehr abermals von unmittelbar praktischer Wichtigkeit. Man spricht von der Fortsetzung des Krieges gegen Preußen, man liest dieselbe aus dem Manifest des öster-

Hausbesitzer und Geschäftsmann mit inbegriffen. In religiöser Hinsicht bietet derselbe Mittelstand alle Abstufungen vom eifrigsten Katholiken angefangen bis zu dem Gleichgiltigsten und selbst völlig Gottlosen; die mehr oder weniger Lauen mögen sogar die Mehrzahl bilden. Im äußeren Leben offenbart sich jedoch dieser Unterschied weniger, denn das Leben dieser Familien bewegt sich überall in denselben strengen Formen, die nicht so leicht einer zu durchbrechen wagt. So frei und ungebunden ein Franzose auch in seinen religiösen und philosophischen Anschauungen seyn mag, vor nichts schreckt er mehr zurück, als vor dem äußeren Abweichen von dem was ihm sein Stand, seine Stellung auferlegen, da er ja dann auch alle Verbindungen mit seinen bisherigen Kreisen aufgeben, von seinen Standesgenossen ausgeschlossen werden würde. Aus diesen und ähnlichen Gründen gibt es auch manchen völlig irreligiösen Vater der seine Kinder ohne Bedenken Ordensleuten zur Erziehung anvertraut, trotzdem er weiß daß dieselben ganz andere Grundsätze als die seinigen eingeimpft erhalten werden. So kommt es, daß u. a. die Tochter des bekannten nichts weniger als katholischen Alphonse Karr, Fräulein Therese Karr, eine sehr eifrige gute Katholikin geworden ist und ihr schriftstellerisches Talent dem entsprechend anwendet.

---

französischen Erbfeindes abzuschneiden. Das war ihre Angst und Sorge. Jetzt aber ist es uns leicht um's mittelstaatliche Herz. Jenes süddeutsche Regierungsblatt welches seit Monaten am heftigsten in den schauerlichen Brand des deutschen Kriegsfeuers geblasen hat, gesteht die Thatsache mit dürren Worten zu. „Das Eintreten des fremden Vermittlers,“ sagt der Württembergische Staatsanzeiger, „hat für uns nichts Beunruhigendes.... Die Erfahrung wird in Kurzem die Richtigkeit unserer Beurtheilung bestätigen. Deutschland wird bei einem Friedensschlusse durch die französische Einwirkung seine nationalen Interessen nicht beeinträchtigt oder geschmälert — es wird sie vielmehr gefördert sehen.“ So lautet jetzt die Sprache in Stuttgart!

Man irrt aber vollständig, wenn man in solchen Aeußerungen einen Wechsel der Gesinnung, Apostasie und Verrath erblicken will. Keineswegs; es wird da nur endlich die wahre Farbe bekannt. Von einer Fortsetzung des Krieges gegen Preußen auf Seite der Mittelstaaten könnte also nur dann die Rede seyn, wenn der Imperator es forderte und den Feldzug gegen die norddeutsche Monarchie eröffnete. Dann freilich Krieg gegen Preußen bis auf's Messer, aber sonst unbedingt nicht.

Wird man es nun in Berlin darauf ankommen lassen; wird man durch ungemessene Forderungen und hartnäckiges Festhalten an Ansprüchen, die in Paris nicht bewilligt werden wollen, die bisher errungenen Vortheile auf's Spiel zu setzen wagen? Ich glaube nicht. Zum Scheine wird man in Berlin vielleicht Widerstand versuchen und die Grimasse machen, als bestehe man darauf den Frieden in Deutschland selbstständig zu diktiren. Aber es wird dann höchstens zur französischen Occupation der Rheinlande kommen, nicht aber zum Ernst. Wie im umgekehrten Falle Oesterreich erklärt haben würde, daß es gegen eine französisch-italienisch-preußische Coalition seinen Sieg nicht weiter zu verfolgen vermöge: so wird Preußen dem heldenmäßigen Sträuben bald das Geständniß

unserer in Parteien zerrissenen Mitbrüder als der baaren Gewissenlosigkeit zuschreiben. Es ist mir freilich unerklärlich wie es möglich war, aber es ist Thatsache, daß fast Niemand die unvermeidliche Einmischung Frankreichs vorausgesehen hat. Alles nur Denkbare hat man eher für möglich halten wollen, als nur das nicht was jetzt wirklich eingetreten, und zwar in der Weise die für Deutschland die bejammernswertheste ist.

Allerdings war dieß das unabänderliche Schicksal des deutschen Kriegs, daß unser armes Deutschland unter allen Umständen verlieren und der Napoleonismus unter allen Umständen gewinnen mußte. Oesterreich ist gegen alles Erwarten der unterliegende Theil gewesen und Oesterreich hat sich rückhaltlos dem französischen Herrscher in die Arme geworfen. Hätte aber Oesterreich gesiegt und wäre Preußen der unterliegende Theil gewesen, so würde statt des Erben der alten deutschen Kaiser die norddeutsche Monarchie um Schutz und Bündniß flehend an den Pforten der Tuilerien erschienen seyn. So wie so stund die Verlegung der deutschen Frage nach Paris bevor. Ob Oesterreich oder Preußen siegte, in jedem Falle wäre das Schicksal Deutschlands nicht von einer deutschen Großmacht entschieden worden sondern von dem Beherrscher Frankreichs. Darum hat mir stets so sehr gegraut vor diesem Kriege.

Noch etwas Anderes wäre sich in jedem Falle gleich geblieben, nämlich die Haltung der südwestdeutschen Mittelstaaten, insbesondere Bayerns, und es wird zur Beurtheilung unserer nächsten Zukunft am dienlichsten seyn, wenn wir gleich mit diesem Gesichtspunkt unsere Betrachtung eröffnen.

Man wüthet jetzt förmlich namentlich gegen den letztgenannten Staat; man wirft ihm nicht bloß Unfähigkeit zur Kriegführung, worin nach einem tiefen Schlummerfrieden von fünfzig Jahren die Uebung freilich nicht groß seyn konnte — man wirft Bayern geradezu achselträgerische Zweideutigkeit und prämeditirten Verrath vor. Die Capitulation der braven Hannoveraner, allerdings ein abscheulicher Fleck in der

Damit ist aber keineswegs gesagt, daß Preußen sich nicht vergrößern und arrondiren dürfe. Im Gegentheile sind in dem napoleonischen Briefe vom 11. Juni die „schlechten Grenzen Preußens" ausdrücklich als eine der Ursachen des Conflikts angegeben, und es wird ebenso bestimmt „für Preußen eine größere Gleichartigkeit und Macht im Norden" in Aussicht genommen. Wie ich vor vierzehn Tagen schon bemerkt habe, so schien dieser Brief mir sofort die napoleonische Lösung der deutschen Frage zu enthalten und die künftige Gestaltung Deutschlands im europäischen Erzspiegel zu zeigen. Ich habe mir daher das Dokument sorgfältig aufgehoben Seitdem hat es eine ganz eminente Wichtigkeit erlangt, dadurch daß der Pariser „Moniteur" vom 5. Juli erklärt hat: „indem der Kaiser von Oesterreich Venetien an den Kaiser der Franzosen abtritt, tritt er den vom Kaiser Napoleon in seinem Schreiben an seinen Minister des Aeußern vom 11. Juni kundgegebenen Ideen bei." Demnach hätte Oesterreich nicht nur die italienische Politik des Imperators anerkannt, sondern auch der napoleonischen Lösung der deutschen Frage, einschließlich der gleichartigen Abrundung der schlechten Grenzen Preußens und seiner größern Macht im Norden, zum vorhinein die Sanktion ertheilt. Offenbar ein sehr wichtiges Präjudiz für den Congreß, welcher die napoleonischen Entscheidungen zu ratificiren haben wird.

Die deutsche Lösung des Schreibens vom 11. Juni ruht auf der Trias-Idee. Es ist ein eigenthümliches Zeugniß über die Deutschheit der Trias-Idee, daß Napoleon III. sie als die allein mit dem französischen Interesse verträgliche Lösung erklärt. Er sieht diese Trias offenbar als identisch an mit dem neuen Rheinbund und in dieser Annahme wird er sich schwerlich täuschen. Unklar bleibt nur wie der Brief sich zur deutschen Parlaments-Frage stellt. Daß das Bismarkische Parlaments-Programm für Kleindeutschland zu den Akten gelegt werden muß, ist ziemlich bestimmt zu ersehen. Aber wird man in Paris die liberale Meinung in Deutschland

mit einem Trias-Zwergparlament abspeisen wollen, oder soll es doch noch ein allgemeines deutsches Parlament geben und soll die „große Stellung Oesterreichs in Deutschland“, für deren Aufrechthaltung das Schreiben vom 11. Juni eintritt, vielleicht in der Theilnahme österreichischer Abgeordneter an einem solchen Parlament bestehen?

Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß es dahin kommt. Denn die deutsche Verwirrung würde unter solchen Umständen gleich nach dem Friedensschluß ärger seyn als je. Frankreich wird überhaupt von nun an die „Freiheit“ wieder stark als Ausfuhrartikel cultiviren, und was Oesterreich betrifft so ist seine innere und deutsche Politik nun erst völlig unberechenbar geworden. Nach gewissen Antecedentien zu schließen dürfte die extrem-liberale Partei, um nicht zu sagen der Radikalismus, in Wien jetzt nächste Aussicht haben zur Macht zu gelangen, und dieser Partei wäre es vollständig zuzutrauen, daß sie in ihrer Theilnahme an einem deutschen Parlament die „Aufrechthaltung der großen Stellung Oesterreichs in Deutschland“ verbürgt sehen würde. Damit wären natürlich auch die Magyaren vollkommen einverstanden, wie sie gleichfalls mit dem Kriege einverstanden waren, in der Zuversicht daß ihre dualistische Losreißung vom Reich die nothwendige Folge davon seyn würde.

Man hat die Kriegs-Politik bei uns und in Wien am plausibelsten damit gerechtfertigt: die deutschen Zustände seien nun einmal durch und durch morsch und nicht länger zu ertragen; früher oder später müsse die ewige Rivalität zwischen Oesterreich und Preußen doch zum Entscheidungskampf führen, es sei also besser man mache gleich ein Ende; Deutschland werde dann jedenfalls wissen woran es sei, an der Stelle vielhundertjähriger Zersplitterung werde es einfache Verhältnisse und klare Stellungen haben. Ach ja, wenn das wahr gewesen wäre, dann hätte dieser Krieg auch mich nicht so sehr entsetzt! Aber derartige Hoffnungen konnte nur derjenige hegen der aller Geschichte und Erfahrung zum Trotz es für

möglich hielt, daß Deutschland in einem solchen Kampfe unbehelligt unter sich bleiben und das hämische Ausland, mit einem Napoleon an der Spitze, den ruhigen Zuschauer abgeben werde bis an's Ende. Wir haben nun die traurige Wahrheit vor Augen, daß die deutschen Angelegenheiten uns eigentlich gar nicht mehr angehen, sondern Alles darauf ankommt, wie der Imperator die deutsche Zerrissenheit auf dauerhaften Grundlagen neu herstellen will. Darum wehrt er sich auch so verzweifelt gegen die Forderung Preußens, daß der Bund neu hergestellt werden solle mit Ausschluß von Oesterreich. Lieber würde er Frankreich mit einem Stück Rheinland selber noch zum Mitglied des neuen deutschen Bundes machen. So steht es. Und wenn Oesterreich gesiegt hätte, dann stünde diese Sache um kein Haar besser.

Wie aber sonst die Befriedigung der preußischen Sieger, wie die zum voraus und auch für den Fall eines österreichischen Sieges vom Imperator ausgesprochene Nothwendigkeit diese Macht zu arrondiren, zu vergrößern und gleichartiger zu gestalten, in's Werk gesetzt werden soll: darüber wollen wir uns auf keine tiefern Conjekturen einlassen. Daß die Herzogthümer preußisch werden mit Ausnahme von Nordschleswig das an Dänemark zurückfällt, versteht sich von selbst. Höchst bedenklich, dürfte es ferner mit der Herausgabe von Hannover oder Kurhessen stehen, denn eines dieser beiden Länder scheint unbedingt zur preußischen Arrondirung zu gehören. Auch sonst dürfte man in Bezug auf Hannover oder wenigstens Kurhessen in Berlin um Gründe nicht verlegen seyn. Die Einverleibung Braunschweigs wäre dann nur mehr eine Frage von wenigen Jahren. Die übrigen Schein-Souverainetäten im Norden innerhalb des engern Bundes mit Preußen könnte Hr. von Bismark immerhin bestehen lassen: Preußens „Macht im Norden“ wäre so wie so ganz unbeschränkt.

Für sehr möglich halte ich dagegen einen Plan wegen Abtretung der Rheinprovinz zur Entschädigung für einen der verjagten Fürsten. In Paris beschäftigt man sich wie be-

kannt seit langem mit einem solchen Mittelweg bezüglich der Rheinfrage, und auch in Berlin dürfte ein Mittelweg in dieser Richtung nicht ganz unwillkommen seyn. Aus zwei Gründen. Erstens haben die Rheinlande sich bei dieser Kriegsfrage wieder als ein sehr „ungleichartiger“ Bestandtheil Preußens erwiesen; die Provinz muß in Berlin nothwendig jetzt unbeliebter seyn als je. Zweitens würde sich Preußen durch Abtretung der Rheinlande auf die beste Manier der Verpflichtung entschlagen den Imperator durch Ueberlassung deutscher Landstriche am Rhein abzulohnen und zu entschädigen. Die furchtbare That fiele dann scheinbar Andern zur Last und die preußische Politik würde sich rühmen, daß sie wirklich „kein deutsches Dorf“ und „keinen Fuß breit deutscher Erde“ an das Ausland verrathen habe.

Viel schwerer ist es zu sagen, wie der französische Herrscher sich die Aufgabe denken mag die „Machtstellung Oesterreichs“ zu erhalten um jeden Preis. Soll das bloß heißen, daß Preußen seine Eroberungen auf österreichischem Gebiet ohne Ausnahme wieder herauszugeben habe, damit der alte Kaiserstaat seine Errettung für alle Zukunft dem Sieger von Solferino und dem Brecher des Züricher Vertrags zu verdanken habe? Oder ist eine Entschädigung für Venetien gemeint? Davon war allerdings in dem Schreiben vom 11. Juni die Rede. Aber seitdem ist Venetien ohne Bedingung und nicht an Italien sondern an Frankreich abgetreten worden. Letzteres wird nun die Bedingungen stellen unter welchen es Venetien weiter an das Reich Viktor Emmanuels ablassen will, und über diesen neuen Judenhandel sind die Italiener nicht mit Unrecht bis zum Wahnsinn empört. Zur Zeit der Congreßfrage war Oesterreich bereit Venetien gegen eine Entschädigung in Deutschland abzutreten. Es meinte damals Schlesien. Daran ist aber jetzt nicht mehr zu denken; ebensowenig eignet sich die besiegte Macht zur Vergrößerung in Süddeutschland, eher dürfte das nach dem Verlust Venetiens kläglich exponirte Tyroler-Land früher oder später vom Körper

des Kaiserstaats auch noch abgetrennt werden müssen. Zur Zeit der Congreßfrage war ferner stark davon die Rede, daß der Imperator die adriatischen Provinzen der Türkei als Ersatz für Venetien im Auge habe. Aber könnte Oesterreich jetzt auch nur selber wünschen, in dem momentanen Zustand seiner tiefsten Zerrüttung sofort in die orientalische Frage verwickelt zu werden? Ich sehe mit Einem Wort keine Möglichkeit, wie Oesterreich auch bei dem besten Willen des Imperators etwas Anderes erreichen könnte als die Rettung seiner Grenzen mit Ausnahme Venedigs; es wird schon Mühe kosten österreichisch Schlesien den preußischen Klauen wieder zu entreißen.

Das wäre freilich ein magerer Lohn für den ungeheuern Dienst den Oesterreich dem Imperator geleistet, indem es ihn nicht nur ohne alle Kosten und Risiko von den Sorgen seiner italienischen Politik befreit, sondern auch seine Einmischung in die deutschen Angelegenheiten ganz gefahrlos gemacht, ihm dieselbe sozusagen auf dem Präsentirteller entgegengetragen hat. In der österreichischen Diplomatie hat es längst eine „französische Partei" gegeben; von dem Satze ausgehend, daß nicht Frankreich sondern Preußen der österreichische Erbfeind sei, hat diese Partei die Allianz mit Frankreich empfohlen. Aber freilich nicht unter Bedingungen und Umständen wie sie jetzt vorliegen Hätte das ungebrochene Oesterreich aus freien Stücken gethan, was es nun nach einer furchtbaren Niederlage aus Noth thun mußte, dann hätte es sich allerdings auf Kosten Deutschlands namhaft vergrößern und verstärken können. Wer aber auf Grund der jetzigen Lage einen Friedensschluß vermitteln will und dabei immer noch von einer „Aufrechthaltung der Machtstellung Oesterreichs" redet, der gebraucht eine hohle Phrase, nichts weiter.

Nehmen wir nur die Dinge wie sie sind! Italien, vervollständigt bis auf den Rest den es von dem Todfeind in Wien zu fordern nicht aufhören wird, aber im Innern immer mehr sich consolidirend; Preußen, in seinem „Weltberuf" siegreich bewährt, mit wesentlich erweiterten Grenzen und unbe-

schränktem Einfluß im Norden, durch den Krieg sogar von den Schlacken des innern Verfassungsstreites gereinigt und gleichsam wiedergeboren; die süddeutschen Mittelstaaten, als neuer Rheinbund organisirt und wie Küchlein unter den Flügeln des gallischen Hahns versammelt; Frankreich, abermals vergrößert im Süden und im Westen, die napoleonische Mission erfüllt, die Dynastie befestigt, die liberalen Parteien mit ihrer Spekulation auf das Fiasko des Imperators unsterblich blamirt; Rußland, gesammelt und geschont, durch die Zertretung Polens im Innern gesichert, nach außen wie eine drohende Wetterwolke über den östlichen Grenzen Oesterreichs aufgehängt; England, eine Macht auf die in keiner Weise mehr zu rechnen ist — nun vergleiche man einmal ernstlich das alte Oesterreich wie wir es fünfzig Jahre lang gekannt haben, mit dieser neuen Welt, mit dieser total veränderten Umgebung Europa's, und dann sage man mir was noch übrig ist von jenem Oesterreich und was der Imperator, wenn selbst das erschütternde Trauerspiel unserer Tage mit einer copirten Hochzeit schließen sollte — dafür thun könnte, daß Oesterreich wieder Oesterreich sei?

Ich will nicht reden von dem unausbleiblichen Rückschlag auf die innern Zustände des Kaiserstaats: von den rettungslos zerrütteten Finanzen, von dem Separatismus Ungarns der bei Königgrätz eine Hauptschlacht gewonnen hat, von dem endlosen Wirrsal aller andern Verfassungskrisen. Ich schließe lieber die Augen vor diesem Jammer, bis die Einsetzung des radikalen Liberalismus in die unbeschränkte Macht diesseits und jenseits der Leitha mich zwingen wird sie wieder aufzumachen. Das wird nicht ausbleiben. Schon lassen sich die Unkenrufe zahlreich vernehmen, daß nicht der „Militär-Schmerling" Benedek und das Zündnadelgewehr die Niederlage verschuldet haben, sondern der bedauerliche Mangel an „politischen und religiösen Reformen". Mit andern Worten: Belcredi und die Suspension des Reichsraths, der Papst und der Cardinal Rauscher, das Concordat und die noch nicht

säkularisirten Kirchengüter sind daran Schuld! Qui vivra verra.

Es möchte einem das Herz brechen, wenn man daneben den Triumph, ich will gar nicht sagen des Grafen Bismark sondern des Herrschers in den Tuilerien in's Auge faßt. Was hat man in Deutschland seit sieben Jahren Alles geredet, geschrieben und betheuert gegen Ihn! Und nun feiern die Franzosen den 4. Juli als den schönsten und größten Tag ihrer Geschichte, nie habe Frankreich einen glänzendern Sieg davon getragen, nie habe der französische Nationalstolz eine lebhaftere Befriedigung erfahren. Sie haben Recht, und wir dürfen ihnen die Glorie nicht einmal bemäkeln. Das Reich ist von uns genommen und die Besiegelung dieser Thatsache wird nicht auf sich warten lassen. Oesterreich hat den letzten Rest der alten Kaiserstellung in Italien aufgegeben; mit dem Aufgegebenen wird der Imperator für den reducirten Besitz des heiligen Stuhls neue Garantien zu schaffen wissen, und wie könnte der greise Papst Pius sich endlich noch weigern dem neuen Charlemagne den Willen zu thun und ihn zum römischen Kaiser zu krönen? Seit dem 4. Juli ist Er's!

Ich habe mich dreizehn Jahre lang mit Umschreibungen beholfen in Bezug auf Ihn, weil ich den Kaiser-Namen keinem geben wollte als Dem der ihn von den alten Oberhäuptern des Reichs zu Erbe trug. Jetzt werde ich mich bescheiden, ehe die hohe Polizei mich eines Bessern belehrt und ehe der Mann zu einem noch höhern Titel aufsteigt. Ich sage also zum Schluß: später wird freilich ein noch Stärkerer kommen, nämlich die Revolution; für jetzt aber ist der große deutsche Reformer Se. Majestät der Kaiser der Franzosen.

XI.

Die Zeit Heinrichs IV. nach Auffassung des Herrn von Giesebrecht.

Seit Otto I., dem Begründer des deutschen Kaiserthums, hatte sich nicht bloß die Königsgewalt in Deutschland unter Zusammenschließung der theilweise stark widerstrebenden Schichten des deutschen Volkes ungemein gekräftigt, sondern die deutschen Könige hatten auch, jedoch ohne gänzliche Unterdrückung der kirchlichen Wahlen, einen ungewöhnlichen Einfluß auf die Besetzung der Bisthümer gewonnen. Dieser Einfluß war so bedeutend geworden, daß es unter Heinrich III. nahezu aussah, als gehöre die Besetzung der hohen Kirchenämter zur ordentlichen Gewalt des Königs. Dazu kam noch, daß derselbe Heinrich III. auch bei Besetzung des päpstlichen Stuhles in einer Weise eingreifen konnte wie kein Kaiser vor ihm. Hier freilich waren die Folgen unverkennbar gute, da die Papstwahl den römischen Adelsfaktionen entzogen wurde und die Päpste die Möglichkeit gewannen, die unter den damaligen Verhältnissen so nothwendige Reformation der Kirche in Angriff zu nehmen. Nicht dasselbe kann von der Besetzung deutscher Bisthümer gesagt werden. Hatte sich ja bereits Konrad II. in zwei Fällen Simonie zu Schulden kommen lassen, und durch Heinrich III. hatten sich in Deutschland die

Prälaten vermehrt denen zwar nicht äußerer Anstand fehlte, wohl aber jene innere Kraft durch welche ihre heiligen Vorgänger gewirkt und geglänzt hatten. Der Gang bei den Besetzungen der Bisthümer war ein unregelmäßiger und um so bedenklicher, als der Verfall eines großen Theils des niederen Klerus nach einem apostolischen Episcopat verlangte. Es konnte das bisherige Verhältniß nur dann ohne großen Schaden fortbestehen, wenn die Könige von entschieden gutem Willen beseelt waren und nicht die Bisthümer als politische Institute betrachteten welche in ihrem Interesse ausgenützt werden sollten.

Unter solchen Umständen fiel mit dem Tode Heinrichs III. (1056) die Regierung in die Hände eines unmündigen Knaben, Heinrichs IV., welchen die Fürsten bereits im Spätherbste 1053 zu Tribur zum Könige gewählt hatten, mit dem Versprechen ihm nach dem Ableben seines Vaters zu gehorchen, „wenn er gut regiere."

Die Darstellung der Regierung Heinrichs IV. nun und der folgenreichen Bewegungen, welche unter dieser Regierung vor sich gingen, hat Herr Wilhelm von Giesebrecht in dem dritten, mit Ausschluß der Quellenangabe vollendet vorliegenden Bande seiner „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" unternommen und mit nicht geringem Geschicke durchgeführt. Die sprachliche Darstellung ist so gediegen, daß abgesehen von einigen anstößigen Construktionen kaum noch ein erwähnenswerther Verstoß vorkommt; und das reichhaltige Material welches in dem Buche verarbeitet ist, hat eine so gelungene Sichtung erhalten, daß bei einiger Aufmerksamkeit der Faden der Erzählung durch das ganze Werk hindurch dem Leser nicht verloren geht.

Anders aber steht es mit dem Geiste welcher das Werk beherrscht. Herr von Giesebrecht steht auf dem Standpunkte des protestantisch-omnipotenten Staates, und dieser Standpunkt, in die damaligen Verhältnisse hineingetragen, gibt den wichtigsten Erscheinungen der behandelten Periode

eine verzerrte Gestalt. Das Streben der damaligen Päpste und namentlich des großen Gregor VII. hatte im Wesentlichen kein anderes Ziel als die Beseitigung der in der Kirche sichtbar gewordenen Schäden, die Wiederherstellung des Cölibats und einer den kirchlichen Grundsätzen entsprechenden Besetzung der Kirchenämter mit Ausjätung des Unkrautes der Simonie, sodann und eigentlich sekundär, zur Ermöglichung der Durchführung dieser Hauptzwecke, die Zurückdrängung des fürstlichen Einflusses auf die Kirche, die Erhebung also der Kirche zu der ihr dem Willen ihres göttlichen Stifters gemäß gebührenden Freiheit.

Aber wie ganz anders nimmt sich die Sache in den Augen des Hrn. von Giesebrecht aus! Ihm ist das Kaiserthum die oberste, alles einigende Macht, der Mittelpunkt in dem alle Radien des christlichen Völkerlebens zusammenliefen. „Noch immer, heißt es S. 8 — 9, fühlten die christlichen Völker Europa's die Nothwendigkeit einer zusammenhaltenden, einigenden Macht und keine andere kannten sie als das Kaiserthum, durch tausendjährige Erinnerung geweiht." „Die andern Staaten Europa's erkannten (S. 5 ff.) nothgedrungen den Vorrang des Kaiserreichs an; . . . mehr oder weniger waren sie alle vom deutschen Reiche abhängig oder wurden doch durch die Politik der Kaiser bestimmt." Nüchterne Auffassung wird freilich zu einem andern Resultate führen, dazu nämlich daß trotz der Anerkennung des deutsch-römischen Kaiserreiches als des ersten Reiches der Welt dennoch mehrere Länder, wie Frankreich, Spanien, England, keineswegs von Deutschland irgendwie abhängig gewesen sind. Dieser Erkenntniß hatte sich auch Hr. von Giesebrecht nicht ganz verschlossen, weßhalb er es denn auch nicht selbstverständlich findet, daß Deutschland auf die vormundschaftliche Regierung Frankreichs unter Philipp I. eingewirkt haben sollte, sondern nur darüber sich verwundert, daß die Kaiserin Agnes „trotz ihrer französischen Abstammung kaum den leisesten Einfluß auf die Entwicklung der französischen Angelegenheiten" übte. Den-

noch kommt der Verfasser wiederholt auf den Vorwurf gegen Heinrich IV. zurück, daß derselbe nicht wie sein Vater sich bewußt gewesen sei als „der oberste Schutzherr der abendländischen Kirche, in dem man den Urquell aller weltlichen Gewalt bisher verehrte.“ Denn „noch wurzelte (S. 408) der Bestand der Dinge wesentlich in der Vorstellung, daß das Kaiserthum die höchste, von Gott selbst verordnete Macht auf Erden, die Quelle jeder andern obrigkeitlichen Gewalt sei.“

Wahrscheinlich würden die übrigen Könige Europa's sonderbare Mienen gemacht haben, wenn man ihnen zugemuthet hätte, ihre Gewalt aus dieser „Quelle aller obrigkeitlichen Gewalt“ abzuleiten. Spricht doch Leo in seinen „Vorlesungen“ den Satz aus, daß selbst die Hauptglieder des deutschen Reiches aus eigenem Rechte Hauptglieder waren, weßhalb wohl selbst diese Anstand genommen hätten, das Kaiserthum als die Quelle jeder andern obrigkeitlichen Gewalt zu betrachten. Und daß Rom die „Kaiserstadt“ sei, wie es S. 544 heißt, hätten sich die Zeitgenossen überhaupt nicht träumen lassen.

Diese modern liberale Grundanschauung des Verfassers muß man stets im Auge behalten, um seine Stellung zu den Reformbestrebungen der Päpste auch nur zu begreifen. Von diesem Standpunkt aus erscheint natürlich die päpstliche Bemühung wieder eine selbstständige Kirchengewalt herzustellen (S. 9) als ein Sichlosreißen „des Papstthums vom deutschen Reiche“, als ein Versuch „sich selbst in den Mittelpunkt der abendländischen Welt zu stellen.“ Dieser Versuch trat zunächst schon darin hervor, daß der Papst sich als das Oberhaupt der ganzen Kirche betrachtete; so z. B. (S. 26) bei der Entstehung der Pataria in Mailand wo sich der Papst „in dem Bewußtseyn seines unbeschränkten Aufsichtsrechts über die gesammte Kirche immer entschiedener befestigte“, wo Arialb, der Vorkämpfer der kirchlichen Partei, unerschrocken für „das allgemeine Bisthum Roms in die Schranken“ trat (S. 27).

Als Grundlage dieser päpstlichen Ueberhebung dienten

die Dekretalen Pseudoisidors. Denn „die Meinung (S. 204) daß dem Papst die Leitung der gesammten Kirche gebühre, hatte in den pseudoisidorischen Dekretalen den bestimmtesten Ausdruck gefunden"; und als die Zeit eintrat daß „die einzelnen Kirchen (die) Erinnerungen an ihre ursprüngliche Selbstständigkeit" verloren, konnten die Consequenzen „welche Pseudoisidor bereits gezogen hatte", auch durchgeführt werden. Nun wurde auch Spanien gegenüber der römische Primat geltend gemacht. Dort sah zwar (S. 210) König Ferdinand von Castilien und Leon „trotz des Anathems Leo's IX. den Bischof von Compostella noch als Apostolikus an, und nirgends finden sich Beweise näherer Beziehungen zwischen ihm und der päpstlichen Curie." Erst nach Ferdinands Tode sah der Papst (S. 212) „die glücklichsten Anfänge einer vollständigen Vereinigung des spanischen Klerus mit der allgemeinen Kirche des Abendlandes, eine Anerkennung des Primats Petri, wie sie Spanien früher niemals geleistet hatte." Auf solche Weise begründet der Verfasser seine Grundanschauung; aber ist das wirklich Geschichtsdarstellung? Wie ist es dann mit der Thatsache, daß schon in dem 6. Jahrhundert Leander von Sevilla den Charakter eines päpstlichen Legaten trug und als solcher z. B. 589 zu Toledo ein großes Concil hielt? Schon damals also und nicht erst zur Zeit Heinrichs IV., wie Herr von Giesebrecht (S. 394) behauptet, war „der Papst der Regent der abendländischen Kirche gewesen." Aber auch mit der Stellung Ferdinands hat es seine Eigenthümlichkeiten. Damberger erzählt von ihm: „Wir sahen seine Gesandten bei Viktor II. und es haben sich auch Andeutungen erhalten, daß Legaten bis nach Gallicien kamen."

Wenn Hr. von Giesebrecht die Bedeutung des Papstes für die Gesammtkirche in den ältesten Zeiten nicht kennt, so ist das zwar an dem Protestanten nicht auffallend, aber dem Historiker macht es wenig Ehre. Bessere Kenntniß des Katholicismus hätte unter Anderm auch verhütet bei Darstellung der Vorgänge in Clermont (S. 648) sich der Worte zu be-

noch kommt der Verfasser wiederholt auf den Vorwurf gegen Heinrich IV. zurück, daß derselbe nicht wie sein Vater sich bewußt gewesen sei als „der oberste Schutzherr der abendländischen Kirche, in dem man den Urquell aller weltlichen Gewalt bisher verehrte.“ Denn „noch wurzelte (S. 408) der Bestand der Dinge wesentlich in der Vorstellung, daß das Kaiserthum die höchste, von Gott selbst verordnete Macht auf Erden, die Quelle jeder andern obrigkeitlichen Gewalt sei.“

Wahrscheinlich würden die übrigen Könige Europa's sonderbare Mienen gemacht haben, wenn man ihnen zugemuthet hätte, ihre Gewalt aus dieser „Quelle aller obrigkeitlichen Gewalt“ abzuleiten. Spricht doch Leo in seinen „Vorlesungen“ den Satz aus, daß selbst die Hauptglieder des deutschen Reiches aus eigenem Rechte Hauptglieder waren, weßhalb wohl selbst diese Anstand genommen hätten, das Kaiserthum als die Quelle jeder andern obrigkeitlichen Gewalt zu betrachten. Und daß Rom die „Kaiserstadt“ sei, wie es S. 544 heißt, hätten sich die Zeitgenossen überhaupt nicht träumen lassen.

Diese modern liberale Grundanschauung des Verfassers muß man stets im Auge behalten, um seine Stellung zu den Reformbestrebungen der Päpste auch nur zu begreifen. Von diesem Standpunkt aus erscheint natürlich die päpstliche Bemühung wieder eine selbstständige Kirchengewalt herzustellen (S. 9) als ein Sichlosreißen „des Papstthums vom deutschen Reiche“, als ein Versuch „sich selbst in den Mittelpunkt der abendländischen Welt zu stellen.“ Dieser Versuch trat zunächst schon darin hervor, daß der Papst sich als das Oberhaupt der ganzen Kirche betrachtete; so z. B. (S. 26) bei der Entstehung der Pataria in Mailand wo sich der Papst „in dem Bewußtseyn seines unbeschränkten Aufsichtsrechts über die gesammte Kirche immer entschiedener befestigte“, wo Arialb, der Vorkämpfer der kirchlichen Partei, unerschrocken für „das allgemeine Bisthum Roms in die Schranken“ trat (S. 27).

Als Grundlage dieser päpstlichen Ueberhebung dienten

die Dekretalen Pseudoisidors. Denn „die Meinung (S. 204) daß dem Papst die Leitung der gesammten Kirche gebühre, hatte in den pseudoisidorischen Dekretalen den bestimmtesten Ausdruck gefunden"; und als die Zeit eintrat daß „die einzelnen Kirchen (die) Erinnerungen an ihre ursprüngliche Selbstständigkeit" verloren, konnten die Consequenzen „welche Pseudoisidor bereits gezogen hatte", auch durchgeführt werden. Nun wurde auch Spanien gegenüber der römische Primat geltend gemacht. Dort sah zwar (S. 210) König Ferdinand von Castilien und Leon „trotz des Anathems Leo's IX. den Bischof von Compostella noch als Apostolikus an, und nirgends finden sich Beweise näherer Beziehungen zwischen ihm und der päpstlichen Curie." Erst nach Ferdinands Tode sah der Papst (S. 212) „die glücklichsten Anfänge einer vollständigen Vereinigung des spanischen Klerus mit der allgemeinen Kirche des Abendlandes, eine Anerkennung des Primats Petri, wie sie Spanien früher niemals geleistet hatte." Auf solche Weise begründet der Verfasser seine Grundanschauung; aber ist das wirklich Geschichtsdarstellung? Wie ist es dann mit der Thatsache, daß schon in dem 6. Jahrhundert Leander von Sevilla den Charakter eines päpstlichen Legaten trug und als solcher z. B. 589 zu Toledo ein großes Concil hielt? Schon damals also und nicht erst zur Zeit Heinrichs IV., wie Herr von Giesebrecht (S. 394) behauptet, war „der Papst der Regent der abendländischen Kirche gewesen." Aber auch mit der Stellung Ferdinands hat es seine Eigenthümlichkeiten. Damberger erzählt von ihm: „Wir sahen seine Gesandten bei Viktor II. und es haben sich auch Andeutungen erhalten, daß Legaten bis nach Gallicien kamen."

Wenn Hr. von Giesebrecht die Bedeutung des Papstes für die Gesammtkirche in den ältesten Zeiten nicht kennt, so ist das zwar an dem Protestanten nicht auffallend, aber dem Historiker macht es wenig Ehre. Bessere Kenntniß des Katholicismus hätte unter Anderm auch verhütet bei Darstellung der Vorgänge in Clermont (S. 648) sich der Worte zu be-

dienen: „Alle warfen sich auf die Erde und schlugen an die Brust, während der Cardinal Gregor für sie das Sünden-Bekenntniß sprach; darauf ertheilte der Papst ihnen die Absolution." Denn von sakramentaler Lossprechung und einem Sündenbekenntniß kann hier keine Rede seyn. Aehnliche Mißgriffe wiederholen sich, z. B.: „Jede Vergünstigung gewährte der Papst denen welche mitziehen würden (in den Kreuzzug); sie erhielten Absolution von ihren Sünden." Oder S. 651: „Nur eine Consequenz des Systems welches er (Urban II.) vertrat, war es wenn er da aussprach, daß auch der geringste Priester über jeden König erhaben sei." Wer den sakramentalen Charakter des katholischen Priesterthums kennt, wird keine solchen Hypothesen bauen. Doch sei das nur beiläufig gesagt.

Wichtiger ist zu betrachten, wie das Papstthum in den Augen von Giesebrechts nach der politischen Allgewalt die Hand ausgestreckt hat. Schon bei den Reformbestrebungen in Mailand trat die politische Seite hervor. „Der Papst investirte (S. 38) Wido gleichsam von neuem mit dem Erzbisthum durch einen Ring. War der Erzbischof bisher ein Vasall des Kaisers gewesen, so sollte er fortan der Dienstmann des römischen Bischofs werden: wie anders war die ungewohnte Ceremonie zu deuten?" Wer Kenntniß vom katholischen Kirchenwesen hat, der weiß daß damit einfach die kanonische Unterordnung ausgedrückt war. Einem Kenner der katholischen Kirche wird auch nicht einfallen, den Namen römischer Bischof oder römisches Bisthum da zu setzen wo von Akten der päpstlichen Gewalt die Rede ist.

Der Anfang kühner Griffe nach der politischen Allgewalt war freilich schon früher gemacht worden. „Es ist bekannt (S. 205), wie weit schon beim Verfall des Karolingischen Reiches das römische Bisthum seinen politischen Einfluß ausdehnen, wie es geradezu die Oberleitung der abendländischen Welt an sich ziehen wollte." Aber jetzt war erst die Zeit hiezu gekommen, und die Herrschaft über den Staat

mußte sich an die Herstellung der kirchlichen Freiheit anschließen. Hildebrand „konnte es (S. 10) nimmermehr entgehen, daß diese Freiheit der Kirche die Herrschaft über den Staat als nothwendige Consequenz in sich schließe.“ Er mußte zuversichtlich erwarten, „daß dem priesterlichen Rom sobald es die Bande des Kaiserthums abgeschüttelt, auch die Weltherrschaft zufallen müsse.“ Darum nahm er nach Heinrichs III. Tode „den Plan desselben das Abendland einer Universalherrschaft zu unterwerfen, auf und suchte in anderer Weise auf dem Stuhl Petri die Fäden zu verschlingen, die auf dem Kaiserstuhl angesponnen waren.“ Mit Einem Worte er hielt sich (S. 452) für berufen, „als Haupt der Kirche auch über die Reiche dieser Welt zu gebieten.“

Zunächst mußte demnach die Papstwahl dem unberechtigten Einflusse der weltlichen Gewalt entzogen werden. Dieß geschah durch die auf dem Laterankoncil 1059 aufgestellte Wahlordnung, in welcher von dem der Kaiserkrone (S. 41) „anhaftenden Einfluß auf das römische Bisthum nirgends die Rede ist.“ Ueberdieß fingen die Anhänger Hildebrands (S. 41) noch an, „Abschriften zu verbreiten in welchen durch eine Umstellung der betreffenden Worte der Sinn so geändert war, daß dem Könige nach ihr nur der Schein einer Einwirkung blieb.“ Aber seltsamer Weise haben wir eine von dem um 1100 lebenden Cardinalpriester Deusdedit herstammende, von Hrn. von Giesebrecht nicht erwähnte Nachricht, welche von den Anhängern des Schismatikers Cadalous sagt: „*Ita illud* (das Wahldekret) reddiderunt dissidens, ut aut pauca aut nulla exemplaria sibi concordantia valeant inveniri.“ Hienach liegt die Schuld der Fälschung des Wahldekrets nicht bei den Anhängern Hildebrands.

Aber auf dem nämlichen Concil zierte Hildebrand (S. 42) den Papst Nikolaus II. mit einer Krone auf deren unterem Reife die Worte standen: Corona regni de manu Dei, auf dem oberen: Corona imperii de manu Petri. Dieser von Benzo stammenden Angabe fügt Hr. von Giesebrecht die

Bemerkung bei: „So vereinigt sich Alles um Benzo's Bericht zu bestätigen, und ist wirklich geschehen was er berichtet, so steht außer Zweifel, daß Hildebrand bereits damals die kühnsten Folgerungen aus seiner Idee von der Allgewalt des geistlichen Roms gezogen hatte . . . Jene Doppelkrone mit ihren Inschriften sprach deutlich genug aus, daß das Imperium von Gott und dem heiligen Petrus unmittelbar den römischen Bischöfen übertragen sei, jede anderweitige Uebertragung nur von dem Stuhl Petri ausgehen könnte." Solche Folgerungen mag man auf einen Bericht jenes Benzo bauen der seinen Charakter schon dadurch hinlänglich geoffenbart, daß er sich nicht entblödet, den Papst Alexander II. Asinandrellus, Hildebrand Prandellus, den Erzbischof Anno von Köln Annas zu nennen; eines Mannes den überdieß Hefele mit den Worten kennzeichnet: „Benzo war sehr gewandt, gebildet, weltklug, dem Hofe ergeben, ohne moralische Skrupel, . . . zugleich unübertroffen im Hasse gegen Hildebrand und die Reformpartei . . . Sein wunderlicher, meist in gereimter Prosa, zum Theil auch in Versen geschriebener Panegyrikus auf Heinrich IV., voll von Schmähungen auf die Gegner, ist jetzt noch ein sprechender Zeuge hievon."

Die Befreiung der Papstwahl selbst von dem ungewöhnlichen Einflusse der Königsgewalt war trotz des Vorbehaltes, daß Heinrich IV. die ihm gebührende Ehre nicht entzogen werden solle, in den Augen des Verfassers bereits eine Beeinträchtigung der königlichen Gewalt. Es zeigte sich da (S. 86), „daß die königliche Gewalt hiebei auf eine unberechenbare Weise geschmälert wurde, daß Anno dem Kaiserthron eine seiner stärksten Stützen entzog"; es war (S. 90) „das Opfer eines der wesentlichsten Rechte des Kaiserthums" gebracht worden. Denn der Erbe des Kaiserthums war es (S. 358), „der sich von Gott zum Oberherrn der abendländischen Christenheit eingesetzt glaubte." Es ist nicht Traum, was ich hier schreibe, sondern wörtlicher Auszug aus von Giesebrechts Geschichte. Die Kaiserin Agnes mußte die Wahl

Alexanders II. ohne Zuziehung des deutschen Hofes (S. 67) „der Natur der Sache nach als offene Feindseligkeit gegen das Reich ansehen.“ Sie sah „das reformirte Papstthum gegen sich in der entschiedensten Opposition.“

Diese Opposition aber gewann nach der Anschauung des Hrn. von Giesebrecht ihre Kraft aus dem Bund mit der nationalen Auflehnung in Italien. Auch die Kämpfe gegen Simonie und Priesterehe in Mailand waren wesentlich politische Akte. Weil der Kampf hiebei auch den mit dem schlechten Klerus versippten Adel traf, so handelte es sich also (S. 26) „kaum minder um politische als um kirchliche Interessen.“ Die Vorkämpfer der Reform waren eine „revolutionäre Partei.“ Zwar „die Schwingungen der italienischen Bewegung gehen (S. 203) nach verschiedensten Richtungen, aber in Rom schließen sie sich endlich zusammen. Nicht allein der Sitz der Religion ist die alte Weltstadt, sie ist zugleich von Neuem der Mittelpunkt für Italiens Politik geworden.“ Hildebrand suchte (S. 493) „Rom und Italien mit Hülfe der Pataria von Deutschland zu befreien.“ Ebenso kämpfte die kräftigste Vertheidigerin der Kirche in Italien, die Markgräfin Mathilde (S. 188) gegen „die deutsche Herrschaft in Italien . . . sie kämpfte zugleich gegen die Weltmacht des Kaisers, um die Weltmacht des Papstes zu gründen.“ Inzwischen erzählt Hr. von Giesebrecht selbst, daß der Papst die Kaiserkrönung Heinrichs IV. in Aussicht gestellt hatte.

Zum Leidwesen des Verfassers arbeiteten die Verhältnisse des deutschen Hofes den römischen Plänen in die Hände. „Nichts erleichterte (S. 222) Roms Fortschritte mehr als die Sorglosigkeit des deutschen Hofes. So erfahrene Männer wie Anno, Adalbert und andere Bischöfe waren, sahen sie doch nicht oder wollten nicht sehen, wie alle Fundamente der kaiserlichen Macht allmählig untergraben wurden.“ Sie hätten das aber sehen sollen; denn die deutschen Bischöfe hatten (S. 64) „unfraglich am meisten zu verlieren, wenn es dem Papste gelang sich der kaiserlichen Gewalt zu entziehen.“ Ein

ferner als Haupt der Kirche anzuerkennen sei. Sie folgten dabei großentheils ebenso sehr ihrem eigenen Herzen als dem Willen des Königs. Einzeln unterschrieben sie dann nicht nur das Absetzungsdekret, sondern stellten jeder besonders noch eine Bescheinigung aus, daß sie fortan Hildebrand weder gehorchen noch ihn als apostolischen Vater anerkennen und anreden wollten. Die Unterschrift leisteten die meisten willig. Nur die Bischöfe Adalbero von Würzburg und Hermann von Metz . . . erhoben . . . schließlich Bedenken. Doch der alte Bischof Wilhelm von Utrecht, ein sehr unterrichteter, aber stolzer und hochfahrender Mann, der bei dem König und Herzog Gottfried viel vermochte, ließ die Schwankenden hart an und suchte ihre Bedenken zu beseitigen. Bebend unterschrieben auch sie.“ Wären das nicht feige Memmen gewesen, die auf ein hartes Anlassen hin schon „bebend“ unterschrieben? Aber es ist überhaupt nicht so und nicht so glatt gegangen, wie hier Hr. von Giesebrecht darstellt.

Bonizo sagt, Heinrich IV. habe die Bischöfe zur Unterschrift gezwungen (subscribere coegit), und damit stimmt überein daß Bischof Hegel von Hildesheim seiner (wie Hefele sagt, aus Todesfurcht geleisteten) Unterschrift das Zeichen der Ungültigkeit beisetzte, und daß bald Briefe von betheiligten Bischöfen in Rom einliefen welche ihren Fehler bekannten und um Verzeihung baten. Dennoch hat Hr. von Giesebrecht keinen Anstand genommen, die nachher in Rom von Gregor VII. gehaltene Synode mit dieser tumultuarischen Versammlung auf eine Stufe zu stellen mit den Worten: „Daß die gesetzlichen Formen auf der römischen Synode nicht strenger beobachtet wurden als auf dem Wormser Concil, ließ sich unschwer erweisen“ (S. 353). Ist das Geschichtschreibung?

Nun that Gregor VII. einen Schritt weiter gemäß dem Spruch welchen er auf der römischen Synode (1076) über Heinrich IV. gefällt. Ich unterlasse es hier auf die Streitfrage näher einzugehen, ob Gregor VII. eine wirkliche Absetzung Heinrichs IV. ausgesprochen habe, wozu der weitere Gang

wußte, gerade an ihrer empfindlichsten Stelle.“ Ein ähnlicher Angriff war der in den sogenannten Dictatus papae gemachte Versuch Gregors VII., „die Unterwerfung aller weltlichen Gewalt unter das Papstthum“ (S. 261) zu verlangen. (Nebenbei gesagt glaubt man heutzutage nicht mehr daran, daß diese Diktatus ächt seien.) Nie aber ist „der Gedanke einer absoluten Vollgewalt über alle staatlichen und kirchlichen Dinge zugleich, der Gedanke der absolutesten Universalmonarchie in schärferer Weise ausgesprochen worden, als es Hildebrand auf der Fastensynode 1080 that“ (S. 395). Darüber soll weiter unten Einiges gesagt werden. Dort wird sich zeigen, ob es wirklich unzweifelhaft ist (S. 566), daß der Papst „als Nachfolger Petri eine unbeschränkte Gewalt nicht nur in kirchlichen, sondern auch in weltlichen Dingen in Anspruch nahm.“

In diesem Sinn wollte nun der Papst — wir haben die Worte des Verfassers angeführt — nicht so fast mit dem jungen König brechen als vielmehr eine Verständigung erzwingen. Aber das Erzwingen lief übel ab. Heinrich IV. wurde über die ihm gemachten Vorwürfe und das Verlangen der Besserung sehr aufgebracht. „Unverweilt ging er dann (S. 340) mit seinen gebannten Freunden und den Bischöfen welche die Strafen Roms trugen oder doch fürchteten, darüber zu Rath, wie dem Uebermuth des verwegenen Mönchs zu begegnen sei.“ Absetzung schien das geeignete Mittel zu seyn. „Daß Heinrich so gut, wie seine Vorgänger und seine Mutter (wann denn?) einen römischen Bischof einsetzen könne: daran zweifelte wohl Niemand in Goslar.“ Hätte Herr von Giesebrecht gesagt: daran glaubte wohl kein Prälat ernstlich, so hätte er die Wahrheit besser getroffen.

Nun kam es zur Absetzung in Worms. „Es bedurfte (S. 343 ff.) wenig, um die Versammlung in die lebhafteste Aufregung zu versetzen . . . Die Bischöfe beschlossen wie der König wünschte, daß der Papst, weil er widerrechtlich den Stuhl Petri bestiegen, denselben verlassen müsse und nicht

ferner als Haupt der Kirche anzuerkennen sei. Sie folgten dabei großentheils ebenso sehr ihrem eigenen Herzen als dem Willen des Königs. Einzeln unterschrieben sie dann nicht nur das Absetzungsdekret, sondern stellten jeder besonders noch eine Bescheinigung aus, daß sie fortan Hildebrand weder gehorchen noch ihn als apostolischen Vater anerkennen und anreden wollten. Die Unterschrift leisteten die meisten willig. Nur die Bischöfe Adalbero von Würzburg und Hermann von Metz . . . erhoben . . . schließlich Bedenken. Doch der alte Bischof Wilhelm von Utrecht, ein sehr unterrichteter, aber stolzer und hochfahrender Mann, der bei dem König und Herzog Gottfried viel vermochte, ließ die Schwankenden hart an und suchte ihre Bedenken zu beseitigen. Bebend unterschrieben auch sie." Wären das nicht feige Memmen gewesen, die auf ein hartes Anlassen hin schon „bebend" unterschrieben? Aber es ist überhaupt nicht so und nicht so glatt gegangen, wie hier Hr. von Giesebrecht darstellt.

Bonizo sagt, Heinrich IV. habe die Bischöfe zur Unterchrift gezwungen (subscribere coegit), und damit stimmt überein daß Bischof Hegel von Hildesheim seiner (wie Hefele sagt, aus Todesfurcht geleisteten) Unterschrift das Zeichen der Ungültigkeit beisetzte, und daß bald Briefe von betheiligten Bischöfen in Rom einliefen welche ihren Fehler bekannten und um Verzeihung baten. Dennoch hat Hr. von Giesebrecht keinen Anstand genommen, die nachher in Rom von Gregor VII. gehaltene Synode mit dieser tumultuarischen Versammlung auf eine Stufe zu stellen mit den Worten: „Daß die gesetzlichen Formen auf der römischen Synode nicht strenger beobachtet wurden als auf dem Wormser Concil, ließ sich unschwer erweisen" (S. 353). Ist das Geschichtschreibung?

Nun that Gregor VII. einen Schritt weiter gemäß dem Spruch welchen er auf der römischen Synode (1076) über Heinrich IV. gefällt. Ich unterlasse es hier auf die Streitfrage näher einzugehen, ob Gregor VII. eine wirkliche Absetzung Heinrichs IV. ausgesprochen habe, wozu der weitere Gang

der Geschichte nicht paßt, und beschränke mich darauf zu zeigen, wie unser Geschichtschreiber diese „Entthronung" beurtheilt. „Offen sprach (S. 353) jetzt Gregor aus, . . . daß mit einem Worte nicht das Kaiserthum, sondern das Papstthum den Ausgangspunkt jeder weltlichen Gewalt zu bilden habe, das Kaiserthum selbst nur von ihm seine Autorität empfangen könne . . . König Heinrich sprach wenig später aus, Hildebrand habe auf jener Fastensynode gezeigt, daß er alle geistliche und weltliche Gewalt in einer, in seiner Hand vereinigen wolle, und dadurch in gleicher Weise die bisherigen Ordnungen des Staats, wie der Kirche, erschüttert: hierin liegt in der That die wesentliche Bedeutung des Vorgangs, der mit Recht die ganze Welt in Erstaunen versetzte." Ich dächte, von dem Vorgang in Worms hätte eher gesagt werden sollen, daß er die Welt in Erstaunen versetzte; dem Urtheile Hrn. von Giesebrechts aber über die vom Papst ausgesprochene Entbindung vom Erfüllungseid stelle ich einfach das Urtheil des Historikers Leo gegenüber: „Es bleibt nur die Wahl übrig, daß ein (solcher) Eid entweder ein unsinniges, menschenunwürdiges, möglicher Weise auch vom Satan gegen Gott zum Verderben der einzelnen Menschenseele zu brauchendes, abstraktes Band werden kann, oder daß irgend ein Punkt der objektiven Entscheidung vorhanden sei, ob ein Eid vor Gott gelte oder nicht. Zunächst und in den meisten Fällen wird diese objektive Entscheidung allerdings von der Obrigkeit ausgehen können und müssen, der der Eid geleistet ist. Wenn nun aber, wie im vorliegenden Falle, der Teufel diese Obrigkeit selbst zum Schemel seiner Füße gemacht hat, dann kann es als ein Glück betrachtet werden, wenn in einer Zeit die Kirche in so fester Achtung steht, daß sie diese objektive Beurtheilung mit Erfolg übernimmt . . . Man wird unter diesen Umständen der Ansicht der Katholiken von der Macht ihrer Kirche vom Eide zu lösen, wenigstens anders gerecht zu werden suchen müssen als durch bloßes Schimpfen auf Treubruch, Meineid u. s. w." Aber „was galten Eide",

ruft hingegen Hr. von Giesebrecht S. 368 aus, „nachdem von Petri Stuhl der Eidbruch geheiligt war!“ Es geschah (S. 398), „daß der Eidbruch mit der Autorität des Papstes gerechtfertigt wurde.“ Ist das Geschichtschreibung?

Auch in Deutschland fehlte es, wie Hr. von Giesebrecht klagt, dem Papste nicht an Bundesgenossen für seine Bestrebungen. Denn „in den Klöstern cluniacensischer Richtung hegte man (S. 356) die ausschweifendsten Vorstellungen von der Macht des römischen Bischofs, und die eifrigen Mönche derselben verbreiteten dieselben nicht nur unter die gesammte Klostergeistlichkeit, sondern auch weit unter das Volk.“ Heinrichs Mutter Agnes selber hat sich (S. 446) „als eine unversöhnliche Gegnerin Aller gezeigt, welche den Bestrebungen des Papstes sich widersetzten.“ Und auch die Fürsten thaten das Ihrige zur Herabwürdigung der Krone; denn indem sie die Excommunikation Heinrichs IV. anerkannten, unterwarfen sie (S. 380) „die deutsche Krone dem Papste“, und so konnte es „kaum fehlen, daß man sie auch von den Regeln der römischen Kirchendisciplin abhängig machte.“ Das also war die Bedeutung des über die Person Heinrichs IV. verhängten Bannes?! Hienach darf man sich freilich nicht wundern, wenn es S. 382 heißt, daß in Augsburg wo der Streit zwischen dem Könige und den Fürsten unter Vorsitz des Papstes entschieden werden sollte, „der Bund des deutschen Fürstenthums mit dem römischen Bischof zur Knechtung der königlichen Gewalt besiegelt werden sollte.“

Doch Heinrich IV. mußte sich demüthigen. Es war zu Canossa (S. 388), „wo das Papstthum fast widerwillig einen seiner größten Triumphe feierte, indem ein deutscher König, und zwar der stolzesten einer, sich zu der tiefsten Erniedrigung drängte.“ Dort standen die Gebannten (S. 391) „vor den Augen des gewaltigen Priesters, der mit seinem Anathem das Kaiserthum entwaffnet hatte.“ Welche Phrasen! Sie thaten dieß, obwohl kurz vorher die italienischen Anhänger Heinrichs IV. gedacht hatten (S. 387), „daß er jetzt käme, um

die kaiserlichen Rechte wahrzunehmen und jenen verwegenen Mönch zu züchtigen der ihm seine Krone bestritten und Roms Bannstrahlen über die Lombardei ausgeschüttet hatte, als gäbe es hier keinen andern Herrn." Man merke diesen bezeichnenden Ausdruck: „als gäbe es hier keinen andern Herrn!"

Durch seine Buße hatte der König zwar nicht den „Augsburger Tag vereitelt", wie S. 393 behauptet wird; aber er hatte doch die Aussöhnung mit der Kirche gewonnen. Indeß „was der König (sagt Hr. von Giesebrecht S. 393) auch glaubte gewonnen zu haben, es war mit einem Opfer erkauft dessen Schwere jeden Gewinn überbot. Offen vor den Augen der Welt hatte er bekannt, daß der römische Bischof das Recht ihn zu binden und zu lösen habe; ihm der als deutscher König und Erbe des Kaiserthums das höchste Richteramt im Abendlande überkommen hatte, war das Geständniß entwunden, daß der Erwählte der römischen Cardinäle der Mächtigere sei, der ihn in den Staub stürzen, ihn aus dem Staube erheben könne." (Der Gegensatz, Erbe des Kaiserthums und „der Erwählte der römischen Cardinäle" mag Effekt machend seyn, historisch richtig ist er nicht.) „Als Heinrich vor dem Thore von Canossa im Büßerhemde vergeblich um Einlaß flehte, erblaßte der Glanz des deutschen Kaiserthums und eine neue Glorie bildete sich um das Haupt des römischen Bischofs." Die Umstände waren günstig dazu, „um auch ohne Waffengewalt (S. 397) das mächtigste Reich des Abendlandes mit allen seinen Anrechten an den Principat dem römischen Bisthum (dem römischen Bisthum!!) zu unterwerfen." „Indem der Papst diese inneren Kämpfe (die Kämpfe in Deutschland) mehr unterhielt als erstickte, brachte er, bald der geheime, bald der offene Bundesgenosse der aufständigen Großen, es in der That dahin, daß der König ihm Unterwerfung gelobte." Dürfen wir nicht vielleicht Gregor VII. mehr Glauben schenken als Hrn. von Giesebrecht? In einem Schreiben Gregors aber lesen wir: tiefer Schmerz erfülle sein Herz darüber, daß er das deutsche Reich incendiis, caedibus et rapinis devastari,

confundi et annullari sehen müsse. Eine sehr schwache Stütze scheint es uns zu seyn, wenn von Giesebrecht seinen Satz auf die grundlose Behauptung stützt (S. 257), alle Kleriker und Laien in Deutschland auffordern die Messen simonistischer und beweibter Geistlichen zu meiden, „hieß nichts Anderes als die Pataria nach Deutschland verpflanzen, den inneren Krieg, der in der Lombardei wüthete, auch dießseits der Alpen entzünden."

Eine neue Niederlage erlitt nach Hrn. von Giesebrecht das Kaiserthum durch das was Rudolph bei seiner Wahl versprechen mußte. Er mußte (S. 422) „die Besetzung der Bisthümer durch freie kanonische Wahl gestatten und den so gewählten Bischöfen die Investitur mit den Regalien unentgeltlich nach erfolgter Ordination und zwar ohne Ring und Stab zu ertheilen geloben." Bisher war es von Wichtigkeit „für den Bestand des Reiches gewesen (S. 423), daß die Besetzung der Bisthümer wesentlich in der Hand des Königs lag." — Aber wer hat denn dem König das Recht hiezu verliehen? Niemand; denn das in Folge der Reformation eingeführte Summepiscopat der Fürsten, aus welchem jenes Recht abgeleitet werden konnte, hat damals noch nicht bestanden. Das sollte Hr. von Giesebrecht gar wohl wissen; er sollte aber auch darüber nicht im Unklaren seyn, daß dieses „Recht" auch von den vorigen Kaisern nicht durchgehends geübt worden war, selbst nicht einmal von Heinrich III., wie aus der Wahl Wazo's für Lüttich ersehen werden kann. Es ist also nicht einmal richtig, daß Heinrich III. „das Recht frei über die Besetzung der hohen Kirchenämter zu verfügen" (S. 423), nie aufgegeben habe.

Doch den Hauptanstoß nimmt der Verfasser erst an der Fastensynode des Jahres 1080 und an dem Ausspruch in welchem die Worte vorkommen: „Handelt nun, ich bitte euch, Väter und heiligste Fürsten, daß alle Welt klar erkenne, daß ihr, wenn ihr im Himmel binden und lösen könnt, auf Erden Kaiserreiche, Königreiche, Fürstenthümer, Herzogthümer, Mark-

grafschaften, Grafschaften und die Besitzungen aller Menschen nach Verdienst einem Jeden nehmen und zugestehen könnet.“ Was es mit der Echtheit dieses Ausspruchs für eine Bewandtniß habe, entnehme man: 1) aus den vorausgehenden Worten: „Ut autem Rudolphus regnum Teutonicorum regat et defendat, quem Teutonici elegerunt sibi in regem, ad vestram fidelitatem ex parte vestra dono largior et concedo (ohne Objekt); omnibus sibi fideliter adhaerentibus absolutionem omnium peccatorum vestramque benedictionem in hac vita et in futura, vestra fretus fiducia, largior. Also im gegenwärtigen und im zukünftigen Leben verleiht der Papst Sündennachlaß und vestram benedictionem (den Segen der Apostelfürsten), und zwar gestützt auf deren Vertrauen (vestra fretus fiducia)! Wer das für ächt halten kann, der wird nicht leicht etwas als unächt verwerfen. 2) Der Sachse Bruno, welcher seiner Parteistellung nach gewiß alles aufgegriffen hätte, was für Rudolph und gegen Heinrich IV. sprach, thut bei dem Jahre 1080 von obiger Verfügung Gregors VII. nicht bloß keine Erwähnung, sondern er spricht vielmehr von einem Brief welchen der Papst von der Synode her nach Deutschland geschickt hatte, mit dem Auftrage Legaten sollten sich nach Beschluß der Synode bemühen, einen Zusammentritt der Friedliebenden zu bewirken, und daß erst gegen die welche dieses hinderten, mit Censuren eingeschritten werden solle. 3) Unter den im Juni zu Brixen gegen Gregor VII. erhobenen Anschuldigungen kommt von einer Absetzung Heinrichs IV. nichts vor und es heißt nur, der Papst habe dem Könige den Tod des Leibes und der Seele angedroht, womit es selbst bei der wirklichen Verhängung des Bannes eine eigenthümliche Bewandtniß hat. Endlich ist aber ausdrücklich überliefert, daß die Gegenpartei als sie in den Besitz Roms kam, manche ihr nicht zusagenden Urkunden vernichtete, und daraus läßt sich doch wohl auf Dokumente wie das obige leicht ein Schluß ziehen. Hienach beurtheile man nun den auf dieses Dokument gestützten Satz unseres

Geschichtschreibers S. 482: Gregor VII. „ergriff zugleich von der Weltherrschaft, die ihm mit der Herrschaft über die Kirche als Nachfolger des heiligen Petrus gebühre, in feierlichster Weise Besitz.“

Selbst eine angebliche Prophezeiung Gregors VII. steht hiemit in Widerspruch. „Wäre dieser (Heinrich), heißt es S. 496, nicht bis zum Peter- und Paulstage todt oder entsetzt, so solle Niemand fortan seinen Worten Glauben schenken.“ Wozu eine Entsetzung prophezeien, die schon vorgenommen war? Gfrörer macht übrigens hiezu die Bemerkung, Bonizo habe da einen Gedächtnißfehler begangen und eine Aeußerung des Papstes an Bischof Heinrich von Trient vom Jahre 1076 verändert hieher versetzt; nämlich das künftige Petersfest werde nicht vorübergehen, „ehe alle Welt erkennen wird, daß König Heinrich von mir mit Recht excommunicirt worden ist.“ Doch daran zu denken findet Hr. von Giesebrecht nicht für nöthig, sowie er auch von einer Variante: „noch in diesem Jahre werde ein falscher König sterben“ keine Erwähnung thut.

Bisher hatte nach Hrn. von Giesebrechts Anschauung Gregor VII. (S. 486) „Heinrich zu unterwerfen gehofft, jetzt galt es ihn zu vernichten.“ Hiebei erwartete er Hülfe (S. 501) „von den Königen des Nordens, namentlich von Wilhelm von England.“ Zwar ein Beweis dafür, daß er diese Hülfe erwartet habe, liegt nicht vor. Aber „die Briefe des Papstes an Wilhelm aus dieser Zeit sind merkwürdiger durch das was sie verschweigen, als durch das was sie sagen. Der Papst erinnert an die alte Freundschaft, an seine persönlichen Verdienste um den König, er dringt auf Gegendienste, welche die bedrängte Kirche von ihrem bevorzugten Sohne erwarten müsse, und verweist auf mündliche Aufträge die er seinen Boten in dieser Beziehung mitgegeben hatte. Man wird schwerlich in der Vermuthung irren, daß diese Gegendienste in Waffenrüstungen für Rom und vor Allem in Angriffen

auf Heinrich bestehen sollen." Ist das Geschichtschreibung und nicht vielmehr historische Novellistik?

Erfolg haben übrigens die Bemühungen Gregors VII. gehabt; „er hat (S. 570) einen Bruch in die bisherigen Weltverhältnisse gebracht, nach welchem das deutsche Kaiserthum seinen durch ein Jahrhundert behaupteten Principat im Abendlande nicht in gleicher Weise festhalten konnte." Hätte Hr. von Giesebrecht gesagt: der Papst hat verhindert, daß eine alle persönliche Freiheit gefährdende absolute Fürstenmacht, wie wir sie im 18. Jahrhundert namentlich in Preußen gesehen haben, entstand und dazu eine gespensterartige, ihrer Aufgabe durchaus nicht mehr gewachsene Kirche wie die anglikanische, dann wäre er der Wahrheit ziemlich nahe gekommen.

Das mag genügen zur Charakteristik der Grundanschauung des Werks. Fügen wir noch, bevor wir betrachten, wie Hr. von Giesebrecht die hervorragendsten Persönlichkeiten der Zeit behandelt, einige Stellen an, um zu sehen in welchem Lichte ihm diejenigen Reformbestrebungen erscheinen die doch nicht wohl als politisch dargestellt werden können.

S. 20 wurde Rom „gleichsam das Centrum der gesammten mönchischen Bewegung im Abendlande. Einen mönchischen Charakter tragen auch die Maßregeln, die Stephan (X.) auf einigen Synoden in Rom gleich nach Antritt seines Pontifikats traf. Vornehmlich schritt er hier gegen die verheiratheten Priester und Kleriker wie gegen die Ehen der Weltlichen in verbotenen Graden ein." Das also ist mönchischer Charakter? Ueber die kirchlichen Reformbestrebungen in Mailand, deren Vorkämpfer S. 43 „die fanatische Schaar der Patarener", S. 69 „fanatische Volksprediger" waren, äußert Hr. von Giesebrecht S. 176: „Wunderbar (war) die ganze Bewegung der Masse, die in dem Erzbischof nicht nur ihr geistliches (wohlgemerkt vom Papste excommunicirtes), sondern auch ihr weltliches Oberhaupt bekämpft, die Mailands Freiheiten Roms Geboten zum Opfer bringt und, indem sie

für die Forderungen des apostolischen Stuhles eintritt, kecklich sich über den ersten Grundsatz desselben erhebt, daß kirchliche Dinge nicht von Laien zu entscheiden sind." Ganz richtig; aber nicht die Laien „entschieden", sondern man wendete sich nach Rom und erwirkte dort eine Entscheidung gegen den schismatischen Erzbischof.

Bald darauf mußte der Diakon Arialb, der Hauptgegner der unenthaltsamen Kleriker, fliehen und wurde am langen See auf Befehl einer Nichte des Erzbischofs von zwei cölibatsfeindlichen Klerikern in kanibalischer Weise zu Tode gemartert. Nach anderer Angabe wurde er in Mailand selbst geknebelt, an den langen See geschleppt und dort, wie angegeben, ermordet. Nach Hrn. von Giesebrecht S. 177 glaubten Erlembald und Arialb „Alles den Mailändern bieten zu können und versuchten Aenderungen in dem alten Ritus der Ambrosianischen Kirche*). Aber hier war der mailändische Patriotismus doch verwundbarer, als sie meinten. Am Pfingstfeste kam es zu einem Aufstande gegen sie. Arialb mußte die Stadt verlassen und wurde bald darauf erschlagen." Wohlgemerkt: man verstümmelte ihn unter Spott und Hohn an Ohren, Nase und Lippen, bohrte ihm die Augen aus und schnitt ihm die rechte Hand sowie die Genitalien ab; endlich wurde ihm die Zunge durch den Unterkiefer herausgezogen — dafür hat Hr. von Giesebrecht nur den Ausdruck: er wurde erschlagen. Doch hören wir unsern Historiker weiter: „Arialbs Tod hatte den Zorn der Patarener nur noch mehr gereizt; schon fing man an ihn als Martyrer der reinen Kirche zu feiern, sein Martyrerblut steigerte den Fanatismus . . . Die Geistlichen mußten schwören der Simonie und der Ehe zu entsagen, die Laien den simonistischen Klerus bis auf den Tod zu verfolgen." Heißt man das die Dinge mit dem rechten Namen nennen? — Auch ein anderer Vorkämpfer der

*) Arialb hatte über die Gewohnheit zu den Litanien in der Osterzeit zu fasten, gepredigt.

Reform, Erlembald, fand einen gewaltsamen Tod. Verschworne „gewannen (S. 322) einen großen Theil des Landvolkes für sich und rückten um den 1. Mai (1075) in die Stadt mit der unverhohlenen Absicht ein, der Tyrannei Erlembalds für immer ein Ende zu machen." Aber Erlembald wurde von dem frommen Theile des Volkes nicht als Tyrann, sondern als heiliger Martyrer betrachtet.

Doch von heil. Martyrern mag Hr. von Giesebrecht eigene Ansichten haben. Denn in Betreff eines ermordeten, von allen Guten geachteten Stadtpräfekten von Rom, an dessen Grabe wunderbare Gebetserhörungen stattfanden, heißt es S. 443: „Bald wollte man am Grabe dieses neuesten Martyrers Wunderzeichen wahrnehmen; denn zu allen Zeiten hat Rom Zeichen und Wunder geliebt." Ist auch das Geschichtschreibung?

XIII.

Politische Gedanken vom Oberrhein.

Der heutige Liberalismus zunächst im südwestlichen Deutschland.

IV. Der National-Verein. Seine Entstehung, sein Wesen und Wirken bis Ende 1862.

Der Liberalismus unserer Tage gipfelte in dem National-Verein. Wie der moderne Staat aus dem Protestantismus herausgewachsen seyn soll, so war der National-Verein eine Einrichtung, um die Herrschaft des Protestantismus in Deutschland zu fördern, und er war deßhalb das Organ für die Vor-

bereitung einer großen Umwälzung, welche man wo nöthig — auch „mit Eisen und Blut“ zu vollenden gedachte. Im 17. Jahrhundert wollten die protestantischen Fürsten den Gustav Adolf zum Kaiser machen, im 19. Jahrhundert sollte ein parlamentarisches Regiment unser großes Vaterland beherrschen und Preußen als protestantische Macht sollte dessen Oberhaupt seyn. Die protestantischen Fürsten hatten den talentvollen und ehrgeizigen Schweden an der Spitze eines Heeres, der National-Verein hatte das Beispiel von Italien vor Augen; denn Preußen sollte das deutsche Piemont werden. Oesterreich war ein Hinderniß für diese Umwälzung durch seine Zusammensetzung und durch seine Macht, aber es war ein Hinderniß vorzüglich als eine katholische Macht. Wollte Oesterreich seine deutschen Lande nicht aufgeben, wollte es sich nicht der Herrschaft des protestantischen Liberalismus unterwerfen: so sollte es nicht mehr in den deutschen Angelegenheiten mitreden. Der „Concordatsstaat“ sollte nicht mehr zu Deutschland gehören; um ihn hinauszuwerfen mußte man die Schwierigkeiten seiner Lage benützen und konnte man ihn vollkommen zerreissen, so war es um so besser. Daher die Sympathien für Ungarn, daher die Bewunderung des Raubsystemes in Italien und die Zärtlichkeit für die niedergehaltenen Rebellen in Venetien; daher die Befriedigung, wenn irgend eine neue Verlegenheit für das constitutionelle Oesterreich entstand. Daß Oesterreich nicht bis zum Aufgeben seiner deutschen Lande geschwächt werden könne, daß es, von Deutschland losgerissen, als ein Slavenreich uns feindlich entgegenstehen und daß das kleine Deutschland oder das vergrößerte Preußen ohne den Besitz der Alpen, ohne naturgemäße Grenzlinien zwischen großen Mächten eingekeilt, ein Gegenstand des Neides oder der Mißachtung, in jedem Fall der allgemeinen Abneigung, unter dem größten Druck doch nicht in sich geeiniget würde, das fiel den deutschen Advokaten und Professoren so wenig ein, als im 17. Jahrhundert die protestantischen Fürsten daran dachten, daß der Schwede, war

er einmal das Oberhaupt des Reiches, sehr bald der unbeschränkte Herr von Deutschland seyn würde.

In der Bevölkerung des südlichen Deutschlands bestund eine entschiedene Abneigung gegen Preußen und dem ganzen Wesen dieser Bevölkerung widerstrebte der Gedanke an eine preußische Herrschaft. Angeregt durch diese Abneigung erkannte auch der gemeine Mann, daß die Ziele des National-Vereines einen vollkommenen Bruch des bestehenden Rechtes enthielten und daß die Verfolgung dieser Ziele alles frühere Elend wieder über ihr Vaterland bringen würde. Wenn die Anhänger des National-Vereines sagten, daß der Widerwille gegen die preußische Hegemonie aus confessionellen Empfindungen hervorgehe, daß die Katholiken ihre confessionelle Neigung und Abneigung in die vaterländische Politik tragen, so war darin gewiß etwas Wahres; denn als die Einigung von Deutschland zur Herrschaft des Protestantismus werden sollte, da mußte ein natürliches Gefühl die katholischen Deutschen zu dem geschichtlichen, also zu dem katholischen Reichs-Oberhaupte zurückführen.

Das Treiben des National-Vereines war zu frech und die Verblendung seiner Anhänger zu anmaßend, als daß nicht auch ehrliche Liberale den Unfug hätten einsehen sollen. Erkannten die Einsichtsvolleren, daß es sich eigentlich nur um die Bildung eines großen Preußens auf Kosten von Deutschland handle, so erkannten sie auch, daß die Bildung dieses „Bundesstaates" nur durch die Zertrümmerung des bestehenden Rechtsstandes möglich und daß sie, wenn gelungen, die Zerreissung des Vaterlandes sei. Der kleine Ehrgeiz Anderer mußte zu der Einsicht kommen, daß sie in dem großen Preußen die Bedeutung verlören, welche sie in den mittlern oder in den kleinen Staaten besaßen. So kam eine Spaltung in die liberale Partei und gegen den kleindeutschen Bestandtheil derselben erhob sich allmählig eine großdeutsche Fraktion.

Nach dieser vorläufigen Bemerkung dürfte ein geeigneter Rückblick auf das Leben und das Treiben des National-

Vereines nothwendig seyn, weniger weil man heutzutage gar leicht vergißt, was in der Erinnerung nicht angenehm ist, als weil vorzüglich in diesem Verein die Gedanken und die Grundsätze des heutigen Liberalismus sich ausgeprägt haben.

Die Schlacht von Solferino wurde am 24. Juni 1859 geschlagen, am 12. Juli wurde der Präliminarvertrag von Villafranka abgeschlossen und nur fünf Tage später am 17. Juli war in dem thüringischen Städtchen Eisenach schon eine kleine Anzahl von Männern versammelt, welche früher in dem Frankfurter Parlamente gesessen hatten und zwar die meisten auf der Linken. Diese Versammlung erließ eine Erklärung des Inhalts: der deutsche Bundestag müsse durch eine feste, starke und bleibende Centralregierung Deutschlands ersetzt und es müsse eine deutsche National-Versammlung einberufen werden; unter den gegenwärtigen Verhältnissen könnten zur Erreichung dieses Zieles die wirksamsten Schritte nur allein von Preußen ausgehen; man müsse dahin wirken, daß dieses die Initiative ergreife und daß zur kräftigen Wahrung der deutschen Interessen man einstweilen und bis zur definitiven Constituirung der Centralregierung, die Leitung der deutschen Militärkräfte und die diplomatische Vertretung Deutschlands nach Außen an die Krone Preußen übertrage. In Anbetracht der Persönlichkeiten wurde diese Versammlung von Eisenach als eine demokratische betrachtet. Darüber sehr ungehalten widersprachen sie solcher Auffassung und sie hatten Recht; denn die Eisenacher-Erklärung war das ächte und rechte Programm der früheren Gothaer.

Die zweite größere Versammlung war wieder nach Eisenach berufen und am 14. August 1859 waren dort etwa achtzig Personen zusammengetreten. Diese Versammlung nahm das sogenannte demokratische Programm in allen wesentlichen Dingen an nur mit etwas milderem Ausdruck. Ihre Erklärung ist so ganz eigentlich in der Art der Partei gehalten; sie beginnt mit schwunghaften Redensarten; sie erklärt heuchlerisch Duldsamkeit und Achtung für jegliche Meinung; sie

bewirft aber sogleich mit rohen Schmähungen alle diejenigen welche in religiösem und kirchlichem Sinn den Umsturz nicht wollen und schließt sie von jeder Mitwirkung vollkommen aus*). Die Eisenacher Versammlung vom 14. August versprach ihren Beistand einer jeden Regierung, welche in dem Sinne derselben vorgehen wolle, dagegen aber spricht sie ganz deutlich aus, daß eine jede Regierung überwacht werden und daß diejenige in den Bann des zu errichtenden Bundes fallen solle welche diesem entgegenwirkt**). Die Versammlung erklärte, jeder Plan zur Bildung einer Centralgewalt und jeder gesetzliche Weg zur Ausführung desselben solle von ihr dankend unterstützt werden und darauf spricht sie aus, daß Oesterreich und alle anderen Staaten dem Streben zur internationalen Einheit hindernd entgegenstehen und daß Preußen der

*) Der betreffende Wortlaut in der zweiten Eisenacher Erklärung ist der folgende:

„Wir wenden uns vertrauend und mit warmem Herzen an den Norden und Süden, an den Westen und Osten von Deutschland; wir sprechen zu jedem deutschen Manne, welcher überhaupt ein großes Deutschland mit kräftiger Centralgewalt und freiheitlicher Volksvertretung will ohne Rücksicht auf religiöses und politisches Glaubensbekenntniß, sofern er nur eben eine nationale Entwickelung Deutschlands im Sinne des Fortschrittes will und sofern er nur umgekehrt ein verdummendes, fanatisches und entzweiendes Pfaffenthum irgend einer Confession nicht will."

**) „Wir versprechen jeder Regierung, welche durch Beseitigung der Hindernisse nationaler und freiheitlicher Entwicklung in ihrem Innern und durch Maßregeln im Sinne staatlicher Kräftigung von Gesammtdeutschland zur Erreichung ehrlich und ernstlich mitwirken will, im Voraus unsern kräftigsten Beistand" „Wir erwarten, daß jeder Anhänger der nationalen Fortschrittspartei genau prüfe, welche deutsche Einzelregierungen von einem wahrhaft volksthümlichen Zug der Freiheit und nationalen Gefühls durchweht seien oder nicht, und von welcher daher etwas Volksthümliches und Freies im Ernste zu erwarten sei, und daß er derjenigen seinen Beistand und seine volle moralische Unterstützung leiste, welche in unserem Sinne zu wirken sucht."

Hotel in Berlin (11. März 1860) war vollkommen verunglückt und die Versammlung in Cöln (21. August 1860) hatte beschlossen, es müsse eine Erklärung des Vereins bewirkt werden, daß er an einen Ausschluß von Oesterreich nicht denke; denn die Sicherheit unseres Vaterlandes sei nur allein durch die Einigkeit der beiden Großstaaten verbürgt. So erklärte sich außerhalb Preußen auch die Versammlung in Frankfurt (25. August 1860), und sie trat dem Beschluß des National-Vereins von Mannheim entgegen, dem Beschluß daß die Herstellung der Reichsverfassung vom März 1849 das alleinige Ziel der politischen Agitation seyn solle.

Am 3. September 1860 und den folgenden Tagen hielt der National-Verein seine erste, oder wenn man will seine zweite General-Versammlung in Coburg. Es waren etwa 250 Personen anwesend*). Die Darstellung der Verhandlungen wäre ein sehr undankbares Beginnen, denn sie müßte großentheils nur die landläufigen Redensarten der Gothaer aufführen. Die Anträge des Ausschusses betrafen: die Gestaltung des deutschen Bundesstaates, die Lage des Vereines, das deutsche Wehrsystem, eine allgemeine Amnestie für politische Verbrechen und Wahl des Ausschusses. Allerdings wurden unzählige andere Anträge eingebracht und eine Menge verschiedener Dinge wurden gelegentlich in die Verhandlung gezogen.

Bei den Verhandlungen über die Bestandtheile des deutschen Bundesstaates kam der Haß gegen Oesterreich in

---

*) Der Ausschuß hatte sich von eilf Mitgliedern durch Cooptation auf 22 verstärkt, von welchen 17 anwesend waren. Der Bericht des Ausschusses gibt die Gesammtstärke des Vereines zu 5000 Mitgliedern und einer wahrscheinlichen Einnahme von 18,674 fl. Bei den Ausgaben erscheinen 2261 fl. für den Druck der „Wochenschrift", 468 fl. für deren Redaktion und Expedition, 333 fl. für den Sekretär und — 2260 fl. für Tagegelder und Gebühren für die Ausschußmitglieder.

keinen Boden in dem Volke; in dem nördlichen Deutschland erklärten sich nur wenige Fortschrittsmänner für ihn; in dem südlichen Deutschland fand er eine ausgesprochene Abneigung und selbst die Regierung des Großherzogthums Baden erließ bestimmte Warnungen gegen den Verein *), denn die neue Aera war dort noch nicht begründet.

Das Frankfurter Parlament hatte bekanntlich den Gedanken gehabt, daß die deutschen Staaten ohne Oesterreich sich zu einer Gesammtheit constituiren und daß diese Gesammtheit mit Oesterreich in einen engen und ewigen Bund treten solle. Heinrich von Gagern war der Vater dieses Gedankens gewesen. Dagegen wollte der National-Verein die deutschen Staaten in einem großen Preußen vereinigen welchem naturnothwendig Oesterreich nicht freundlich verbunden seyn konnte. Dieser wesentliche Unterschied konnte Heinrich von Gagern nicht entgehen und deßhalb hat dieser nicht gezögert sich mit voller Entschiedenheit gegen das sogenannte Eisenacher Programm zu erklären **). Andererseits aber nahm der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha den National-Verein in seinen Schutz; er gestattete dem Ausschuß desselben den Sitz in seiner Stadt Coburg und schrieb später an den König von Preußen und an andere Bundesfürsten, daß er diesem Verein keine Schwierigkeiten in den Weg legen werde. Selbstverständlich gründete der Ausschuß in Coburg ein Organ „zur Herstellung des regelmäßigen geistigen Verkehrs zwischen dem National-Verein und dessen Mitgliedern und dadurch zur Förderung seiner Zwecke."

Die Führer des National-Vereines hatten ihre Hoffnungen vorzüglich auf Preußen gestellt; aber auch in Preußen hatten lange Zeit die Bemühungen zu seiner Verbreitung einen schlechten Erfolg. Das große Festessen in Arnims-

---

*) In der officiellen Carlsruher Zeitung vom 28. August 1859. Wir haben früher schon diese Thatsache erwähnt.

**) In einem Schreiben vom 26. August 1859.

Italiener. Mazzini wollte die Einheit, die föderalistische Partei wollte die Constitution, heute seien die Italiener einig mittels der Annexion unter monarchischer Spitze. „Wir fordern um jeden Preis Einheit und Freiheit selbst mit Aufhebung der kleineren Staaten, wenn es seyn muß"*). Bei der Generalversammlung war ein Mitglied des italienischen Parlamentes, der Professor Lignana erschienen. Dieser legte eine Adresse seiner Landsleute vor welche, mit großem Beifall aufgenommen, keinen Beschluß zur Folge hatte. In Berücksichtigung der erwähnten Erklärung vom 13. März 1860 ging man zur Tagesordnung über und das Antwort-Schreiben des Herrn von Benningsen an La Farina bestätiget allerdings die deutschen Sympathien für die nationale Bewegung in Italien, wahrt aber diesem gegenüber kräftig und ehrenhaft die deutschen Interessen. Es ist außer allem Zweifel daß viele der Sprecher im National-Verein für die italienische Revolution nur deßhalb schwärmten, weil sie glaubten, daß diese das Reich der Habsburger vernichte.

Daß die Centralgewalt an Preußen übertragen werden müsse, stund im Grundsatz außer Frage; während aber Manche die einfache Uebertragung verlangten, meinten Andere, die preußische Regierung verdiene nicht mehr das volle Vertrauen. Preußen jedoch sei der größte reindeutsche Staat, und folglich müsse es die Führerschaft haben, aber man müsse auch gewiß seyn darüber, ob es Deutschland retten könne und retten wolle, und die Regierung müsse sich einfach erklären darüber, ob sie gesonnen sei die Führerschaft zu übernehmen. Die Verhandlungen waren sehr lebhaft und der Privatdocent Dr. Pickfort aus Heidelberg warf in Aufregung seinen Hut auf die Rednerbühne; von dem Präsidenten zur Ordnung gerufen deklamirte er in dem wüsten Lärm noch gegen die Ultramontanen und schloß unter ungeheuerem Beifall mit den Worten:

---

*) Obergerichtsanwalt Miquel aus Göttingen.

seiner vollen Größe zum Vorschein. Die Reformen in Oesterreich, hieß es, seien doch nur Täuschung und Betrug. Man verwahre sich gegen jede Sympathie für diese Reformen; aber die deutsch-österreichischen Provinzen müsse man haben. Die deutschen Provinzen von Oesterreich, sagte Metz, dürfen nie aufgegeben werden und darum verlange der National-Verein diese Lande, aber nimmermehr das ganze Oesterreich. Das edle ungarische Reich, von dem Kaiserstaat losgerissen, werde sich selbstständig entwickeln und deßhalb nimmermehr dem Slavismus verfallen. Oesterreich, sprach ein anderer Redner, habe seine geschichtliche Mission verloren und es sei von dem Volke losgerissen; der National-Verein wolle von Oesterreich nichts wissen, er wolle nur dessen deutsche Provinzen haben und warten bis das Haus Habsburg — hoffentlich bald — zertrümmert sei*). Nach solchen und ähnlichen Aeußerungen wollten die Beifallsrufe, wollte das Klatschen nicht enden; jede bescheidene Aeußerung einer anderen Meinung wurde mit Hohngelächter beantwortet und mit wüstem Lärm, politischer Blödsinn, wie z. B. das selbstständige ungarische Reich, wurde von der Versammlung als hohe Weisheit genommen. Eine bescheidene Bemerkung daß Deutschland, zwischen großen Mächten stehend, bedroht und daß Italien mindestens zweifelhaft sei, wurde nur mit Murren und Grünzen erwidert.

Neben dem Haß gegen Oesterreich stund selbstverständlich die Zärtlichkeit für Italien. Schon früher unter dem 13. März 1860 hatte der Ausschuß seine Sympathien erklärt und in der Versammlung war es ein alter Oberappellationsrath Schüler aus Jena der da sprach: die Italiener sagten, wir müssen Venetien haben, der National-Verein müsse sagen, wir müssen die deutschen Provinzen von Oesterreich haben. Ein anderer Redner sprach: wir müßten es machen wie die

*) Rede des Dr. Amelung Bankdirektor in Stettin.

Italiener. Mazzini wollte die Einheit, die föderalistische Partei wollte die Constitution, heute seien die Italiener einig mittels der Annexion unter monarchischer Spitze. „Wir fordern um jeden Preis Einheit und Freiheit **selbst mit Aufhebung der kleineren Staaten, wenn es seyn muß**"*). Bei der Generalversammlung war ein Mitglied des italienischen Parlamentes, der Professor Lignana erschienen. Dieser legte eine Adresse seiner Landsleute vor welche, mit großem Beifall aufgenommen, keinen Beschluß zur Folge hatte. In Berücksichtigung der erwähnten Erklärung vom 13. März 1860 ging man zur Tagesordnung über und das Antwort-Schreiben des Herrn von Benningsen an La Farina bestätiget allerdings die deutschen Sympathien für die nationale Bewegung in Italien, wahrt aber diesem gegenüber kräftig und ehrenhaft die deutschen Interessen. Es ist außer allem Zweifel daß viele der Sprecher im National-Verein für die italienische Revolution nur deßhalb schwärmten, weil sie glaubten, daß diese das Reich der Habsburger vernichte.

Daß die Centralgewalt an Preußen übertragen werden müsse, stund im Grundsatz außer Frage; während aber Manche die einfache Uebertragung verlangten, meinten Andere, die preußische Regierung verdiene nicht mehr das volle Vertrauen. Preußen jedoch sei der größte reindeutsche Staat, und folglich müsse es die Führerschaft haben, aber man müsse auch gewiß seyn darüber, ob es Deutschland retten könne und retten wolle, und die Regierung müsse sich einfach erklären darüber, ob sie gesonnen sei die Führerschaft zu übernehmen. Die Verhandlungen waren sehr lebhaft und der Privatdocent Dr. **Pickford** aus Heidelberg warf in Aufregung seinen Hut auf die Rednerbühne; von dem Präsidenten zur Ordnung gerufen deklamirte er in dem wüsten Lärm noch gegen die Ultramontanen und schloß unter ungeheuerem Beifall mit den Worten:

*) Obergerichtsanwalt **Miquel** aus Göttingen.

„nicht das Preußen des Herrn von Manteuffel, auch nicht der Prinzregent — die reale Macht Friedrichs des Großen ist es, der wir unsere Geschicke zu Füßen legen." Selbstverständlich wurden bei diesen Verhandlungen die Süddeutschen gehörig geschmäht wegen ihrer Abneigung gegen Preußen und Metz wollte vielleicht nur vermitteln, als er sagte, der preußische Stamm müsse den deutschen Stamm anerkennen, wie sehr es auch den preußischen Eigenstolz verletze; andererseits aber müsse der Süden Preußens Machtstellung würdigen und dessen liberale Regierung.

Daß der deutsche Bundesstaat unter der Krone Preußen parlamentarisch regiert werden müsse, darüber waren alle Mitglieder der Generalversammlung vollkommen einig, aber nicht alle waren damit einverstanden, daß man die Reichs-Verfassung von 1849 als die rechtliche Begründung und den positiven Ausdruck der bundesstaatlichen Einheit erkläre und einfach sie wieder herstelle. Der alte Welker erhob sich für die Mannheimer Erklärung; er sagte: er wolle keine Politik treiben, er wolle nur das Recht vertheidigen. Die Reichs-Verfassung sei verkündet worden; also sei die Reichsverfassung das Recht und an diesem alten Rechte müsse man festhalten: das sei conservativ. Welker fügte noch bei, man müsse die ganze Frage an das Parlament verweisen; denn dieses werde berathen unter der Aegide des Staates der es berufen. Die Generalversammlung des National-Vereines habe genug gethan, wenn sie jetzt Preußen an die Spitze stelle und das Uebrige kommen lasse.

Selbstverständlich hatten die Beschlüsse der Generalversammlung zu Coburg geringe Wichtigkeit für besonnene Leute. Viele Anträge über die Verfassung des Bundesstaates wurden zurückgezogen; die Anträge des Ausschusses wurden mit geringen Aenderungen angenommen und die Versammlung zu Coburg dekretirte, wie folgt: „das deutsche Volk wird seinen Anspruch auf bundesstaatliche Einheit, welcher durch das Gesammtorgan des Bundes und aller einzelnen deutschen Re-

gierungen anerkannt ist, und in der Reichsverfassung von 1849 seinen rechtlichen Ausdruck gefunden hat, nimmermehr aufgeben."

Metz von Darmstadt hatte in der Versammlung erklärt, der National-Verein habe mit Ausnahme Preußens und des kleinen Herzogthumes Gotha überall nur Verfolgungen erfahren. Er hat damit die gewöhnliche Auffassung der liberalen Partei ausgesprochen, die immer und überall von Verfolgung spricht wenn man nicht thut nach ihrem Willen. Niemand hatte bis jetzt den National-Verein oder dessen Mitglieder belästiget; wenn aber ein Mitglied dieser Versammlung sagen durfte: „es gebe noch ein höheres Recht als das historische, es sei das Recht der Revolution und der vollendeten Thatsachen" *); wenn der Vorsitzende keine Rüge gegen solche Aeußerung erließ, wenn vielmehr die ganze Versammlung dem Redner ihren lauten Beifall zujauchzte; wenn andere Sprecher die Vernichtung der kleineren und der mittleren Staaten sehr vernehmlich andeuteten: so wären die deutschen Regierungen wohl berechtiget gewesen gegen einen solchen Verein vorzuschreiten. Die Regierungen der Königreiche Sachsen und Hannover erließen wohl halbamtliche Erklärungen und das Großherzogthum Hessen allein schien ein schwaches Verfahren einleiten zu wollen **). Die hohlen Redensarten, die Un-

*) Ein Redakteur Streckfuß aus Berlin.

**) Das officiöse Dresdener Journal erklärte im Monat September 1860, also unmittelbar nach der Generalversammlung in Coburg, ganz unumwunden daß das Treiben des National-Vereines verbrecherisch sei. Die Hannöverische Zeitung sprach aus, daß man diesen Verein überwachen müsse. Erst später (4. Januar 1861) verlangte das Großherzogthum Hessen eine authentische Interpretation des Artikel I des Bundesvereinsgesetzes vom 3. 1854, der da lautet: „In allen Ländern dürfen nur solche Vereine geduldet werden, die sich darüber genügend auszuweisen vermögen, daß ihre Zwecke mit der Bundes- und Landesgesetz-

wissenheit, die Verblendung und die Selbstüberhebung des politischen Unsinns in dieser Versammlung konnten eigentlich nur Lachen erregen. Die meisten Regierungen erkannten die Haltlosigkeit der ganzen Sache und sie sahen in dem Treiben des National-Vereines keine ernste Gefahr, als sie versichert zu seyn glaubten, daß die preußische Politik nicht hinter ihm stehe.

Das Verfahren welches in einzelnen Ländern gegen den Verein eingehalten wurde war schwächlich und ohne Zusammenhang, und es hat darum dessen Verbreitung gefördert. Polizeimaßregeln konnten manche Versammlungen hindern, aber sie konnten nicht das natürliche Streben zu nationaler Einigung auslöschen, welches die Führer des Vereins mißbrauchten, und so gewann er auch einigen Boden in dem südwestlichen Deutschland. In Nassau ließ die Regierung gewähren und die Hessen hielten ihre Versammlungen in Frankfurt, wo jedoch der Bürger allmählig sehr bedenklich wurde. In Baden war die neue Aera festgestellt. Schon im Mai 1860 hatte der Großherzog das Ministerium des Auswärtigen dem Freiherrn von Roggenbach übertragen und mit Recht wurde die Ernennung für einen Sieg des National-Vereines gehalten, welcher seinen Sitz in Heidelberg und in Mannheim hatte, aber in den oberen Theilen des Landes eine rechte

---

gebung im Einklang stehen und die öffentliche Ordnung und Sicherheit nicht gefährden." Der Antrag wurde dem politischen Ausschuß überwiesen. Es ist unrichtig, daß die hessische Regierung ein förmliches Verbot gegen den National-Verein erlassen hat. Durch Verordnung vom 2. Oktober 1850 wurden alle politischen Vereine auf die Dauer von sechs Monaten verboten, das Verbot, dreimal auf sechs Monate verlängert, wurde durch Verordnung vom 17. September 1852 bis auf weitere Verfügung in Wirksamkeit erhalten und darnach wurden gegen Mitglieder Urtheile gegeben auf den Grund des §. 182 des Strafgesetzes, welcher die Theilnahme an verbotenen Vereinen mit Gefängniß-Strafe belegt.

Verbreitung so wenig fand als in Württemberg, wohin er über Pforzheim eingeführt worden ist *).

Die allgemeine Abneigung gegen eine preußische Oberherrschaft war nun einmal nicht zu überwinden. Die Zweig-Vereine, welche man im Ausland gebildet, sind einer besonderen Erwähnung nicht werth**).

Wenn wir die Versammlungen im J. 1861, besonders zahlreich im nördlichen Deutschland, verfolgen, so gewahren wir daß man nun regelmäßig die holsteinische Frage, die kurhessische Sache und die inneren Angelegenheiten verschiedener Länder in die Verhandlungen zog, daß das demokratische Element immer mehr hervortrat und daß die Liberalen ihren Meinungszwang immer schroffer ausführten. Es sei uns gestattet nur einige dieser zahlreichen Versammlungen zu berühren.

---

*) In Freiburg beherrschte die liberale Partei alle Verhältnisse mit ihrem gewöhnlichen Zwangssystem, der Boden schien sehr günstig und so sollte dort ein Verein gebildet werden, nach den Weisungen welche von Heidelberg gekommen waren. Die Klügeren der Beauftragten kannten jedoch die Abneigung gegen die preußische Hegemonie und glaubten die Masse dadurch zu täuschen, daß sie einer im Monat Mai 1861 berufenen Versammlung die Bildung nicht eines National-Vereines, sondern eines nationalen Vereines vorschlugen. Als aber auch diese Schlauheit nicht den gewünschten Erfolg hatte, so läugnete man die Thatsache und schrieb in mehrere Blätter z. B. in den Schwäbischen Merkur: es sei in Freiburg ein National-Verein nicht gebildet und dessen Bildung auch nicht in Aussicht genommen worden.

**) Der Verein in London war immer ein Stück für die öffentliche Schaustellung. In Brüssel sollte die Anwesenheit des Herzogs von Coburg-Gotha zur Bildung eines Vereines benützt werden; aber der „Germane“ erhob kräftige Einsprache und die Sache unterblieb. Ein Verein in Australien sendete 300 fl.; aber man machte damit keine Parade, denn jeder Versuch zur Ausschließung eines Theiles von Deutschland wurde von diesem Verein für Verrath erklärt.

Die Versammlung, welche der sogenannte Kieler-Umschlag am 13. Januar 1861 zusammenbrachte, faßte einen Beschluß welcher die Losreissung der Herzogthümer von Dänemark nicht geradezu aussprach, aber doch unzweifelhaft enthielt. In Folge dieses Beschlusses wurde der National-Verein für Holstein und Lauenburg verboten. Die Versammlung in Berlin am 25. Januar 1861 unter dem Vorsitz des Professors Virchow war wieder ausgezeichnet durch rohes Schmähen der Süddeutschen und durch auffallenden Mangel des gewöhnlichen Anstandes. Sie entschied daß Deutschland keinen Beruf habe, an einem Kriege für den Besitz Venetiens Theil zu nehmen. Dagegen in der Versammlung zu Eßlingen erklärte der Abgeordnete Schott: die Theilnahme des gesammten Deutschlands an der Vertheidigung von Venetien sei ein nationales Interesse und dessen Verkennung sei ein politischer Selbstmord. Er stellte den Antrag: die Versammlung solle erklären, das deutsche Volk werde mit allen Kräften für die Vertheidigung von Venetien einstehen. Uebrigens hatte diese Versammlung einen vorherrschend demokratischen Charakter und selbstverständlich forderte sie die Reichsverfassung von 1849. In einer Frankfurter-Versammlung im Mai entwickelte der Hauptredner Georgi von Eßlingen seine Theorie der Revolution und forderte auf zur „rettenden That". In Düsseldorf jedoch hatte die Versammlung am 28. April auf Antrag des Advokaten Bessel von Cöln eine ehrenhafte Erklärung über die französischen Rheingelüste beschlossen.

Der Generalversammlung, abgehalten zu Heidelberg am 23. August 1861, erstattete der Ausschuß einen glänzenden Bericht über die Verbreitung und die Hülfsmittel des Vereines*) und auf die Schützen- und Turnerfeste in Gotha

*) Der Ausschuß gab 15,227 Mitglieder an und in zehn Monaten eine Einnahme von 51,906 fl. 12 kr., darunter aus Beiträgen von den Mitgliedern 34,721 fl. 37 kr. und aus dem Ertrag der Wochenschrift 10,000 fl. Die Gesammtsumme der Ausgaben wurde ange-

und in Nürnberg sich berufend, verkündete als Vorsitzender der Hr. von Bennigsen: die Zukunft gehöre dem Gedanken des National-Vereines. Zu den stehenden Redensarten über Oesterreichs Stellung zu Deutschland kamen jetzt noch Angriffe auf die Zuständigkeit der Bundesversammlung zur Erlassung von Preß- und Vereins-Gesetzen und Beschwerden über die Aufhebung der Grundrechte. Wir wollen diese Kundgebungen so wenig beleuchten und ausführen, als die fast lächerlichen Reden über die sogenannte Wehrhaftmachung des Volkes und die Bedeutung der Schützen und Turner. Man beschloß die Sammlung von Geldern für den Bau von Kanonenbooten, aber der Beschluß diese Gelder an das preußische Marine-Ministerium auszuliefern war in so fern gerechtfertiget, als man für die nächste Zeit einen vollkommenen Umschlag in Berlin, d. h. eine entschieden liberale Regierung erwartete*).

Vollkommen in dem System des liberalen Parteiwesens war die Erklärung, daß von den Landesvertretungen alle diejenigen ausgeschlossen werden sollten, welche dem National-Verein nicht angehören**). Dieser Beschluß, schon früher in

geben zu 50,966 fl. 29 kr., darunter für den Druck der Wochenschrift 12,932 fl. 5 kr., für Schriftstellerhonorar, Redaktion und Expedition, Extravergütungen und Remunerationen 3793 fl. 21 kr., für Diäten und Reisekosten der Mitglieder des Ausschusses 2091 fl. 7 kr. Die Rechnung ist keineswegs recht durchsichtig und klar, aber man sieht doch, daß die Führer sich selbst nicht vergessen hatten.

*) Die Generalversammlung beschloß die Sammlung mit einem Beitrag von 10,000 fl. aus der Vereinskasse zu eröffnen. Die Gelder gingen reichlich ein, denn schon im Dezember 1861, also nur vier Monate nach dem Beschluß wurden 100,000 fl. nach Berlin abgeliefert, freilich noch nicht der Aufwand für Herstellung Eines größeren Dampf-Kanonenbootes.

**) Der Antrag hatte die folgende Fassung: „Die Generalversammlung erklärt im Angesichte der gegenwärtigen inneren und äußeren Lage des Vaterlandes für die dringendste Pflicht der Vereinsmitglieder, bei den Wahlen zu den Volksvertretungen der Einzelstaaten darauf

den Versammlungen der Ortsvereine angeregt, wurde nun allgemein angenommen und mit Anwendung aller Mittel der liberalen Taktik vollzogen. Der grundsätzliche Meinungszwang war überall sichtbar. In den Versammlungen ließ man Redner welche eine abweichende Ansicht aussprechen wollten, gar nicht zum Wort kommen, und niemals hat ein Vorsitzender die Freiheit der Meinung geschützt. Schriften mit anderer Richtung wurden wie immer verfolgt; konnte man solche Schriften nicht unterdrücken, so suchte man sie todt zu schweigen, und in solchem Fall wurden immer heimlich die Verfasser verfehmt*). Dieser Zwang der Meinung wurde in den gesellschaftlichen Verkehr und in das Geschäftsleben getragen und manche ehrenhafte Leute haben die Freiheit ihrer Meinung mit empfindlichen Opfern bezahlt. Vielleicht war es gerade dieser schändliche Zwang der Partei, welcher im südwestlichen Deutschland den National-Verein immer mehr verhaßt machte

---

hinzuwirken, daß nur Abgeordnete gewählt werden, welche für die Herstellung der einheitlichen Centralgewalt und eines deutschen Parlamentes zu wirken entschlossen sind."

*) Der Verfasser könnte dafür schlagende Thatsachen anführen. Man denke nur an die Behandlung mehrerer Redner in der Berliner Versammlung am 25. Januar 1861. Der Dr. Stamm hatte sich eine sehr bescheidene Bemerkung zu Gunsten von Oesterreich erlauben wollen; ein Anderer meinte, der National-Verein könne doch nicht seine Politik dem König Wilhelm aufzwingen. Beide wurden mit Schreien und Toben und Lärmen widerlegt und gemaßregelt und der Professor Virchow als Vorsitzender rührte sich nicht. Die Liberalen gebrauchten alle Mittel, um die „Frankfurter Laterne" zu unterdrücken, weil dieses Blättlein es gewagt hatte einigen Witz loszulassen gegen die Abgötterei für Preußen, und sie haben keine Mühe gespart, um den damals beliebten Volksdichter Friedrich Stoltze zu verderben, weil er den National-Verein manchmal ein Bischen verhöhnte. — Gegen das demokratische Blatt „der Volksfreund für das mittlere Deutschland" scheute man nicht Denunciationen, weil es nicht wollte, daß man Oesterreich aus Deutschland hinauswerfe und weil es die Wichtigkeit Veneziens für Deutschland erkannt hatte.

und manche gute Schrift und überhaupt einen gesteigerten Widerstand hervorrief*).

Selbstverständlich wurde nun das Vereinswesen nach Möglichkeit gefördert. Sänger-, Schützen-, Turner-Vereine entstunden überall**). Selbst reife Männer wurden durch diese Vereine in die Richtung der Partei getrieben und die jungen Leute wurden überspannt und verblendet. Wir wissen das Vereinswesen zu schätzen; wir verkennen nicht die Nothwendigkeit der Vereine in den Verhältnissen unserer Zeit und es sind uns auffallende Erfolge derselben in schwierigen Dingen bekannt. Niemand kann in Abrede stellen, daß manche Gesang-Vereine sehr wohlthätig auf die Gesittung ihrer Mitglieder wirken, und jedem Vernünftigen muß es zusagen, wenn in den Turnvereinen die männliche Jugend gewandt wird und kräftig, und wenn in den Schützenvereinen die Handhabung der Waffe einen männlichen Geist erweckt. Um so mehr aber müssen wir es beklagen, wenn der Zweck dieser Vereinigungen nur ein Vorwand ist und ein Mittel zur politischen Wühlerei. Der National-Verein freilich wollte die Sänger zu seinen Sendlingen machen, aus den Turnern aber und aus den Schützen sollten Volkswehren entstehen. Durch die Volkswehren wollte der National-Verein ein Parlamentsheer gründen oder doch die Leute glauben machen, daß er ein solches besitze und dadurch sein Zwangssystem in großen Verhältnissen ausüben.

---

*) Von diesen zahlreichen theilweise gedachten und sehr gut redigirten Schriften glauben wir eine anführen zu müssen, weil sie, wie es scheint, nur wenig verbreitet worden ist. Es sind: die diplomatischen Aktenstücke aus der Hölle. Mainz 1861. Sie enthalten Depeschen, gewechselt zwischen Mephisto, Minister des Auswärtigen Sr. Majestät des Fürsten der Hölle, und dem Chevalier d'Asmodee, politischem Agenten in Frankfurt; eine Schrift voll Geist und Humor, scharf und treffend nach allen Seiten, offenbar von einem Manne, welcher nicht fremd war in dem diplomatischen Verkehr.

**) In seiner Rede auf der Versammlung zu Heidelberg gab der Dr. Ebel die Anzahl der Turnvereine zu 500 an.

XIII.

Briefliche Mittheilungen über die französischen Zustände.

III. Die obern und die niedern Schichten; die Parteien.

Von der vornehmen Welt, von den sogenannten hohen Ständen soll hier weniger die Rede sein, weil dieselbe bekannter und übrigens die vornehme Welt überall so ziemlich dieselbe ist. Nur zweierlei muß hervorgehoben werden. Erstens theilen sich in Paris sowie in den Provinzen die höhern Stände in zwei ziemlich scharfbegrenzte Lager, wovon das eine die katholischen und legitimistischen, das zweite die politisch und religiös gleichgiltigern oder geradezu kirchenfeindlichen Elemente umfaßt. Die Leute dieses zweiten Lagers halten es meistens mit den wechselnden Regierungen und schließen deßhalb seit dem Sturze der Bourbonen auch stets die jedesmalige Regierungspartei in sich. Doch fehlte es auch weder unter Ludwig Philipp noch unter Napoleon III. an tüchtigen Katholiken innerhalb der Regierungspartei. In dem katholischen und legitimistischen Theile der hohen Welt herrschen durchgehends sehr befriedigende, sittliche und gesellschaftliche Zustände, die Religion wird praktisch geübt, kirchliche, sittliche und wohlthätige Zwecke emsig und mit persönlicher Aufopferung gefördert. Nur auf diese Art betheiligen sich

die meisten legitimistischen Familien am öffentlichen Leben. Außerdem beschäftigen sich denn auch viele dieser adeligen Herren sehr fleißig mit schöner und wissenschaftlicher, besonders auch historischer Literatur und sie leisten manches Schätzenswerthe. Dagegen wird man im Faubourg St. Germain, noch heute der Hauptsitz der vornehmen legitimistischen und katholischen Familien, nie etwas von jenen schamlosen, mit verschwenderischem Luxus und halbnackten Frauen ausgestatteten Festen hören oder sehen, welche in gewissen hohen Kreisen eine so große Rolle spielen und deren überschwengliche Beschreibungen in den öffentlichen Blättern wie ein Hohn auf die ärmern, oft hungerleidenden Classen ins Publikum treten. Unter dem Vorwand Handel und Gewerbe zu fördern, begünstigt man ein solches Treiben, welches hauptsächlich unter jenen Leuten herrscht, die durch die von der jetzigen Regierung begünstigten Börsenspekulationen, öffentlichen Unternehmungen u. s. w. mit wenig oder ohne alle Mühe in kurzer Zeit bedeutende Reichthümer zusammengescharrt haben. Wie an der Spitze der Regierung und somit auch der Gesellschaft ein Emporkömmling steht, so ist auch seine Partei hauptsächlich aus Emporkömmlingen gebildet, welche nicht jene angeborne sittliche Würde und jenen Ernst besitzen, die jede alte aus der Geschichte hervorgegangene und mit derselben verwachsene Aristokratie auszeichnet und selbst in den schlimmsten Zeiten, wie z. B. unter Ludwig XIV. und Ludwig XV., sie nicht gänzlich verläßt. Eine solche Aristokratie erhebt sich immer wieder aus jedem zeitweiligen Verfall und deßhalb sind auch in der legitimistischen Aristokratie Frankreichs selbst die Spuren jener Verdorbenheit verschwunden, welche vor der französischen Revolution unter derselben herrschte. Die jetzige Börsen- und Geldaristokratie streift, berührt und verbindet sich dagegen vielfach mit der schon öfter bezeichneten „Halbwelt“. Begreiflich ist es deßhalb auch, daß die legitimistische und katholische Aristokratie bei dem Volke in besserm Ansehen steht als die eben bezeichnete der Emporkömmlinge welche nur den

Genuß, nicht aber die Pflicht als Lebenszweck kennen. Aus demselben Grunde hat die legitimistische Partei trotz einzelner Verluste im Ganzen und Großen keine erhebliche Verringerung während der letzten Jahre erfahren.

Das zweite Bemerkenswerthe ist, daß trotz aller Rücksicht und Schätzung der Geburtsvorzüge, in den Kreisen der hohen Welt, besonders auch in dem legitimistischen und katholischen Theil derselben jene ängstliche und schroffe Scheidung nicht zu finden ist, welche besonders in Norddeutschland so auffällig hervortritt. Dieß kommt zum Theil daher, daß man im Umgang niemand anders als einfach bei seinem Namen nennt, geistliche und militärische Titel allein ausgenommen. Selbst die adligen Titel werden im Gespräche nicht wiederholt, am wenigsten aber mit Excellenz, Durchlaucht, Graf, Geheimrath, Gnädiger Herr u. s. w. umhergeworfen wie in Deutschland; es wäre dieß auch schon der Sprache halber so ziemlich unmöglich. Der Ton des Umgangs ist deßhalb höchst ungezwungen und angenehm, weil man sich gesellschaftlich gleichgestellt fühlt. Der eigentliche Werth der Persönlichkeit eines jeden Einzelnen tritt dadurch um so besser hervor. Höher stehenden Personen wird dabei stets die gebührende Rücksicht sozusagen von selbst getragen und sie hat darum um so höhern Werth. Es ist kein äußerlicher Abstand der Personen, sondern nur eine Unterscheidung des Werthes wahrzunehmen. Aus diesen Gründen ist auch der Zutritt zu diesen Kreisen verhältnißmäßig leicht, besonders für junge Leute, sofern sie die erforderliche sittliche und gesellschaftliche Haltung und Bildung besitzen. Auf glänzende Stellung oder Titel kommt es nicht an.

Ueber die niedern, unter dem vorhin geschilderten Mittel- und Bürgerstande stehenden sogenannten arbeitenden Classen läßt sich immerhin noch manches Erfreuliche berichten. Hier findet man besonders jene Achtung und Verehrung des Alters von der schon die Rede gewesen ist. Der eigentliche Pariser Arbeiter ist meistens eine offene, ehrliche, freilich

etwas derbe Natur. Er füllt gewissenhaft seine Arbeitszeit aus und sucht seine Arbeit nach bestem Vermögen auszuführen, verlangt dagegen aber auch daß sein Arbeitgeber und Meister mit seinen Verpflichtungen nicht zurückbleibe und besonders ihn auch mit der üblichen Rücksicht behandle. Gegen Seinesgleichen ist er vertraulich, mittheilsam und hilfreich. Wenn er Geld hat, haben auch seine Kameraden Geld; wenn er Sonn- oder Montags sein Erworbenes darauf gehen läßt, so müssen stets andere an seinem Vergnügen theilnehmen, selbst auf die Gefahr hin daß er die ganze Zeche bezahlen muß. Der Freund thut ja bei erster Gelegenheit dasselbe und so lebt ja ein Jeder. Es herrscht eine gewisse Gegenseitigkeit und Solidarität welche wesentlich durch die gleiche gedrückte Lage hervorgerufen und erhalten wird, worin die jetzige Volkswirthschaft den Arbeiter festgebannt hat. Fast alle Genossen desselben Handwerks oder Geschäfts kennen sich untereinander oder stehen mittelbar in Verbindung. Deßhalb konnten auch die allgemeinen Arbeitseinstellungen des vorigen Jahres so leicht und dabei ohne lange Vorbereitungen eintreten.

Fast nur in den untersten, ungebildetsten Schichten der Arbeiterbevölkerung findet man eine merklich hervortretende Abneigung, oft sogar offen ausgesprochenen Haß gegen Ausländer. Der eigentliche Handwerker ist davon gänzlich frei. Dabei ist aber auch der herabgekommenste französische Arbeiter fast niemals feig oder heimtückisch. Er hat bestimmte, ziemlich richtige Begriffe oder vielmehr ein natürliches Gefühl von persönlicher Ehre, Rechtschaffenheit und Sitte. Es gilt daher für ehrlos, wenn Mehrere sich einem Einzelnen gegenüberstellen oder denselben gar angreifen. Einem dergestalt Angegriffenen werden stets alle Andern unaufgefordert hilfreich beistehen um ihn zu vertheidigen. Streitigkeiten die in Thätlichkeiten übergehen, kommen daher selten vor, indem sich jeder bemüht, den Streit zu schlichten oder auf die beiden ersten Gegner zu beschränken. Größere Schlägereien und Tumulte,

wie sie z. B. in Berlin an der Tagesordnung sind, kommen daher nur ausnahmsweise vor, und dann meistens nur dadurch daß sich Militärpersonen oder Deutsche darin einmischen. Die Vergnügungsorte vor den Thoren der Vorstadt St. Antoine in denen viele Deutsche verkehren, sind deßhalb in ganz Paris wegen der häufigen dort vorfallenden Schlägereien bekannt. Kommt es bei ausschließlich französischer Gesellschaft sei es nun in einer Werkstätte, Kneipe oder Vergnügungsanstalt zu einer Streitigkeit, dann legen sich regelmäßig alle übrigen in's Mittel, verbitten sich die Störung und laden die Streiter ein ihre Sache auf dem Hofe oder auf der Straße auszufechten. Fügen sich dieselben nicht, so greifen alle andern sogleich zu und im Nu finden sich die Unruhstifter an die Luft gesetzt, wo sie dann gewöhnlich sehr bald auf bessere Gedanken kommen. In Werkstätten werden Streiter oft genöthigt sich einander die Hand zu geben und sich öffentlich zu versöhnen, andernfalls und namentlich bei andauernder Feindschaft werden die Feinde gezwungen die Werkstätte aufzugeben. Die Einmüthigkeit unter den Arbeitern einer Werkstätte wird dadurch vortrefflich erhalten und Parteiungen gibt es nicht unter denselben. Eine Werkstatt ist immer ein abgeschlossenes Ganze, alle gemeinsamen Angelegenheiten werden von Allen zugleich besprochen, Niemanden wird oder darf etwas vorbehalten werden. Der persönlichen Selbstständigkeit wird dadurch ein wesentlicher Anhalt geboten, der bei den sonstigen aufgelösten Zuständen der Gesellschaft um so nothwendiger und gerechtfertigter ist.

Am traurigsten sind leider meistens die Familienverhältnisse beschaffen. Die Hauptursachen davon liegen in dem herrschenden volkswirthschaftlichen System welches die Frauen zur Lohnarbeit verurtheilt. Da der Verdienst des Mannes gewöhnlich zu klein ist um die durch dasselbe System und die gleichzeitige Anreizung der Genußsucht gestiegenen Bedürfnisse zu bestreiten, muß die Frau ebenfalls erwerben helfen. Morgens gehen Mann und Frau jedes nach seiner Werk- oder Arbeits-

stätte, sehen sich den Tag über nicht, nehmen ihre Mahlzeiten in öffentlichen Speisehäusern und selbst Abends bleibt ihnen gewöhnlich nichts übrig als gemeinsam im Speisehaus zu essen, da ihnen zum Kochen keine Zeit geblieben. Der eigene häusliche Herd ist fast zur Mythe geworden, höchstens des Sonntags hat die Frau Zeit eine Mahlzeit zu bereiten und ihren häuslichen Geschäften und Pflichten einigermaßen obzuliegen. Aber wie oft ist sie durch die Fabrik-Gewohnheit dazu unfähig geworden oder hat die Lust daran verloren. Dann bleibt freilich nichts übrig als Arm in Arm mit ihrem Mann nach der Schenke vor den Thoren zu wandern, wo in Folge der Nichtbesteuerung der kleine Wein etwas billiger ist als in der Stadt. In den sehr großen Speise- und Schenkwirthschaften vor den Thoren wimmelt es deßhalb Sonn- und Montags von Arbeitern mit ihren Frauen und viele kehren in wenig nüchternem Zustand von da zurück. Nur wenige Vernünftigere ziehen es vor, einen Spaziergang durch die Felder bis zu einem der nächstgelegenen Dörfer zu machen und sich so dem wüsten Treiben zu entziehen. Die Ehen sind unter diesen Leuten verhältnißmäßig sehr locker, oft verlassen sich die Eheleute gegenseitig trotzdem sie regelmäßig verheirathet sind. Oft sind ihre Ehen weiter nichts als wechselnde Concubinate.

Wie es da mit der Kindererziehung aussieht, kann man sich leicht vorstellen. Die Frau kann ihr Kind nicht an die Brust nehmen, denn dann müßte sie ja zu Hause bleiben und könnte nichts verdienen. Auch hat ihr die Arbeit in der Fabrik jede Lust benommen ihr Kind mühsam zu pflegen. Sofort nach der Geburt wird das arme Geschöpf einer Amme anvertraut die für ein Spottgeld von 12 bis 20, auf's allerhöchste 25 Franken, also 3 bis 6 Thaler monatlich, das Kind nicht etwa an die Brust nimmt sondern „aufpäppelt“. Die Amme ist natürlich arm, wohnt auf dem Lande und hat stets mehrere dieser unglücklichen Kinder in Pflege, da es sich mit einem einzelnen nicht der Mühe lohnen würde. Obwohl nun

die meisten dieser Eltern immerhin noch sehr auf gute Behandlung der Kinder sehen, öfters die betreffende Pflegerin besuchen und beschenken, so ist es doch leicht begreiflich, daß unverhältnißmäßig viele dieser Kinder frühzeitig sterben, andere aber stets schwächlich bleiben. Erst wenn dieselben einige oder selbst fünf bis acht Jahre alt sind, nehmen die Eltern die Kinder zu sich, können sich dabei aber nicht besonders viel um ihre Erziehung kümmern. Das Beste noch, was sie thun können, ist daß sie dieselben den Krippen (Crèches), den Kinderbewahranstalten und später den Schulen anvertrauen, wo die Kinder den Tag über bleiben bis sie des Abends abgeholt werden. Oft aber geschieht dieß nicht einmal und die Kinder verwildern bis sich eine der genannten, von der christlichen Nächstenliebe gestifteten und gewöhnlich von Ordenspersonen geleiteten Anstalten aus eigenem Antriebe ihrer annimmt. Selbst für Unterbringung der Kinder bei Lehrmeistern müssen die Vorsteher der Schulanstalten oft Sorge tragen. Doch sind die Erfolge der Bestrebungen dieser Anstalten um so tröstlicher, indem durch die also erzogenen und versorgten Kinder deren Eltern öfters zu einem besseren geregelteren Lebenswandel bewogen werden.

Von dem Umfange in dem zu Paris die Verschickung der Kinder nach dem Lande stattfindet, macht man sich kaum einen Begriff. Es gibt mindestens zwanzig Ammen-Vermiethungs-Anstalten (bureaux de nourrices) von welchen eine jede täglich sechs bis zehn und mehr Kinder den Ammen übermittelt. Täglich kommen Morgens die Ammen vom Lande auf den Bahnhöfen in solcher Zahl an, daß man sie von dort in eigens dazu bestimmten, zwölf bis fünfzehn Personen fassenden Wagen, auf denen die Inschrift Transport des nourrices prangt, in die Anstalten bringt. Hier sitzen diese Landfrauen reihenweise an den Wänden herum und warten bis Jemand kommt um sie zur Annahme eines Kindes abzuholen. Vorher wird natürlich um den Preis gehandelt. Die Wöchnerin hat kaum ihr Kind einmal an das Herz ge-

drückt, als auch schon die Amme da ist dasselbe abzuholen. Bei vielen wird sogar die Taufe nicht abgewartet um das arme Geschöpf aus dem Hause zu schaffen. Abends werden dann die auf das Bureau zurückgekehrten Ammen mit ihren Kindern in demselben Wagen nach den betreffenden Bahnhöfen zurückgebracht. Manche müssen ein bis zwei Tage auf dem Bureau warten, bis sie das gewünschte Pflegkind erhalten. Diese Ammen sind fast alle Frauen armer ländlicher Taglöhner und Knechte der entfernteren Umgegend und betreiben das Kinderaufpäppeln und Erziehen ganz geschäftsmäßig.

Das Ammenwesen ist überhaupt so allgemein, daß keine Schichte der Pariser Gesellschaft davon ausgenommen werden kann. Bei den wohlhabendern Familien des Mittelstandes wird selbstverständlich etwas mehr darauf verwendet und so viel als möglich das Kind einer wirklichen Amme anvertraut, die aber auch nur selten im Hause bei den Eltern des Kindes sondern ebenfalls auf dem Lande wohnt. Die herangewachsenen Kinder werden entweder in Pensionsanstalten zur Erziehung untergebracht und kommen somit wiederum aus dem elterlichen Hause; oder was noch häufiger der Fall ist, man gibt dieselben nur in halbe Pension, indem man sie Morgens nach dem Frühstück zur Anstalt bringt, wo sie den Tag über in der Schule und auf dem Spielplatz zubringen und auch beköstigt werden, Abends aber zur Hauptmahlzeit um 5 oder 6 Uhr wieder zu Hause sind. Diese Art der Erziehung ist sehr bequem für die Eltern, welche somit den ganzen Tag über der Ueberwachung ihrer Kinder enthoben sind, dieselben aber Abends und Morgens während der freien Zeit um sich haben. Die Kinder dagegen befinden sich außer der Schulzeit in den Gärten oder großen Höfen und Spielplätzen der Anstalten viel besser als in den gemeiniglich sehr engen Wohnungen der Eltern.

Die in den drei geschilderten Ständen oder vielmehr Schichten der Pariser Gesellschaft herrschenden religiösen und

politischen Gesinnungen und Anschauungen ergeben sich schon größtentheils aus den gesellschaftlichen Verhältnissen. Innerhalb der vornehmen Stände sind alle Parteien und Ansichten vertreten. Ein guter Theil hat weiter keine ausgesprochene Stellung und schließt sich mehr oder weniger der herrschenden Dynastie an oder beugt sich vor dem Strom der Tagesmeinung. Der Orleanismus hat sich sehr verloren, er hatte überhaupt nie feste Wurzeln geschlagen. Die Anhänger des alten Bourbonenstammes erhalten sich verhältnißmäßig gut und erziehen ihre Kinder in ihren Ansichten. Dieß verhindert sie aber auch sich dem Staatsdienst zu widmen und dadurch ins öffentliche Leben einzugreifen; ein Theil der legitimistischen Jugend langweilt sich in dieser Unthätigkeit und Fernhaltung. Der Einfluß der Partei ist daher sehr gering. Die meisten legitimistischen Familien machen wenig Aufwand, beschäftigen sich viel mit Verbesserung ihrer Güter und vermehren ihren Reichthum ganz ungewöhnlich, um nach der Wiederherstellung der ihren Ansichten entsprechenden Dynastie mit um so nachhaltigerm Glanze auftreten zu können. Auf religiösem Gebiet sind die Legitimisten um so thätiger, namentlich seit der Bedrohung des päpstlichen Stuhles durch welche sozusagen neues Leben in diese Kreise gekommen ist. Dadurch daß die Legitimisten sich nur in religiöser Hinsicht an dem öffentlichen Leben betheiligen, muß auch der religiöse Charakter naturgemäß bei der Partei allmählig überwiegen. Die eigentliche strengkatholische Partei aber ist bekanntlich in politischer Hinsicht durchaus nicht ausschließlich, sondern verträgt sich so viel nur immer möglich mit jeder Regierung, indem sie nur überall die Grundsätze der katholischen Kirche im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben zur Geltung zu bringen sucht.

In dem Mittelstande der weniger Tradition und Fundament hat, sind die Orleanisten nur noch schwach, die Legitimisten aber noch spärlicher vertreten. Hier kommen nur zwei Unterschiede in Betracht, die sich nach dem Verhältniß

zur Religion bestimmen. Die strengreligiösen Familien bilden einen Hauptbestandtheil der eben bezeichneten strengkatholischen Partei, die sich seit den letzten dreißig Jahren herausgebildet hat und sich unter allen Verhältnissen zurecht zu finden sucht. In den Reihen der Lauen, Gleichgiltigen und völlig Irreligiösen sind natürlich alle liberalen und radikalen Meinungen und Parteiungen abwechselnd vertreten. Doch herrscht mit geringer Ausnahme überall jene politische Zurückhaltung und jene conservative Gesinnung, die man an dem deutschen Spießbürger kennt. Die Leute besitzen alle etwas und sind deßhalb keine besondern Freunde des Umsturzes, durch den sie viel oder alles das verlieren können dessen Erwerb und Erhaltung ihnen so vielen Schweiß gekostet hat. Freilich lassen sie sich dennoch fortreissen, wenn die Fluthen hoch gehen, wie ja dieß überall vorkommt.

Nur in den wohlhabendern Familien des Mittelstandes wird eine Zeitung gehalten, deren Preis wegen der täglichen 6 Centimen Stempelsteuer ziemlich hoch kommt und jährlich 54 bis 80 Franken (14—21 Thaler) beträgt. Die anderen halten entweder gar kein politisches Blatt oder die männlichen Mitglieder gehen dann in's Kaffeehaus um etwas von Politik zu erfahren, oder sie erhalten es erst aus zweiter Hand. Die billigen nichtpolitischen Unterhaltungsblätter kauft man nummerweise bei einem der vielen Zeitungshändler, während die meisten Frauen regelmäßig an der Kirchthüre das kleine kirchliche Wochenblatt erstehen welches die kirchlichen Anzeigen und Nachrichten der Woche enthält.

In den unteren und untersten Schichten der Bevölkerung herrschen dagegen die gefährlichsten politischen und sonstigen Gesinnungen und Parteiungen fast ausschließlich vor. Communismus, Socialismus, Weltrepublik sind es die hier nicht bloß als halbverstandene Schlagwörter sondern als Lehrsätze allgemeine Geltung haben, die auf alle mögliche Weise ausgebreitet und erklärt worden sind und das Feld fast allein inne haben. Selbst in der letzten Kneipe bietet der Siècle

oder die verwandte Opinion nationale ihr politisches und religiöses Gift an und besticht den beschränkten Leser durch wohlgewählte Anreizungen und Schmeichelung der Leidenschaften. Das niedere Volk ist gänzlich den Händen der Führer überantwortet, die es durch glänzende Verheißungen und Hoffnungen aufzuregen wissen. Diese Leute sind bis zum Fanatismus begeistert von der französischen Revolution, von den Principien von 1789, von den Menschenrechten, von der Gleichheit und Freiheit ohne sich natürlich die nöthige Klarheit über alle diese schönen Dinge verschafft zu haben. Wer ihnen von diesen Errungenschaften gehörig vorzureden weiß, kann mit ihnen machen was er will, sie zu Allem gebrauchen und die größten Wagnisse mit ihnen ausführen.

Rechnet man hiezu die äußerst schwankende und unsichere Lebensstellung dieser Leute welche von der Hand in den Mund leben, dann wird man bald wissen wo die Revolutionen herkommen. Es bedarf dazu nur irgend einer zufälligen äußern Ursache, z. B. bedeutenderer Arbeitsstockungen, Erhöhung der Brodpreise, und die Revolution ist im Nu da, denn der Brennstoff ist immer vorhanden. Die Regierung ist ja stets Schuld an solchen Uebeln. So sehr sind die Leute daran gewohnt, alles vom Staate zu erwarten. Einmal in Bewegung gebracht kennen die entfesselten Massen auch kein Hinderniß, keine Schwierigkeit mehr, nichts vermag sie aufzuhalten und zu zügeln. Man mag ihnen entgegensetzen wen und was man will, nichts wird sie zurückschrecken; ihre Todesverachtung, ihr Ungestüm und tollkühner Muth machen selbst erprobte Soldaten stutzig. Zehnmal zurückgeschlagen stürzen dieselben nochmal voran in den Tod. Sie sind unüberwindlich durch diese gränzenlose Hartnäckigkeit. Der erste Anprall, das erste Aufwallen der Empörung ist stets fürchterlich. Werden aber darnach einige Uebelstände beseitigt, dann ist die Kraft der Revolution gebrochen. Als 1848 die Brodpreise von einem Tag auf den andern auf die Hälfte herabgesetzt wurden und die Hausbesitzer ein Viertel-

jahr Miethe nachgelassen hatten, war es aus mit der Revolution. Die weitern Aufstandsversuche fanden das niedere Volk schon zum größten Theil völlig gleichgiltig und konnten deßhalb leicht unterdrückt werden.

Der französische Soldat ist sich seiner Zusammengehörigkeit mit dem Volke stets bewußt und keineswegs von dynastischen und monarchischen Tendenzen beherrscht. Er ist erst französisch, dann kaiserlich oder königlich. Deßhalb widersteht er auch dem Volke niemals auf die Dauer. Selbst Napoleon III. der doch als Soldatenkaiser gelten muß, der so viel für das Militär gethan hat und von demselben auch in der That geliebt wird, kann nicht darauf zählen, daß seine Soldaten ihn im Falle eines Aufstandes bis zum Ende gegen das Volk vertheidigen werden. Die mit wirklich kluger Berechnung angelegten strategischen Straßen die er angeblich zur Verschönerung großartig und breit durch ganz Paris hergestellt hat, und die mächtigen, durch unterirdische Gänge verbundenen, bombenfesten Kasernen mit ihren vollzähligen Regimentern im Innern, werden nichts helfen wenn einmal der Revolutionsteufel losbricht. Die Soldaten werden auf die Dauer nicht treu bleiben, selbst wenn es die Offiziere alle wären; wenigstens passiv werden sie sich gegen das Volk verhalten. Auch unter den Offizieren sind, in Folge bunter Zusammenwürfelung dieses Standes, die verschiedensten Parteien und politischen Anschauungen vertreten. Viele sind legitimistisch oder Orleanisten, noch mehrere sind entschiedene Revolutionäre und Demokraten; andere sind sozusagen einfache Glücksritter die von einem politischen Umschwung alles erwarten können. Die Erhaltung der napoleonischen Dynastie kann denselben nicht am Herzen liegen oder eine besondere Begeisterung hervorbringen. Sie werden ihre Schuldigkeit zwar thun, aber nur um ihrer militärischen Ehre zu genügen.

Die verschiedenen Staatsumwälzungen, die damit planmäßig verbundene Verbreitung der Gottlosigkeit und Entchristlichung haben den nachtheiligsten Einfluß auf den mora-

lischen Zustand des niedern Volkes geübt. Das Volk glaubt an die Revolution, an eine gewisse Regelmäßigkeit der Staatsumwälzungen bei denen es nichts verlieren, möglicherweise und besonders für den Augenblick etwas gewinnen kann. Es ist fatalistisch geworden. Deßhalb braucht man sich auch gar nicht zu verwundern, wenn man unter dem Volke oft aussprechen hört, nach Napoleon III. müsse nun Heinrich V. dran kommen. Freilich hat dabei auch Mancher den Hintergedanken daß alsdann die reichen Legitimisten viel Geld darauf gehen lassen werden, was ja dem Volke wiederum zu Gute komme.

Doch fehlt es unter den niedern Volksclassen durchaus nicht an bessern Regungen. Eine gewisse Religiosität oder vielmehr Pietät und Ehrfurcht gegen Religion und Kirche ist fast bei allen, selbst den Gleichgültigsten und Gottvergessensten zu finden. Ein Jeder will immer noch Christ seyn und läßt seine Kinder zur ersten heiligen Communion vorbereiten, selbst wenn sie vorher noch getauft werden müßten. Bei den Erstcommunikanten gibt es alljährlich in jeder Pfarrei mehrere, oft zehn bis fünfzehn, die noch desjenigen Sakraments entbehren welches sie zu Christen machen soll. An den hohen Kirchenfesten und besonders auch während der Charwoche gehen stets sehr Viele zur Kirche, und alsdann sind die Pariser Kirchen, besonders diejenigen der Arbeiterviertel, bei jedem Gottesdienst bis zum Erdrücken voll. Bei den meisten ist der Andrang so groß daß Militär und Polizei aufgeboten werden muß, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und Unglücksfälle zu verhüten. Am Charfreitag sind alle Schlächterladen geschlossen und in allen Volksspeisehäusern werden nur Fastenspeisen gereicht, was zum Theil auch noch den folgenden Tag der Fall ist. Gegen die Todten herrscht eine allgemeine Ehrfurcht; jeder Leichenwagen der durch die Straßen gefahren wird, hat stets zahlreiche Leidtragenden hinter sich und wird von allen Männern mit Abnehmen des Hutes und von den Frauen durch Bezeichnung mit dem heiligen Kreuzeszeichen gegrüßt. An Allerheiligen und Allerseelen ist

das ganze Pariser Volk auf den Kirchhöfen, um dort Kränze auf den Gräbern der Angehörigen niederzulegen und zu beten. Selbst diejenigen welche keine Angehörigen dort haben, gehen hin und legen ihren Immortellenkranz an dem Fuß des großen Kreuzes auf dem Kirchhofe nieder.

Die Nothwendigkeit der Schulbildung sehen alle, auch der letzte Arbeiter ein, selbst wenn sie sich wenig um diejenige ihrer eigenen Kinder kümmern. In Folge ihrer politischen Grundsätze glauben nur leider Manche gar zu gern der Staat habe für Alles, auch für die Ernährung der Schulkinder oder wenigstens für die Kosten des Unterrichts aufzukommen, und finden darin eine Entschuldigung für ihre Versündigung gegen die Kinder. Es ist ja so bequem mit dem Erworbenen der eigenen Genußsucht zu fröhnen und für das Uebrige Andere sorgen zu lassen. Da der Staat nun aber trotz der Schulzwangsgelüste der Herren Duruy, Havin, Gueroult, Jules Simon u. s. w. sich bis jetzt noch nicht herbeigelassen sich an die Stelle der Familie zu setzen, so ist hier der christlichen Nächstenliebe und Opferwilligkeit ein weites Feld geöffnet. Die kirchlichen Anstalten, besonders diejenigen der Schulbrüder und Schulschwestern, nehmen solche halb oder ganz verlassene Kinder in geistige und leibliche Pflege, erziehen gute Christen aus denselben ohne daß die oft außerordentlich gottlosen Eltern etwas dagegen einzuwenden hätten. Andere vertrauen denselben ihre Kinder aus Sparsamkeits-Rücksichten an, wiederum andere wegen der Trefflichkeit des dort ertheilten Unterrichts und der guten dort herrschenden Disciplin. Aus denselben Gründen vertrauen sehr irreligiöse Leute aus allen Ständen ihre Kinder den niedern und höhern geistlichen Unterrichtsanstalten an, wodurch das religiöse Leben nach und nach in Classen eindringt, aus denen es bis dahin verbannt gewesen. Wer die dadurch bewirkte Besserung der Zustände seit Gewährung der größern Schulfreiheit im Jahre 1850 miterlebt hat, muß nicht nur mit freudiger Hoffnung in die Zukunft der Kirche Frankreichs blicken, sondern er wird

zugleich auch das Ungeheuerliche einsehen, welches in dem deutschen Schulzwange und Monopol immer unverhüllter zu Tage tritt.

An Volksgebräuchen, Ueberlieferungen, Corporationsgeist fehlt es keineswegs in den niedern und mittlern Classen. Bei den Hochzeitsmahlen erhält die Braut ihre Brautsuppe mit vielem Gepränge vorgesetzt und ihr Strumpfband wird unter die Gäste vertheilt. Sie hat überhaupt die Hauptrolle, den Ehrenplatz bei der ganzen Feier, während der Bräutigam mehr in den Hintergrund tritt. Die Pathenpflichten werden von Allen mit gebührendem Ernst aufgefaßt und durch zahlreiche Geschenke bethätigt. Verschiedene Gewerbe haben trotz aller Gewerbfreiheit noch ihre religiösen Bruderschaften, sie feiern den Tag ihres Schutzheiligen durch feierlichen Vor- und Nachmittagsgottesdienst. Namentlich sind die Feste des Bäcker-Gewerks (St. Honorius), der Zimmergesellen (St. Joseph), der Schuhmacher (St. Crepin), und verschiedener Gärtner-Bruderschaften (St. Fiacre) auch in weitern Kreisen bekannt. Gewerbliche Associationen mit sehr schwieriger Organisation sind aus dem Pariser Arbeiterstande hervorgegangen und mehrere davon befinden sich in blühenden Verhältnissen. Auch nehmen die meisten Arbeiter an den zahlreichen gegenseitigen Unterstützungskassen freiwillig Theil, die wiederum der Mehrzahl nach von Arbeitern selbst gestiftet worden sind.

Hinsichtlich der Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit läßt das niedere Pariser Volk, der Arbeiterstand weniger als in irgend einer großen Stadt zu wünschen übrig. Die Ehrlichkeit der Pariser Eckensteher (Commissionäre) z. B. ist sprichwörtlich, diejenige der Omnibusconduktenre, Briefträger, Polizei- und niedern Beamten und Angestellten aller Art die sämmtlich aus dem Arbeiterstande hervorgehen, gibt derselben wenig nach. Bestechliche Beamte findet man trotz der geringen Gehälter fast nirgends, sie sind eine große Ausnahme. Man vergleiche damit die Zustände in Berlin wo Dienstmänner täglich wegen Diebstählen und Veruntreuungen verurtheilt

werden, Polizei- und andere Beamten von den Bestechungen einen guten Theil ihrer Einnahme beziehen: dann wird man gern einräumen, daß das „Volk“ in Paris immer noch viel besser ist als dasjenige anderer Großstädte.

Bei Speisewirthen und ähnlichen Gewerbtreibenden, mit denen der Arbeiterstand viel zu thun hat, genießt derselbe auch vollkommenes Vertrauen. In den Speisehäusern macht der Arbeiter seine Rechnung selbst und der Wirth gibt ihm ohne weiteres Befragen auf das dargereichte Geldstück heraus. Die Preise sind natürlich feststehend und bewegen sich in einer ganz einfachen Skala. Der ganze Gewerb- und Handelsstand verhält sich ebenfalls musterwürdig gegen Kunden und Geschäftsfreunde. Fast in allen Läden, bei allen kleinen Gewerbtreibenden und Handwerkern sind die Preise unveränderlich fest und entsprechen genau dem Werthe. Man kann als Fremder und ohne der Sprache mächtig zu seyn, alle seine Bedürfnisse befriedigen und Einkäufe machen, ohne deßhalb auch nur um einen Pfennig übervortheilt zu werden. Man schicke ein Kind in einen Laden oder man gehe selbst, es bleibt sich ganz gleich. Anders ist es nur in gewissen, indeß nicht besonders zahlreichen Schwindelgeschäften, die aber für einen Kundigen sehr bald herauszufinden sind. Als allgemeiner Regel befleißige man sich hauptsächlich allen den Geschäften kein besonderes Zutrauen zu schenken, welche sich durch viele Anzeigen in Zeitungen und prunkende Mauer-Anschläge zu empfehlen suchen.

Als ein nicht unmerkwürdiges Symptom von der Gesinnung der untern Volksklassen muß es aufgefaßt werden, daß im Jahre 1848 bei der grauenhaften Plünderung der Tuilerien das einzige vorfindliche Cruzifix nicht allein verschont blieb, sondern auch im Triumph davongetragen wurde. Das Volk verlangte damals auch den kirchlichen Segen für die Freiheitsbäume und andern Freiheitszeichen. Mag nun auch die Masse und deren Führer dabei zum Theil aus Beweggründen gehandelt haben die nichts mit der Religion zu thun

haben, so ist doch nicht zu läugnen, daß die von dem Bürger-Königthum zur Schau getragene religiöse Gleichgültigkeit und offene Bevorzugung des Protestantismus den katholischen Instinkt — man verzeihe den Ausdruck — der Massen beleidigt und herausgefordert hatte und daß man durch Obiges dagegen protestiren wollte. Auch die Kämpfe der kirchlichen Partei um die Unterrichtsfreiheit und die Gerechtsame der Kirche hatten jedenfalls etwas zur Anregung des im Volke liegenden Restes christlicher Gesinnung beigetragen die sich hiedurch bekundete.

XIV.

Zeitläufe.

Waffenstillstand und Friedenspräliminarien.

Den 26. Juli 1866.

Der Kaiser von Oesterreich hat nicht für gut gehalten den Kampf gegen die preußische Armee in Sicht des Thurmes von St. Stephan fortzusetzen. Er hat von Anfang an einen richtigern Blick bewährt als die sämmtlichen Führer und Wiener Marionetten der großdeutsch-liberalen Partei, deren Wille zuletzt den Ausschlag gegeben hat zu diesem unseligen Kriege. Der Kaiser hat sich nur mit schwerem Herzen endlich zu dem Bruch mit Preußen drängen lassen; seine persönliche Meinung war lange dahin gegangen, mit der norddeutschen Monarchie Friede zu machen in Schleswig-Holstein und dafür mit aller Macht sich in Venetien der italienisch-französischen

Verschwörung entgegenzuwerfen. Das war, wie unsere Leser wissen, auch die Politik welche ich seit dem ersten Auftauchen der großmächtlichen Zerwürfnisse beharrlich und bis in ihre äußersten Consequenzen vertreten habe. Venetien wäre jetzt gerettet, der Staatsbau der italienischen Revolution läge in Trümmern, Oesterreich stünde mächtig und angesehener da als zuvor.

Gottes Vorsehung, deren Wege wunderbar sind, und der eigensinnige Hochmuth des Parteigeistes hat es anders gefügt. Die Partei welche den Krieg gewollt und den Kaiser mit hineingerissen hat — sie ist im übrigen Deutschland viel zahlreicher als in Oesterreich selbst — hatte die gewohnheitsmäßigen Fehler ihrer Politik auf die Spitze getrieben. Wer richtige Politik machen will, der muß erstens stets mit allen Faktoren rechnen, er darf keinen beliebig auslassen oder übersehen; er darf zweitens nur beleibe nicht seine eigenen Wünsche für wirkliche Thatsachen nehmen und in Ansatz bringen. Beide Fehler waren dießmal im höchsten Grade begangen worden, und in nothwendiger Folge davon mußte der erste große Fehlschlag um so zermalmender auf das Conglomerat der „bundestreuen" Coalition herniederfallen. Der Kaiser sah sich von allen Seiten verlassen und verrathen; er hat daher ermessen, daß es am besten sei ein von Anfang an verfehltes Unternehmen je eher desto lieber aufzugeben, und er hat wohl daran gethan.

Ich weiß nicht wie weit es wahr ist, daß der moralische und sanitätische Zustand der siegreich vorgedrungenen Armee Preußens einen baldigen Abschluß des Krieges dringend wünschenswerth gemacht habe. Man wird mißtrauisch, wenn man in dem kurzen Zeitraum von drei Wochen eine ganze Welt von Täuschungen hinfällig werden sieht. Gewiß ist aber soviel, daß Oesterreich in vollständiger Isolirung den Kampf hätte fortführen müssen, gegen zwei Seiten hin nach wie vor der Abtretung Venetiens, mit einer theilweise von der Panik ergriffenen Armee, und mit der bestimmten Aus-

sicht im Falle des Mißlingens schauderhaften Zuständen selbst bezüglich der Stimmung der eigenen Völker gegenüberzustehen. Im Falle des Gelingens aber wäre doch ein wesentlicher Gewinn nicht mehr zu erreichen gewesen. Der falsche Vermittler in den Tuilerien hätte noch leichteres Spiel gewonnen mit den zerschlagenen Gliedern des deutschen Vaterlandes: das wäre Alles gewesen. Wer will unter solchen Umständen es wagen auf den resignirten Entschluß des Kaisers von Oesterreich den ersten Stein zu werfen?

Als nach dem schweren Schlage von Königgrätz die Abtretung Venetiens an den französischen Herrscher erfolgte, da konnte dieser Schritt freilich nur den Sinn haben, daß Oesterreich sich sofort aus dem Kampfe mit Italien zurückziehen wolle um mit aller Macht den Krieg gegen Preußen fortzusetzen. Die Aufrufe des Kaisers an seine Völker überhaupt und an die Ungarn insbesondere bezeugten die gleiche Intention. Aber von keiner Seite erfolgte ein entsprechendes Echo. Man hat nichts gehört von einer hinreißenden Begeisterung in der Masse des Volkes gegen den fremden Eindringling; wohl aber hat man die Adressen der deutsch-liberalsten Städte im Reiche gelesen, worin sie einen Ministerwechsel und die Einberufung des Reichsraths verlangten, weil an dem Unglück im Felde Niemand anders Schuld sei als das „System“. Nie hat der Liberalismus schlagender als an dieser fadesten wie frechsten aller seiner Sorten, der Wienerischen nämlich, die Wahrheit dargestellt, daß er nur stören und zerstören kann, einer auferbauenden That aber nie und nimmer fähig ist.

Vollends ist Ungarn hinter allen und jeden Erwartungen zurückgeblieben. Die magyarische Presse hat nicht weniger als die großdeutsche zum Kriege gehetzt; aber nur in der advokatischen Berechnung, daß Sieg wie Niederlage zur Verwirklichung des Dualismus in Oesterreich führen müsse. Wenn es auch nicht wahr seyn mag was preußische Berichte behaupten, daß ein bedenklicher Geist sogar unter den magya-

rischen Feldtruppen gespukt habe: so ist doch von den Magyaren nicht das Mindeste geschehen um die frevelnde Proklamation aus dem preußischen Hauptquartier zu beschämen, welche den Böhmen und Mähren die Verwirklichung ihrer „nationalen Wünsche“ in Aussicht stellte „gleich den Ungarn“. Freilich hätte man nach einem solchen himmelstürmenden Theater-Coup des Hrn. von Bismark nicht erwarten sollen, daß das Haupt-Quartier des siegreichen Preußenkönigs bald darauf ganz klein beigeben würde. Jedenfalls hat aber auch der Kaiser von Oesterreich gründlich erfahren, was er von den liberalen Schwätzern dießseits wie jenseits der Leitha die den unseligen Krieg auf ihrem Gewissen haben, in der Stunde der Noth zu befahren habe. Die Besseren unter ihnen gestehen es selber*).

Bestand irgend noch ein Zweifel in der Seele des Kaisers, so mußte die Haltung Frankreichs und das Benehmen der südwestdeutschen Staaten entscheidend in die Wagschale fallen. Bei Gelegenheit der Abtretung Venetiens an Napoleon III. hatte dieser nothgedrungen die Maske gelüftet; er enthüllte sich als heimlicher Bundesgenosse nicht nur Italiens, sondern bis auf einen gewissen Punkt auch Preußens. Es war klar daß er zwar nicht durch Dick und Dünn gehen werde mit Graf Bismark, keineswegs; daß er aber allerdings den Sieg der preußischen Pläne über Oesterreich bis zu einer bestimmten Grenze wünsche und zu fördern gedenke. Er hat das Spiel

---

*) So äußert ein Wiener Correspondent der „Allg. Zeitung“ vom 20. Juli: „Nichts hat Wien in dieser ernsten Zeit dem Vaterland zu bieten als die verwaschensten Phrasen des ordinärsten Liberalismus Aber freilich in Ungarn steht es kaum besser. Dort beutet man das öffentliche Unglück für partikularistische und Parteizwecke aus und die gefeiertsten Patrioten des Landes feilschen erst um den Preis zur Rettung des Staats.“ Derlei Zeugnisse verdienen registrirt zu werden; den hochmögenden Stadtregenten in Wien hat der Kaiser selbst die Meinung gesagt.

mit einem Uebermaß persönlicher Selbstverachtung durchgeführt, die ihm in der Geschichte für alle Zeiten den Beinamen „des Perfiden“ mit Eminenz sichern sollte und die man in Wien offenbar für unmöglich gehalten hat. Das Wiener Kabinet ist über die Tuilerien eben auch darnach bedient durch den theuern Botschafter in Paris. Ich weiß nicht ob der Kaiser der Franzosen jemals etwas vom Löwen an sich hatte; aber je mehr er in alten Sünden ergraut, desto deutlicher verräth sich die Katzennatur in ihm, und seit dem 4. Juli hat er davon unübertreffliche Beweise geliefert.

Er hat die Abtretung Venetiens an Frankreich ohne weiters acceptirt und Paris illuminiren lassen. Eine Garantie ist von ihm freilich nicht verlangt worden, aber es schien sich doch von selbst zu verstehen, daß er die Italiener ernstlich und sofort verhindern werde ihre Angriffe auf das Venetianische als nunmehr französisch gewordenes Gebiet fortzusetzen. Allein die Italiener erklärten Venedig erobern und nicht geschenkt nehmen zu wollen; sie gebrauchten den Vorwand daß der Vertrag mit Preußen ihnen die einseitige Suspendirung der Feindseligkeiten nicht gestatte; sie erhoben zugleich weitere Ansprüche auf Südtyrol und Istrien, und hinter den abziehenden Oesterreichern drangen die Heeresmassen Cialdini's nach, so daß einzelne Corps der Oesterreicher wieder umkehren mußten um die Grenzen des ehemaligen deutschen Bundes zu decken. Er aber rührte keinen Finger. Auch war er weit entfernt an die ehrenhafte Erklärung zu denken, daß er unter solchen Umständen den Besitzwechsel in Venetien als nicht geschehen betrachten müsse.

So trat der in der Weltgeschichte unerhörte Zustand ein, daß die Oesterreicher in Venetien französisches Gebiet gegen die Bundesgenossen Frankreichs vertheidigen mußten. Und dabei beließ es der Napoleonide solange, bis er sicher war daß Oesterreich sich auch seinen Abmachungen mit Preußen unterwerfen werde. Jetzt erst erinnerte er sich wieder daß der Kaiser Venetien an ihn abgetreten. Oesterreich hat inzwischen

die Italiener auf's Haupt geschlagen wo es sie erreichte, es hat den herrlichen Seesieg bei Lissa über die dreifach überlegene Flotte Viktor Emmanuels davongetragen — aber auch das war umsonst, Venetien bleibt verloren. Wahrlich, Alles ließe sich noch verschmerzen, aber dieses Schicksal des weltberühmten Festungsvierecks muß jedem ehrliebenden Mann die Schamröthe in's Gesicht jagen!

Kaum hatte Oesterreich durch den unglücklichen Schritt vom 4. Juli den französischen Kaiser in's Spiel gezogen, so sah man sich in Wien auch von den südwestdeutschen Bundesgenossen verlassen. Diese Staaten hatten bis jetzt den Bundeskrieg in solcher Weise geführt, daß die große Masse des Publikums sich durchaus die Ueberzeugung nicht ausreden läßt, es sei eben Alles zuvor mit Preußen abgekartet worden. Das erste Wort von der französischen Vermittlung, wornach also eine direkte Verständigung zwischen den zwei Großmächten nicht mehr zu fürchten war, wirkte Wunder in diesen mittelstaatlichen Kabineten, es erfüllte sie alle mit unwiderstehlicher Friedenssehnsucht. Sie waren es gewesen deren herrschende Parteien seit dritthalb Jahren nicht geruht und gerastet hatten, bis sie die Einigung der zwei Mächte wegen Schleswig-Holstein wieder zerstört, den Unfrieden gesäet und das Kriegsfeuer angeblasen hatten. Jetzt war mit einem Male das Alles vergessen: das Recht der Herzogthümer, die schuldige Bundeshülfe für Sachsen, die Bundestreue gegen Hannover, der ganze Bund und seine Existenz.

Den Kaiser von Oesterreich soll es die furchtbarste Ueberwindung gekostet haben das treue Sachsen mit seinem tapfern Heere zu opfern und der preußischen Hegemonie im norddeutschen Bunde preiszugeben. Aber an keinem andern süddeutschen Hofe scheint der Gedanke aufgetaucht zu seyn, daß man denn doch unmöglich auf Friedensverhandlungen eingehen dürfe ohne zur Rettung Sachsens und Hannovers wenigstens noch einen äußersten Versuch gemacht zu haben. Im Gegentheile ließen sich bereits Recriminationen vernehmen,

daß an Allem Oesterreich Schuld sei, weil es ohne gehörige Vorbereitung den Krieg unternommen und den verhängnißvollen Bundes-Beschluß vom 14. Juni gegen den dringendsten Rath anderer Staaten, namentlich Bayerns, durchgesetzt habe. Letzteres läßt sich freilich auch nicht in Abrede stellen, vielleicht auch Ersteres nicht.

Was sollte nun der schwerbedrängte Kaiser von Oesterreich thun? Selbst im Rücken war er nicht mehr sicher und sogar die hohe Pforte zu Constantinopel hatte das Beispiel der Ratten auf dem sinkenden Schiff nachgeahmt. Die Türkei hatte sich bis dahin entschieden geweigert trotz alles Andringens der Westmächte, den von den Rumänen erwählten Prinzen von Hohenzollern anzuerkennen. Jetzt plötzlich erfolgte die Anerkennung des „fremden Fürsten" als Unions-Hospodar der Moldau-Walachei. Bisher hatte die Pforte immer noch mit einer Invasion der Donaufürstenthümer gedroht; jetzt bekam der Rumänen-Fürst die Hände frei, wenn er einen Einfall in Siebenbürgen wagen sollte, um die im preußischen Hauptquartier geplanten Insurrektions-Versuche mit Ungarn im Rücken zu unterstützen.

Während so Alles ringsum zusammenwirkte und beihalf um dem Kaiser die Fortsetzung des Kampfes zu widerrathen, hat ihm eine ganz unerwartete Erscheinung das Eingehen auf die Friedensidee sehr erleichtert, nämlich die äußerst kluge, wenn auch nur scheinbare Mäßigung Preußens. Die norddeutsche Monarchie hat eine kriegerische Tüchtigkeit bewährt, von der sie zuvor selber keine Ahnung hatte; am Ende wird man gar auch noch vor ihrer Diplomatie deren europäisches Prästigium sonst keineswegs unbestritten war, Respekt haben müssen. Es ist verzeihlich wenn Manche schon glauben, daß Napoleon an Bismark seinen Meister gefunden habe. Was für ausschweifende Vorstellungen hat man sich nicht davon gemacht, wie Preußen seinen erstaunlichen Erfolg ausbeuten werde, so daß man nun fast staunen muß über die schlau berechnete Bescheidenheit der Forderungen, soweit dieselben

zur Zeit bekannt sind. Sogar auf die eigentliche „Abrundung“ verzichtet man; nur die hannoverischen Landestheile welche zur Verbindung der östlichen und westlichen Provinzen nöthig sind, sollen annexirt werden, und alles Uebrige soll der Zukunft, nämlich der Attraktionskraft des norddeutschen Zwangs-Bundes, außer dem es keine lebensfähige Organisation mehr in Deutschland und eigentlich auch kein Deutschland gäbe, überlassen bleiben.

Freilich sind die Vermittlungs-Vorschläge, wie sie in Nikolsburg zur Vorlage gekommen, nicht preußisches sondern französisches Elaborat. Sie tragen auch deutlich den Stempel dieser Fabrik in dem Zustande der Auflösung, zu dem sie die im frühern Bunde wenigstens nothdürftig vereinigte deutsche Nation verurtheilen. Keine von allen deutschen Parteien hätte die Schmach einer solchen Zerreißung Deutschlands vorschlagen können; das konnte nur der französische Erbfeind. Preußen hatte natürlich die parlamentarische Reform des deutschen Bundes mit Ausschluß Oesterreichs verlangt, nach jenen Grundzügen einer neuen Bundesverfassung welche Graf Bismark schon unterm 10. Juni bekannt gegeben hat. Aber gerade hierin zeigte sich, wie vorauszusehen war, der Franzosenkaiser schlechthin unnachgiebig; seine Einwilligung zu diesem Punkte würde Compensationen gekostet haben, die Preußen zur Zeit unbedingt vermeiden zu wollen scheint. Alle Bescheidenheit der übrigen Forderungen, jeder Verzicht auf weitere „Abrundung“, die Wiedereinsetzung aller vertriebenen Fürsten — nichts hätte in den Augen Frankreichs die Gefahr auch nur einer kleindeutschen Einigung unserer Nationalkräfte aufgewogen; und ich zweifle nicht daß Napoleon Partei gegen Preußen ergriffen hätte, wenn dieses Preußen hartnäckig auf seinem Programm der Bundesreform bestanden wäre, ohne sich zu horrenden Abfindungen am Rhein bereit finden zu lassen.

Graf Bismark gab also nach; er verzichtete auf die kleindeutsche Bundesreform und zwar ohne deßhalb die preußischen Annexions-Ansprüche zu steigern. Aber auch der Imperator

mußte eine Concession machen die ihn schwer genug angekommen seyn mag; er mußte die „große Stellung Oesterreichs in Deutschland“ — von der sein Brief vom 11. Juni behauptet hat daß sie im Interesse der Ruhe Europa's durchaus aufrecht erhalten werden müsse — er mußte diese „große Stellung“ fallen lassen. Oesterreich soll nun aus Deutschland ausscheiden; oder richtiger gesagt, es soll nicht nur keinen deutschen Bund sondern es soll überhaupt kein Deutschland mehr geben. Hiemit hat natürlich auch die dritte Gruppe der secundären Staaten die im Schreiben vom 11. Juni eine sehr bemerkenswerthe Rolle spielt, eine ganz veränderte Stellung erhalten. Es sind seit zwanzig Jahren viele deutschen Lösungen auf das Tapet gebracht worden, aber die Lösung der Präliminarien entspricht keiner von allen. Sie ist nicht kleindeutsch, sie ist nicht die Mainlinie im eigentlichen Sinne, sie ist nicht das was man Trias zu nennen pflegte; sie kann alles Das werden, nur nicht großdeutsch; aber vorerst ist sie nichts als die baare Negation jeder politischen Daseynsform einer deutschen Nation. In Summa ist sie wieder eine ächte Ausgeburt des napoleonischen Zeitalters das alle möglichen Fragen aufwirft und bewegt, aber keine wirklich lösen, das alles Bestehende zerstören, aber nichts Dauerndes dafür aufbauen kann.

In dieser Lösung oder Nichtlösung besteht aber der Kern und Angelpunkt der Präliminarien; alles Andere ist Nebensache, nachdem die weitere Capitalfrage, nämlich die Stellung Oesterreichs in Italien, leider schon vorher die jammervollste Entscheidung gefunden hat. Die deutsche Anordnung welche dem Frieden zu Grunde gelegt werden soll, beruht aber auf einem französisch-preußischen Compromiß, bei dem beide Theile ihre Hintergedanken haben und haben mußten, und bei dem noch ein Dritter schlechterdings es nicht bewenden lassen kann. Preußen kann sich unmöglich begnügen, die südwestdeutschen Staaten können unmöglich existiren bei einem solchen Zustand der deutschen Dinge; so-

bald aber diese Parteien zur Umgestaltung sich anschicken, muß Frankreich unbedingt in die Aktion eintreten. Es kann und darf Preußen die imaginäre Linie der Präliminarien ohne seinen Antheil nicht überschreiten lassen.

Mag nun die Furcht vor dem Zündnadelgewehr oder andere Gründe den Imperator bewogen haben sein letztes Wort noch zu verschieben, in Jahr und Tag wird die französische Armee bessere Hinterlader besitzen als die preußische, und dann wird der Tanz erst recht angehen. Ich setze dabei immer voraus, daß der Franzosenkaiser nicht jetzt schon sicher ist von Preußen ausreichende Entschädigung für die definitive Vernichtung des deutschen Gleichgewichts zu erhalten, am Rhein oder in Belgien oder in der Schweiz oder an allen drei Punkten zumal. Mit Recht vergleicht man den bevorstehenden Frieden mit dem berüchtigten Züricher Vertrag; die beiden Trugwerke sehen sich in der That gleich wie Ein Ei dem andern, und auch der Verlauf des deutschen Züricher Friedens wird ganz derselbe seyn wie der des italienischen. Vorausgesetzt nämlich daß Preußen bereit sei ein deutsches Savoyen und Nizza abzugeben. Wenn nicht, dann allerdings nicht!

Mitteleuropa wird also einen Frieden haben der nicht nur ein fauler sondern der überhaupt kein Friede ist. Es wird ein Waffenstillstand seyn während dessen alle Parteien zum neuen Kriege rüsten von dem Tage an, wo sie den sogenannten Frieden schließen. Man thut in Nikolsburg eigentlich nichts Anderes als daß man den nächsten casus belli und zugleich die Motive der offenen Revolution in Deutschland formulirt. Das europäische Provisorium ist jetzt provisorischer als je; und die gutmüthige Anschauung daß der schreckliche Krieg seit dem 14. Juni jedenfalls endlich klare Stellungen und definitive Zustände in Deutschland bringen werde, ist so wenig wahr geworden, daß vielmehr die deutsche Frage fraglicher, brennender, gefährlicher ist als vorher. Nur die Hauptinteressenten sind nicht mehr dieselben wie vorher. Hauptinteressenten sind jetzt Preußen, Frankreich und wir.

Oesterreich ist an die Peripherie hinausgedrängt und aus dem Hauptfaktor zum unbetheiligten Zuschauer geworden; immerhin eine Rolle die sich mit Klugheit und Vorsicht zu großer Bedeutung bringen läßt, die man aber freilich viel wohlfeiler hätte haben können und noch große Vortheile dazu. Eine kurze Excursion über das Verhältniß dieser vier Parteien zur nächsten Zukunft dürfte überhaupt am besten geeignet seyn den bevorstehenden Frieden zu beleuchten, soweit es vorläufig möglich ist.

Preußen, sagt man, sei jetzt die erste Macht in Europa. Es ist wahr daß die norddeutsche Monarchie eine Kraft und Tüchtigkeit erwiesen hat, die im Grunde sogar über das Erwarten der stockpreußischen Organe hinausging. Dieselben sagen es jetzt selbst: obwohl sie immer die höchste Meinung von der Macht ihres Staates gehabt, so hätten sie doch im Traum nie an Erfolge gedacht wie sie im Feldzug von 1866 zu Tage getreten seien. Dieser unglückselige Krieg mußte Preußen, wenn ich so sagen darf, mit der Nase darauf stoßen und alle Welt wird fortan ein hohes Maß von preußischem Selbstbewußtseyn gerechtfertigt finden. Oesterreich tritt in die zweite Linie. Man wird bei allen Fragen nicht mehr auf Wien sondern auf Berlin die ersten Blicke richten. Und dennoch leidet dieses neue Preußen an einer tiefen und gefährlichen Schwäche; denn es ist auf halbem Wege stehen geblieben, es hat das wichtigste Stück Arbeit ungethan hinterlassen, es hat das preußische Deutschland nicht geschaffen.

Die Logik der Thatsachen wird sich aber eine solche Halbheit nicht gefallen lassen. Es steht nun einmal in den Sternen geschrieben, daß die deutsche Nation entweder großdeutsch (damit scheint es nun menschlichem Ermessen nach für immer vorbei) oder kleindeutsch oder völlig zerrissen und unter drei große Mächte getheilt seyn mußte. Preußen wird keine Ruhe haben auf seiner willkürlichen Haltstelle; die Parteien im eigenen Lande wie im übrigen norddeutschen Bunde werden unablässig auf Erfüllung des „Berufes" dringen; sie

können nicht anders, sie müssen über den impotenten Zwitter-zustand hinausdrängen den man jetzt schaffen will. Die verwandten Parteien in Südwestdeutschland werden denselben Zug des Magnetberges in ihren Gliedern fühlen und weiter verbreiten. Die Fortschrittsparteien werden in wenigen Monaten allenthalben dreimal so stark seyn als sie vor sechs Wochen waren. Unzweifelhaft rechnet Graf Bismark selbst darauf, daß im Laufe einer natürlichen und raschen Entwicklung sich sein Bundesreform-Projekt ganz von selber erfüllen und Südwestdeutschland als reife Birne in den Rayon desselben hineinfallen werde. Ganz gewiß; aber sobald Preußen die Birne aufheben wollte, würde Frankreich dazwischen treten. Das war der große Anstand vor den Präliminarien und es wird der große Anstand nach dem Frieden seyn.

Den vier südwestdeutschen Staaten dießseits des Mains weisen die Präliminarien, so viel bis jetzt davon bekannt ist, eine Stellung an die in wenigen Monaten sich als unmöglich darstellen wird. Gemäß des napoleonischen Schreibens vom 11. Juni hätten sie die Trias bilden sollen; aber nach der Ausweisung Oesterreichs aus dem deutschen Verband bleibt davon nichts übrig als die militärische Führung Bayerns. Im Grunde sind diese Staaten nicht weniger aus Deutschland hinausgewiesen als Oesterreich selber, nur mit dem Unterschiede daß diese Macht immerhin noch sich selbst genügen kann, wir aber entschieden nicht. Wir sollen aufgehängt seyn wie Mahomeds Sarg zwischen Himmel und Erde; nicht Fisch und nicht Fleisch, zu wenig Stellung zum Leben, zum Sterben zu viel. Wir sollen eine Organisation treffen unter uns, nachdem wir nicht einmal soviel Einigungs-Fähigkeit bewiesen haben, um den alten Bundestag mit Ehren zu Grabe zu tragen; die militärische Führung Bayerns soll das Einigungs-Band bilden, nachdem die bayerische Kriegsführung soeben ein Renommée erlangt hat das jedem Angehörigen dieses tapferen Volkes als unerhörte Schmach in's Herz brennt.

Noch streitet man sich darüber, ob der südwestdeutschen Conföderation bloß mit Preußen oder auch mit Oesterreich ein engeres Bundesverhältniß, ein internationales nämlich, erlaubt seyn solle. Der Streit ist ganz überflüssig. Die Erklärung der badischen Abgeordneten zeigt bereits zur Genüge wohin die Kammern Badens und Darmstadts gravitiren werden; wollten dann Bayern und Württemberg vorläufig noch nach der andern Seite gravitiren, so käme die Conföderation eben einfach nicht zu Stande. Die Autorität ist in allen diesen Staaten, während sie in Preußen von neuem stabilirt wird, leider so tief gesunken daß auf das Wollen oder Nichtwollen der Regierungen nicht mehr viel ankommt; was die Kammern nicht gleich von sich aus bewirken sollten, das wird man unschwer durch die offene Revolution zu bewirken wissen. Sollte aber zur vermeintlichen Stärkung der südwestdeutschen Selbstständigkeit eine Art von Triasparlament beliebt werden, so wäre der entgegengesetzte Erfolg unschwer vorauszusehen. Auf alles Das wartet die preußische Politik, es ist kein Zweifel. Graf Bismark wird versprochenermaßen die Welt in Staunen setzen durch seinen Liberalismus und die anziehendsten Pfauenräder schlagen. Wir aber sind fast schon auf dem Niveau der neapolitanischen Zustände vor der Katastrophe von Gaeta angekommen. Ein deutscher Garibaldi würde leichtes Spiel haben. Alles wahr; aber sobald die Birne reif ist zum Abfallen, so wird Frankreich dazwischen treten wie gesagt.

Oesterreich hat bis dahin die kleindeutsche Gestaltung unseres Vaterlandes gehindert, fortan muß F r a n k r e i c h wohl oder übel es selber thun. Viel lieber hätte der Imperator den Zweck mittelbar verbürgt gesehen durch „Aufrechthaltung der großen Stellung Oesterreichs in Deutschland." Es war ihm sicher Ernst damit, aber nachdem der Plan mißlungen, muß nun Frankreich selber als Hauptfaktor in die deutsche Frage eintreten. Das ist ein starkes, unweigerliches Muß dessen sich kein Herrscher Frankreichs fortan entschlagen dürfte. Durch die preußisch-italienische Allianz ist es jedem Franzosen

klar geworden welches gefährliche Spiel der gekrönte Carbonari mit der Consolidirung Italiens gewagt hat. Bereits hat die Creatur den Versuch gemacht sich gegen den eigenen Schöpfer zu empören, und die höchste Wahrscheinlichkeit spricht dafür daß dieses Italien bei dem nächsten Conflikt als Bundesgenosse Preußens gegen den französischen Ziehvater sogar im Felde stehen wird. Dem weitern Anwachsen Preußens muß um so mehr und bei Zeiten vom Franzosenkaiser vorgebeugt werden, wenn er nicht zuletzt doch noch als von Gott verlassenes Glückskind unter der mitleidslosen Verachtung der Nation sammt seiner Dynastie erliegen will. Immerhin möglich, daß Graf Bismark als neuer Cavour mit dem Imperator insgeheim handelseins geworden ist über die zu beschaffende Compensation. Andernfalls mag er sich hüten, denn Frankreich würde der geschworne Feind und Rivale Preußens vom Datum des Friedens an seyn. Die Abtretung von Nordschleswig an Dänemark wird den Nationalitäts-Fanatismus kitzeln und sie wird eine neue Schmach für unsere schleswig-holsteinische Legitimitäts-Politik seyn; aber sie wird an der gedachten Stellung zu Frankreich nichts ändern. Sobald Preußen sich beikommen lassen sollte die nächsten Blätter der deutschen Artischocke gratis abschälen und verspeisen zu wollen, würde es seine blauen Wunder am Rheine erleben.

Aber wer wird dann dem Beherrscher der Franzosen behülflich seyn gegen Preußen? Die Aufgabe ist nicht mehr so leicht, seitdem Preußen die erste und einzige Macht in Deutschland, das consolidirte Italien aber sein stetsbereiter „natürlicher Bundesgenosse“ geworden ist. Und die andern Mächte? Nun, mit diesen ist ja schon ein ganz merkwürdiger Wechsel der Ansichten vor sich gegangen. Man hat vor dem Krieg auf die Allianz Rußlands, ja sogar Englands für Oesterreich und den Bund, mit Einem Wort für den europäisch garantirten Rechtszustand in Mitteleuropa gerechnet. Welche Sprache führen aber jetzt die zwei englischen Häuser? Ach, sagen sie,

gerade das europäische Gleichgewicht könne nun erst eine Wahrheit werden. Denn bisher habe bei der Uebermacht Frankreichs, bei der Ohnmacht der kleinen deutschen Fürsten und der früheren italienischen Höfe das europäische Gleichgewicht eigentlich gar nicht existirt. Ganz im gleichen Sinne erklären die russischen Organe, daß man in Petersburg kein Interesse an der Großmachtsstellung Oesterreichs habe. Alle großen Rivalen Frankreichs freuen sich jetzt, daß an dem mächtiger werdenden Preußen ein Gegengewicht des französischen Einflusses auf dem Continent gewonnen sei.

Solche Reden mehren sich und sie werden von der Pariser Presse mit auffallendem Eifer notirt. Sie sammeln sich als glühende Kohlen auf dem Haupte des Imperators. Wenn er aber heute oder morgen in die Lage kommt Preußen hindern zu müssen, damit es nicht das europäische Gleichgewicht noch gründlicher sicher stelle gegen die französische Uebermacht, wer soll ihm dazu helfen? Augenscheinlich ist Niemand mehr hiezu vorhanden als doch wieder Oesterreich.

Ohne Frage weiß man das auch im preußischen Hauptquartier, und daraus mag sich zuvörderst die schonende Mäßigung erklären, deren Graf Bismark Oesterreich gegenüber im absichtlichen Gegensatz zu den andern „Bundestreuen“ sich zu befleissigen scheint. Es wird noch besser kommen; man wird in Berlin das Bündniß von Oeversee und Düppel international auf's engste wieder herzustellen suchen. Die kaiserlichen Soldaten haben sich wie Löwen geschlagen, vielleicht nur zu sehr wie Löwen; wenn man in Wien doch endlich wieder lernt die rechten Leute an die rechte Stelle zu setzen, dann wird Oesterreich wieder ein höchst respektabler Bundesgenosse seyn. Der geheime Feind von gestern wird mit dem offenen Feind von gestern wetteifern um diese Macht für sich zu gewinnen. Letzterer wird Aussichten auf Entschädigung im Orient eröffnen, da auch diese letzte und größte der europäischen Fragen nun bald auf die Tagesordnung gelangen dürfte. Ersterer aber wird Aussichten im südlichen Deutschland hinzufügen.

In der That scheint es mir, daß die Gefahr der Mainlinie im wahren Sinne des Worts nie größer war als seit den Tagen von Nikolsburg. Ob Oesterreich in diesen Tagen aufgehört hat eine Großmacht zu seyn, das weiß ich nicht; aber daß es in der Einen oder andern Weise als Großmacht wiedergeboren werden wird, das weiß ich.

Die Uebermüthigsten von gestern sind die Muthlosesten von heute. Diejenigen Leute freilich welche den Schwerpunkt der habsburgischen Monarchie in Frankfurt und die historischen Wurzeln des Reichs im deutschen Reformverein suchten; die Leute welche von dem Axiom ausgingen, daß Oesterreich um den Preis seiner Existenz auf Sitze in einem deutschen Parlament niemals verzichten dürfe, während es in Wahrheit diese Sitze nie im Ernst einnehmen konnte: die müssen jetzt verzweifeln. Die großdeutsche Idee ist nicht nur todt, sondern ihre obersten Träger haben auch überflüssig bewiesen daß sie nichts Besseres verdiente als ohne Lorbeer und Kranz begraben zu werden. Oesterreich hat über seiner großdeutsch-liberalen Politik seit sechszehn Jahren die österreichische Politik vollständig übersehen, sonst wäre wenigstens Venetien nicht verloren. Das muß jetzt allerdings anders werden.

Oesterreich muß warten und sich sammeln. Warten nach außen, sich sammeln im Innern. Das Reich blutet aus tausend Wunden vor Aller Augen, tausend andere Schäden werden erst nachher sichtbar werden. Aber das Reich ist endlich bei sich zu Hause und die Heilung nicht unmöglich. Halte man sich nur nicht lange auf bei dem gerechten Schmerz des Abschieds von den tausendjährigen Verbindungen mit uns, sondern lege man sofort Hand an, um endlich und endlich das eigene Haus verfassungsmäßig zu bestellen. Kann der schwergeprüfte kaiserliche Herr der zwei gefährlichsten Todfeinde seines Throns, des Liberalismus und des Servilismus, sich erwehren, dann kann Alles noch gut werden Ich schöpfe Hoffnung seit einigen Tagen. Der deutsche wie der magyarische Liberalismus haben stets von dem Bedürfniß einer engern

Verbindung mit Deutschland ihren Anspruch und Rechtstitel hergeleitet; damit ist es nun vorbei. Der Giskraismus kann nicht mehr den Zweck haben Oesterreich bei uns populär zu machen, und der Deakismus kann nicht mehr den Zweck haben den Herren dießseits der Leitha den Eintritt in ein deutsches Parlament möglich zu machen. Im Innern aber wäre die liberale Hegemonie des Deutschthums ebenso verderblich wie die nationale Hegemonie des Magyarismus. Jetzt um so mehr wo Oesterreich allerdings mit seinen historischen Wurzeln herausgerissen ist, kann nur gleiche Gerechtigkeit für jede politische Existenz das Reich noch retten.

Wir alle stehen nun mit einem Male in einer neuen Welt. Viele liebgewordenen Anschauungen müssen wir uns ab- und andere angewöhnen. Der Bund und der Bundestag — es war nicht viel von einem nationalen Band; aber keinen Bund und keinen Bundestag mehr, das ist nun doch ein colossaler Gedanke. Er erheischt von uns den Anfang eines ganz neuen politischen Lebens, ich möchte sagen wir müssen uns andere politische Augen anschaffen. Mir persönlich fällt dieß freilich nicht mehr zu schwer, denn ich habe mir längst keine Illusionen mehr gemacht über unsere Lage. Namentlich seit jenem düstern Oktober-Monat wo der große Schritt des Frankfurter Fürstentags in schuldvoller Weise im Stiche gelassen wurde, stand es mir sozusagen wissenschaftlich vor der Seele, daß die Politik für welche die „Bundestreuen“ am 14. Juni 1866 an die Waffen appellirt haben, nicht mehr siegen werde und nicht mehr siegen könne. Die letzte Frist war versäumt, sie war schon seit mehr als drei Jahren versäumt worden.

Trotzdem ist es nicht möglich mit Einem Male und jetzt schon unsere specielle Stellung zu den neuen Verhältnissen allseitig zu bezeichnen. Es erübrigt mir hierin nur die Berufung auf einen frühern Aufsatz in diesen Blättern, den man mir seinerzeit als einen ganz unmotivirten Angriff höchst übel aufgenommen hat, der sich aber jetzt als sehr gerechtfertigte

Voraussicht bewährt hat. Indem ich meinen eigenen Aufsatz wieder lese, empfange ich den Eindruck wie von einer hundertjährigen Vergangenheit; und doch war es erst am 10. Januar 1863 wo ich eine Betrachtung über das Delegirten-Projekt — den winzig kleinen Anfang der ungeheuern Katastrophe welche jetzt über uns hereingebrochen ist — mit folgenden Worten geschlossen habe: „So freuen wir uns denn mit Recht, daß unser katholisches Interesse durch alle Möglichkeiten einer dunkeln Zukunft mit dem nationalen Interesse und der deutschen Pflicht stets vollständig übereinkommt, im schlimmsten Falle selbst bis zu dem Grundsatz: wenn keine andere Wahl mehr bleibt, dann unbedingt lieber preußisch-kaiserlich, als abermals französisch-deutsch und Rheinbundsgenossen"*)!

XV.

Aphorismen über die social-politische Bewegung.

Wir geben im Nachstehenden ein uns zugegangenes Sendschreiben, welches uns schon deßhalb von Interesse schien, weil es von einem Manne herrührt der selber seinen Weg durch die moderne Industrie gemacht hat. Der Grundgedanke ist schon durch eine frühere Abhandlung in diesen Blättern angeregt worden. Was die praktische Durchführbarkeit betrifft, so liegen die Einwendungen sehr nahe; aber der Discussion ist das Thema werth.

---

*) Histor.-polit. Blätter 51. Band S. 156.

Hochgeehrter Herr Redakteur!

Seit einiger Zeit erscheinen in Ihrem sehr geschätzten Blatte „Aphorismen über die social-politische Frage" die mit allgemeinem Interesse gelesen werden. Diese Aufsätze schildern in treffender Weise das verderbliche Princip der modernen Industrie und zeigen uns den tiefen Abgrund, in den uns dieselbe bereits ein gut Stück hinabgestürzt.

Erlauben Sie mir in dieser wichtigen Angelegenheit auch ein kleines Wort mitsprechen zu dürfen. Ich halte mich dazu für berechtiget, einmal weil mich der Gegenstand nicht nur allein interessirt, sondern tief ergreift; dann weil ich erzogen bin in der Schule der modernen Industrie, daher ihre Wege und ihr Ziel zu kennen glaube.

Die Grundmauer der modernen Industrie ist die Maschine. Diese brachte die Theilung der Arbeit bis in's kleinste Detail zuwege und beide zusammen, Maschine und Theilung der Arbeit, erzeugen den Großbetrieb und die Massenproduktion. Dieses System wirkt im höchsten Grade nach allen Seiten hin schädlich; man kann wo immer hinblicken, so sieht man seine entsetzlichen Folgen. Es bringt der Menschheit nicht den geringsten Vortheil; alle Vortheile die es zu haben scheint, sind eben nur Scheinvortheile und erweisen sich bei näherer Betrachtung als Sand den sich die gedankenlose Masse in die Augen streuen läßt. Nach allen nur erdenklichen Richtungen erstrecken sich die Verheerungen des Systems; es ist nichts unter der Sonne, das von seinen Alles benagenden Wirkungen verschont bliebe. Wer das bezweifelt, dem will ich es über nähere Anfrage deutlich beantworten. Es verkümmert unter diesem System die Religion, Sitte und Moral, es untergräbt die Grundfesten der Familie und erschüttert die Staaten, es bringt die Massen an den Bettelstab, und raubt ihnen die Gesundheit; es übt einen profanirenden Einfluß auf Kunst und Wissenschaft aus.

Das gepriesene Glück der Industriestaaten existirt nur auf der Oberfläche; schaut man etwas tiefer hinein so sieht man ganz merkwürdige Dinge. Einige tausend Reiche geben den Ton an und regieren, während die Millionen elende Krüppel sind in religiöser, moralischer, physischer und pekuniärer Hinsicht.

Vom Scheidewasser der modernen Industrie wird der Mittelstand zersetzt, die Massen wandern jenem elenden Volk der „Hände" zu, den echten Sklaven unserer gepriesenen Civilisation, und nur Wenigen gelingt es so große Summen zu erwerben, daß sie selber in die Reihen der Sklavenhalter eintreten können.

Alle Gebrechen der modernen Industrie hier einzeln aufzuzählen, liegt nicht in der Absicht dieses Aufsatzes; auch sind selbe allgemein bekannt und wurden besonders in diesen Blättern mit treffender Gewandtheit blosgelegt. Ihre Existenz ist Thatsache, nun handelt es sich aber um ihre Beseitigung.

Wenn man bei einem Gebäude die Grundmauer zerstört, so fällt natürlich das ganze Haus. So würde es auch der modernen Industrie ergehen. Man beseitige die Maschine und das ganze System fällt über den Haufen.

Was! wird man schreien, die Maschinen beseitigen, diese glänzendsten Erzeugnisse menschlichen Scharfsinnes und Verstandes? Wer wagt das auszusprechen? das kann nur ein Philister, ein Zopf, ein Finsterling sagen! In diesem Sinne wird man ein Zettergeschrei erheben in allen erdenklichen Tonarten, auf das bin ich gefaßt; ich bin aber auch gefaßt auf Alles zu antworten. Hier kann ich dieses freilich nur in Kürze thun und unvollständig.

Vor Allem aber muß ich die Bemerkung voraussenden, daß ich durchaus nicht sagen will als müßten alle Maschinen in's Pfefferland geschickt werden. Es gibt deren welche zum Wohle der Menschheit erfunden wurden, diese sollen durchaus nicht von meiner Zerstörungswuth bedroht seyn. In erster Reihe wären solche die den geistigen Verkehr der Menschheit erleichtern, als Buchdruckerpressen u. s. w., dann solche die zur Produktion der Lebensmittel vortheilhaft mitwirken, ferner solche die überhaupt wohlthätigen Einfluß üben, wie z. B. die Dampfmaschine als Bewegungsmittel, von meiner Acht vollständig ausgenommen. Sollte ich ein oder die andere Classe vergessen haben, so bitte ich um Entschuldigung. In diesen hier angedeuteten Richtungen hat die menschliche Erfindungsgabe genug zu thun, zu schaffen und zu verbessern, und wahrhaft Gutes wird immer und ewig dankbar anerkannt werden.

Nun komme ich aber zu einer anderen Classe von Maschinen, die man in Wahrheit und ohne zu übertreiben pure Verderber menschlicher Existenzen nennen kann. In erster Reihe stehen hier die Spinn-, Webe-, Klöppel- und Nähmaschinen. Besucht man, nehmen wir an, eine mechanische Flachsgarn-Spinnerei, so ist es freilich sehr schön ihre Maschinen arbeiten zu sehen, und um so bewundernswerther indem sehr wenig Menschen dabei beschäftigt sind und die Quantität der verarbeiteten Masse eine ungeheure ist. Gehen wir aber aus der Fabrik heraus in hunderte von Häuschen auf meilenweit in der Runde, so werden uns die Leute erzählen, daß sie früher Arbeit und Verdienst hatten, jetzt nichts mehr. Alle hier angedeuteten Maschinen bringen unberechenbare Schäden und nicht den allergeringsten Vortheil. Es ist schon eine Lüge, daß die mit ihrer Hülfe erzeugten Waaren feiner, besser und billiger seien.

Kein noch so feines Maschinen-Produkt hat die Feinheit und Weichheit der Hand-Produkte; das beweisen uns die Erzeugnisse der alten Egyptier, der Araber, der Perser und Indier die alle mit der Hand gemacht wurden, und in den letzteren Ländern noch gemacht werden. Besser können die Maschinen-Produkte nicht seyn, weil während ihrer Herstellung Prozeduren mit ihnen vorgenommen werden die entschieden ihre Beschaffenheit verschlechtern müssen. Und nun kommen wir zu der vielgepriesenen Billigkeit, mit der man so „viel Lärm um Nichts“ macht. Es ist überhaupt die Frage aufzustellen, ob gar große Billigkeit, d. h. ein sehr niedriger Preis der Waaren der Menschheit von Nutzen ist. Billig ist eine Sache, wenn man für eine große Quantität derselben nur eine geringe Summe Geld geben muß. Derjenige der etwas feilbietet, erhält für seine Sache nur wenig Geld, er kann daher auch wiederum nur wenig ausgeben. Allerdings gleicht sich Einnahme und Ausgabe aus: so ist es in der Theorie, in der Praxis ist es anders. Dann darf man nicht übersehen, daß zwei gewichtige Dinge bedeutend theurer geworden sind, zwei Dinge deren Preiserhöhung man ganz keck der Maschine in die Schuhe schieben kann. Sie heißen: viel größerer Aufwand des Individuums, hervorgerufen durch allerlei Waaren die eigentlich ganz unnütz sind, die die moderne

Industrie erfunden und die sie durch ihre Agenten dem Publikum sozusagen aufnöthiget. Sodann die hohen Steuern und verschiedenartigen öffentlichen Auslagen. Beide Dinge zehren an dem Marke des Einzelnen und machen ihn mit der Zeit arm, wenn er sich nicht besondere Opfer auferlegt oder besonders glücklich ist.

Große Billigkeit ist nicht unumgänglich nothwendig um leichter zu leben: das hört man allgemein von der arbeitenden Classe sagen, wie ich schon oft Gelegenheit hatte die Leute reden zu hören. Solche Zeiten waren ihnen viel lieber wo die Arbeitslöhne höher waren und auch alle Bequemlichkeiten des Lebens. Wer sparen will, kann es nur in solchen Perioden. Ganz dieselbe Anwendung kann man auf den Landmann machen.

Und angenommen, große Billigkeit aller, besonders der Industriewaaren wäre von allgemeinem Vortheil, und die Herren Fabrikanten würden die Waaren möglichst tüchtig, schön und gut herstellen, so hat nur diese Classe, so haben nur Tausende ihren Nutzen während die Andern, die Millionen, diese Billigkeit theuer bezahlen müssen. Man berechne nur einmal die Summen die an Bettler und Vagabunden gegeben werden, die Millionen die man an Wohlthätigkeitsanstalten und Armeninstitute spendet; man berechne nur einmal die ungeheueren Summen die man auf Besserungsanstalten verwendet, auf Zwangsarbeitshäuser, Strafanstalten, Kerker und Gefängnisse nebst der dazu gehörigen Armee von Polizisten, Gensdarmen und Soldaten; man betrachte endlich die Unsicherheit und Furcht in der die besitzende Classe lebt, die vielen Diebstähle, Morde, Selbstmorde, Betrügereien, Schwindel und Bankerotte: das Alles geht auf Rechnung der Billigkeit der Waaren der modernen Industrie.

Wohl gab es zu allen Zeiten Bettler und schlechte Menschen aller Art, auch vor der modernen Industrie, und solche wird es auch immer und immer geben. Aber ohne Beispiel in dieser Beziehung steht die Menschheit jetzt da, jetzt in der Periode der Maschinen und der modernen Industrie. Und daß die Maschine die Ursache ist, beweisen Thatsachen; man blicke nur nach England, Belgien, Frankreich, und auf unser schönes Deutschland. Jede Maschine, besonders solche welche die Waaren

unmittelbar herstellen, ist nur deßwegen erfunden um menschliche Arbeit, um Hände zu ersparen. Je weniger Bedienung eine Maschine braucht von Seite des Menschen, für desto vollkommener wird sie gehalten. Würde jemand Maschinen erfinden welche Waaren herstellen könnten ohne alle und jede menschliche Bedienung: oh! den würde man bis in den Himmel erheben, man würde ihn als den größten Mann des Jahrhunderts ausposaunen. Die moderne Industrie würde jubeln; denn von diesem Momente an brauchte sie sich mit dem Arbeiter gar nicht mehr herumzubalgen, um den Lohn zu feilschen und zu jüdeln; die garstige Rubrik „Arbeitslohn" würde nicht mehr ihre Bücher verunzieren. Um die Tausende die dadurch ihr bischen Verdienst verlören, würde man sich gar nicht kümmern; die sollen einen andern Arbeitszweig ergreifen, heißt es barsch und trocken. O ja, sie ergreifen was Anderes: anstatt ihrem Werkzeug ergreifen sie den Bettelstab, den Dietrich und sonstige Diebsinstrumente und viele auch Mordwaffen.

Man sieht die fürchterlichen Folgen dieses Systems und sinnt auf Mittel sie abzuwenden.

Die Ersten die da helfen wollten, waren Menschen von gutem Herzen welche mitunter große Summen spendeten, um Armenasyle und dergleichen Anstalten zu gründen. Die Absicht ist sehr löblich, aber der Erfolg ein schlechter. Durch dergleichen Anstalten werden die Arbeitslosen zu Müßiggängern herangezogen, ihre Unterstützung wird eine Forderung, ein Muß. In zweiter Linie erscheint der Staat und will helfen durch Arbeitshäuser, Correktions- und Strafanstalten und dergleichen. Die Erfahrung lehrt leider, daß alle diese Institute positiv nichts fördern, denn die Zahl der Verbrecher mehrt sich jedes Jahr und mit ihnen die Anzahl jener Gebäude. In dergleichen Anstalten gehen die meisten als Lehrlinge hinein und kommen als Meister, nämlich im Vagabundiren heraus. Auch geschieht es häufig, daß man mit Vorsatz „etwas anstellt" um für einige Zeit in solchen Häusern Kost und Quartier zu bekommen. Diese Anschauung findet große Verbreitung und mit jedem Jahre immer größere Anwendung, so daß man ganz getrost sagen kann, dergleichen Anstalten dienen nur als Fütterungsorte der

Bettler und Vagabunden, und bestärken den Hang zum Müßiggang. Endlich erschien das Vereinswesen, durch welches man dem Uebel steuern will, und es ist auch wirklich berufen demselben Schranken zu setzen. Nur ist die Frage durch welche Art von Vereinen, und mir scheint alle bis jetzt bestehenden haben ihr Ziel nicht erreicht.

Zu den Sparvereinen kann immer nur derjenige beitreten, der etwas erspart, der nämlich mehr einnimmt als er ausgibt. Nun nimmt aber die Masse der Bewohner der modernen Industriestaaten, die arbeitende Classe, kaum so viel ein um ihre allernöthigsten Lebensbedürfnisse zu decken. Hier ist also vom Ersparen keine Rede, und solche Leute können mithin auch nicht Mitglieder vom Sparverein werden. Das Rechenexempel lautet: Null von Null geht auf. Und erst bei denjenigen die gar nichts einnehmen, da ist das Rechenexempel noch leichter zu lösen. Der Beitritt zu den Consum-Vereinen ist immer nur einigermaßen Bemittelten erlaubt, die Masse ist wegen Arbeits- und Verdienstlosigkeit ausgeschlossen. Die Produktiv-Vereine sind sonst nichts als Fabriken der modernen Industrie, nur mit dem Unterschiede, daß hier der Theilnehmer Hunderte und Tausende sind, während dort nur Einer an der Spitze steht oder einige Wenige. Nebst den Schwierigkeiten des Zustandekommens und der Verwaltung haben auch diese Vereine alle nur erdenklichen Mängel der modernen Industrie an sich als: große Concurrenz mit Anderen, Benützung von Maschinen, Theilung der Arbeit, Massenerzeugung und Reduzirung der Arbeitslöhne auf ein Minimum. Auch wenn der Staat seine Hand hülfreich hergeben wollte zur Errichtung von Fabriken aus Staatsmitteln, auch das würde der Sache um kein Haar weiter helfen. Defraudationen wären da unvermeidlich und überhaupt wäre an einen Gewinn, entstanden aus dem Betriebe solcher Staatsfabriken, gar nicht zu denken. Denn Alles läßt sich nicht behandeln wie ein Tabak- oder Salzmonopol. Die schlechten Bilanzen derartiger Fabriken müßte immer wieder der Staat in's Gleichgewicht bringen. Auf der einen Seite würde er geben, auf der andern Seite müßte er wieder nehmen. Das heißt das Geld aus einer Tasche in die andere stecken, eine

nichtige Arbeit bei der sich gar nichts vermehrt. Höchstens wird dabei das Geld und die Tasche abgenützt. Bei dergleichen Fabriken hätte nur ein kleiner Theil der Arbeitsbedürftigen Arbeit; der bei weitem größere Theil wäre immer wieder auf die Unterstützung des Staates und der Einzelnen angewiesen.

Kurz: alle Vereine welche die moderne Produktion zu ihrer Grundlage haben, werden gar nichts verbessern. Man muß der Sache anders auf den Leib gehen.

Jede Waare wird erzeugt um consumirt zu werden. Die Consumtion, der Verbrauch ist also Ursache der Erzeugung. Daher müssen Vereine gegründet werden die es nur auf die Consumtion abgesehen haben, nämlich solche Vereine die es sich zur Pflicht machen, nur Waaren zu kaufen welche von der Hand erzeugt wurden. In erster Linie stehen hier Webewaaren. Wie viele Millionen hätten Arbeit und Verdienst, würde man noch mit der Hand spinnen, weben, nähen und klöppeln. Wie schon erwähnt, soll nicht jede Maschine und jedes Maschinenerzeugniß verbannt werden, gegen diese Ansicht verwahre ich mich ausdrücklich! Es wird ein Leichtes seyn zu bestimmen, welche Maschinen der Menschheit zum Wohle erfunden wurden, und welche ihr nichts als Unheil und Verderben bringen. Letztere rauben den Massen die Arbeit, deren einziges Capital. „Gebet Gott was Gottes ist, und dem Kaiser was des Kaisers ist": heißt es in der heiligen Schrift; und gebet dem Arbeiter was des Arbeiters ist: soll es weiter heißen. Der Arbeiter hat sonst nichts als seine Kraft, seine Hände, sonst nichts als die Arbeit, das ist sein Vermögen, sein Capital. „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen": mit diesen Worten gab der Schöpfer uns allen die Arbeit als ein göttliches Geschenk, als die kostbarste Perle für unser materielles Leben. Man soll dieses Geschenk achten und ehren, und das kann man am besten, wenn die Menschheit dahin trachtet, daß der Arbeiter nicht elendes Stückwerk, sondern wahre Arbeit verrichtet, daß er etwas Ganzes macht. Ist der Glaube der Anker für jene Welt, so kann man die Arbeit getrost den Anker für diese nennen. Arbeiten thut Jeder, viele geistig, die meisten körperlich. Wer ohne Arbeit ist, und wäre es nur leichtfertiges Denken über

einen noch so geringfügigen Gegenstand, der führt ein elendes Daseyn. Die Welt ist verloren ohne Glaube, und sie ist verloren ohne Arbeit. Wie schon erwähnt ist die Arbeit des Arbeiters einziges Capital.

Wenn eine andere Classe von Menschen, ein anderer Stand in seiner Existenz bedroht ist, so setzt man gewiß alle Hebel in Bewegung sich dagegen zu wehren. Kriege wurden geführt und Staaten vernichtet wegen solcher Standesinteressen. Nun ist aber die arbeitende Classe der größte Theil der Menschen, warum sollen nicht auch diese ihr Capital schützen und für ihre bedrohte Existenz sich erheben? Besser ist es, wenn bei Zeiten einem solchen Sturme vorgebeugt wird, und das kann nur geschehen, indem man das Handwerk restaurirt. Es müssen Vereine gebildet werden die mit gutem Beispiele vorangehen, und es sind die Hauptstädte wo der Anfang gemacht werden muß. Zum Beitritt ist Jeder sittlich verpflichtet. Die Regierenden: denn dadurch wird ein tüchtiger Mittelstand herangezogen werden, zu jeder Zeit die Stütze der Throne; Beamte aller Art: denn sie werden es mit der Zeit wieder mit braven Menschen und nicht mit Vagabunden und Verbrechern zu thun haben; Herrschaftsbesitzer, Oekonomen und Bauern: denn sie schaffen sich dadurch einen sicheren Markt für ihre Produkte; der Arbeiter selbst versteht sich: denn es geschieht seiner selbstwillen, er muß also am thätigsten mitwirken; endlich alle Capitalisten: denn sie werden ihre Zinsen ruhiger und ohne Furcht vor socialen Krisen genießen können; überhaupt alle Stände, denn alle leiden mehr oder weniger unter den verderblichen Folgen der modernen Industrie. Besonders erwünscht wäre der Beitritt der Frauen. Die Frau ist es die im Hause waltet, die den Einkauf von solchen Waaren besorgt deren Anfertigung in erster Reihe der Hand gebührt. Auch zweifle ich nicht im geringsten, daß sich so viel Geld finden wird um solche Vereine in's Leben zu rufen. Finden sich doch die Summen für viele andere minder wichtige Zwecke. Ich hoffe dieses um so mehr, da die Summen zur Begründung dieser Vereine nicht so bedeutend wären und auch nicht ganz unfruchtbar blieben.

Niederösterreich im Juni 1866.

A. P.

XVI.

Die Zeit Heinrichs IV. nach Auffassung des Herrn von Giesebrecht.

II.

Aus der Gestalt welche das Werk der Päpste und besonders das Gregors VII. durch Hrn. von Giesebrecht bekommt, läßt sich schon schließen, daß sich auch die hervorragendsten Männer der Zeit eine seltsame Beurtheilung gefallen lassen müssen. Voran Gregor VII. selber.

Zwar den Vorwurf grober Unsittlichkeit weist Hr. von Giesebrecht von dem großen Papste ab, was beiläufig gesagt nicht viel zu bedeuten hat, da ein solcher Vorwurf doch nur bei böswillig Unwissenden Glauben fände. Dafür muß sich aber Gregor VII., der unermüdete Kämpe gegen die Simonie, vor allem selbst den Vorwurf simonistischer Bestechlichkeit gefallen lassen. S. 326 wird erzählt, wie dem excommunicirten und abgesetzten Bischof Hermann von Bamberg die Hoffnung seinen Bischofsstuhl zu behalten, abgeschnitten war; dann heißt es: „Und doch wußte er noch einmal die Stimmung in Rom für sich zu gewinnen. Er sandte einige seiner Leute mit kostbaren Geschenken ab, um durch sie auf den Papst und die Cardinäle zu wirken. Dieß gelang ihm, wie wir aus

Gregors eigenem Geständniß wissen, über alles Erwarten." So Hr. von Giesebrecht. Nun lese man die Stelle in dem einschlägigen Briefe Gregors VII. und staune. Sie lautet: „Herimannus . . . in itinere substitit et, praemittens nuncios suos cum copiosis muneribus, noto sibi artificio innocentiam nostram et confratrum nostrorum integritatem pactione pecuniae attemptare atque, si fieri posset, corrumpere molitus est. Quod ubi praeter spem evenit, jam de damnatione sua securior, festinanter retrocessit.“ Diese Worte des Papstes lassen sich platterdings nicht anders übersetzen, als: „Da dieß gegen seine Hoffnung ausfiel, trat er, nun über seine Verurtheilung hinlänglich vergewissert, eilig die Rückreise an." Also das Gegentheil von dem, was Hr. von Giesebrecht verläumderisch behauptet, steht in dem Briefe Gregors VII. Ebenso unwahr ist was S. 327 gelegentlich der Neubesetzung des Bamberger Stuhles gesagt wird: „Es war, als ob er (Gregor VII.) selbst entweder das Investiturverbot vergessen habe oder darthun wolle, wie wenig er an demselben noch festzuhalten gesonnen sei." Nichts, was eine solche Behauptung rechtfertigte, ist enthalten in dem Schreiben an den Erzbischof Siegfried von Mainz, welcher aufgefordert wird, für die Aufstellung eines neuen Bischofs von Bamberg secundum sanctorum instituta patrum zu sorgen, wobei der Wortlaut zu merken ist: „praecipimus, ut . . . *procures* in praedicta Bambergensi ecclesia pastorem ordinare“; nichts Derartiges ist enthalten in dem Schreiben an Heinrich IV. in welchem es bezeichnend genug heißt: „hortamur et . . . suademus: ut religiosorum consilio virorum eadem ecclesia ita secundum Deum *ordinetur*“ . . . woraus zur Genüge hervorgeht, daß von einem persönlichen Eingreifen Heinrichs IV. bei Besetzung des Bischofsstuhles keine Rede war. Mehr als die Mahnung zur Ertheilung des königlichen Schutzes bei dem in Rede stehenden Werke läßt sich aus dem Schreiben nicht herauslesen.

Hat Hr. von Giesebrecht keinen Anstand genommen,

Gregor VII. mit Unwahrheit der simonistischen Bestechlichkeit zu beschuldigen, so kann der Vorwurf dogmatischen Schwankens nicht mehr befremden. Das soll sich in dem Verhalten Gregors VII. gegen Berengar von Tours gezeigt haben. „Es unterliegt keinem Zweifel, heißt es S. 17, daß er (Gregor VII.) Berengar nicht nur persönlich zugethan, sondern auch von dessen freierer Abendmahlslehre überzeugt war.“ „Er wußte nur zu gut (S. 43), daß der französischen Kirche durch Berengars Lehren ein gefährliches Schisma drohte, um jeden Preis suchte er es zu verhindern, selbst der Preis der eigenen Ueberzeugung war ihm nicht zu theuer.“ Aber für diese Anschuldigung fehlt es an jedem Beweise; denn die Erklärungen welche Berengar dem Papste sowohl vor dessen Erhebung auf den päpstlichen Stuhl als auch nachher abgab, klingen ganz gleich katholisch. Daß Berengar nach der Lateransynode von 1079 welche zur bessern Verhütung eines Mißverständnisses oder Abspringens von dem Dogma noch einen Beisatz zu den früheren Erklärungen verlangte, welcher das Dogma selbst nicht änderte, dem Papste darüber Vorwürfe machte, das wird doch nicht als ein Beweis für Gregors VII. Einverständniß mit Berengars „freierer Abendmahlslehre“ geltend gemacht werden können. Was da die Phrase (S. 44): „Wenn Hildebrand Berengar so seinen Gegnern preisgab, so konnte ihn nichts besonderes bestimmen, als die Besorgniß, durch einen dem freidenkenden Lehrer günstigen Spruch die strengere Geistlichkeit Frankreichs von Rom abzuwenden“: was diese Phrase zu bedeuten hat, braucht nicht untersucht zu werden. Wenn aber Hr. von Giesebrecht das dem Berengar vorgelegte Glaubensbekenntniß die „allerrohste Auffassung des Abendmahlsdogmas“ nennt, dann muß man wenigstens die Keckheit des Protestanten, der Dinge beurtheilt für die ihm das Verständniß fehlt, entschieden zurückweisen.

Opferte Gregor VII. schon seine dogmatische Ueberzeugung so leichthin, dann kann es wohl nicht mehr auffallen, wenn er in andern Dingen noch viel weniger verläßig ist. Um

Spanien als Vasallenreich zu erhalten, sagt der Verfasser, berief sich Hildebrand (S. 213) „auf alte Constitutionen" die aber niemals bekannt geworden sind. „Waren solche vorhanden, so gab man ihnen in Rom jetzt eine Auslegung, die ihrem ursprünglichen Sinne nicht entsprechen konnte." Woher weiß denn Hr. von Giesebrecht das, da die „alten Constitutionen" niemals bekannt geworden sind? Also hier hat man sich in Rom Betrug erlaubt. Später ließ sich Gregor VII. etwas Aehnliches in einem Schreiben in Betreff seines Streites mit Heinrich IV. zu Schulden kommen. Denn „er entwickelt (S. 357) den Verlauf seiner Streitigkeiten mit dem König freilich weder vollständig, noch im Einzelnen richtig."

So verfährt der Verfasser auch bei dem Ermunterungs-Schreiben des Papstes an die deutschen Fürsten, von dem er behauptet, es sei „vieldeutig genug" gewesen und „habe mindestens nicht dem entsprochen was der König vom Papste erwartet hatte und erwarten mußte." Aber in dem Schreiben vom 28. Januar 1077 welches Hr. von Giesebrecht ohne Zweifel im Auge hat, findet sich eine Zweideutigkeit nicht; die Fürsten werden einfach aufgefordert in der bisherigen Treue und Liebe zur Gerechtigkeit zu verharren — in ea fide quam coepistis et amore justitiae omnes permanere studete. Auch in einem andern falsch datirten (Jaffe 545 ff.) Briefe heißt es nur: „In proposito defendendae justitiae quod pro nomine Christi et aeterna retributione incepistis, ita persistite, ut ad coronam etc." Aber noch mehr. Als die Fürsten mit dem Plane umgingen in Forchheim einen Gegenkönig aufzustellen, da konnte, wie Hr. von Giesebrecht behauptet, das Schreiben welches die Legaten von Gregor VII. mitbrachten (S. 419), „die Fürsten nicht hemmen, und die mündlichen Aufträge der Legaten gaben ihnen noch freieren Spielraum. Denn sie waren angewiesen die Fürsten aufzufordern, die Entscheidung über das Reich bis zur Ankunft des Papstes aufzuschieben, wofern dieß ohne Gefahr geschehen könne, andernfalls sich dem Willen der Fürsten zu fügen." Das wäre nun freilich

ein Verfahren gewesen, von dem fast gesagt werden könnte, der Papst habe sich von seinen Zusagen ebenso weit entfernt, „wie Heinrich von jenen Versprechungen die er dem Papste gegeben." Aber die Instruktion lautete nach Berthold nicht so, wie Hr. von Giesebrecht angibt. Es heißt nicht, sie sollten die Entscheidung aufschieben, wofern dieß ohne Gefahr geschehen könne, sondern sie sollten erwirken, wenn sie irgend durch kluges Vorgehen vermöchten, daß durchaus keine neue Königswahl stattfinde (ut si quolibet suae cautionis artificio posset fieri, ... alium sibi regem nequaquam constituerent). Es heißt ferner nicht, sie sollten sich dem Willen der Fürsten fügen, sondern sie sollten thun was sie für das Beste erachteten, und zwar alioquin, was nicht „andernfalls", sondern mit „in anderen Beziehungen" oder mit Hefele „in andern Punkten" zu übersetzen ist. Nicht auf die Königswahl sondern auf die andern Angelegenheiten des Reiches muß alioquin bezogen werden, wenn man nicht annehmen will, Gregor VII. habe gelogen als er die bestimmteste Versicherung gab, die Königswahl in Forchheim sei gegen seinen Willen erfolgt.

Solche Beschuldigungen erhebt Hr. von Giesebrecht öfter gegen den Papst, ohne daß ihm in der Geschichte der mindeste Grund gegeben wäre. „Man muß sagen, Heinrich traute dem Papste noch zu sehr" (S. 420) u. dgl. Doch lassen wir das, und sehen wir uns nach anderen Eigenschaften um, welche der Verfasser an Gregor VII. entdeckt.

Wenig will es wohl bedeuten, daß der Papst mit Abenteurern in Verbindung getreten seyn soll. So heißt es S. 202 von den Normannen Unteritaliens: „Es bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte des Mittelalters, als die verwegensten Krieger des Abendlandes sich in den Dienst der römischen Kirche stellen, als das Abenteuer und die Abenteurer papistisch werden." Oder (S. 209): „Das Abenteuer fing damals an, wie wir wissen, die Farbe der Kirche zu tragen. Zu derselben Zeit als Roger in Sicilien unter der Fahne des hl. Petrus stritt, kämpften französische Ritter, um

Rom in Spanien die Wege zur Herrschaft zu bahnen"*). Auch das kann man noch einigermaßen mit Gleichmuth hinnehmen, daß Gregor VII. den Normannen Robert Guiscard der ihm nicht huldigte (S. 238), „im höchsten Zorn" wegziehen sah.

Aber schlimmer ist das was Gregor VII. im Widerspruch mit seiner Eigenschaft als Friedensfürst gethan haben soll. So heißt es S. 247: „Gregor der Robert mehr mißtraute als je, wollte die Zwietracht zwischen den Normannen geflissentlich auch ferner unterhalten und mindestens dieß gelang ihm." Und wieder S. 334: „Robert und Richard, deren Zwietracht der Papst so lange künstlich erhalten hatte" . . . Das sieht freilich sehr friedensfeindlich aus; aber wenn man in einem Schreiben Gregors VII. vom 16. Oktober 1074 liest, daß er die Unterthänigkeitsanerbietungen Roberts aus wichtigen Gründen nicht annehmen konnte, dann wird man unschwer zur Einsicht kommen, daß er ebenso wenig friedensfeindlich war, als heut zu Tage Pius IX. der doch auch mit dem „Königreiche Italien" nicht auf freundlichen Fuß kommen kann.

Aber auch Deutschland gegenüber war Gregor VII. der Friedensstörer. Denn schon vor dem großen Zerwürfnisse „schloß sich (S. 332) Rom augenscheinlich enger den Widersachern des Königs an, und dieser begann seinerseits um Vieles offener mit den Feinden des Papstes zu verkehren." Die Kluft mußte sich erweitern in Folge der Behandlung welche die Boten erfuhren, die Gregors VII. Absetzung nach Rom zu melden hatten. Denn der Papst ließ (S. 355) „die Gesandten des Königs, die er auf der Synode vom Tode errettet, in den Kerker werfen, grausam foltern und dann zum Schauspiel der Menge durch die Straßen führen; ein abscheuliches Verfahren welches mit Recht den schwersten Tadel erfuhr, doch

*) Beiderseits, in Sicilien und in Spanien, wurde der Islam und das Maurenthum bekämpft.

wußte der Papst, an welchen Schauspielen dieses Volk Gefallen fand.“ Wenn nur auch Beweise für dieses Verfahren vorhanden wären; Heinrichs IV. Behauptungen können wir nicht gelten lassen, andere Beweise aber sind bis dato nicht bekannt.

Indeß für Deutschland muß Gregor VII. einmal der Friedensstörer seyn. „Ein Friedensfürst (S. 396) nach seinem mönchischen und priesterlichen Charakter, hält er sich doch auch zum äußeren Kampfe gegen die Feinde des Herrn berufen . . . Mit der Kunst des gewandtesten Demagogen weiß er dann den inneren Krieg in Deutschland und Italien zu nähren.“ „Gregor VII. war (S. 407) ganz der Mann, um die Revolution, die er zum großen Theil selbst hervorgerufen, im Fortgang zu erhalten.“ „Er erließ auch (S. 468) sofort ein Schreiben an Rudolf und die Sachsen mit der Aufforderung zu den Waffen zu greifen und der ausdrücklichen Zusicherung treuen Beistandes.“ So Hr. von Giesebrecht. Allein wir haben nicht bloß ein mit dem angeführten (unächten oder gefälschten) gleichzeitiges Schreiben Gregors VII. (Febr. 1079), in welchem die Parteinahme für Rudolf widersprochen ist mit den Worten: apostolica mansuetudo me per mediam justitiae viam incedere cogit, sondern auch noch ein Schreiben vom 1. Oktober 1079 welches besagt, der Papst habe sich noch nicht bewegen lassen einer Partei sich zuzuwenden, außer insoweit es Recht und Billigkeit und seine Einsicht gestatteten; ferner werden darin ausdrücklich Legaten zur Austragung des Streites angekündigt. Hienach beurtheile man Giesebrechts Worte S. 469: „So schürte der Papst mit der einen Hand das Kriegsfeuer, in der andern erhob er die Friedenspalme.“ Eben in dem Schreiben vom 1. Oktober soll nach dem Verfasser (S. 474) der Papst „die Getreuen des hl. Petrus aufgefordert haben sich in dem begonnenen Kampfe nicht beirren zu lassen.“ Kein Wort hievon steht in dem Schreiben. Die Stelle lautet: „Wenn ihr in Wahrheit und in ungeheuchelter Liebe Getreue

Gottes und des heiligen Petrus seid, dann verliert in den Drangsalen den Muth nicht, sondern verharret wie gute Eiferer, in der bisherigen Treue" (in incepta fidelitate, wofür die Variante in incepto fideliter existirt).

Ohne Beweis fährt der Verfasser unermüdet fort den Papst als systematischen Händelmacher darzustellen. Nicht einmal durch die steigende Mißstimmung in Deutschland läßt sich der Papst zu einem andern Verfahren bewegen. Denn (S. 489) „weitaus die Mehrzahl der deutschen Bischöfe stand jetzt (im Jahre 1080) auf Heinrichs Seite, und hatten diese längst das Treiben des Politikers in der Kutte der ihnen als Nachfolger Petri seinen Willen aufdrängen wollte, mit Unwillen betrachtet, so steigerte dieser Unwille sich nun zum bittersten Haß." Ist das die Sprache eines Historikers? „Diesseits wie jenseits der Alpen (S. 490) tobte man in Flüchen gegen den herrschsüchtigen Mönch!" Schon das Bisherige ist arg genug; aber was soll man erst zu den Dingen sagen die Hr. von Giesebrecht S. 540 kritiklos dem Bernold (wie es scheint) nacherzählt, wie folgt: „Wenigstens so viel rang man endlich Gregor ab, daß er sich zu einer öffentlichen Krönung (Heinrichs IV. nämlich) bereit erklärte, wenn der König öffentlich Buße thue und sich vom Banne lossprechen ließe; andernfalls solle ihm die Krone nicht vorbehalten werden, aber nicht der Segen sondern der Fluch werde sie begleiten . . Der Adel theilte dem König die Entschließung des Papstes mit und fügte bei, daß ihm Gregor, wenn er die verlangte Buße nicht leisten wollte, die Krone an einer Stange von der Engelsburg herabreichen lassen würde; vielleicht glaubte man so noch größerem Aergerniß vorzubeugen." Ist das nicht eine kindische Komödie? Hr. von Giesebrecht spricht darauf von dem eisernen Manne, der für die Bitten seiner eigenen Römer kein Gefühl gehabt. Der Protestant Luden hingegen der von der angegebenen Komödie nichts weiß, sondern nur die Weigerung Gregors kennt Heinrich IV. ohne Satisfaktion zu krönen, redet nicht von einem „eisernen

Manne", sondern er sagt: „Diese Erklärung setzte den Papst allerdings der größten Gefahr aus; aber sie wahrte die Sache der Kirche, und die Farbe seines Lebens blieb ungetrübt."

Gregor VII. und Robert Guiscard waren „die hervorragendsten Männer ihres Jahrhunderts": das gibt Hr. von Giesebrecht zu; aber dennoch war der eine „ein fahrender Mönch", der andere „ein fahrender Ritter" (S. 563) gewesen, welche dem Kaiser „ungestraft den Gehorsam innerhalb seines Reiches verweigern konnten." Noch mehr: „Sein (Gregors VII.) ganzes Regiment ist eine lange Reihe von Anathemen . . . Wo aber das Anathem nicht den Gehorsam erzwang, glaubte Gregor auch als Richter zum Schwert und zu andern Mitteln der Gewalt greifen zu dürfen. Er hat den Volksaufstand in der Lombardei geschürt, in Deutschland den inneren Krieg genährt." Das ist nicht die Sprache der Geschichte sondern des Pamphlets. Gregor VII. ist von der katholischen Kirche unter die Heiligen versetzt worden und wird von den Katholiken als Heiliger verehrt. Darüber weiß sich Hr. von Giesebrecht leicht wegzuhelfen. „Die unbefangene Geschichtschreibung, die (S. 566) weder auf Kanonisationen noch auf Verketzerungen zu achten hat", stellt „Gregors wahre Geschichte" dar. Hat wirklich die unbefangene Geschichtschreibung auf derlei Dinge nicht zu achten? Ich dächte Kanonisationen und Verketzerungen seien auch historische Thatsachen und zwar sehr wichtige Thatsachen, und wenn ihnen die Geschichtschreibung nicht die gebührende Rechnung trägt, dann verdient sie das Prädikat „unbefangen" mit nichten. Ueberdieß scheint es, Hr. von Giesebrecht habe die Kanonisationen nicht unbeachtet gelassen, nur in umgekehrter Ordnung. Sein Urtheil über Gregor VII. könnte schon als Beleg hiefür gelten, aber es ist dieß nicht der einzige. Auch der Erzbischof Anno von Köln ist ein Heiliger, wie behandelt ihn aber unser Geschichtschreiber?

Anno „trat (S. 55) mit gewaltigem Selbstbewußtseyn" auf; „er wollte der Welt zeigen, daß er wisse, wie große

Dinge Gott an ihm gethan habe . . . Wenn irgend einer, glaubte er der Mann zu seyn das Reich in diesen schwierigen Zeiten zu leiten", er „ein entschiedener, rücksichtsloser Charakter mit allen Härten eines Emporkömmlings." „Eine Ueberlegenheit der Stellung anzuerkennen, fiel ihm (S. 91), dem stolzen Emporkömmling seiner Thaten, überaus schwer." Wieder heißt es bei Schilderung des schwachen Regiments unter Heinrichs IV. Mutter Agnes (S. 74): „Zu den Unzufriedenen gehörte vor Allen Erzbischof Anno der nicht galt, was er werth zu seyn meinte." Wenn es dann heißt (S. 76), Anno habe den Hauptantheil an der Entführung Heinrichs IV. gehabt, so wird man dagegen nichts einzuwenden haben, wohl aber dagegen, wenn gänzlich verschwiegen wird, daß Anno schon von Heinrich III. zum Mitvormund Heinrichs IV. ernannt worden war, und daß Viktor II. mit Zustimmung der Fürsten den Erzbischof Anno als seinen Stellvertreter in der Vormundschaft bezeichnet hatte. Hienach wird man denn doch von der Entführung Heinrichs IV. nicht mehr als von einem „unerhörten Frevel" (S. 78) reden können, noch davon daß es gewagt wurde „die Majestät in so ruchloser Weise zu beschimpfen", noch auch von einer „Revolution am kaiserlichen Hofe" (S. 175).

Auch mit Rom muß Anno in scharfen Widerspruch gerathen seyn. Schon Nikolaus II. gegenüber galt (S. 64) „Anno als die Seele jener Synode" welche Entsetzung und Bann über den Papst aussprach. Aber nur der schmähsüchtige Benzo erzählt etwas Aehnliches; ist das die Quelle von Giesebrechts, dann wissen wir was davon zu halten ist. S. 138 heißt es von ihm: „Man zwang Anno wegen Malmedy Versprechungen abzugeben die er nicht von fern zu halten gewillt war. Laut schmähte er auf die Römer, welche in den Gesandten des Königs dessen Majestät beleidigten." Ferner S. 145: „Zur Ostersynode des Jahres 1070 (15. Mai) wurden die Erzbischöfe von Mainz und Köln mit dem Bischof Hermann nach Rom beschieden, um sich wegen Anklage

der Simonie die gegen sie erhoben war, persönlich zu rechtfertigen. Sie erschienen in Rom und erhielten hier öffentlich die stärksten Verweise, daß sie die kirchlichen Grade verkauft und sich die Weihen hätten zahlen lassen. Auch das blieb Anno nicht erspart." Aber wie reimt sich mit diesen stärksten Verweisen (Lambert ist wohl hier die Quelle) zusammen, daß sich der Papst des Ausdruckes „geliebter und ehrwürdiger Erzbischof" für Anno bedient?

Indeß die Verweise wirkten. „Wie verändert (S. 146) waren die Bischöfe, als sie im Mai in ihre Heimath zurückkehrten! Als Fürsten waren sie ausgegangen, als Betbrüder kehrten sie heim." Das nachherige Benehmen Anno's paßt zwar nicht recht gut zu dieser Veränderung; schon nicht die Art wie er im Jahre 1072 wieder an den Hof zurückkehrte. Lambert meint nun, Anno habe das ungern gethan; Hr. v. Giesebrecht aber sagt S. 167: „wenn sich Anno sträubte, geschah es wohl nur zum Schein. Sobald er die Reichsgeschäfte angriff, zeigte er die alte Energie, die ganze Strenge die er von jeher gegen Andere geübt, das stolze Selbstbewußtsein früherer Tage und jenen felsenfesten Glauben, daß er allein der Mann sei die Gegensätze der Zeit zu vermitteln."

Auch das Benehmen Anno's bei einem Aufstand in Köln im Jahre 1074 war nach Hrn. von Giesebrecht ein bedenkliches (S. 295): „Der Erzbischof war Feuer und Flamme; nach seiner Art brach er in die furchtbarsten Verwünschungen aus und drohte den verwegenen Burschen mit strenger Züchtigung." Bei der Wiederherstellung der Autorität Anno's sollen von seinen Mannen ungerecht blutige Thaten verübt worden seyn. „Die Schuld alles Unglückes (S. 297) wälzten die Bürger auf den Erzbischof: wie hätten sie auch glauben mögen, daß jenes Blutbad ohne sein Wissen und Willen bereitet sei, mochten er und Andere immerhin geflissentlich diese Meinung zu verbreiten suchen?" Sonst ist es Regel, den Versicherungen eines nicht als Lügner bekannten Mannes zu glauben.

Die Hauptsache kommt aber erst im Schlußurtheil über Anno (S. 317—318): „Gewiß war Anno in Köln nichts weniger als beliebt gewesen, sein Tod machte gleichwohl in der Stadt den tiefsten Eindruck. Denn wie man auch über seine Tyrannei klagen mochte, unläugbar hatte er das Erzbisthum Köln auf eine Machthöhe gebracht die man vorher kaum geahnt hatte . . . An vielen Orten hielt man ihn in der That für das Orakel als welches er gerne angesehen werden wollte . . . In die Stellung eines Unterthanen, selbst eines solchen der dem Throne am nächsten stand, wußte er sich nicht zu fügen, und sein Hochmuth wurde dem Reich verderblich . . . Selbst nur zu geneigt jede Schranke zu durchbrechen, suchte er die königliche Macht in enge Grenzen zu bannen; wäre es ihm gelungen, wie er es wünschte, so würde er Roms Despotismus nicht weniger entschieden begegnet haben . . . In Legende und Lied haben die späteren Geschlechter Annos Andenken gefeiert, und aus dem Grabe zu Siegburg, an dem man Wunder über Wunder zu sehen glaubte, wurden im Jahre 1183 seine Gebeine als Reliquien eines Heiligen erhoben. Aber der heilige Anno ist nicht der Anno der Geschichte." Davon daß Anno nach seinem Tode in der Meinung des Volkes fortan als ein Heiliger galt, weiß Hr. von Giesebrecht nichts. Setzen wir zur Beleuchtung der Sache noch ein Urtheil des Protestanten Voigt hieher: „Keiner unter den Reichsfürsten war an Erfahrung, Einsicht in Staatssachen, Rechtlichkeit im Wandel, Bildung des Geistes und Eifer für des Reiches Wohlfahrt über ihm, wenige ihm gleich." Und wiederum: „Die Zeitgenossen sind seines Lobes voll; sie nennen ihn den köstlichsten Edelstein, die Blüthe und das Licht von ganz Deutschland." Ein solches Urtheil ist geeignet die Größe der Verkehrtheit begreifen zu lassen, welche in der Darstellung Hrn. von Giesebrechts gelegen ist.

Aehnlich wie Anno werden auch noch andere Männer behandelt, welche auf Seite Gregors VII. oder mit diesem in näherer

Beziehung standen. So heißt es von Gregor VI. der edelmüthig vom Pontifikate zurückgetreten war, und dem Hildebrand nach Deutschland gefolgt war, S. 13: er habe „in seiner Einfalt" das Papstthum gekauft, „um die Ideen Cluny's in das Leben zu führen." Und doch wissen wir von Gregor VI. selbst, daß das Geld nicht von ihm sondern von gutgesinnten Personen aufgewendet worden sei, um Klerus und Volk die Möglichkeit einer freien Wahl zu verschaffen. Das Geld wurde dem vor Gregor VI. zurücktretenden Benedikt IX. zum Ersatze seiner Auslagen ausbezahlt.

Der Bischof Burchard (Bucco) von Halberstadt, ein Neffe Anno's und Hauptförderer der kirchlichen Reform, aber freilich auch ein Hauptgegner Heinrichs IV. unter den Sachsen, ist (S. 55) „ein so ehrgeiziger und hochfahrender Priester, als jemals in Schwaben geboren." Noch schärfer ist das Urtheil über einen Gregor VII. nahe stehenden Italiener, über Gisulf von Salerno. „Gisulf von Salerno, heißt es S. 190, war ein Fürst von der schlimmsten Gemüthsart, von einer Treulosigkeit ohne Gleichen welche sich kaum durch die außerordentlichen Gefahren seiner Lage entschuldigen ließ: dennoch trat Hildebrand mit dem listenreichen Mann in ein so vertrautes Verhältniß, daß dadurch seine Freundschaft mit Abt Desiderius und den Mönchen von Monte Cassino bedenklich gelockert wurde." S. 443 heißt Gisulf „ein Tyrann der rohesten Art", S. 570 ein verruchter Mensch. Wie Gisulf zu solchen Prädikaten kommt, darüber möchte man sich vergeblich den Kopf zerbrechen, wenn man nicht annimmt, daß eben sein Verhältniß zu Gregor VII. eingewirkt habe. Sehen wir ihn doch im Jahre 1067 bei einer in Melfi von Alexander II. gehaltenen Synode und zwar im freundlichen Verhältnisse zu dem Papste und den Bischöfen; und nach Verlust seines Fürstenthums war er als Cardinallegat an der Seite des Bischofs Petrus igneus im Auftrage Gregors VII. thätig.

Fast komisch nimmt sich daneben aus, daß unser Geschichtschreiber den simonistischen Bischof Petrus von Florenz,

welcher seines Bisthumes entsetzt wurde, S. 187 einen „milden und gutmüthigen Bischof" nennt. Heißt man das die Sachen mit dem rechten Namen bezeichnen?

Aus dem Gesagten läßt sich schon errathen, daß Heinrichs IV. Person und Handlungsweise eine möglichst milde und günstige Beurtheilung bei Hrn. von Giesebrecht erfährt. Folgen wir ihm auf diesem Gebiet nicht in alle Einzelnheiten nach; es wäre zu viel für den Leser. Gegen das Ende seines Werkes da wo von dem Verhalten Heinrichs IV. und seines Sohnes gegeneinander die Rede ist, bringt der Verfasser selber eine Darstellung, welche die „großen Tugenden" die er sonst bei Heinrich entdeckt hat, durchaus nicht vermuthen läßt. „Es galt (S. 716), wer mit schlauer Kunst den andern überwand. So bekannt die verführerische List des Alten war, der Sohn zeigte sich hier als sein Meister. Ein entsetzliches Spiel des Betruges begann zwischen Vater und Sohn bei dessen Erinnerung sich jedes sittliche Gefühl empört." Nichtsdestoweniger hat Hr. von Giesebrecht sich in dem ganzen Werke bemüht, an Heinrich Alles weiß, an Gregor Alles schwarz anzustreichen. Heinrichs offenkundiges Streben nach absolutistischer Herrschaft und alle despotischen Künste dieser Politik erscheinen ihm stets in dem legitimen Glanze einer Haltung, worauf ihn die Natur seiner Stellung hinwies: „er will die Selbstständigkeit der Großen brechen, den Trotz der Stämme beugen, um sie dem Königthum und den allgemeinen Interessen des Reichs dienstbar zu machen; er will die Macht des Reichs und vor allem die eigene." Und somit war Alles gut.

Hr. von Giesebrecht findet z. B. kein Wort des Tadels für Heinrich IV. ob der „furchtbaren Verwüstungen" welche bei seinem Rückzuge aus Schwaben im J. 1077 (S. 438) seine Straße bezeichneten, noch auch wegen der Schändungen und Sacrilegien die bei einem andern Zuge stattfanden, worüber es vielmehr S. 460 heißt: „Und dieß geschah vor den Augen der Bischöfe, welche dem Könige dienten." Dagegen wird

S. 441 ein bestechendes Bild von Heinrich IV. entworfen: „Einmal in diesen furchtbaren Kampf (mit dem Gegenkönige und seinen Anhängern) hineingerissen, führte er ihn mit solcher Energie und zugleich mit solcher Klugheit, daß seine Feinde bebten und ihn wider Willen bewundern mußten. Kaum war er zum Manne gereift, aber seine Erfolge waren die eines erfahrenen Staatsmannes und Feldherrn."

Der Friedliebende blieb Heinrich IV. natürlich immerdar. Als er im J. 1084 nach schmählichem Treiben aus Italien zurückkehrte, that er dieß (S. 588) mit den „besten Hoffnungen die Einheit des Reiches und einen allgemeinen Frieden herzustellen." Nur wollte er „zuvor vollständige Unterwerfung." Mit welchen Hoffnungen Der vollständige Unterwerfung erwarten konnte über welchen die Markgräfin Mathilde nach Deutschland berichtete, er habe auf diebische Weise die Siegel des Papstes Gregor in seine Hände bekommen, begreift sich nicht. Aber nach Hrn. von Giesebrecht (S. 588) betrat Heinrich IV. den deutschen Boden „in dem Glanz der Kaiserkrone und mit der Erwartung, daß seine erhöhte Autorität den Muth der Freunde beleben, die Feinde mit Furcht erfüllen werde." Leider erschien auch wieder ein päpstlicher Legat, Otto von Ostia, als es zu Anfang des J. 1085 zu Unterhandlungen kam. Denn „es lag in der Natur der Dinge, daß einem gütlichen Ausgange der Verhandlungen nichts hinderlicher seyn mußte als die Gegenwart des Legaten." Bei den Verhandlungen selbst erlaubten sich Heinrichs IV. Wortführer eine aus Pseudoisidor angeführte Beweisstelle zu fälschen. Hr. von Giesebrecht erzählt das (S. 592) mit den Worten: „der Legat bemühte sich zugleich darzuthun, daß der betreffende Satz auf einer absichtlichen Verdrehung der Worte Isidors beruhe."

Doch nun ging Heinrich IV. daran, in seiner Weise den Frieden in Deutschland herzustellen oder „die Sache zur Entscheidung zu treiben." Dieß sollte auf einer zu Mainz im Mai 1085 abgehaltenen Synode geschehen, von der S. 595

erzählt wird: „Die ausgesprochene Absicht des Kaisers und seines Papstes (des Gegenpapstes Clemens) bei derselben war die Einheit der deutschen Kirche herzustellen, indem man sie sich ganz wieder unterwarf, die widerstrebenden Bischöfe zu entsetzen und andere an ihre Stelle zu bringen, auf deren Gesinnung man bauen konnte.“ Die Gregorianischen Bischöfe „wurden sämmtlich excommunicirt, ihre Bisthümer für erledigt erklärt, und mit der Besetzung derselben sogleich begonnen.“ Ein echtes Einigungswerk für die deutsche Kirche, nicht wahr! Kampf auf Kampf war die Folge davon und mußte es seyn. Aber nochmal wurde die Möglichkeit zum Frieden geboten. In Speyer wurden Heinrich IV. von den Schwaben und Sachsen (S. 607) Anerbietungen der Unterwerfung gemacht, wenn er den Bann anerkenne und sich von demselben lösen lasse. Es war gewiß sehr tadelnswerth, wenn er diese Anerbietungen nicht annahm; Hr. von Giesebrecht aber sagt nur: „Mit Entschiedenheit wies Heinrich diese Zumuthung zurück.“

Besehen wir uns nur noch die Urtheile, welche über Heinrichs IV. Auftreten gegen Rom und in Italien gefällt werden. Schon hatte einmal ein Absetzungsversuch gegen Gregor VII. stattgefunden, aber mit üblen Folgen für Heinrich IV. Im Jahre 1080 sollte ein ähnliches Schmachstück aufgeführt werden. Hierüber heißt es S. 491: „Hier (in Brixen) wurde am 25. Juni 1080 eine Synode gehalten, die nach dem Willen Heinrichs folgenschwere Beschlüsse zu fassen hatte.“ Nachdem das Absetzungsdekret unterzeichnet war, sollte auch noch eine Papstwahl vorgenommen werden. „Hatte Hildebrand ihm (Heinrich IV.) einen Gegenkönig entgegengestellt, so sollte die Synode jenem jetzt einen Gegenpapst setzen; in jedem Betracht wollte er seinem Gegner das Widerspiel halten und ging dabei wenigstens von vornherein mit voller Offenheit zu Werke.“ Es war zwar „ein für ihn (Heinrich IV.) und das deutsche Kaiserthum höchst trauriger Bund“ (S. 494), als Heinrich den simonistischen Bischöfen

Italiens die Hand reichte; aber dennoch trieb es ihn nach dem Tode des Gegenkönigs (S. 511) „über die Alpen; er hatte Wibert (den Gegenpapst) nach Rom zu führen versprochen, wollte den verwegenen Mönch der abermals den Bann gegen ihn geschleudert, züchtigen und sich in St. Peter von dem Papst den er selbst eingesetzt, als Kaiser gekrönt sehen.“ Nun verlangten die Sachsen, daß der Papst in Frieden gelassen werde. Aber „die Gesandten des Königs konnten (S. 513) natürlich auf einen Waffenstillstand nicht eingehen, der sich auch auf Italien ausdehnte.“ Denn Heinrich IV. „sah in dem Papst das Haupt aller rebellischen Bewegungen; dieses Haupt zu treffen erschien ihm für den Augenblick als seine wichtigste Aufgabe.“

Vor Rom erschienen, um den Papst zu vertreiben, meldete er den Römern, er komme, um die Zwietracht zwischen Reich und Kirche zu beseitigen; diese Worte waren (S. 521) „gut gewählt“; aber „jener Mönch, der noch vor Kurzem so hülflos und verlassen schien“, vereitelte ihm die Krönung. Es war höchst unwürdig, daß Heinrich IV. seine Zeit mit Bekämpfung des Papstes und dann der Markgräfin Mathilde vertrug; aber dafür hat Hr. von Giesebrecht kein tadelndes Wort, sondern S. 528 sagt er: „Als Heinrich über den Po zurückwich, mußte er sich sagen, daß er sich weder dem Mönche in Rom, noch dem Weibe in Mantua gewachsen gezeigt habe.“

Im Jahre 1090 führte Heinrich IV. die Kriegsfurie nochmal nach Italien. Er hatte hiebei (S. 622) „den Untergang Mathildens und der Welfen im Auge.“ In diesem Falle blieb dem Papste Urban II. „kaum eine andere Wahl, als die Reste der Gregorianischen Partei nach Frankreich zu flüchten, wo sie sich allgemach hätte auflösen müssen.“ Daß diese Auflösung nicht nothwendig war, könnte Hr. von Giesebrecht aus dem Aufenthalte Alexanders III. in Gallien schließen. Wenn aber die Sache anders ging, und Mathilde dem deutschen Kaiserthum unheilbare Wunden schlug, muß dann nicht

Heinrichs Unternehmen entschieden getadelt werden? Nicht bloß dieses nicht, sondern S. 624 heißt es: „Der Kaiser war offenbar in der vortheilhaftesten Stellung: hätte er Wibert (den Gegenpapst) aufgegeben, so wäre jeder weitere Widerstand gegen seine Herrschaft in Deutschland und Italien unmöglich geworden." Nun wenn auch das unterblieb, dann muß doch der entschiedenste Tadel ausgesprochen werden? O nein; Hr. von Giesebrecht sagt vielmehr: „Wie konnte er den Gegenpapst jetzt fallen lassen, wo dessen Macht in Rom sich eben befestigte?" Ist das unbefangene Geschichtschreibung?

Endlich kam die für Heinrich IV. sehr empfindliche Demüthigung, daß seine zweite Gemahlin als Anklägerin gegen ihn auftrat. Was an der Sache eigentlich gewesen ist, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit ermitteln; nur soviel ist gewiß, daß Heinrich IV. seine Gemahlin nicht behandelt hat wie er sie behandeln sollte. Diese trat nun vor dem Concil zu Piacenza als Klägerin auf und soll Schändliches über ihren Gemahl vorgebracht haben. Hiezu äußert nun Hr. von Giesebrecht S. 640: „Der Papst erließ der Kaiserin jede Buße für ihre Vergehungen; gegen den Kaiser waren die Strafen der Kirche längst erschöpft, aber Haß ließ sich noch immer auf Haß häufen, die Wuth der Leidenschaft steigern — und welcher Sturm des Fanatismus wird sich in dieser Versammlung erhoben haben!" Ist das die Sprache der unbefangenen Geschichtschreibung?

Heinrichs IV. Rolle in Italien war ausgespielt, und die Markgräfin Mathilde „fast allein mit den Ihrigen" hatte ihn „mit männlichem Muth aus Italien verjagt", sie deren Hingabe an die Ideen Gregors an eine Leidenschaft streift, „die mehr Schrecken als Bewunderung einflößt" (S. 654). Man kann nebenbei daraus entnehmen, wie unrichtig Hrn. von Giesebrechts Darstellung S. 412 ist: „Wenn sich Heinrich jetzt (nach der Buße von Canossa) von den excommunicirten Bischöfen Lombardiens trennte, lief er Gefahr den Anhang

zu verlieren, auf den er bisher am sichersten hatte zählen können; er mußte den Verlust Italiens besorgen, ehe er Deutschland wieder gewonnen.“ In Wirklichkeit sollte das historische Urtheil lauten: Es verdient den schärfsten Tadel, daß sich Heinrich IV. nicht an die kirchlich gesinnten Elemente anschloß, um so zuerst in Italien und dann auch in Deutschland festen Boden wieder zu gewinnen. Viel Blut das in der Folge floß, wäre dann nicht vergossen worden.

Nach seiner Rückkehr aus Italien im Jahre 1097 nahm Heinrich IV. in Deutschland sein uns schon bekanntes Friedenswerk wieder auf. „Wir wissen daß es die erste Sorge des Kaisers war einen allgemeinen Frieden herzustellen.“ Die Umstände waren hiefür günstig. Hr. von Giesebrecht hat auch schon früher einmal eine über allen Vergleich günstige Stimmung für Heinrich IV. im obern Deutschland erkannt, nämlich nach der Rückkehr von Canossa. „Ein Umschwung der Meinungen, sagt er S. 434, war im oberen Deutschland erfolgt, wie man sich ihn kaum schroffer vorzustellen vermag.“ Dieser Umschwung scheint aber in Wirklichkeit nicht stattgefunden zu haben, da noch im nämlichen Jahre Heinrichs IV. Gegner Berthold und Welf ein Heer von „etwa 5000 Mann, meist schwäbische Ritter“ (S. 435) aufbrachten. 5000 Mann fielen aber damals sehr in die Wagschaale, ja es ist selbst die Frage erlaubt, ob es wohl in ganz Schwaben bei 5000 Ritter gegeben hat. Das war im Jahre 1077, und in dieses Jahr fällt auch die von Hrn. von Giesebrecht verschwiegene Thatsache, daß Heinrich IV. die Ueberbringer eines päpstlichen Schreibens vom 31. Mai durch seine Diener mißhandeln ließ. Hätte er etwas solches auch bei Gregor VII. verschwiegen?

Indeß war jetzt wirklich eine für wahren Frieden günstige Stimmung eingetreten. In Schwaben hatte sich in den Bedrängnissen der Zeit das religiöse Leben neu entzündet, es entstanden viele Klöster und auch andere religiöse Vereine, wie Bernold zum Jahre 1091 anziehend erzählt. Auch Hr.

von Giesebrecht berichtet darüber, aber nicht so wie Bernold. „Diese Mönche (S. 616) welche offen Aufstand gegen den Oberherrn und die Kirchengewalten (sollte heißen „gegen das Schisma") predigten, waren in unsern Gegenden eine neue Erscheinung. Sie fesselten die Aufmerksamkeit schon durch ihre äußere Erscheinung, die ungewöhnlich großen Tonsuren, die weiten Kleider, die verzückten und schwärmerischen Geberden ... In zerrissenen Gewändern mit struppigen Bärten gingen diese „„Armen Christi"" einher, welche vordem in der Welt geglänzt hatten . . . Die Weiber verließen ihre Gatten und bildeten Vereine gleicher Art." Bernold weiß nur, daß auch die Verheiratheten unter Leitung von Ordensmännern sich eines religiösen Lebens beflissen.

An diese Begeisterung hätte nun Heinrich IV. anknüpfen sollen, wenn er wahren Frieden herstellen wollte; anstatt dessen ließ er den Propst Manegold von Marbach, einen eifrigen Gegner des Schisma, in's Gefängniß werfen. „Die hitzigsten Wortführer der kirchlichen Partei, heißt es S. 659, wie der Propst Manegold von Marbach, mußten im Kerker büßen, was sie gegen den Kaiser gefehlt hatten, oder das Weite suchen." Ja was hatten sie denn eigentlich gefehlt? Waren etwa sie schuld, wenn sich „die deutsche Kirche damals im Zustande völliger Anarchie" (S. 664) befand, und nicht vielmehr Heinrich IV.? — Mit dem im Jahre 1100 erfolgten Tode des Gegenpapstes Clemens III. trat die Möglichkeit einer Aussöhnung mit dem rechtmäßigen Papste ein und somit der Herstellung des Friedens. Trotzdem erzählt Hr. von Giesebrecht S. 675 ohne den leisesten Tadel, Heinrich IV. habe einen Reichstag nach Mainz berufen, damit „für die Besetzung des apostolischen Stuhles und für die Herstellung der kirchlichen Einheit die erforderlichen Schritte geschehen." Inzwischen hatten die Kreuzzüge begonnen; auch Heinrich IV. erklärte, nach dem heiligen Lande ziehen zu wollen, handelte aber so, daß die „ihm abgeneigten Fürsten" unwillig sahen, „daß er mit ganz anderen Dingen beschäftigt war, als den

Rüstungen zum Kreuzzug" (S. 695). Das möchte zum Verdachte führen, Heinrich IV. sei es mit dem Versprechen nicht Ernst gewesen. Aber nein. „So ehrlich gewiß der Wille Heinrichs war sein Schwert für das heilige Grab zu ziehen (S. 692), so gedachte er doch das Reich nicht eher zu verlassen, als bis ... mit dem Papst die Eintracht hergestellt sei." Woher nimmt denn Hr. von Giesebrecht das Kriterium zur Beurtheilung der inneren Gesinnung Heinrichs IV.? Hier spricht er von ehrlichem Willen; bei der Buße von Canossa aber, bei der doch Heinrich IV. viel gethan hatte den Ernst seines Willens zu erproben, sagt er S. 411: „Niemand wird glauben, daß Heinrich zerknirschten Herzens vor Canossa stand; gewiß haßte er den Mönch, der ihm die Burgthore verschloß, nur tiefer, als je zuvor."

Der Kreuzzug unterblieb, und auch die Herstellung der Eintracht mit dem Papste ließ vergeblich auf sich warten. In dieser Beziehung „wäre (S. 697) jede Bemühung bei der Gesinnung welche Paschalis kund gab, vergeblich gewesen." Es hatte ja dieser neue Papst auf einer Synode zu Rom „den Kaiser unwiderruflich in den Bann gethan." Die Zeitgenossen urtheilten freilich anders, wie Hr. von Giesebrecht selber sagt. Sie warfen (S. 699) „die Schuld des unheilvollen Zerwürfnisses allein auf des Kaisers Hartnäckigkeit."

Mit der Herstellung des Friedens wurde es überhaupt nichts; dagegen fand Heinrich IV. nach Hrn. von Giesebrecht, der hier wieder mit aller Sicherheit über das Innerste des Herzens urtheilt, ein friedliches, ruhiges Ende. „Ein ruhiges Ende war Heinrich nach dem unruhevollsten Leben beschieden. Wenn auch im Bann, doch versöhnt in seinem Herzen mit Gott und den Menschen, ging er dessen Namen seit einem halben Jahrhundert Streit über Streit erweckt hatte, friedlich aus dieser Welt des Kampfes ... Niemand mag sich Heinrichs Leben wünschen, Jeder sein Ende." Nun das sieht ja fast einer Canonisation ähnlich! Weiter heißt es S. 736:

„Die Menge drängte sich um den Sarg, um ihn zu berühren, und glaubte dadurch einen besondern Segen zu empfangen. Man legte Saatkörner auf denselben, weil man wähnte, daß sie so eine außergewöhnlich fruchtbringende Kraft gewinnen würden. Die Erde in welcher der Kaiser geruht hatte, grub man aus und streute sie über die Aecker. Heinrichs Gebeine achteten die Lütticher jetzt wie die Reliquien eines Heiligen und wollten sie nicht wieder aus der Stadt lassen; der Verlust derselben, meinten sie, beraube sie ihres Wohlstands und Glücks." Die Leiche wurde nach Speyer gebracht und in einer ungeweihten Kapelle beigesetzt. „Fast fünf Jahre stand die Kaiserleiche unter dem Fluche der Kirche in der ungeweihten Kapelle, doch das Volk besuchte gern die Stelle, wohin der Haß des Papstes und des Bischofs den todten Kaiser gebannt hatte." Bei der später erfolgten kirchlichen Beisetzung Heinrichs IV. ertheilte Heinrich V. Speyer besondere Vergünstigungen. „Nun nährten (S. 738) die Wunder der kaiserlichen Reliquien nicht sie (die Lütticher), sondern die Bürgerschaft und die Armuth in Speyer." Seltsam nimmt sich diesen Darstellungen gegenüber die Nachricht aus, ein Zeitgenosse habe bemerkt: Israel habe bei Pharao's Untergang den Herrn nicht mehr gepriesen, als bei der Nachricht von dem Tode Heinrichs IV. geschehen sei.

Das mag genügen, um die verwerfliche, durch und durch parteiische Tendenz zu bezeichnen welche in diesem Bande der Kaisergeschichte herrscht, wobei jedoch ausdrücklich bemerkt wird, daß ja nicht alles besprochen und gerügt worden ist was besprochen und gerügt zu werden verdiente. Wer das Buch liest, ohne eine genaue Kenntniß der wirklichen Sachlage oder doch eine sehr feste Begründung in dem katholischen Glauben zu haben, in dem wird Unwillen gegen die Päpste und Abwendung von der katholischen Kirche, die einen Gregor VII., einen Anno unter die Heiligen zählt, die ganz natürliche Folge seyn. Ein ähnlicher Geist wird auch die weitere Bearbeitung die von Hrn. von Giesebrecht noch zu

erwarten ist, beherrschen, wie daraus abzunehmen ist, daß er den Hohenstaufer Friedrich II., eine der verworfensten Persönlichkeiten welche im Mittelalter eine hervorragende Rolle spielten, S. 202 den „letzten unserer großen Kaiser" nennt.

Und der Mann welcher mit solchen Anschauungen vor die Oeffentlichkeit tritt, soll die Aufgabe haben den Geschichts-Unterricht der bayerischen Gymnasien zu reformiren?! Ja wohl, wenn es Zweck des Geschichtsunterrichts wäre, die Jugend systematisch durch Entstellung der Thatsachen und Charaktere um den katholischen Glauben zu bringen, dann wäre Hr. von Giesebrecht der rechte Mann zur Neuorganisirung unserer historischen Studien. Außerdem ist er hiezu nicht geeignet. Ja wir glauben auch, die bayerische Staatsregierung wird, nachdem die fanatische Tendenz der Giesebrechtischen Geschichtschreibung so grell an das Tageslicht getreten ist, nicht umhin können ihm auch den Einfluß zu entziehen, den er jetzt schon auf die künftigen Geschichtslehrer als Vorstand des historischen Seminars in München übt. Die Katholiken Bayerns haben ein sehr bestimmtes Recht solche Maßregeln zu erwarten!

XVII.

Politische Gedanken vom Oberrhein*).

Der heutige Liberalismus zunächst im südwestlichen Deutschland.

V. Die deutsche Frage. Militär-Conventionen mit Preußen. Vorgehen der Regierungen. Reformprojekte. Preußische Politik. Badische Erklärung. Preußisch-französischer Handelsvertrag. Dr. Bluntschli und der Abgeordnetentag. Großdeutsche Versammlung und Reform-Verein.

Vor sechsundvierzig Jahren war der deutsche Bund die einzige nationale Einrichtung, welche bei den dynastischen Ansprüchen auf dem Wiener Congreß möglich und diese unvollkommene Einrichtung ist immerhin besser und nützlicher

---

*) Seitdem der Herr Verfasser die obigen Artikel vollendet hat, ist ihr Gegenstand völlig der Geschichte anheimgefallen. Er hat keine praktische Folge mehr, da der deutsche Krieg alle Peripetien einer friedlichen Entwicklung Deutschlands kurzweg abgeschnitten hat. Alles was die Parteien geredet und gewollt haben, ist heute nichts mehr als unfruchtbare Vergangenheit. Aber doch sehr lehrreiche Vergangenheit. Vielleicht hat es sich nie schlagender bewiesen, daß der Mensch denkt und Gott lenkt. Die Artikel des Herrn Verfassers sind daher wohl von den Ereignissen überholt, aber sie sind keineswegs antiquirt. Sie sind die Geschichte des gestrigen Tages, den der heutige Tag so unerhört zu Schanden gemacht hat.
Anm. d. Red.

gewesen als das Reich im achtzehnten Jahrhundert. Daran aber dachte man nimmer; was der Bund auch Gutes gewirkt, das war verläugnet oder vergessen; man sah nur noch die Mängel. Daß der National-Verein das Volk aufgestachelt und daß er viel beigetragen hat, um die Idee einer nationalen Einigung in der deutschen Nation wieder zu erwecken, das ist sicher und gewiß, aber er konnte diesen Erfolg nur deßhalb gewinnen, weil der Trieb dieser Einigung schon in dem Volke lag. Bei den meisten Menschen war die Idee nur ein ungeformter Gedanke, bei vielen andern aber nahm sie sehr verschiedene Gestaltungen an. Wollten die Einen die preußische Oberherrschaft, so dachten die Anderen an das alte Reich mit einem habsburgischen Kaiser. Strebten Viele zu dem geschlossenen Bundesstaat, so wollten ebenso Viele die Erhaltung des Staatenbundes mit organischen Einrichtungen, die ihn kräftiger machen sollten. Ueberall aber war Mangel an richtiger Auffassung gegebener Verhältnisse; überall Unklarheit, Verkehrtheit oder Verblendung.

Die deutschen Regierungen konnten die Forderungen der Nation nicht mehr übersehen. Unläugbare Uebelstände hatten bis in die innersten Verhältnisse der Staaten gewirkt und große Ereignisse hatten die Schwäche des Bundes so sehr in das grelle Licht des Tages gestellt, daß selbst die Glaubensseligkeit der deutschen Höfe erschrack. Die blödesten Augen mußten wahrnehmen, daß wenn nicht der Bestand, so doch die Selbstständigkeit der Einzelstaaten nur in dem schwachen Bund ihre Gewähr suchen konnten und die dynastischen Interessen mußten mit der Idee der Nation gehen. Die deutschen Regierungen traten ein für eine Reform des Bundes und so entstund die sogenannte deutsche Frage, welche von den liberalen Parteibewegungen nicht mehr getrennt werden kann. Die nachfolgenden Betrachtungen jedoch glauben eine allgemeine Kenntniß der Behandlung dieser deutschen Frage voraussetzen zu dürfen.

Im September 1859, also unmittelbar nach der Consti-

tuirung des National-Vereines auf der zweiten Versammlung zu Eisenach traten die Minister der Königreiche Bayern, Württemberg und Sachsen in München zusammen, angeblich um gemeinschaftliche Anträge an die Bundesversammlung, besonders auch über das Wehrwesen, zu berathen und um Preußen zu einer bestimmten Erklärung über seine Stellung im Bunde zu veranlassen. Bald nachher im November versammelten sich in Würzburg die Minister von neun Bundesstaaten*). Diese vielgeschmähte Würzburger Conferenz besprach mancherlei Dinge und unter diesen auch die holsteinische Sache; sie verständigte sich darüber, daß Reformen des Bundes nur durch den Bund selbst bewirkt werden sollen; aber sie faßte keine förmlichen Beschlüsse, denn sie wollte nur ein grundsätzliches Einverständniß über späteres Vorgehen erzielen. Diese Conferenz war allerdings dem Grundgedanken des National-Vereines entgegen; sie hatte keine Maßregel gegen diesen aber auch keine weiteren Schritte für die nationale Angelegenheit zur Folge. Die Dresdener-Conferenzen der mittel- und kleinstaatlichen Kriegsminister brachten nur eine Uebereinkunft zu Stande, durch welche sie die Ernennung und Bestellung des obersten Befehlshabers den beiden Großmächten überließen und verschiedene zweckmäßige Maßregeln für den Fall eines Krieges, darunter die Ernennung eines gemeinschaftlichen Befehlshabers für ihre betreffenden Armee-Corps festsetzten, selbstverständlich aber von der Wehrverfassung des Bundes sich nicht entfernten**).

Die deutschen Regierungen wollten eine nationale Einigung, wie sie solche dachten, durch gemeinsame Einrichtungen

---

*) Bayern, Sachsen, Württemberg, Großherzogthum Hessen, Kurfürstenthum Hessen, Mecklenburg-Schwerin, Nassau, Meiningen, Altenburg.

**) Die Staaten der Vereinbarung (Juni 1861) waren: Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Baden, die beiden Hessen, Mecklenburg-Schwerin und Nassau. Die Festsetzungen betrafen das 7., 8., 9. und 10. Armee-Corps.

und gleiche Gesetze bewirken*); sie glaubten daß die Aenderungen der Bundesverfassung, soweit solche nothwendig, auf mittelbare Weise viel leichter errungen würden. Unter der nationalen Einigung verstunden sie eine gewisse Centralisirung der Bundesverhältnisse und sie meinten, daß solche von selbst folgen müsse aus der Gemeinsamkeit materieller Einrichtungen und aus gleichen Gesetzen. Die Völker dagegen waren der Meinung, daß eine Uebereinstimmung der Gesetzgebungen und Institutionen in den Bundesstaaten ohne besondere Mühe gewonnen würde, wenn einmal eine centrale Leitung des Bundes hergestellt sei.

Im Januar des Jahres 1861 hatte der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha sein viel besprochenes Schreiben an den „bekannten österreichischen, einem kleinen deutschen Staate entstammten Staatsmann“ mit einem Entwurf für Deutschlands nationale Gestaltung erlassen. Dieser Entwurf forderte die Aufnahme von Deutsch-Oesterreich in den neuen Bund; er bildete die Centralgewalt durch ein Fürstencollegium unter wechselndem Vorsitz von Oesterreich und Preußen; er setzte das Parlament durch Abgeordnete der besonderen Landes-Vertretungen zusammen und stund demnach in vollkommenem unlösbarem Widerspruch mit dem Grundgedanken des National-Vereines, welcher sich bisher der Gunst des hohen Herrn und in dessen Landen selbst seines Schutzes erfreuet hatte**). Mit

*) Oesterreich, Bayern, Sachsen, Hannover und Württemberg, die beiden Hessen, Braunschweig und Nassau handelten in diesem Sinn. Sie wollten für alle Bundesstaaten gemeinschaftlich durchsetzen gleiches Maß und Gewicht, Handels- und Patentgesetz, Sicherung des geistigen Eigenthumes, Regelung der Heimatsverhältnisse, gegenseitige Rechtshülfe in bürgerlichen Streitigkeiten, gleiches Obligationenrecht und gleichen Civil- und Criminalproceß.

**) Das Schreiben des Herzogs ist lange Zeit für unächt gehalten worden, aber die Erklärung in dem halbamtlichen Coburger Organ hat die Authenticität außer Zweifel gestellt.

dem Grundsatz seines Vorschlages waren jedoch die folgenden Handlungen des Herzogs wieder nicht im Einklang. Im Monat Mai verkehrte er zu Frankfurt mit von Bennigsen und mit anderen Häuptern des National-Vereines und von dort begab er sich nach Heidelberg zu einer Besprechung mit dem badischen Minister von Roggenbach. Die bekannten und die unbekannten Führer der „nationalen Bewegung" meinten, die Zeit der „Aktion" sei gekommen und in gut unterrichteten Kreisen stund der Glaube fest, daß Baden, Weimar und Coburg-Gotha sich vereinbart hätten, um einen Bruch in die Bundes-Akte und in die Wehrverfassung des Bundes zu legen; daß sie die Initiative nehmen wollten für die Herstellung der „diplomatischen und militärischen Führung Deutschlands durch Preußen"; daß sie überhaupt entschieden und thätig vorzugehen gedächten, während die sogenannten großdeutschen Regierungen in weitläuftigem Depeschenwechsel und in erfolglosen Verhandlungen sich abmühten. Wirklich wurde schon am 1. Juni 1861 die Militär-Convention des Herzogs von Coburg-Gotha mit der Krone Preußen abgeschlossen und der Großherzog von Sachsen-Weimar stund über eine gleiche in Unterhandlung. So war nun Preußens Führerschaft durch eine Thatsache anerkannt, die Initiative für Bildung der preußischen Hegemonie war genommen, der Bruch in die Verfassung des Bundes hatte begonnen. Es erschien nun ganz folgerichtig, daß auch Baden diesen Schritten sich anschließe, schnell verbreitete sich das Gerücht von Unterhandlungen und die Organe der Regierung hatten keine leichte Arbeit, um das Erlöschen des allgemein geglaubten Gerüchtes zu bewirken. Nur langsam legte sich die Aufregung der Gemüther*) und die Abneigung gegen das Preußenthum war nicht vermindert.

*) Man sagte in Carlsruhe, daß diese Unterhandlung nicht auf dem gewöhnlichen diplomatischen Wege eingeleitet und daß ein frem-

Von Sachsen zuerst kam ein positiver Entwurf über die Umgestaltung des Bundes. Es war eine sonderbare Gestaltung mit ihrer wandernden Bundesversammlung, mit ihrer wechselnden Präsidialmacht, mit ihrer ständigen und fast unabhängigen Militär-Commission, mit dem Bundesgericht und mit einer kümmerlichen Vertretung durch Delegirte aus den Ständeversammlungen *). Die Wirkung dieser Vorlage bestund darin, daß sie nun wirkliche Verhandlungen über die deutsche Frage hervorrief und somit die verschiedenen Regierungen nöthigte mit ihren Meinungen hervorzutreten. So hatte der Herzog von Coburg-Gotha schon unterm 31. Oktober 1861 eine Erklärung an die Bundesversammlung erlassen, welche schonungslos, aber mit Wahrheit die Mängel der Bundesverfassung bezeichnete und offen aussprach: es sei der Nation jede Gemeinsamkeit ihrer politischen Leitung genommen und es sei nur eine nothwendige Folge, daß ihr auch jede gemeinsame und gesetzliche Betheiligung an ihren großen Angelegenheiten entzogen sei. Der sächsische Entwurf hatte die Hoheitsrechte der Staaten gewahrt, aber der Herzog von Coburg-Gotha hat deren Unterordnung in dem Sinne des National-Vereines verlangt **). Oesterreich stellte die großen

---

der, damals in Gotha wohnender, ehemals holsteinischer Beamte mit dieser Einleitung beauftragt sei. Dieses Gerücht machte nicht nur auf die badischen Truppen, sondern auch auf die gesammte Bevölkerung einen peinlichen Eindruck.

*) Der Entwurf zur Umgestaltung des Bundes wurde den deutschen Höfen vorgelegt mit einer Denkschrift des Ministers von Beust vom 15. Oktober 1861.

**) Seine Erklärung vom 31. Oktober 1861 sagt: „Das Recht und das Bedürfniß der Nation fordere eine einheitliche Kriegsverwaltung, Armee und Flotte, eine einheitliche Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und die entsprechende Vertretung im Auslande und eine einheitliche Verwaltung der gemeinsamen inneren Interessen. Diese Einheit kann dem monarchischen Princip gemäß nur durch Einen persönlichen Willen zur Ausführung gebracht und durch

Mängel der Bundesverfassung nicht in Abrede; es erklärte das Ehrenrecht des Bundespräsidiums für ein allgemeines deutsches Interesse; es anerkannte die Nothwendigkeit einer Reform des Bundes, welche „mit einer festen allseitigen Verbürgung der gesammten deutschen wie außerdeutschen Besitzungen Oesterreichs und Preußens verbunden seyn soll.“

Die Nothwendigkeit einer neuen Gestaltung der Bundes-Verfassung mit einer Vertretung des Volkes wurde allmählig die Meinung aller Regierungen. Auch die preußische stellte beides nicht vollkommen in Abrede, aber sie verwarf das sächsische Projekt als ein solches welches die Bundesverfassung viel künstlicher und verwickelter und deßhalb viel unwirksamer machen würde, als sie bisher gewesen. Die preußische Regierung brachte in ihrer Erklärung die Idee des sogenannten engeren Bundes, d. h. eine Einigung gewisser Staaten unter sich ohne aus dem bestehenden Staatenbunde herauszutreten*). Das Ministerium forderte, daß den organischen Einrichtungen des Bundes die realen Machtverhältnisse zu Grunde gelegt werden müssen und der König

eine einheitliche Volksvertretung für die gemeinsamen Angelegenheiten gestützt werden.“

*) Depesche an den Gesandten zu Dresden vom 20. Dezember 1861. Die preußische Regierung bemerkt: Der Freiherr von Beust gehe von der Voraussetzung aus, daß es sich bei den Reformen des Bundes immer nur um die bessere Entwickelung eines Staatenbundes handeln könne, weil der Bundesstaat gleichbedeutend sei mit der Auflösung des Bundes, und sie fährt fort: „Auch wir glauben, daß ein ernster Versuch, den ganzen Bund in bundesstaatliche Form zu zwingen, leicht von solchen Folgen begleitet seyn könnte, während uns die Bildung eines Bundes-Staates im Staatenbunde mit dem Fortbestehen des letzteren sehr wohl vereinbar scheint. Eben daher schreibt sich eines unserer Hauptbedenken gegen die Reformplane des Freiherrn von Beust, welche wie wir schon oben andeuteten, nach unserer Ansicht gerade für das Ganze eine bundesstaatliche Richtung einschlagen.“

in seiner Thronrede am 14. Januar 1862 sprach aus: seine Regierung „werde unablässig zu Gunsten solcher Reformen bemüht seyn welche, den wirklichen Machtverhältnissen entsprechend, die Kräfte des deutschen Volkes energischer zusammenfassen und Preußen in den Stand setzen den Interessen des Vaterlandes mit erhöhtem Nachdruck förderlich zu werden.“

Der Großherzog von Baden hatte am 30. November 1861 seine Kammern eröffnet; selbstverständlich mußte auch er in seiner Thronrede die sogenannte deutsche Frage berühren und so sprach er denn aus: immer ernster trete das Bedürfniß hervor Deutschlands Macht und Ansehen zu kräftigen; die Befriedigung der nationalen und politischen Interessen der Deutschen sei nur möglich durch eine feste und thatfähige Organisation, „welche Deutschland zur Vertretung seiner Macht und seines Rechtes den Nachdruck eines einheitlichen Willens verschafft und dadurch den Einzelstaaten zugleich eine unerschütterliche Stütze verleiht.“ Der Großherzog erklärte, daß er fest auf die Unterstützung der Kammern rechne in dem Bestreben zur Ueberwindung der Schwierigkeiten dieser Reform. So klar auch der Sinn dieser Rede zu Tage lag, so konnte unter den bestehenden Umständen eine Rede doch nicht genügen; das badische Ministerium, der eigentliche Repräsentant der neuen Aera, mußte nachdem der König von Preußen sich ausgesprochen, seine Meinung mit vollkommener Entschiedenheit kund geben. Der Minister von Roggenbach säumte auch nicht zu erfüllen was die Partei von ihm verlangte, und in den ersten Tagen des Jahres 1862 offenbarte er die Ansicht der badischen Regierung in einer diplomatischen Schrift*).

Mit vollem Recht hat die Schrift ein großes Aufsehen

*) Erwiderung auf das sächsische Reformprojekt. Eine Depesche vom 28. Januar 1862 an den großherzoglichen Gesandten am königlichen sächsischen Hof.

erregt; sie ist gewissermaßen das Manifest der kleindeutschen Regierungen, sie ist deren ohne Zweifel vereinbarte Erklärung für den engeren Bund der preußischen Depesche vom 20. Dez. 1861 und deßhalb müssen wir wohl deren Hauptgedanken kurz zusammenstellen.

Nur die allseitige Opferwilligkeit der deutschen Regierungen, sagt von Roggenbach, könne die Lage des Volkes verbessern. Es sei an der Zeit „sich zu dem Entschlusse zu rüsten unter Hinwegwerfung aller kurzsichtigen Engherzigkeit, Befugnisse nicht festzuhalten deren selbstlose Hingabe von dem Wohle des Ganzen künftig von uns verlangt werden kann.“ In dem Entwurf des sächsischen Ministers habe die badische Regierung keine Keime einer besseren Gestaltung gefunden, denn innerhalb der Bundesverfassung selbst soll sich die Reform vollziehen. Nimmermehr könne der Bund eine größere Leistungsfähigkeit als bisher entwickeln und deßhalb werde Baden unbedingt eine jegliche Reform bekämpfen so lange solche den Staatenbund als Grundlage festhalte. Nicht die Aufsuchung von Formen sei jetzt die Aufgabe sondern die Unterwerfung unter den allein berechtigten Gedanken *). Die große gesellschaftliche und politische Bewegung in Deutschland erstrebe eine feste, geschlossene und gegliederte Einheit, und im

*) „Innerhalb der Bundesverfassung selbst und ihrer Grundlage, des Staatenbundes, soll sich die Reform vollziehen. Innerhalb desselben scheinen dem königl. sächsischen Staatsminister mannigfache Verbesserungen möglich. Wir unsererseits gehen davon aus, daß die staatenbundliche Form der Bundesverfassung überhaupt als solche nicht zu größerer Leistungsfähigkeit entwickelt werden kann, als der Bund seit seiner Gründung bewährt hat. Und zwar halten wir eine Verbesserung des Staatenbundes für unthunlich, so daß wir unbedingt die Erhaltung des *status quo* zu vertheidigen uns genöthigt finden, so lange nicht eine Reform in Angriff genommen wird, welche entschlossen ist, auch die Grundlage des Staatenbundes zu verlassen.“

J. 1848 habe sich die zerstörende Kraft dieser Bewegung geoffenbaret. Der Unmuth über den Mangel der nationalen Einheit könne wieder gewaltsame Ausbrüche hervorrufen und die Erschütterungen möchten „für die Throne wie für die Existenz der Einzelstaaten verhängnißvoll werden.“ Man dürfe nicht länger zuwarten. Die badische Regierung wolle den Bundesstaat weil er, die bessere Form des staatlichen Lebens, die Selbstständigkeit der Einzelstaaten verbürge, ohne deren Grundlagen zu berühren. Der Minister von Roggenbach geht nicht ein auf die Organisation des Bundesstaates, fordert jedoch daß „mit Ausschließung jeglicher Concurrenz der Einzelstaaten“ alle Staatsfunktionen in der Hand der Central-Regierung vereiniget, daß die Executiv-Gewalt dieser „einheitlichen persönlichen und verantwortlichen“ Regierung kein Hinderniß in ihrer Organisation finde, und daß deßhalb eine jede „conföderative Mitwirkung in der obersten Spitze“ ausgeschlossen bleibe. Unerläßlich sei die Vertretung der Regierungen und der Völker, möge solche durch Ausschüsse der Einzelkammern gebildet werden oder durch unmittelbare Wahlen. Der Bundesstaat, sagt Hr. von Roggenbach, beschränke nur scheinbar die Souveränität der Fürstenhoheit und er sei auch nicht die Auflösung des Bundes, denn einem jeden Einzelstaate bleibe es freigestellt, ob er in diesem verharren oder ob er in den Bundesstaat eintreten wolle. Kein Einzelstaat könne Beschwerde erheben gegen den engeren Bund*).

Die badische Staatsschrift vom 28. Januar 1862 enthält eine allgemeine Idee, einen formlosen Gedanken in der Art aller Verhandlungen und Beschlüsse des National-Vereins. Nirgend finden wir den Staatsmann, der weiß daß meistens

*) Keiner unserer Leser wird eine eingehende Kritik dieses Schriftstückes erwarten, welches nicht die klare Bestimmtheit und noch weniger die correkte Eleganz der diplomatischen Sprache zeigt, dagegen aber durch breite Weitläufigkeit ermüdet und durch innere Widersprüche verwirrt.

die Formen über die Ausführbarkeit des Gedankens entscheiden; überall begegnet uns der Doktrinär welcher nicht erringen kann was er wünscht, aber was ihm Gutes geboten wird verschmäht, weil das Gute nicht aus seiner Lehre hervorgeht.

Selbstverständlich ließen die National-Vereine es nicht an Kundgebungen fehlen, um dem Hrn. von Roggenbach das verdiente Lob auszusprechen. Am 16. Februar 1862 wurde in Carlsruhe unter dem Vorsitz des Hrn. Rochau eine Versammlung gehalten, welche in der Mehrzahl von Pforzheim beschickt war. Dieser Versammlung gab der Advokat Metz von Darmstadt die feierliche Erklärung: „dächte und handelte die preußische Regierung wie die badische, so würde sie in einem Momente der deutschen Sache den Sieg erringen.“ In der Versammlung zu Berlin am 3. März stellte ein Herr Oppenheim den Antrag zu einer Danksagung an den badischen Minister und derselbe Advokat Metz von Darmstadt unterstützte diesen Antrag durch eine „feurige Rede“. Von mehreren Orten, z. B. von Hamburg und von Neuwied wurden Adressen an den gefeierten Minister des Großherzogs von Baden erlassen.

Oesterreich und die deutschen Staaten konnten die preußische Erklärung vom 20. Dezember 1861 nicht unbeachtet hinnehmen, sie mußten ernstliche Verwahrung einlegen gegen die Zerreißung des Bundes und gegen ein System dessen Ausführung die Selbstständigkeit der meisten Staaten aufheben mußte. Die wohlbekannte identische Note*) enthielt diese Ver-

*) Der identischen Note vom 2. Februar 1862 waren beigetreten Oesterreich, Bayern, Hannover, Württemberg, Großherzogthum Hessen und Nassau — das Königreich Sachsen hatte vorgezogen sich in gleichem Sinne auszusprechen in einer besondern Note vom 2. Februar. In einer Depesche vom 8. Februar 1862 an den Geschäftsträger zu Wien erklärt sich Mecklenburg-Schwerin gegen die preußische Auffassung und begründet den Nichtbeitritt zu der identischen Note. Mecklenburg wollte eigentlich gar keine Reform.

wahrung, aber sie anerkannte auch daß „eine Reform der Bundesverfassung nothwendig sei." Die Regierungen erklärten: sie seien tief durchdrungen von der Wahrheit, „daß das Princip der Reform das Princip der organischen Entwickelung der bestehenden, das ganze Deutschland vereinigenden Bundesversammlung seyn müsse. Auf dieser Grundlage könnten Verbesserungen in's Leben gerufen werden welche der inneren Entwickelung Deutschlands entsprechen." Als solche Verbesserungen werden bezeichnet die Gründung einer wirksameren Executiv-Gewalt des Bundes, dessen Thätigkeit zu gemeinsamer deutscher Gesetzgebung und die Herstellung einer Vertretung durch Delegirte der Ständeversammlungen. Das sächsische Reform-Projekt war von allen Seiten verworfen, ein anderes war nicht aufgestellt, die Frage konnte nicht mehr bei Seite gelegt werden und so war das Feld geöffnet zu Verhandlungen und Streitereien, welche die Gereiztheit steigerten und die Köpfe nach allen Richtungen verwirrten.

Wer die Schriftstücke des diplomatischen Verkehres über die deutsche Frage durchliest, der kann sehen, wie Preußen den Gedanken des engeren Bundesstaates festhaltend, jede Verbesserung der Bundesverfassung verwarf. „Wenn", sagt ein preußisches Schriftstück, „für den ganzen Bund eine Verfassung mit wirksamer Executiv-Gewalt, gemeinsamer Gesetzgebung und Volksvertretung begründet werden sollte, so möchte sich daran leicht das Streben einer weitergehenden politischen Consolidation mit außerdeutschen Gebieten schließen", und es möchte daraus für den Bestand des Bundes eine Gefährdung entstehen weit größer als jene welche aus Reformen in der preußischen Richtung entstünde. Das Berliner Kabinet, Oesterreichs Präsidialrecht bekämpfend, forderte die Gleichberechtigung der beiden Großmächte; es erklärte, daß ohne diese dem Bunde die wichtigste Bürgschaft seiner Kraft und seiner Dauer fehle*). In einem andern Schriftstück sagt das preußische

*) Depesche an den königl. Gesandten am österreichischen Hofe vom

Kabinet, daß wie einst auf dem Wiener Congreß so auch jetzt „durch den patriotischen Vorwand das partikulare Motiv zu deutlich hindurchschimmere, um verkannt zu werden"*). Wenn es aber den deutschen Regierungen diese und andere unzweifelhafte Wahrheiten aussprach, so leuchtete daraus immer das letzte Ziel der preußischen Politik heraus. Aus der diplomatischen Correspondenz ist zu ersehen, daß Oesterreich eine Neugestaltung des Bundes ernstlich wollte. Es ist zu ersehen, daß Oesterreich den Angriffen gegenüber sich beinahe in den Zustand der Vertheidigung gestellt hatte; daß es immer mild und nachgiebig war und am meisten gegen die sogenannten großdeutschen Regierungen, gegen welche das preußische Kabinet seinen Vorwurf gerichtet hatte.

Den lange fortgeführten Correspondenzen folgten Besprechungen in Wien, in welchen die Vertreter der großdeutschen Staaten Anträge an die Bundesversammlung über Berathung gemeinsamer Gesetze unter Beiziehung von Delegirten beschlossen**). Diese Anträge wurden denn auch, nachdem Preußen davon unterrichtet war, am 14. August 1862 in die Bundesversammlung gebracht. Bei der Vorlage gab Sachsen die Erklärung, daß diese Gesetze nur der erste Anfang der organischen Einrichtungen seien welche auf einer mehr umfassenden Grundlage hergestellt werden müßten.

---

2. Februar 1862 in Erwiderung der österreichischen Note vom 5. November 1861.

*) Denkschrift der preußischen Regierung vom 21. Februar 1862. Zur Beleuchtung der in der identischen Note mehrerer deutschen Staaten vom 2. Februar 1862 (Nr. 229) aufgestellten politischen und bundesrechtlichen Ansichten.

**) Es waren die Staaten, welche die identische Note vom 2. Februar 1862 erlassen hatten und diesen waren noch Kurhessen und Braunschweig beigetreten. Die Gesetzentwürfe betrafen den Civilprozeß, das Obligationenrecht und die Errichtung eines Bundesgerichtes. Oesterreich hatte seinem Entwurf für die Organisation des Bundesgerichtes eine begründende Denkschrift beigelegt.

Württemberg sprach den Wunsch aus, daß die Berathungen über die Einführung einer ständischen Vertretung am Bunde und über die damit zusammenhängende Bundes-Executive möglich beschleuniget werden sollen. Ungeachtet der Einsprache von Preußen und einigen anderen Staaten wurden die Anträge und die betreffenden Erklärungen dem Ausschuß überwiesen, welcher schon früher für die Frage der Errichtung eines Bundesgerichtes bestellt war. Der Bericht des Ausschusses wurde erst in den letzten Tagen des Jahres 1862 gestellt.

Die gleichzeitigen Unterhandlungen über den preußisch-französischen Handels- und Zoll-Vertrag erweiterten die bestehenden Spaltungen und brachten deren neue hervor. So sehr man diese Unterhandlungen geheim zu halten versuchte, so wurde doch genug bekannt, um wirthschaftliche und politische Bedenken zu erregen und um einzusehen, daß in dieser Frage Oesterreich gänzlich von Deutschland getrennt werden solle. Die sehr gerechtfertigten Einsprachen des Wiener Kabinettes hatten so wenig als die wohl begründeten Bedenken mehrerer Zollvereinsstaaten eine Beachtung gefunden*). Der Vertrag mit allen zugehörigen Conventionen wurde am 29. März 1862 in Berlin paraphirt und mit weitläuftigen Denkschriften den Staaten des Zollvereines mitgetheilt als eine fertige Sache.

Man sah nun, daß der Vertrag alle die Bestimmungen enthielt deren Fernhaltung Oesterreich und andere Staaten verlangt hatten; man hob hervor, daß Frankreich große Vortheile erwerbe, während es dem Zollverein nur geringe zugestehe, und man erklärte die Industrie der süddeutschen

*) Es ist allerdings nachgewiesen, daß Preußen den Vertrag mit Frankreich unter Zustimmung der Zollvereinsstaaten unterhandelt hat, aber es ist auch ebenso gewiß, daß die Zustimmung nur eine bedingte gewesen und daß diesen Staaten auch nicht die geringste Einwirkung auf die Unterhandlungen gestattet worden ist.

Staaten für gefährdet. Die Darstellung der Nachtheile war vielleicht übertrieben, aber Niemand konnte läugnen, daß eine gerechte Gegenseitigkeit nicht bestund. Wichtiger als die wirthschaftliche war die politische Seite, denn Preußen gewann eine gewisse Herrschaft über die materiellen Interessen von Deutschland, es trennte dieses von Oesterreich und warf es in eine gewisse Abhängigkeit von französischem Handel und französischer Industrie. In einem lebhaften Wechsel diplomatischer Schriften verhandelte nun Oesterreich mit Preußen, jenes erbot sich zu namhaften Zugeständnissen, und es machte Vorschläge zur Ausgleichung*). Kenner der Sache hielten diese Vorschläge für wohlbegründet und billig, aber keine Vorstellung wurde beachtet und jeder Vorschlag wurde verworfen. Am 2. August 1862 wurden zu Berlin die Verträge unterzeichnet und bei der Unterzeichnung erklärte Preußen, daß es sich für die folgenden zwölf Jahre für gebunden erachte, auch wenn die Staaten des Zollvereins nicht beitreten sollten. Die österreichische Depesche, welche die erwähnten Vorschläge enthielt, wurde erst vier Tage nach der Unterzeichnung der Verträge mit der Ausflucht beantwortet, daß eine Verhandlung zwischen Oesterreich und dem Zollverein vor Feststellung der Vertrags-Verhältnisse mit Frankreich ein befriedigendes Ergebniß nicht hätte bewirken können.

Das Verfahren der preußischen Regierung hatte nicht nur die Völker sondern auch die Höfe und die Regierungen

---

*) Der Depesche an den österreichischen Gesandten in Berlin vom 10. Juli 1862 hatte Oesterreich den Entwurf eines Präliminar-Vertrages über die Anordnung der handelspolitischen Beziehung mit dem Zollverein, den Entwurf einer besonderen Vereinbarung über die Beziehungen des deutsch-österreichischen Zollbundes zu andern Mächten und eine begründende Denkschrift beigelegt. In einer Depesche vom 26. Juli 1862 verlangte Oesterreich den Zusammentritt von Commissarien, um über die Zolleinigung und die Tarife zu unterhandeln. Oesterreich erbot sich sogar, den Tarif des Zollvereines mit mäßigen Veränderungen anzunehmen.

der süddeutschen Staaten erbittert. Den Ansichten der Mehrzahl ihrer Industriellen Rechnung tragend, erklärten sie daß der Handelsvertrag und der Zolltarif in ihren Bestimmungen weit über die Bedingungen hinausgehen, unter welchen sie die Ermächtigungen zu den Verhandlungen gegeben. Vier der größten Staaten des Zollvereines erklärten bestimmt und entschieden ihre Ablehnung des Beitrittes*).

In Noten, Depeschen und Denkschriften verhandelten die Regierungen über die schwebenden Fragen, berufene und unberufene Männer erörterten sie in zahllosen Schriften; der National-Verein hielt seine gewöhnlichen Versammlungen. Konnten diese die Auslassungen der großdeutschen Regierungen nicht vollkommen übergehen, so ließen sie sich dadurch doch nicht im mindesten stören. Die Vorschläge zur Bundesreform wurden mit den hergebrachten Redensarten verworfen; die Vereinbarungen für gemeinsame Gesetze wurden verhöhnt und die Vertretung durch Delegirte wurde verspottet.

Mehr und mehr zog jetzt der National-Verein in seine Verhandlungen mancherlei Gegenstände, welche das liberale Princip berührten, wenn sie auch mit der deutschen Frage gar nicht oder nur lose zusammenhingen. In Preußen hatte sich die Heftigkeit des sogenannten Verfassungskampfes gesteigert, besonders als dem Grafen Bismark die Vorstandschaft des Ministeriums übertragen worden war. Deßhalb tagte keine Versammlung des National-Vereines, welche nicht die preußischen Fortschrittsmänner mit ungemessenen Lobsprüchen beglückte und ihren Bannfluch schleuderte gegen die preußische Regierung und ihre innere Politik. Ueberall wurde geheim oder offen der Beschluß wiederholt, daß nur allein Mitglieder des National-Vereines in die Landesvertretungen

*) Bayern, Württemberg, Hannover, Hessen-Darmstadt. — In einer Depesche an den Gesandten zu Stuttgart anerkennt das Berliner Kabinet, daß „das in der Note vom 24. Mai 1861 bezeichnete Ausmaß der Zugeständnisse überschritten“ sei.

gewählt werden sollen*). Neben dem preußischen war der kurhessische Verfassungsstreit in vollem Gange und selbstverständlich wurde dieser ausgebeutet; denn in diesem hatte die liberale Partei ein formelles Recht. Er brachte eine Bewegung in die kleinen Staaten und diese Bewegung mußte sich gegen den Bundestag richten, weil seine früheren Beschlüsse zeigen konnten, daß er kein Freund der politischen Freiheit und daß der Bund keine Schutzmacht des öffentlichen Rechtes sei. Die Sache der nordalbingischen Herzogthümer hatte zur Grundlage eine nationale Idee; diese war von der Mehrzahl der Deutschen ergriffen, und sie mußte benützt werden um auf die Bundesversammlung zu drücken und eine Bewegung hervorzurufen, in welcher der Liberalismus eine Geltung erlangen konnte.

Daß durch den preußisch-französischen Vertrag Oesterreich in seinen Handelsbeziehungen gänzlich von Deutschland getrennt werde, das war in dem Sinne des National-Vereines, und die Führer desselben, die Professoren, die Advokaten hatten gar nichts dagegen, daß man Preußens handelspolitische Herrschaft mit dem Ruin der süddeutschen und mit der Abhängigkeit von der französischen Industrie bezahle. Daß sie die hochwichtige Sache aber dennoch nicht in ihre öffentlichen Besprechungen zogen, dafür hatten sie ihre guten Gründe. Auch in der liberalen Partei waren die Ansichten verschieden, viele Glieder und Anhänger derselben waren als Kaufleute oder als Industrielle persönlich und zwar nach entgegengesetzten Richtungen bei der Frage betheiliget und die Behandlung derselben in den Versammlungen hätte ohne Zweifel sehr heftige Debatten hervorgerufen und vielleicht offene Spaltungen veranlaßt. Das Berliner Kabinet drohte mit der Auflösung des Zollvereines; die Führer des National-Vereines

*) So z. B. auch in einer Versammlung zu Hamburg am 16. Juni 1862.

wußten so gut als andere Leute, daß diese Drohung eine arge Störung aller Verhältnisse enthielt, und sie besser als andere Leute kannten die Gewalt der Einschüchterung. Am 2. Oktober 1862, als die Lage sehr schwierig geworden, hatte der Graf von Bismarck in dem Herrenhause erklärt: „Gefährlich ist nur der Zweifel an dem Ernst der preußischen Regierung, ist das Rechnen auf eine Nachgiebigkeit in dem letzten Augenblick, die, so lange die gegenwärtige Regierung am Ruder bleibt, niemals eintreten wird.“ Die liberale Partei rechnete wohl nicht auf den Ernst eines Ministeriums welches sie zu stürzen gedachte, aber auf die Schwäche der süddeutschen Regierungen hat sie von jeher gerechnet. So konnte der National-Verein eine Parteinahme für das verhaßte preußische Ministerium füglich umgehen.

Waren die öffentlichen Erklärungen auch klüglich vermieden, so erschien doch ein Manifest des National-Vereines in der Gestalt einer badischen Staatsschrift in welcher das Drehen nach verschiedenen Seiten noch weit mehr als die wahre unverhüllte Richtung verletzt*). Hätten die Widersprüche und die unrichtigen Behauptungen welche in diesem Schriftstück vorkommen, auch nicht früher schon ihre Beurtheilung gefunden, so müßten wir uns doch auf die wenigen Bemerkungen beschränken, welche unsere Aufgabe gestattet und verlangt. Wenn der badische Minister sagt, daß Bayern zur Ablehnung des Handelsvertrages bestimmt worden sei durch die Abneigung demselben „vor Regelung der handels-politischen Beziehungen zu Oesterreich beizutreten“: so hat er gegen seinen Willen die Einsicht und die Loyalität der bayerischen Regierung gelobt; und wenn er der Mängel der Verfassung des Zollvereines und besonders der „Ausnutzung des Veto's“

*) Depesche vom 1. September 1862 an den großherzoglichen Gesandten in München als Erwiderung auf die Notifikation, in Betreff der Ablehnung des Handelsvertrages durch Bayern.

gedenkt: so hat er allerdings eine unbezweifelte und oft ausgesprochene Wahrheit wieder ausgesprochen. Aber er scheint eben doch vergessen zu haben, daß eben dieses Veto doch wohl auch ein mächtiger Schutz werden kann gegen den Druck gemachter Majoritäten. Daß nach dem Beispiel des preußischen auch der badische Minister die Auflösung des Zollvereines als Schreckbild voranstellt, das finden wir ganz in der Ordnung; wenn aber eben dieser badische Minister eine große Besorgniß offenbart wegen der „gefährlichen Folgen für Bestand und Wohlergehen des politischen Systems Deutschlands und sogar der Selbstständigkeit seiner Staaten": so ist solche Furcht sehr eigenthümlich bei dem Staatsmann welcher mit allen Kräften eine Aenderung des gegenwärtigen politischen Systemes in Deutschland erstrebte. Noch mehr aber ist es wunderbar, daß der Minister der neuen Aera in Baden es wagt, das „Eindrängen politischer Gegensätze und Parteileidenschaften in die Entscheidung der Frage" tadelnd hervorzuheben. Wenn der Minister von Roggenbach die Lösung der Frage „einem Zollparlament mit entscheidender Stimme" überweisen wollte, so lag das in dem Sinne seiner Partei und für den gegebenen Fall mochte dieser auch die Versammlung von Delegirten noch angehen. Um so merkwürdiger aber ist die nachfolgende Erklärung. „Müßten wir", sagt die badische Depesche, „bei etwaiger Erfolglosigkeit auch dieses Auskunftsmittels in der ernstesten Katastrophe einer Auflösung des Zollvereines das Wohl des Landes und der unserer Pflege anvertrauten Interessen berathen, so werden wir allerdings auch für diese schlimmste Wendung unsere Entschlüsse fassen müssen. Es genügt für jetzt aber anzudeuten, daß wir dabei am wenigsten an einen uns von unserem natürlichen Verkehrswege, dem Rheine, abschließenden Anschluß an einen anderen Zoll-Verband denken, sondern daß wir vorziehen müßten, uns der vollen Vortheile unserer geographischen Lage zu selbstständiger Ordnung unserer Verhältnisse zu bedienen."

Die allgemeine Meinung hat diesen Worten eine wenn

gleich natürliche, doch sehr bittere Auslegung gefunden; wir aber wollen diese nicht aussprechen, denn nicht die sogenannte Krisis des Zollvereines, sondern nur den Geist des National-Vereines wollten wir darstellen.

In der Depesche vom 28. Jannar 1862 hat die badische Regierung ausgesprochen: sie werde sich einer jeden Verbesserung der nationalen Verhältnisse widersetzen, wenn solche Verbesserung nicht der „einheitliche Bundesstaat", d. h. die preußische Oberherrschaft sei. In der Depesche vom 1. Sept. 1862 hat dieselbe badische Regierung erklärt: sie werde einem jeden deutschen Handelssystem sich feindselig entgegenstellen, wenn der Zollverein aufgelöst, d. h. wenn der Beitritt zu dem preußisch-französischen Handelsvertrag abgelehnt werde. Der kleinste deutsche Mittelstaat hat Drohungen ausgesprochen, als ob er eine europäische Macht wäre. Bei anderen Regierungen konnte solches Verfahren nur das Gegentheil von Furcht oder von Besorgniß bewirken; uns aber zeigt es eine maßlose Selbstüberschätzung, es zeigt wie die Partei die nationale Ehre und Wohlfahrt versteht und wie ihre Freiheit immer und überall Zwang und Erpressung verlangt.

Jemehr in den Landesvertretungen die Liberalen die Mehrheit oder doch den überwiegenden Einfluß erwarben und jemehr sich die Bourgeoisie als den natürlichen Herren und Meister des Volkes betrachtete, um so mehr glaubten die Kammern, daß sie allein berufen seien den Gang der öffentlichen Angelegenheiten zu bestimmen und daß die Beherrschung der größten wie der kleinsten Verhältnisse ihr Recht sei. Wie die bisher gegebenen Andeutungen diese Thatsache nachweisen, so erhält sie durch das Folgende einen schlagenden Beleg.

Schon im Jahre 1861 hatten, wir haben es oben bemerkt, manche Führer des National-Vereines die Meinung gefaßt, die Zeit zur „Aktion" sei nun gekommen; aber die Besonnenen hielten das gefährliche Ueberstürzen zurück. Im Jahre 1862 hatten sich die Zustände in Preußen und in mehreren deutschen Staaten in manchen Dingen anders ge-

staltet. Denn die Regierungen selbst betrieben eine neue Anordnung der nationalen Einigung. Bei der Langsamkeit der Regierungen konnte die rasche Thätigkeit der liberalen Partei positive Resultate gewinnen, der zaudernden aber drohte eine innere Spaltung und in sich zerrissen mußte sie die nationale Sache aus den Händen verlieren. So waren die Häupter vollkommen überzeugt, daß ein rasches und entschiedenes Vorgehen geboten sei. Bisher hatten die zusammengetriebenen Versammlungen die Ideen des National-Vereines verbreitet, jetzt sollten alle Bestrebungen, in den Landesvertretungen concentrirt, von diesen durchgeführt werden. Die liberalen Abgeordneten aller Länder sollten in einer Versammlung zusammentreten. Diese sollte ihre Beschlüsse in die Kammern tragen oder sie sollten sich zu einem Vorparlament gestalten, um auf die eine oder auf die andere Art die deutschen Fürsten zur Berufung eines National-Parlamentes zu zwingen.

Unter dem Vorsitz des Dr. Bluntschli von Heidelberg am 8. Juni 1862 tagte eine Versammlung von 43 Mitgliedern der deutschen Kammern zu Frankfurt am Main. Diese „Pfingstversammlung" faßte den Beschluß die Abgeordneten der deutschen Kammern, sowie die ehemaligen Mitglieder des Frankfurter-Parlamentes in eine große Versammlung nach Weimar zu berufen, dazu auch die Vertreter der deutsch-österreichischen Lande einzuladen, aber wenn sie nicht erscheinen sollten, weiter keine Rücksicht auf Oesterreich zu nehmen. Diese Versammlung sollte die deutsche Verfassungsfrage berathen, sich zu bestimmten Beschlüssen verständigen und die Regierungen, wie oben bemerkt, zur Annahme dieser Beschlüsse nöthigen. Dem Vorparlament werde das rechte Parlament bald folgen: das war der bestimmte, wenn auch nicht ausgesprochene Gedanke.

Es war von vornherein außer Zweifel und mehrere Blätter hatten es ausgesprochen, daß die Versammlung der Abgeordneten zu Weimar eine ausschließliche Unternehmung

des National-Vereines sei, in welche Oesterreicher und die Großdeutschen nicht eintreten sollten. Diese fern zu halten war dem Dr. Bluntschli aufgegeben und doch war es gerade dieser Name welcher viele ehrenhafte und verständige Männer beirrte. Der Professor Bluntschli hatte in seinen Schriften die Concordate vertheidiget *), er hatte die würdige Stellung des Adels bezeichnet und dessen Rechte in großer Ausdehnung anerkannt **), und er hatte kräftig dagegen gesprochen, daß man das Königthum zum parlamentarischen Regimente herabdrücke ***). Konnte dieser Mann eine radikale Parlaments-Regierung für ganz Deutschland erstreben? Der Rechtslehrer Bluntschli hatte gegen die Uebergriffe politischer Vereine geeifert und er hatte der Staatsgewalt das Recht der Beaufsichtigung solcher Vereine und die Befugniß der Beschränkung ihrer Thätigkeit in einer Ausdehnung zugesprochen, welche wir nimmer zugestehen würden †). Sollte derselbe Mann

---

*) Dr. Bluntschli Allgem. Staatsrecht geschichtlich begründet. 2. Aufl. München 1857. „Die Form der Concordate ist für beide Contrahenten würdig und passend, um ihre wechselseitigen Verhältnisse für beide verbindlich zu machen."

**) In dem Staatswörterbuch Art. Adel.

***) Allgem. Staatsrecht. München 1852. Buch IV Cap. 20. Er sagt unter anderm S. 235: „Der blödsinnigste und der schwächste Fürst, der am wenigsten eigene Einsicht und eigenen Willen hat, wäre der constitutionellste Monarch. Und eine solche Staatsform sollte die Erfüllung der Sehnsucht seyn, welche die Nationen haben nach einer wohlorganisirten und geistig gehobenen Staatsform?" S. 238: „Sowohl die eigentliche Parlamentsregierung als die Ministerregierung ist im Widerspruch mit dem monarchischen Princip. Beide sind wesentlich republikanisch."

†) Allg. Staatsrecht. München 1857. XII. Buch Cap. 9 S. 698: „Dem Individuum muß es freistehen, eine Gesinnung zu haben und zu bekennen, welche mit den anerkannten Verfassungsgrundsätzen in direktem Widerspruche steht; aber Vereine, die ein politisches Princip bekennen, welches unvereinbar ist mit dem Staats-Princip, z. B. republikanische Vereine in der Monarchie, monarchische in der Republik, für den Communismus in einem modernen

sich abmühen, um die gesetzlichen verfassungsmäßigen Vertretungen deutscher Länder zu Organen eines Vereines zu machen; sollte er sich abmühen um, den Absichten des Vereines dienend, einen Zwang zum Umsturz des Bestehenden auszuüben? So dachten, so fragten viele großdeutschen Männer, welche die liberale Zweizüngigkeit noch nicht kennen gelernt hatten.

Einen vollen Monat nach der Pfingstversammlung zu Frankfurt erließ, „um Mißverständnisse zu berichtigen", deren Vorsitzender und jetzt auch Vorstand des Ausschusses eine Erklärung*), daß die Zusammenkunft von Mitgliedern der liberalen Fraktionen in den deutschen Kammern nicht die Gründung eines Vereines beabsichtige und daß die Theilnahme an dieser Versammlung auch auf gewesene Mit-

---

Culturstaat, sind feindliche Heere, die sich unter eine Fahne sammeln, um die Staatsordnung umzuwälzen. Eine Regierung, welche dieselben nicht zu bekämpfen wagt, wenn sie irgend gefährlich sind, leistet damit auf ihre Existenz im Princip Verzicht."

„c) Abgesehen von dem Zwecke kann schon die Form eines Vereins große Bedenken erregen und die Auflösung desselben rechtfertigen. Wenn derselbe nämlich die Eintheilung des Landes und die Gliederung des Volkes nachbildend sich über das ganze Staatsgebiet oder ganze Provinzen verbreitet . . . Die Vereinsmacht concurrirt dann mit der Staatsmacht, und die Vereinsregierung ist der Rival der Staatsregierung, oder mischt sich mit dieser so, daß diese ihren reinen Staatscharakter verliert, und zu bloßem parteiischem Clubregiment herabsinkt."

„d) Auch über solche politische Vereine, welche weder rechtswidrige Zwecke verfolgen noch staatsgefährlich sind und sich auch in zulässiger Form bewegen, hat doch die Staatsregierung ein natürliches Recht der Aufsicht." — Diese ganze Stelle findet sich wörtlich auch in der zweiten Auflage des allgemeinen Staatsrechtes vom J. 1857. Der Dr. Bluntschli hat damals freilich nicht gewußt, daß er zwei Jahre später Professor in Heidelberg, Mitglied der ersten Kammer in Baden und eines der Häupter des National-Vereines seyn werde.

*) In der Süddeutschen Zeitung vom 1. Juli 1862.

glieder deutscher Landtage ausgedehnt sei. „Eingeladen", sagt die Erklärung des Dr. Bluntschli, „sind diejenigen Kammer-Mitglieder, welche die Einigung und die freiheitliche Entwickelung Deutschlands anstreben; daher principiell ausgeschlossen sind diejenigen welche zwar im eigenen Lande liberal, aber in deutschen Angelegenheiten bloß partikularistisch gesinnt sind und ebenso diejenigen, welche zwar eine energische Concentration der deutschen Politik, aber in illiberaler Richtung wollen." An diese Beschränkung reihte sich der heuchlerische Wunsch, daß auch die Deutsch-Oesterreicher sich einfinden möchten.

Wenn eine Versammlung berufen ist, um über Anordnungen eines vollkommen festgestellten Princips zu berathen, so kann man solcher Versammlung nicht zumuthen, daß sie die Theilnahme an den Verhandlungen auch denjenigen gestatte welche dieses Princip bekämpfen. Wäre nun die kleindeutsche Abtheilung der Liberalen ehrlich gewesen, so hätte sie von vornherein alle diejenigen ausgeschlossen, welche den einheitlichen Bundesstaat nicht bilden, welche dessen Centralgewalt nicht an die Krone Preußen übertragen und Oesterreich nicht aus Deuschland hinausschieben wollten. Durch solche politische Redlichkeit hätte die Partei gar nichts verloren; denn sie hätte nicht Winkelzüge und heuchelnde Kunstgriffe gebrauchen müssen, um diejenigen zu entfernen, die ihr nicht taugten.

Während die Oesterreicher und die Großdeutschen überhaupt mit ihrer gewöhnlichen Langsamkeit überlegten, ob sie in die Versammlung eintreten sollten, wußte Dr. Bluntschli die Sache so zu drehen und zu wenden, daß ihnen der Eintritt zuletzt unmöglich wurde. Als der Ausschuß des Pfingst-Vereines zwei Oesterreicher cooptirte, so mochten diese den Ruf vorerst annehmen, aber die entschiedene Ablehnung ihres billigen Antrages*) hätte ihnen zeigen müssen, wie die Coop-

*) Die beiden österreichischen Abgeordneten waren der Professor Brinz

tation gemeint war. Mit vollem Recht erschienen sie nicht bei der Versammlung des Ausschusses in Augsburg am 19. August; aber die fortgesetzte Heuchelei in den Briefen des Dr. Bluntschli an den Professor Brinz hatte liberale österreichische Abgeordnete doch nicht abgehalten bei Gelegenheit des Juristentages in Wien eine Besprechung mit den anwesenden Mitgliedern des National-Vereines zu halten, obwohl solche von dem genannten Professor Brinz entschieden abgelehnt worden war. Der Dr. Bluntschli begann diese Besprechung damit, daß er auf verletzende Weise die verschiedenen Gestaltungen bezeichnete, in welchen Oesterreichs Eintritt in den Bundesstaat möglich sei, und ein Dr. Plank von Göttingen verlangte von den österreichischen Abgeordneten: sie sollen sich kurz und einfach erklären, ob sie gesonnen seien die Frankfurter Reichsverfassung von 1849 anzunehmen. Die preußische Spitze des Bundesstaates wurde allerdings nicht mehr hervorgehoben, aber das Programm wie es der Ausschuß festgestellt hatte, wurde hartnäckig festgehalten und nicht einmal dem Wunsch, den Abgeordnetentag nach Frankfurt zu verlegen, wurde Rechnung getragen. Hat in seiner Zusammenstellung*) der Dr. Bluntschli die verschiedenen Meinungen der österreichischen Abgeordneten auch nicht richtig aufgefaßt und nicht richtig wiedergegeben, so ist es dennoch gewiß, daß die liberalen Deutsch-Oesterreicher in vielen Dingen die Anschauungen des National-Vereines theilten, und darin möchte eine Ursache der Verblendung liegen welche in der erzwungenen Freundlichkeit der Pfingstversammlung und ihres Ausschusses ein aufrichtiges Entgegenkommen sah. Bei allen Versicherungen, daß die Deutsch-Oesterreicher in Weimar sehr

---

und der Dr. Rechbauer; ihr Antrag ging dahin, daß man eine kleinere Conferenz von zwölf Abgeordneten der kleindeutschen Richtung und von zwölf Abgeordneten der deutsch-österreichischen Seite zur Berathung der Sache berufe.

*) In der Süddeutschen Zeitung.

willkommen seyn würden, waren sie thatsächlich ausgeschlossen und dennoch hatte man die Namen zweier von ihnen unter die Unterzeichner der Einladung gesetzt, welche in der Mitte des Monats September erschien*). Der Dr. Bluntschli hat sein Geschäft vortrefflich ausgeführt; er hat die großdeutschen Liberalen hingehalten und allmählig die Unmöglichkeit herbeigeführt, daß sie und die Deutsch-Oesterreicher an den Verhandlungen des Abgeordnetentages in Weimar theilnahmen, und doch war es wieder derselbe Dr. Bluntschli, welcher in der ersten Sitzung zu Weimar die Versammlung aufforderte einen Tadel gegen die Oesterreicher auszusprechen, weil sie nicht erschienen.

Die Versammlung der deutschen Abgeordneten trat am 28. September 1862 in Weimar zusammen und auf Vorschlag des Hofrath Bluntschli wurde der Vorsitz einem gewissen Dr. Fries aus Weimar übertragen. Als Gegenstände der Berathung waren bezeichnet die Stellung der deutschen Kammern gegenüber den Regierungsanträgen auf eine Delegirtenversammlung bei dem Bundestag und gegenüber der Reorganisation des Zollvereines, d. h. dem Beitritt zu dem preußisch-französischen Handelsvertrag.

Das Vorparlament von vielen Seiten in Furcht oder in Hoffnung erwartet, war spärlich besucht**) und mit Ausnahme eines einzigen Mannes erschienen darin nicht größere Talente, nicht bessere Auffassung und nicht richtigeres Urtheil als in irgend einer der gewöhnlichen Versammlungen des

*) Die beiden österreichischen Abgeordneten, deren Namen man mißbraucht hatte, waren Berger und Dr. Rechbauer. Es stellte sich heraus, daß beide nicht befragt worden und daß ohne ihre Ermächtigung ihre Namen unter das Einladungsschreiben gesetzt worden waren.

**) Im Ganzen 209. Das Großherzogthum Baden allein von allen Ländern hatte mit dem Professor Bluntschli ein Mitglied einer ersten Kammer gestellt.

National-Vereines. Ein näheres Eingehen auf die Verhandlungen wird man uns gerne erlassen; denn dieselben Redensarten, welche man bisher im Uebermaß gehört, wurden fortwährend um dieselben Gedanken gedreht: der einheitliche Bundesstaat, die Reichsverfassung von 1849, die Centralgewalt mit dem Parlament oder das Parlament mit der Centralgewalt. Man verhandelte nicht über die Form und über den Träger der vollziehenden Gewalt, weil die preußischen Abgeordneten in gedrückter Stimmung nur zu deutlich merken ließen, daß sie für die Zukunft von Preußen besorgt, die preußische Spitze als thatsächlich aufgegeben erachteten; mehr vielleicht aber, weil man fürchten mußte die bereits geöffnete Spaltung in der Partei noch weiter zu reißen. Heinrich von Gagern scheute sich nicht auszusprechen, daß eine deutsche Centralgewalt geschaffen werden könne nur allein durch einen Vergleich zwischen Oesterreich und Preußen, und er widersetzte sich dem Antrag, daß die Versammlung der liberalen Abgeordneten dem preußischen Volkshaus den Dank der deutschen Nation für seine Haltung ausspreche. Heinrich von Gagern, der einzige Staatsmann in der Versammlung, hatte vergebens gesprochen. Die Versammlung verlangte nicht mehr die Ausscheidung von Oesterreich, aber der Beschluß über die deutsche Frage war so leer und so nichtssagend als der irgend einer Versammlung in Coburg, in Heidelberg oder in Carlsruhe.

Der Beschluß wegen der sogenannten Krisis des Zoll-Vereines, ohne eigentliche Diskussion gefaßt, hielt sich wieder in allgemeinen Redensarten, aber aus diesen trat sichtbarlich der Gedanke hervor, daß der preußisch-französische Handels-Vertrag in jedem Fall angenommen werden müsse.

Auch in dieser Versammlung mußte die liberale Verfolgung der Meinungen sich zeigen. Als ein ehemaliges Mitglied des Vorparlamentes von 1848*) einen Antrag auf

---

*) Ein Herr Rittinghausen aus Köln.

Herstellung einer Vertretung bei der Bundesversammlung durch Delegirte einbrachte, da wurde in kläglichem Formenwesen seine Ausweisung beschlossen, und als er mit vollem Recht diese Ausweisung „tendenziös“ nannte, da wurde unter lautem Geschrei ihm das Wort entzogen. — Der Name Heinrich von Gagern erscheint in großen Momenten unserer neuen Geschichte. Dieser Name war einst von der Nation gefeiert und er ist jetzt noch mit Recht von ehrbaren und unbefangenen Männern einer jeden Richtung verehrt. Wenn nicht eine natürliche Pietät, so hätte das Gefühl des Anstandes den Träger dieses Namens schützen sollen gegen die schnöde Behandlung, welche er von Seiten der Abgeordneten in Weimar und ihrer Organe erfahren, weil er von seiner bessern Einsicht bestimmt, ohne Scheu ausgesprochen hat, was allein eine günstige Umgestaltung der deutschen Zustände zu bewirken vermöchte. In der Versammlung deutscher Kammermitglieder zu Weimar wurde das Schimpfen und Schmähen gegen jede andere Richtung vernommen, wie man es etwa in dem Kroll'schen Saale in Berlin gehört hat und besonders wurde die Versammlung von Großdeutschen, welche in Frankfurt zusammentreten sollte, zum Voraus in Acht und Bann erklärt.

In der Erklärung, welche der Professor Bluntschli im Juli 1862 erlassen, hatte er erklärt, daß die Versammlung der Abgeordneten nicht einen Verein gründen werde. Am 29. September 1862 hat er in Weimar den Abgeordneten Satzungen vorgelegt, in welchen deren Versammlung an die Stelle des deutschen Parlamentes gesetzt und die Beherrschung der deutschen Kammern als Zweck aufgestellt wurde. Nach diesen Satzungen wurde eine ständige Commission von vierzig Mitgliedern bestellt, um die Geschäfte zu leiten und um nöthigenfalls außerordentliche Versammlungen einzurufen. Dieser Commission wurde der Sitz in Frankfurt angewiesen und zur Bestreitung der Kosten wurde einem jeden Theilnehmer ein nicht ganz unbedeutender Jahresbeitrag auferlegt.

War dieß kein Verein? Ist dieser Verein nicht vollkommen in Widerspruch zu dem, was Dr. Bluntschli als Vorsitzender der Pfingstversammlung erklärt hat? Gehört solcher Verein nicht zu den politischen Vereinen welche der Dr. Bluntschli so entschieden verurtheilt hat?

Wenn die Abgeordneten in ihrer Versammlung zu Weimar eine Sprache führten, als ob sie über eine Weltmacht verfügten, so war diese Sprache nur ein natürlicher Ausdruck der hochmüthigen Selbstüberhebung welche die Professoren, die Advokaten, die sogenannten Literaten und überhaupt die liberalen Spießbürger kennzeichnet; und wenn sie Alles was sie ausheckten, als eine unwidersprechliche und deßhalb allgemein bindende Wahrheit in das Volk warfen, so war das nur wieder der allbekannte Meinungszwang des liberalen Systems. Ueber die thörichte Verblendung und über die frevelhaften Angriffe auf die Freiheit der Meinung mag man als über gewöhnliche Erscheinungen hinweggehen, aber man darf nicht übersehen, daß schon der Gedanke des Abgeordneten-Tages eine ungeheure Anmaßung enthielt. Die liberalen Abgeordneten meinten, daß die vorübergehende Autorität welche sie in der Vertretung irgend eines Ländleins besaßen, ihnen überall und zu jeder Zeit anklebe; sie meinten, daß sie nicht eines besonderen Mandates bedürften, um über die großen Angelegenheiten des Gesammtvaterlandes zu entscheiden; sie betrachteten sich als die Vertreter der Nation. Daß sie die Beschlüsse ihrer Versammlungen d. h. die ihres besonderen Vereines in den verschiedenen Landesvertretungen geltend machen wollten, um einen zwingenden Druck auf die Regierungen auszuüben, darin sahen sie nicht einen Mißbrauch ihrer eigentlichen Stellung. Die liberale Partei hatte mit Erfolg für die Verwirrung der Begriffe gearbeitet, aber der gesunde Sinn des Volkes war noch immer nicht zerstört und dieser hat das Vorparlament zu Weimar mit wohlverdientem Hohne bestraft.

Die Generalversammlung des National-Vereines in

Coburg am 6. Oktober 1862 konnte das große Ereigniß des Vorparlamentes in Weimar nicht mit Stillschweigen übergehen und der Vorsitzende, von Bennigsen, verglich den Abgeordnetentag mit dem Staatenhaus und den National-Verein mit dem Volkshaus eines Parlamentes. Der Nachweis über Einnahme und Verwendung der Gelder erschien sehr vielen Mitgliedern der gewünschten Klarheit zu entbehren; mehrere Stimmen begehrten, daß man von Preußen die Rückerstattung der Flottengelder verlange, aber die große Mehrheit billigte die Ablieferung derselben. Die Verhandlungen dieser Generalversammlung waren noch leerer als sie früher gewesen. Da man eben wieder an der Reichsverfassung von 1849 festhielt, so wurde selbstverständlich die Vertretung durch Delegirte, das „Zerrbild des Parlamentes" mit Verachtung verworfen und die preußische Spitze wurde nicht mehr genannt. Die Versammlung beschäftigte sich eingehend mit der Mecklenburgischen Angelegenheit, und sie beschloß dahin zu wirken, daß in jenem Land die Verfassung vom 10. Oktober 1849 wieder hergestellt werde; dagegen dekretirte sie, daß die Liberalen in der preußischen Kammer den Dank der deutschen Nation verdient haben. Deutschlands Wehrverfassung wurde ebenfalls ein Gegenstand der Berathung; von dem Antrag des Ausschusses, welcher die Aufhebung der bestehenden Militärorganisationen und so lange dieß nicht angehe, die Minderung der Nachtheile des bestehenden Heerwesens verlangte, wurde nur die Unterstützung und Förderung des Schützen- und Turnwesens, sowie der Bildung von Wehrvereinen und Jugendwehren zum Beschluß erhoben. Ein Mitglied der Abordnung von Arbeitern welche der National-Verein zu der Ausstellung nach London gesendet hatte, verlangte die Gründung eines deutschen Arbeiterblattes, damit es „als eine Sturmart des Geistes in die Hütten der Arbeiter bringe"; der Mann erhielt einen „enthusiastischen Beifall" und der Präsident mußte ihm den Dank der Versammlung aussprechen. Die Anwesenden haben sich für eine

Maßnahme zu ihrer eigenen Vernichtung bedankt. Uebrigens war diese Generalversammlung sehr spärlich und meist nur aus der Nachbarschaft besucht*).

Unmittelbar nach diesen verunglückten Versammlungen gewahrte man eine wahre Wuth in der Presse des National-Vereines. Die Wochenschrift wurde nicht müde den Heinrich von Gagern zu schmähen; sie erklärte: daß man entschlossen und rücksichtslos auf die Vernichtung von Oesterreich losarbeiten müsse und daß die Italiener, die Magyaren, und wie die inneren Feinde des Kaiserstaates sonst heißen, die geborenen Bundesgenossen des National-Vereines seien. Die späteren Schmähungen der sächsischen Regierung und ihrer Organe übertraf Alles, was die liberale Presse bisher geleistet. Das waren die Ausbrüche der getäuschten Hoffnungen und des bitteren Gefühles der Unmacht.

Mit all seiner Rührigkeit hatte der National-Verein in dem Volk keinen Boden gewonnen, wohl aber hatte sich die Zahl der sogenannten Großdeutschen vergrößert. Zählt man zu diesen alle diejenigen, welche die preußische Herrschaft über Deutschland nicht wollen, so gehörten zu ihnen Leute aller möglichen Richtungen: Liberale und Freisinnige, Demokraten und monarchisch Conservative, Protestanten und Katholiken und selbst Israeliten, Radikale und „Ultramontane." Diese Leute im Raume zerstreut, waren durch Lebensverhältnisse nicht weniger als durch Anschauungen geschieden, und ihr Gemeinschaftliches war eigentlich nur eine Verneinung. Ihre Gelehrten hatten mit Geschick und mit Erfolg die gothaische Geschichtsmacherei bekämpft, ihre Publicisten hatten zahlreiche Bücher, Broschüren und Zeitungsartikel geschrieben; aber noch niemals hatte sich eine Masse zusammengefunden, um der großdeutschen Meinung einen thatsächlichen Ausdruck zu geben. Die Lage der Dinge war sehr bedenklich geworden;

*) Im Ganzen waren 296 Theilnehmer gegenwärtig, darunter 180 aus Thüringen.

nicht ohne Grund konnte man unheilvolle Wirren in Deutschland befürchten nnd das schroffe Wort des preußischen Minister-Präsidenten steigerte die Besorgniß. Dem National-Verein wäre die Herstellung seines Bundesstaates „durch Blut und Eisen" schon recht gewesen, aber er fürchtete daß die Reform durch Blut und Eisen die gewaltsame Unterdrückung des liberalen Systems bedeute*). Ihrerseits sahen die Großdeutschen in dem berüchtigten Worte einen Gedanken der preußischen Vergrößerungspolitik, dem Minister-Präsidenten in einem unbewachten Augenblick entschlüpft; ihre Meinung wurde bestärkt durch sehr deutlich vernehmbare Stimmen aus Frankreich**) und durch die wiederholten Reisen des Herrn von Bismark nach Paris. Die Großdeutschen hatten endlich eingesehen, daß sie in einer massenhaften Einigung sich dem National-Verein entgegenstellen sollten, und das perfide Verfahren für die Bildung des Abgeordnetentages hatte den Gedanken einer großdeutschen Versammlung angeregt.

Bekanntlich fand diese Versammlung statt zu Frankfurt am Main am 28. und 29. Oktober 1862. Es hatten sich mehr als fünfhundert Personen eingefunden, die meisten aus den südwestdeutschen Staaten, es fehlten auch die Oesterreicher nicht und die Hannoveraner waren sehr ansehnlich vertreten. Von der Versammlung der liberalen Abgeordneten in Weimar unterschied sich die großdeutsche zu Frankfurt durch die Ruhe ihrer Haltung, durch die strenge Beobachtung des Anstandes und durch die ungestörte Freiheit der Berathung. Heinrich von Gagern, vor zwölf Jahren der Vater des kleindeutschen

*) Man sehe die Rede des Herrn von Unruh in der General-Versammlung des National-Vereines in Coburg.

**) Kaum waren die Worte des preußischen Minister-Präsidenten in Paris bekannt geworden, so erklärten die inspirirten Blätter: Frankreich könne eine Vergrößerung Preußens, könne das Entstehen einer starken Macht in Deutschland nicht zulassen, „ohne von dem Nachbar eine Grenzberichtigung zu fordern, welche nothwendig wäre, um die Heere dieser Macht von Paris ferner zu halten."

Gedankens, ward mit ungeheuchelter Pietät empfangen; allerdings wurden seine Anträge abgelehnt, aber seine Vorträge wurden mit Achtung, ich darf sagen, mit einer gewissen Ehrfurcht aufgenommen. Es war ein redliches Wollen in der großdeutschen Versammlung, aber zur Bildung einer mächtigen Partei fehlte ihr das nothwendigste Element. In dem Saalbau zu Frankfurt tagten Männer, die ausgezeichnet waren durch ihre äußere Lebensstellung, durch Charakter und Gesinnung, durch Kenntnisse und Erfahrung, durch Geist und politisches Urtheil; aber diese Männer gingen in ihren besonderen Richtungen auseinander; sie waren nicht gleichen Sinnes in Fragen der inneren Politik und selbst die Reformfrage wurde gar verschieden aufgefaßt. Die Einen meinten: man müsse die Souveränitäten in möglicher Ausdehnung wahren und solche durch eine bessere Anordnung der Bundesverhältnisse schützen. Dagegen wollten die Andern daß man einen guten Theil dieser Souveränitäten opfere, um eine deutsche Macht zu bilden. Uebereinstimmend waren Alle über die Nothwendigkeit einer Reform, über die gewissenhafte Erhaltung der Integrität Deutschlands, über die Bildung einer Vollzugs-Gewalt und einer Vertretung, und Alle gegen die preußische Hegemonie. Alle sahen ein, daß man vorerst nur das Mögliche erstreben müsse und daß dieses Mögliche gegeben sei durch dasjenige worüber die Regierungen sich bereits vereinbart hatten. Da nun die Anträge des Ausschusses nichts Anderes, da sie eigentlich nur Grundsätze enthielten welche sehr verschiedene Gestaltungen zuließen: so war es sehr natürlich, daß diese Anträge fast einstimmig angenommen worden sind *).

Weit mehr noch als der National-Verein, war die großdeutsche Versammlung aufgefordert zu einer eingehenden Behandlung der Handelsfrage. Die Mitglieder der Versamm-

*) Der Verfasser glaubt hier mit einer Erklärung nicht zurückhalten zu dürfen. Er hat sich mit der Idee einer National-Repräsentation durch Delegirte der besondern Landesvertretungen niemals befreunden

lung hatten sehr wohl die politische Bedeutung derselben erkannt; sie hatten eingesehen, daß diese Frage innig verbunden sei mit der Reformfrage, daß der fortwährenden Trennung der Handelsinteressen von Oesterreich dessen vollständige Trennung von Deutschland nothwendig folgen müsse und daß Preußen dann bald die politischen Interessen von Deutschland beherrschen werde, wenn es, wie der National-Verein es anstrebte, nach dem Ausschluß von Oesterreich in einem „Zollparlament" eine Majorität bilden könnte nach seinem Gefallen. Die Handelsfrage hatte einen bestimmten Gegenstand und eine sichere Grundlage, denn sie enthielt die einfache Ablehnung des Handelsvertrages mit Frankreich, die mit Entschiedenheit von mehreren Regierungen ausgesprochen war; sie enthielt die Aufnahme von Gesammtösterreich in den Zollverein, und beides festgestellt, folgte natürlich der Beschluß, daß „eine Revision des Zollvereinstarifs nur unter Verhandlung mit Oesterreich zu bewirken sei."

Die großdeutsche Versammlung in Frankfurt wollte eine Partei organisiren, aber sie brachte nur den Reformverein zu Stande und dessen Satzungen waren nicht angethan, um ihn kräftig zu machen; denn in dem angegebenen Hauptzweck

können und kann sich mit derselben noch nicht befreunden; er hat die Gründe für solche Einrichtung als durchaus doktrinäre Scheingründe erkannt und er ist der Ansicht, daß Abgeordnete der Landesvertretungen, die überall nur durch mittelbare Wahlen ernannt werden, immer nur die gemachten Kammermajoritäten vertreten und daher nimmermehr die Nation repräsentiren würden. Er selbst aber hat in der Frankfurter Versammlung für den Antrag des Ausschusses (Satz 5), welcher die Delegirtenversammlung ausspricht, gestimmt. Er hat es gethan in der Ueberzeugung, daß eine solche und nur eine solche unter den gegebenen Umständen möglich sei — in der Ueberzeugung daß eine unvollkommene Einrichtung immer besser sei als gar keine, und in der ferneren Ueberzeugung daß die Thätigkeit einer Delegirtenversammlung neben der Vollzugsgewalt des Bundes mittelbar oder unmittelbar, aber nothwendig eine wirkliche und wahre Vertretung hervorrufen würde.

desselben lag eben wieder nur eine Verneinung*). Welche großen Erfolge konnte ein Verein erringen, dessen Mitglieder in ihren Meinungen so weit auseinander gingen, ein Verein welcher keine Bindemittel hatte, keinen Mittelpunkt, keinen einfach greifbaren Zweck und vor Allem keine rührigen Wühler?

Die großdeutsche Versammlung in Frankfurt war durchaus keine reaktionäre, sie war freisinnig, sie neigte sich sogar zu der Richtung eines gemäßigten Liberalismus. In dem Gefühl daß der National-Verein aus protestantischer Auffassung hervorgegangen sei, wurde von den Sprechern und Schreibern desselben der Reformverein ein katholischer genannt. Wäre er ein solcher gewesen, so hätte doch ein Element der Einheit bestanden; aber er konnte dieses Element nicht besitzen, denn mehrere seiner hervorragenden Führer zeigten schon in der Frankfurter Versammlung eine kaum verhehlte Abneigung nicht nur gegen katholische Auffassung, sondern selbst gegen katholische Männer. Hätte der Reformverein auch einen bestimmten klaren Zweck vorangestellt welcher die Menschen gewinnt und begeistert, so hatte er immer nicht eine Macht hinter sich in deren Politik sein Streben eine Stütze fand. Er war den deutschen Regierungen vielleicht nicht unangenehm, weil er sich einer Hegemonie entgegenstellte; aber er war ihnen sehr unangenehm insofern er eine Schmälerung ihrer Souveränitäten verlangte und war diese auch noch so klein. Dem National-Verein gegenüber hatte der großdeutsche Reformverein wohl einige Stärke, aber er hatte diese nicht durch seine eigene innere Kraft, sondern nur allein durch die Abneigung der meisten deutschen Volksstämme gegen eine Herrschaft des Preußenthums.

*) Statuten für den deutschen Reformverein. § 1. Zweck des Vereines ist, die Reform der deutschen Verfassung nach Kräften zu fördern. Der oberste Grundsatz ist: Erhaltung der vollen Integrität Deutschlands und Bekämpfung jedes Bestrebens, welches die Ausschließung irgend eines Theiles von Deutschland zum Zwecke oder zur Folge hätte.

XVIII.

Culturhistorische Skizzen aus Rom.

II. Die Villa Albani und Winckelmann's religiöses Bekenntniß.

Rom ist mit einem Kranze ewig-grünender Villen umgeben, es gleicht einem Menschenhaupte, das den Schmuck eines frischen Myrthenkranzes um die Locken gewunden hat. Unter diesen unvergleichlichen Landhäusern, die um Rom gelagert sind, hat keine größeren Ruhm als die Villa Albani, welche vor der Porta Salara gelegen, täglich die Fremden in Masse anlockt. Doch ist es nicht der Bau des palastähnlichen Hauses, was sie anzieht, nicht der Blumenschmuck der sie umringenden Gärten, nicht das wohlthuende Grün des Pinien-Wäldchens, nicht die sich bietende herrliche Aussicht vom Thurme auf das Sabinergebirge mit dem Monte Genaro und auf das nahe Kloster der hl. Agnes, sondern es sind die hier aufgehäuften Schätze der antiken Kunst, welche noch immer diese magnetische Wirkung ausüben. Für diese Schätze ist die Villa gegründet, durch diese reichen Schätze der Kunst und ihren genialen Schilderer Winckelmann ist der Ruhm dieser Villa in alle Welt ausgegangen.

Es sind jetzt gerade 100 Jahre, daß diese Gegend aus einer einfachen Meierei durch den großen Kunstfreund, den Cardinal Alexander Albani, in einen Landsitz mit passenden

Räumen für seine unschätzbare Sammlung antiker Skulpturen umgewandelt wurde. Der Cardinal machte selbst den Entwurf des Ganzen, der Architekt Carlo Marchione führte ihn aus. Unser großer Landsmann J. Winckelmann wurde dann berufen, die vom Cardinal erworbenen Meisterwerke der antiken Plastik aufzustellen, zu ordnen und zu beschreiben, was in den Monumenti inediti geschah. Obwohl nun diese Villa sammt der Sammlung seit einem Jahrhunderte die seltsamsten Schicksale erfahren hat, indem sie nach Aussterben der Familie Albani an andere Besitzer überging (zuletzt an die südtyroler Familie Castelbarco), indem die Hauptzierden der Sammlung von den Franzosen während ihrer Herrschaft in Rom geraubt, nach Paris geschleppt und später nur zum Theil mehr zurückgebracht wurden, während die anderen dem Verkaufe verfielen und so nach München und in andere Kabinete kamen: so ist dieselbe doch noch immer von hohem Interesse durch ihren Reichthum an Schönheiten der Natur und Kunst. Und so hat auch den Schreiber dieser Zeilen die Villa Albani öfters angelockt und ihm immer einige Stunden lang geistigen Genuß und hohe Belehrung bereitet.

Es kann mir nun nicht einfallen, eine Beschreibung der Villa selbst hier zu versuchen, die in allen Wegweisern durch Rom zu finden ist*), oder die Sammlung zu schildern, nachdem hier schon die Feder eines Winckelmann sich erprobt hat. Nicht einmal auf das Wäldchen will ich hinweisen mit seinem antiken Wildschweine und seinem Schlangengezücht aus Stein. Aber bei der Büste möchte ich einen Augenblick verweilen, welche König Ludwig I. hier unter deutschen Eichen setzen ließ. Diese Büste, von der Meisterhand Emil Wolf's ausgeführt, stellt den Vater der Geschichte und Kritik der alten Kunst vor, unsern großen deutschen Meister Johann Joachim Winckelmann, der in Diensten des Cardinals Albani 12 Jahre

---

*) Besonders auch in: „Rom, Wegweiser durch die ewige Stadt“, von M. Wittmer und Dr. Molitor. Regensburg, 1866. S. 337.

da oben im Thurme der Villa während des Sommers gewohnt, hier die glücklichsten Stunden seines Lebens zugebracht und seine unsterblichen Werke über alte Kunstgeschichte geschaffen hat.

Aber ich habe auch hiebei keine Lust, etwa das Leben des deutschen Mannes oder seine Verdienste um die Kenntniß der antiken Kunst und Welt hier nochmal zu schildern. Wer könnte, nachdem ein Herder (Fragmente), ein Göthe (Winckelmann und sein Jahrhundert) sich auf diesem Felde versucht, und nachdem ein Schelling goldene Worte über Winckelmann's Verdienste um Kunst und Alterthumswissenschaft gesprochen (in der Festrede über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur), es nochmal wagen hierüber Neues, Besseres, Begründeteres sagen zu wollen?

Aber ein Punkt scheint mir von diesen Meistern der Schilderung im Bilde Winckelmann's doch nicht ganz richtig aufgefaßt zu seyn; mag seyn, weil sie selber auf diesem Gebiete weniger tief begründet waren. Es ist die religiöse Seite im Charakterbilde Winckelmann's, sein Verhältniß zu Gott und zur christlichen Kirche.

Alle Berichterstatter und Biographen Winckelmann's sind darüber einig, daß er eine durchaus heidnische Natur gewesen, daß er gar nie wahrhaft in das Christenthum hineingelangt sei, daß jeder Zoll an ihm ein Heide gewesen, daß er sogar zum christlichen Glauben, seiner Sittenlehre und seinen Uebungen in einem feindlichen Verhältniß gestanden und geblieben. Sagt ja doch Göthe wörtlich: „Die protestantische Taufe war nicht vermögend gewesen, ihn, einen gründlich gebornen Heiden zum Christen einzuweihen" (W. 30, 18). Und wieder: „Die katholische Religion hatte für ihn nichts Anzügliches. Er sah in ihr nur das Maskenkleid, das er umnahm" (W. 30, 20). Und neuerdings schreibt Hermann Hettner in der Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts (III, 421): „Winckelmann läßt seine antikheidnische Natur durch alle äußern Einwirkungen und Beschränkungen

rückhaltslos durchbrechen. Katholik war er so wenig, daß er wegen einiger vorlauten Aeußerungen zuweilen eine kleine Furcht vor der Inquisition blicken läßt.“ So ungefähr lautet das Urtheil aller Biographen.

Wir geben nun gerne zu, daß Winckelmann bei seinem in Dresden am 11. Juli 1754 erfolgten Uebertritte zur katholischen Kirche nicht seiner bessern Ueberzeugung gefolgt, sondern irdischen Tendenzen nachgegangen sei. Er wollte nach der ewigen Stadt kommen, in die Nähe der zahllosen Monumente des Alterthumes, er wollte dort Unterhalt und Unterstützung finden, er wollte auch mit dem römischen Volke in innigem vertrauten Verkehre leben, was wie Göthe bemerkt, nur geschehen kann, wenn man seinen Glauben bekennt und sich nach seinen Gebräuchen richtet. Das Alles hat ihn veranlaßt, den von Rom einlaufenden Einladungen des berühmten Cardinals Passionei nachzukommen, und dem Drängen des P. Rauch, eines würdigen Jesuiten und Hofbeichtvaters in Dresden, nachzugeben und das tridentinische Glaubensbekenntniß in die Hände des päpstlichen Nuntius abzulegen.

Auch das stellen wir nicht in Abrede, daß Winckelmann in vertrauten Briefen in einem Anfluge der Leidenschaft oder der bei ihm oft eintretenden Begeisterung, in einer Art Berauschung beim Anblicke der Antiken, sich hie und da ein Wort gestattet, was zeigen könnte, daß er einzelnen Anschauungen und Einrichtungen der alten klassischen Welt den Vorzug gegeben habe vor christlichen Gebräuchen und Sitten. Ebenso wollen wir nicht läugnen, daß Winckelmanns Wandel nicht immer dem christlichen Sittengesetze entsprechend war, daß er durch den fast ausschließlichen Umgang mit den antiken Völkern auch zu nicht ehrenden Erscheinungen ihres Lebens hingezogen wurde. Man denke nur an seine Liebe zu schönen Jünglingen, und an sein freilich kurzwährendes Verhältniß zur Frau des Raphael Mengs, das übrigens als ein platonisches bezeichnet wird.

Aber was uns bei Durchlesung seiner Werke und Briefe

klar geworden und was man bisher zu wenig betont oder ganz unterdrückt hat, scheint uns diese Wahrheit: Winckelmann ist nie vom christlichen Glauben abgefallen, er ist nie auf Seite der Rationalisten oder Glaubensspötter gestanden, wenn er auch hie und da einen Witz zum Besten gibt über seine Unfähigkeit zum vielen Knieen u. s. f. Ja es scheint mir sogar, daß Winckelmann in Rom immer mehr in den Katholicismus, den er aus irdischen Rücksichten angenommen, sich hineinlebte, daß er als katholischer Christ gelebt habe und als solcher gestorben sei.

Diese Ansicht ist ein Paradoxon in der Literaturgeschichte. Aber gerade deßwegen scheint es uns zeitgemäß, sie zu beleuchten. Wir beschränken uns darauf, fast nur aus den gedruckten Briefen und Aktenstücken Winckelmann's die Beweise für obige Behauptung zusammenzustellen. Jetzt, wo gerade eine neue, umfassendere Biographie Winckelmann's von Prof. Justi in Marburg vorbereitet wird, möchte es an der Zeit seyn, auch die religiöse Seite im Charakter Winckelmann's zu beleuchten ohne Vorurtheil und ohne Nebenintention.

Winckelmann schrieb unermüdet von Rom aus Briefe nach allen Seiten, an Gelehrte in Deutschland, Italien, England und Frankreich. Die veröffentlichten füllen zwei Bände in der Gesammtausgabe seiner Werke. Diese Briefe, deren Bedeutung Göthe so schön schildert, sollen uns nun Aufschluß geben über Winckelmann's religiöse Stimmung und Stellung. Dabei müssen wir nun freilich die Bemerkung voraussenden, daß diese Briefe fast durchaus an Freunde und Gönner gerichtet sind, welche selber der protestantischen Confession angehörten, oder die ganz dem religiösen Indifferentismus ergeben waren. Die meisten beziehen sich auf gelehrte und literarische Fragen und Bestrebungen des Meisters. Er hatte also nicht eben günstige Gelegenheit, sich über seine religiöse Gesinnung oft und mit Offenheit auszusprechen. Dennoch finden wir Notizen eingestreut, welche uns über die vorliegende Frage einigen Aufschluß geben. Diese eingeflochtenen Bemerkungen über

Winckelmann's inneres religiöses Leben zusammenzustellen, ist hier unsre Aufgabe.

Wir könnten zwar schon aus dem Dresdener Aufenthalte Winckelmann's Nachrichten beibringen, welche der gewöhnlichen Ansicht über die Motive seiner Conversion entgegentreten, wovon er selbst auch in seinen Briefen an seine protestantischen Freunde nichts erwähnt. Jean Paul Richter, dem besondere Quellen zu Gebote stehen konnten, sagt über Winckelmann (Erklärung der Holzschnitte zu den 10 Geboten): „Manchen Lutheraner haben, wie den Conrektor Winckelmann, die heiligen Madonnen tiefer in die alleinseligmachende Kirche gelockt, als Baronius und Bellarmin und das tridentinische Concil." Damit hat er angedeutet, daß Winckelmann durch die schönen Bilder der Gottesmutter angelockt worden, daß besonders die unvergleichliche Madonna Sistina des Raphael, die bereits in Dresden prangte, einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht und ihn von der Vorzüglichkeit der katholischen Kirche, die solche Werke der Schönheit geschaffen, überzeugt. Nach dieser Andeutung hätte sich Winckelmann bereits auf dem Standpunkte vieler Romantiker befunden, welche auf dem Wege der Schönheit, durch das Medium der Kunstschöpfungen in die Kirche geführt worden.

Woher Jean Paul seine Nachricht habe, wissen wir nicht. Sie ist nicht unmöglich. Da aber keine weiteren Aufschlüsse der Art vorliegen, wollen wir kein besonderes Gewicht darauf legen. Dagegen treten wir nun aus Winckelmann's Briefen*) selbst den Beweis an, daß an ihm nicht jeder Zoll ein Heide gewesen, daß er im Gegentheil während seines Aufenthalts in Rom sich als Christ und Katholik gezeigt habe.

Vor Allem ist zu bemerken, daß Johann Joachim Winckelmann täglich sein Morgengebet verrichtete. Zwar betete er nicht etwa nach der Formel eines modernen Gebetbuches,

---

*) Ich habe die Gesammtausgabe von Donaueschingen vor mir und citire nach dieser.

sondern wie er es in seiner Kindheit von seiner frommen Mutter wohl gelernt hatte. Es war ein altes Kirchenlied aus dem lutherischen Gesangbuche seiner Jugend. Es begann mit der Strophe:

> Ich singe dir mit Herz und Mund
> Herr, meines Herzens Lust!
> Ich mache deine Güte kund
> Aus dankerfüllter Brust*)!

Dieses Lied, sein Lieblingslied, das er immer vor der Lesung der Classiker am Morgen betete, enthält aber durchaus kernhafte christliche Gedanken des Glaubens und Vertrauens auf Gott, und ist daher auch für den Katholiken durchaus nicht verwerflich. Und als man dieses Lied in der Zeit des Rationalismus in Deutschland verwässert hatte, beklagte sich Winckelmann bitter darüber und verlangte ein Gesangbuch mit dem alten markigen christlichen Texte (Briefe an Hagedorn und den Freiherrn von Münchhausen). Aber nicht bloß auf das Morgengebet beschränkte sich seine Andacht. Er versichert wiederholt in seinen Briefen, wie oft er in der Peterskirche bete, wie oft er für seine Freunde bete (Briefe 11, 15). Als er dann gegen Ende seines Römer-Aufenthaltes ein Canonikat in der Marienkirche bocca della verità (St. M. in Cosmedin) ausschlug, erklärte er selbst dem Papste, er thue es nicht weil er das Brevier nicht beten möge, sondern nur um nicht Zeit zu seinen wichtigen Studien zu verlieren. Er meldete sich zugleich als Competent um ein Canonikat in der Rotonda, wo man zu Chore nicht verpflichtet war (Werke I, CXXV). Man sieht, daß Winckelmann durchaus keine Abneigung gegen kirchliche Uebungen und Stellen hatte, wie er auch häufig geistliche Kleidung trug. Er war aber zu sehr Mann und Deutscher, als daß er jene Worte nur als Phrase gebraucht, daß er aus Heuchelei oder bloßer Gewinnsucht sie gesprochen hätte. Letzteres ist um so unwahrscheinlicher, als er in jener

*) Das Lied steht noch im bayerischen Gesangbuche.

Zeit als Präsident der Alterthümer in Rom und als Bibliothekar des Cardinals Albani immerhin an 800 fl. jährlichen Gehalt bezog, was bei seiner Genügsamkeit und Einfachheit des Garçonlebens sattsam reichte. Leider ergab sich an der Rotonda zu lange keine Vakatur. Sonst wäre das Canonikat wohl unserm großen Landsmann zugefallen. Und welch eine Stellung wäre das gewesen! Winckelmann, der größte Kenner und Freund der Antiken wäre als Chorherr geweilt in der Rotonda, dem einzig gut erhaltenen reizenden Bauwerke des antiken Rom's, über welches die unsterbliche Kuppel, die Mutter aller Kuppelbauten des Abendlandes, wie ein Himmel von Ebenmaß und Harmonie sich hinstreckt!

Wenn wir dann weiter Umschau halten in den Briefen Winckelmann's, so finden wir, daß er auf Religiosität dringt und daß er das höchste Gut dort sucht wo es wahrhaft ist. So schreibt er einem bedrängten Freunde: „Suchen Sie in Widerwärtigkeiten die Stütze der Religion, die philosophische ist zuweilen nicht zuverlässig“ (11, 46). Und in einem anderen Briefe lesen wir: „Die höchste Zufriedenheit ist nur in Gott“ (11, 49). Das Alles lautet nun gar nicht nach dem Geschmacke des modernen Rationalismus oder im Sinne des antiken Heidenthums. Dann bemerken wir, daß Winckelmann mit den besten Männern Roms, fast durchaus katholischen Priestern, im engsten Freundschaftsverhältniß gestanden. Aus der Wahl der Freunde, aus der Harmonie der Geister läßt sich nach alter Lehre ein Schluß auf den Seelenzustand eines Menschen machen. Winckelmann war aber in aufrichtiger Freundschaft ergeben seinem Gönner, dem Cardinal Alexander Albani, und genoß dessen unbeschränktes Vertrauen. Er blieb diesem Begründer seines irdischen Glückes in feuriger Dankbarkeit ergeben bis zum Lebensende, wie überhaupt Dankbarkeit einen rührenden Zug im Charakterbilde Winckelmann's bildet. Aber gerade das ist eine specifisch christliche Tugend! Unter den Lastern des Heidenthums zählt der Apostel Paulus im Römerbriefe die Undankbarkeit auf. Winckelmann setzte in

seinem Testamente seinen Gönner und Freund Albani sogar als Universalerben ein!

Ferner hatte Winckelmann zum Patron und Freund den Cardinal Passionei, einen ebenso strengen Eiferer für Reinheit des Glaubens und der Sitte, wie leidenschaftlichen Sammler und Bücherfreund*). Dann dürfen wir nicht vergessen den Abbate Ruggieri, den trefflichen Bibliothekar, den Winckelmann stets seinen besten Freund nennt und über dessen gewaltsamen Tod er sich nicht trösten kann (Werke 11, 37), sowie den Abbate Piremei, welchen er auch unter seine Erben gesetzt hat. Mit großer Zuneigung leitete Winckelmann auch in Rom zum Studium der Antiken an den Abbate Dalberg, den spätern Primas von Deutschland. Es wird ausdrücklich berichtet, er habe sich gefreut, aus dem katholischen Deutschland einen solchen Mann kennen zu lernen, und ebenso er habe sich besonders bemüht, deutsche Katholiken literarisch zu fördern und zu unterstützen.

Aber selbst Päpste wie Benedikt XIV., der größte Canonist unter den Päpsten, selbst groß als Schriftsteller, von dem daher der böse Volksmund in Rom sagte, er sei größer auf dem Papier als auf dem Throne gewesen (grande in folio, piccolo in solio), sowie Clemens XIII. würdigten unsern Landsmann hohen Vertrauens. Sie sprachen mit ihm in liebenswürdiger Heiterkeit, so oft sie ihn sahen, ließen sich von ihm aus seinen Werken vorlesen, gaben ihm Stellen und Gehalt.

Darum, weil Winckelmann hier auch so viele edle gleichdenkende Freunde zählte, nicht bloß wegen der Zahl und Herrlichkeit der alten Monumente, war Winckelmann so gerne in Rom. Er nannte es das Land der Menschlichkeit, der Freiheit, wo jeder thun und sagen dürfe, was er wolle; nur die in Rom verlebten Jahre seien wahrhaft verlebt, hier

*) Treffliche Notizen über diesen Cardinal gibt Volkmann in seiner Beschreibung Roms und Italiens.

wolle er seine Hütte für immer aufschlagen, schrieb er öfters. Das Alles zeigt, daß Winckelmann im Centrum des Katholicismus sich wohlgefühlt, daß er am Umgange mit Katholiken und Geistlichen nicht Anstoß genommen, sondern sich daran erfreut habe, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn er dem Unglauben verfallen, wenn er ein Heide in Gesinnung und Leben gewesen wäre. Er hätte dann nach der Geradheit seines Charakters solche Gesellschaft möglichst gemieden. Freundschaft kann nur bei Gleichheit der Gesinnung, bei Harmonie der Grundsätze stattfinden.

Aber man wird sagen: das Alles zeugt noch nicht von seinem speciell katholischen Standpunkte. Noch immer hörten wir nichts, was auch von Winckelmann's aktiver Theilnahme am Bekenntnisse dieser Kirche zeugt. Doch auch darüber hat er uns Aufschlüsse hinterlassen. Er schreibt an einen protestantischen Freund, der sich unsern Winckelmann wie es scheint im Gewande des Katholicismus etwas seltsam vorgestellt hatte, also: „Denke nicht, daß ich bigott bin. Ich beichte alle Jahre einmal bei einem meiner Freunde, einem würdigen spanischen Priester". Dieses Bekenntniß zeigt nun allerdings, daß Winckelmann nicht zu den eifrigsten Katholiken gehört habe. Aber die Grenze seiner Kirche hat er nicht überschritten, er hält das Gebot der katholischen Kirche, er bleibt ein Sohn der Kirche. Und wenn wir seine ungeheure Thätigkeit als Forscher und Schriftsteller erwägen, so können wir wohl begreifen, wie er zur öftern Erfüllung jener heiligen Akte sich nicht Zeit nahm. Er steht in diesem Stücke nicht hinter Tausenden von Katholiken, welche auch in Mitte der täglich andrängenden Geschäfte des Staates, des Berufes und des Hauses nicht öfter als einmal des Jahres zum Tische des Herrn kommen. Sie wollen aber dennoch aufrichtige Katholiken seyn und Viele von ihnen sind es auch wirklich. Wenn man dann etwa die Meinung hegt, Winckelmann habe jene Osterpflicht erfüllt aus zeitlichen Rücksichten, um seine Stellen und die Gunst seiner hohen Wohlthäter

nicht zu verlieren, so wäre das ein Irrthum. Wenn Winckelmann damals einen Akt der Art vornahm, so hat er es aus Ueberzeugung gethan. Er war kein Heuchler. Niemand hätte ihn im Ernste auch in Rom dazu gezwungen. Es sagte mir selbst noch in letzter Zeit ein päpstlicher Beamter: Ich bin jetzt dreißig Jahre in päpstlichen Diensten, aber noch Niemand hat mich um meine Religion gefragt! Es herrscht auch in dieser Hinsicht in Rom eine weit mildere Praxis, als man gewöhnlich annimmt.

Winckelmann ist also immer seinen religiösen Pflichten nachgekommen. Wenn er einmal erzählt, die Gräfin Therese Albani wolle ihn bei der Inquisition anschwärzen, so setzt er ausdrücklich bei, es sei kein Grund zu einem Vorwurfe da. Er war sich also bewußt, im Glauben und Leben nicht unkatholisch zu seyn. Mit zunehmendem Alter fühlte Winckelmann, der ehelos lebte, immer mehr Ueberdruß an dem äußerlichen Treiben, an dem Gewühle und den Genüssen der Welt. Er ging mit dem Gedanken um, in ein Kloster der Augustiner oder Benediktiner einzutreten, wo man ihn ungestört seinen Studien leben ließe. Er nannte in Briefen an seine Schweizer Freunde sogar das Kloster Wettingen bei Zürich (Biogr. CXXVI.) als den Ort, wo er vielleicht seine Tage schließen werde. Die Lage eines Mabillon, Monfaucon, eines Hardain, Petavius und anderer Gelehrten im Ordensstande war ihm das Ideal, welches ihm für literarische Arbeiten am meisten geeignet schien. Gewiß zeigt das keine Abneigung gegen die specifisch katholischen Institute, gegen die Klöster; im Gegentheil betrachtete er sie als wünschenswerthes Asyl in dem Gewühle der Welt und als Zufluchtsort der Wissenschaften!

Am meisten zeugt aber für die katholische Gesinnung Winckelmann's sein Ende und sein Testament. Hier hatte er einmal Gelegenheit, sich ohne Scheu auszusprechen, er redet nicht mit seinen alten protestantischen Freunden, vor welchen er über religiöse Verhältnisse sich nicht offen äußern wollte

und konnte, er handelte und sprach hier vor Katholiken und im Angesichte der Ewigkeit.

Der historische Vorgang ist bekannt. Winckelmann hatte eine heiße Sehnsucht, wieder einmal sein deutsches Vaterland zu schauen. Mit Erlaubniß des Papstes und des Cardinals Albani reiste er daher in Begleitung des ihn sehr achtenden Bildhauers Cavaceppi am 10. April 1768 von Rom nach Deutschland ab. Die Reise ging über Bologna, Venedig, Verona durch Tyrol, wo schon seine Idiosynkrasie für die Antike allein sich zeigte. Wie die hohen tyroler Berge ihn anwiderten („Was für schreckliche und schaudervolle Gegenden!" rief er immer aus; „welche unermeßlich emporsteigenden Berge!"), so war ihm die gothische Bauart der Häuser und Kirchen in Deutschland jetzt unerträglich. Welche abgeschmackte Bauart, äußerte er immer. Der mitreisende Italiener nahm sich seltsamer Weise gegen ihn der Deutschen an. Er fand die Berge erhaben und die gothische Bauart ganz dem Klima und den Bedürfnissen des Nordens entsprechend. Sie kamen über Finstermünz und Füssen nach Augsburg und München. Aber hundertmal rief bereits Winckelmann: „Laßt uns nach Rom zurückkehren!" Obwohl er in München sehr gefeiert und mit einem kostbaren tiefgeschnittenen Steine beschenkt wurde (bei Hofe?), war er doch kaum mehr nach Regensburg und Wien zu bringen. Schon von Regensburg schrieb er nach Rom an den Cardinal Albani, daß er baldigst nach Rom zurückkehren werde. Und in Wien, wo er aus Heimweh nach Rom erkrankte, ließ er sich durch keine Geschenke und Anträge der Kaiserin Maria Theresia und des Fürsten Kaunitz bewegen zu bleiben. „Nicht um alles Gold der Welt", schrieb er an den Cardinal, „bliebe ich von Rom ferne." Er nahm am 28. Mai Extrapost und fuhr ganz allein nach Triest. Hier im großen Hotel am Petersplatze mußte er einige Tage auf ein Schiff warten, das ihn nach Venedig bringen sollte. Da machte er die Bekanntschaft seines Zimmernachbars Franz Archangeli, eines aus dem Zuchthause entlassenen vacirenden

Bedienten. Als er diesem die Prachtmünzen zeigte, welche er von der Kaiserin Maria Theresia und von Kaunitz erhalten, scheint in demselben die Goldgier aufgestachelt worden zu seyn. Er überfiel den deutschen Meister, während er schreibend am Tische saß, warf ihm eine Schlinge um den Hals und versetzte dem sich Wehrenden fünf Stiche in die Brust. Auf das Geschrei des Angefallenen entfloh der Mörder, der später eingeholt, verurtheilt und gerädert wurde. Die Leute des Hauses liefen herbei, Arzt, Priester und Gericht wurden geholt. Winckelmann wurde entkleidet auf eine Matraze gelegt und empfing die Sterbsakramente. Ein Kapuciner hörte seine Beichte, ein Pfarrgeistlicher gab ihm die heil. Communion und die letzte Oelung. Als dann eine Gerichtscommission erschienen war, diktirte der edle Sterbende seinen letzten Willen und starb um 4 Uhr Abends am 8. Juni 1768.

Ueber seine letzten Stunden lautet der amtliche Bericht: „Mit heldenmäßiger Stärke und wahrer christlicher Frömmigkeit, ohne sich je wider seinen Mörder beklagt zu haben, sondern ihm vielmehr als seinem Mitmenschen von Herzen verzeihend und mit dem Wunsche, ihn, wenn es ohne dessen Gefahr seyn könnte, nahe zu haben, um ihm zum Zeichen der Aussöhnung die Hand zu reichen, starb er."

Das Testament aber hat folgenden Inhalt: „Im Namen Gottes. Amen. Am Mittwoch als dem achten Tage des Monats Juni des Jahres der Erlösung 1768, in Triest, im öffentlichen auf dem Hauptplatze liegenden Gasthause der Stadt Triest.

„Herr Johann Winckelmann, der in einem auf den Hafen hingekehrten Zimmer des benannten Gasthauses, am Körper schwer und tödtlich verwundet, am Geiste aber völlig gesund zu Bette liegt, hat durch das gegenwärtige öffentliche Testament über sein gesammtes Vermögen folgenderweise verfügt:

„Vor Allem empfiehlt er seine Seele dem allmächtigen Gott, der heiligsten Jungfrau Maria und allen Heiligen mit der Bitte, daß diese bei der göttlichen Majestät

um die Erlassung seiner Sünden fürbitten mögen, damit es Ihr aus unendlicher Barmherzigkeit gefalle, seine Seele, wenn sie vom Leibe geschieden seyn wird, in die Zahl der Seligen des Himmels aufzunehmen, während er seinen Körper der Mutter Erde überlassend, bittet, daß demselben ein kirchliches Begräbniß zu Theil werde.

„Item ordnet er an, daß seinem Kupferstecher Don Mogali 350 Dukaten gegeben werden sollen, welche Summe, und wo sie sich vorfinde, dem Musiker Anibali bekannt ist.

„Item vermacht er dem Abbate Piremei ein für allemal 100 Dukaten, welche beim Maler Maron liegen.

„Item vermacht er der Triester Armenkassa 20 Dukaten.

„Item vermacht er für heilige Messen zum Heil seiner Seele 20 Scudi.

„Item vermacht er dem Kammerdiener des Gasthauses ein für allemal 2 Dukaten.

„Er vermacht und will, daß über all sein übriges Vermögen, seine Rechte und Ansprüche nach Gutdünken und Belieben seiner Eminenz des Herrn Cardinals Alexander Albani, seines gnädigsten Herrn und Gönners, ganz frei verfügt werden soll."

Sigille. Unterschriften.

Dieses Testament trägt gewiß das rührendste, einfach katholische Gepräge. Damit können wir diese kleine Aehrenlese aus Winckelmann's Briefen und Leben schließen.

Wir überlassen es jedem Vorurtheilslosen zu entscheiden, ob man solchen Thatsachen gegenüber noch mit Recht behaupten könne, Winckelmann sei durch und durch ein Heide gewesen und geblieben, er sei nie in die christliche Kirche eingeweiht worden, er sei weder Katholik noch Protestant gewesen, der Katholicismus sei für ihn nur eine Maske gewesen, die er anlegte um seine ihm erwünschte Rolle in der Welt spielen zu können!

XIX.

Zeitläufe.

Das deutsche Volk zwischen heute und morgen.

Was man sonst die deutsche Nation genannt hat — jetzt ist es kaum mehr erlaubt den Namen zu gebrauchen — befindet sich nach wie vor dem Frieden von Nikolsburg in einem Zustande schwebender Pein. Selbst das Preußenthum im strahlenden Siegeskranz ist des morgigen Tages nicht sicher, und schon die übermäßig zahme und bescheidene Thronrede vom 5. August verräth genugsam die beklommenen Stimmungen höchsten Orts in Berlin.

Es ist ein merkwürdiges Dokument um diese Thronrede. Sie dankt dem Himmel für den Sieg, aber sie sagt kein Wort vom italienischen Gehülfen und vom französischen Mittelsmann. Ohne den guten Willen des Imperators hätte man in Berlin den Krieg gar nicht anfangen können, und doch findet man ihn nicht einmal der Erwähnung werth. Ein solcher Verstoß gegen die Courtoisie muß seinen triftigen Grund haben und der Grund liegt offenbar darin, daß man ein langes Haar gefunden hat in den guten Diensten des westlichen Nachbars.

So steht es in Berlin. Man hat überraschende Er-

folge gewonnen im Felde, aber wie weit man dieselben benützen kann und darf, das unterliegt augenscheinlich noch schweren Bedenken. Nur in Wien weiß man genau und bestimmt woran man von jetzt ab ist, man kann es wenigstens wissen. Wir andere Deutsche ohne Ausnahme, insbesondere die preußischen nicht ausgenommen, wissen es nicht.

Auf alle Fälle aber ist eine allgemeine Orientirung gerade für unsere süddeutschen Kreise die höchste Nothwendigkeit. Wie sollen wir uns verhalten zu den praktischen Fragen, mit welchen die nächste Zukunft an uns herankommen wird? Die Partei-Bewegung im Innern hat diese Fragen bereits aufgeworfen mit gewohntem Lärm und Uebereilung; und wenn man auch darauf immerhin die Antwort schuldig bleiben wollte oder könnte, so steht doch bereits ein anderer Frager vor der Thüre der sich nicht hinhalten läßt. Früher als zu vermuthen war, werden wir sowohl, die Geschlagenen, als auch die preußischen Sieger durch die Demaskirung des europäischen Tragöden vor das große Aut-aut gestellt seyn. Was werden wir wählen mit- oder widereinander? Bei Königgrätz ist das Schicksal des deutschen Volkes nur halb entschieden worden, die Wahl vor welche der Franzosenkaiser uns stellt, wird erst ganz darüber entscheiden.

Ueber das deutsche Volk ist eine Zerstörung seiner politischen Basis und eingewöhnten Lebensbedingungen gekommen wie seit tausend Jahren nicht. Das Neue hat definitiv gesiegt über das Alte; das besiegte Alte aber datirt nicht erst von 1815 herwärts sondern bis auf Karl den Großen zurück. Die Reichs-Idee ist gefallen und begraben; und wird das deutsche Volk je wieder in einem Reiche vereiniget werden, so wird es ein Reich seyn das nicht eine tausendjährige sondern nur eine dreihundertjährige Geschichte hinter sich hat. Nichts ist begreiflicher als die tiefe Consternation aller der Geister welche in den alten Traditionen unseres Volkes gereift sind. Aber es nützt nichts wie jammernde Jeremiasse auf den Trümmern unseres Jerusalem zu sitzen. Man muß

vielmehr den wunderbaren Wegen einer höhern Providenz die Ehre geben und zu retten suchen was noch zu retten ist, unter den neuen Bedingungen und mit den veränderten Faktoren. Welches sind nun diese Bedingungen und Faktoren?

Im allgemeinen Umriß hat der Nikolsburger Friede die Frage präcis beantwortet. Was man sonst die deutsche Nation nannte, soll in drei nie mehr vereinbare Theile von sehr ungleichartigen Verhältnissen auseinander gerissen seyn. Oesterreich ist definitiv von jedem verfassungsmäßigen Zusammenhange mit dem übrigen Deutschland ausgeschlossen. Im Norden jenseits des Mains herrscht unbedingt die fortan einzige deutsche Großmacht, unmittelbar verstärkt bis zu einem Maße welches allein noch unbestimmt gelassen ward. Im Süden ist für drei oder vier Staaten eine zweifelhafte politische Existenz vorbehalten ohne Gewähr nach allen Seiten, ja ohne den moralischen Kitt zur Einigung unter sich selber.

In diesem wesenlosen „Südbund“ verräth sich nun der Nikolsburger Friede als ein hinterhaltiges Compromiß zwischen Frankreich und Preußen. Die letztere Macht gedachte sich durch den Verzicht auf die politische Hegemonie im Süden bei Frankreich einen Stein in's Brett zu setzen und vom Immator die freie Hand im Norden zu erkaufen. Man hat in Berlin überdieß klüglich ermessen, daß man vorerst an den norddeutschen Einverleibungen genug zu verdauen haben werde und daß man sich selber die Ruthe binden würde, wenn man sich gleich auch mit den widerhaarigen und turbulenten Elementen der Südstaaten in Einem „deutschen Parlament“ einlassen würde. Nicht stärken sondern schwächen würde sich die Entwicklung der preußischen Staatsmacht durch die verfassungsmäßige Verkoppelung mit den Südstaaten: das unterliegt allerdings nicht dem mindesten Zweifel. Die Berliner Organe haben daher auch mit dürren Worten gesagt: Preußen wolle selber nichts zu schaffen haben mit uns.

Schlau ersonnen und gut gerechnet; aber so gescheidt ist

man in Paris auch gewesen. Man hat in den Tuilerien den Verzicht auf die parlamentarische Einbeziehung der südwestdeutschen Staaten nicht nur bereitwillig angenommen, sondern man hat denselben geradezu zur unabweislichen Bedingung gemacht*). Denn man glaubte aus dem Bund der Südstaaten ein bequemes Werkzeug schaffen zu können zur Bedrohung Preußens in der Flanke wie im Rücken, für den Fall daß die norddeutsche Monarchie früher oder später über die von Napoleon gezogene Schnur hauen wollte. Darum ließ sich Frankreich den preußischen Verzicht auf das Bismarkische Reformprojekt vom 10. Juni sehr gerne gefallen, wenn es ihn nicht direkt erheischt hat. Aber Frankreich war keineswegs gesonnen der preußischen Politik dafür freie Hand im Norden zu gewähren.

Das ist die Axe, um welche sich nun die fortgesetzte Verwicklung dreht. Ein neuer Krieg, dießmal zwischen den Consequenten von Biarritz, war von Anfang an nur eine Frage der Zeit, der Monate oder Wochen, wenn Preußen nicht zu den demüthigendsten Bedingungen sich herbeilassen wollte; wenn es nicht an der deutschen Integrität zum Verräther werden wollte am Tage nach dem glänzendsten Siege, und in dem Moment wo das mehr tölpelhafte als perfide Albion jubelte, daß nun endlich am Reich der Hohenzollern die Macht gefunden sei welche dem französischen Uebergewicht den Daumen auf's Auge zu drücken vermöge. So spekulirte die Oberflächlichkeit. Inzwischen täuschte man sich in Berlin über die wahre Lage nicht: das beweist die Thronrede vom 5. August.

Will Preußen sich nicht um schmähliches Lösegeld wortbrüchig von Frankreich loskaufen, so bedarf es abermals „Eisen

---

*) Daraus machen die officiösen Berliner Organe kein Hehl mehr. Als der Darmstädtische Minister in Nikolsburg den Eintritt in den norddeutschen Bund anbot, soll Graf Bismark selbst und unumwunden auf die entgegenstehende Vereinbarung mit Frankreich hingewiesen haben.

und Blut", um nur die freie Hand jenseits des Mains zu erringen; und dann wäre erst das hohe Ziel, von dem der Alterspräsident in der Berliner Kammer gesprochen hat, noch lange nicht erreicht, „die deutsche Einheit unter Preußens starker Aegide." Es war und ist eben doch nicht so leicht, wie die Parteien sich vorgestellt haben, auch nur ein vereinigtes Kleindeutschland aufzubauen.

Von Seite Oesterreichs besteht das Hinderniß nicht mehr, welches die Parteien bisher als das einzige anzusehen beliebten. Oesterreich hat durch die Präliminarien von Nikolsburg der norddeutschen Monarchie allerdings ganz freie Hand im übrigen Deutschland gelassen; es hat im vorhinein seine Genehmigung zu den territorialen Veränderungen gegeben welche Preußen jenseits des Mains vornehmen würde, nur in Bezug auf Sachsen hat es Vorbehalte gemacht; es hat ferner die Frage über ein nationales Band zwischen dem norddeutschen Bund und den Südstaaten ausschließlich dem Ermessen der Betheiligten überlassen. Aber — Frankreich hat keine solchen Genehmigungen ausgesprochen. Man hat Oesterreich einen schweren Vorwurf daraus gemacht, daß es seine Bundesgenossen im Stiche gelassen und preisgegeben habe. Aber Oesterreich hat dieselben nicht preisgegeben sondern, selber am Ende seiner fruchtlosen Anstrengungen für unsere politische Unfähigkeit angekommen, hat es die ehemaligen Bundesgenossen dem Schutze jenes Stärkern überlassen, auf den unsere Mittelstaaten ja doch stets mit innigerm Vertrauen hinüberschielten als auf die Kaiserstadt an der Donau. Was der nun thun wird, das ist die Frage, nicht mehr bloß für uns sondern auch für die scheinbar so groß gewachsenen Staatsmänner in Berlin.

Daß die Neugestaltung in Deutschland trotz der Präliminarien von Nikolsburg nicht eine ausschließend preußisch-deutsche Angelegenheit bleiben werde, war unschwer vorauszusehen und diejenigen haben sehr geirrt welche mit dem unbedingten Rücktritt Oesterreichs schon gewonnen Spiel zu

haben glaubten. Nur der erste Faktor der deutschen Frage hat sich verändert; bis dahin war es Oesterreich, jetzt ist es der Beherrscher der Franzosen. Das ist vorerst Alles, was die deutsche Nation bei Königgrätz gewonnen hat. Allerdings ein welthistorischer, aber ein sauberer Tausch!

Für Preußen erhob sich denn auch sofort die Frage: wie man in bester Manier die Einsprache dieses neuen Faktors von sich abhalten könnte. Es müssen ernste Erwägungen stattgehabt haben und wechselnde, ja sprunghafte Entschließungen die Folge derselben gewesen seyn. Der Verzicht auf eine Organisation des ganzen übrigen Deutschland unter preußischer Spitze und Führung stand, wie gesagt, zum voraus fest. Den wahren Grund davon verhehlt man kaum mehr in Berlin; auf die süddeutschen Proteste gegen die Trennung der Nation durch die Mainlinie erwidert man in harmloser Unbefangenheit: diese Dränger möchten doch bedenken, daß ihr Begehren sofort die Einmischung Frankreichs zur Folge haben würde. Anfänglich scheint man überdieß auch entschlossen gewesen zu seyn, von den „Eroberungen" in Norddeutschland einen so mäßigen Gebrauch zu machen daß dadurch den Compensations-Ansprüchen Frankreichs der Mund verschlossen werden mußte. Auf diese Weise wäre der Conflikt aller Wahrscheinlichkeit nach auf die lange Bank geschoben worden, auf solange nämlich bis das unausrottbare Bedürfniß der deutschen Nation sich in einem großen politischen Körper darzustellen, doch wieder die Mainlinie überschritten und die getrennten Glieder wenigstens Kleindeutschlands zusammengeführt hätte.

Der zweite Akt der deutschen Kriegs-Tragödie wäre dann vielleicht in einem Jahr oder in zwei Jahren in Scene gegangen. Indeß scheint sich das preußische Hauptquartier bald wieder anders besonnen und den Kreis der Einverleibungen maßlos ausgedehnt zu haben. Vielleicht ist es erlaubt darin den hartnäckigen Willen des alten Königs Wilhelm gegenüber der klügern Politik Bismarks zu erkennen. Was aber die alt- oder großpreußische Partei sich dabei von der Rück-

wirkung auf Frankreich für eine Vorstellung machte, ist nicht klar. Jedenfalls hat man sich geirrt wenn man glaubte, daß der Franzosen-Kaiser einen ruhigen Zuschauer abgeben werde, während Preußen die deutschen Nordstaaten so viel wie ganz verschlinge. Es ist bereits anders gekommen: entweder weicht der Starke doch abermals noch zurück, oder der Conflikt steht vor der Thüre.

Vor vierzehn Tagen hieß es, Preußen werde außer den Herzogthümern Schleswig-Holstein nur soviel von Hannover und Kurhessen einverleiben als zur Verbindung des Hauptlandes mit den rheinischen Provinzen unumgänglich sei. Acht Tage darauf war der preußische Appetit schon so maßlos gewachsen, daß ganz Hannover, ganz Kurhessen, ganz Nassau, Theile von Hessen-Darmstadt, Theile von Bayern, die freie Stadt Frankfurt als zur Einverleibung bestimmt gleich Schleswig-Holstein officiös bezeichnet wurden. Inzwischen befliß sich dieselbe Presse, einerseits mit verstärkter Energie das Andringen der süddeutschen Parteien abzuweisen welche den unmittelbaren Anschluß an Preußen fordern, andererseits mit demonstrativem Eifer die erhabene Uneigennützigkeit des Imperators zu preisen, der ganz uninteressirt und nichts als die Ehre für sich verlangend dem Friedenswerk sich unterzogen habe. Die Freundschaft eines starken Preußens überwiege für diesen großmüthigen Herrscher jeden andern Vortheil u. s. w.: haben die Herren in Berlin feierlich versichert. Aber haben sie das und Aehnliches wirklich selber geglaubt?

Jedenfalls hat ihnen Napoleon III. keinen Anlaß zu so sanguinischen Erwartungen gegeben. Er hat in Nikolsburg schon das ewige Hinderniß einer deutschen Neugestaltung, den Dualismus der zwei Großmächte in Deutschland, sehr ungerne wegfallen sehen, und in seinem Briefe vom 11. Juni sagt er deutlich: „An eine Ausdehnung unserer Grenzen würden wir nur denken können, wenn die Karte Europa's zum ausschließlichen Vortheil einer Großmacht verändert würde.“ Will man in Berlin durchaus diesen Fall herbeiführen, dann —

es ist kein Zweifel — wird man sich in Paris die Erlaubniß erkaufen müssen, oder es wird der gewaltsame Conflikt mit Frankreich nicht auf sich warten lassen.

Ob der Imperator will oder nicht, er muß. Und wenn er heute abgefordert würde von der Welt die er mit Blut und Thränen durchweicht hat, so müßte seine Wittwe oder ihr Sohn oder dessen neronischer Vetter dem allgemeinen Sentiment der Franzosen gegen die willkürliche Vergrößerung Preußens gerecht werden. Der Mann ist alt und sehr hinfällig, seine Aktion ist vorsichtig und träg geworden; möglich daß er persönlich sich von dem Gedanken leiten lassen möchte: je mehr Großpreußen desto weniger einiges Deutschland. Der Gedanke ist an sich ganz richtig: je willkürlicher Preußen im deutschen Norden um sich greift und außer seinen Grenzen nur einen Krimskrams von Staatskrüppelchen übrigläßt, desto weniger wird es für ein neues Bundesverhältniß mit den andern deutschen Staaten geeignet und desto schwieriger wird seinerzeit der Anschluß Süddeutschlands seyn. Das leuchtet ein. Preußen muß anders verfahren, wenn es die den Herren Roggenbach und Bennigsen gegebene Versicherung des Grafen Bismark wahr machen will: „er sei weder von politischer Gesinnung ein Junker, noch stehe er auf dem beschränkten altpreußischen Standpunkt, sondern begegne dem größten Theile der preußischen Patrioten in der Einsicht, daß ganz Deutschland verdiene staatlich geeint und deßwegen zunächst von Oesterreichs hemmendem Einfluß befreit zu werden"*).

Möglich, wie gesagt, daß der alternde Imperator solchen Gedanken zugänglich ist, aber seine Franzosen sind es gewiß nicht. Keine von allen Parteien, am wenigsten die Armee. Wir haben stets auf diese Thatsache hingewiesen. Die Liberalen hätten den Selbstherrscher gerne verleitet erst noch parlamentarische Concessionen zu machen, um dann durch das Parla-

---

*) Wochenblatt des National-Vereines vom 19. Juli.

ment die Rheingrenze „zurückfordern“ zu lassen. Aber zurückgefordert wird sie von jedem Franzosen, sobald Preußen sich namhaft vergrößern will. Das preußische Lob der „französischen Uneigennützigkeit“ konnte die Gemüther nur gegen den Kaiser selber aufreizen; und der täppische Jubel der neuenglischen Cretins, daß man nun die Macht Frankreichs nicht mehr zu fürchten brauche, weil Preußen derselben ebenbürtig werde mit oder ohne italienische Allianz — kann nur Oel in's Feuer der französischen Eifersucht schütten. Ohnehin lastet schon die „italienische Einheit“ als schwerer Vorwurf auf Napoleon III., seitdem der letzte Krieg die Folgen dieser Abweichung von der traditionellen Politik Frankreichs erwiesen hat. In seinem Herzen flucht gewiß niemand ernstlicher als Er der undankbaren Creatur Italien. Jedenfalls aber will niemand in Frankreich den deutschen Pendant des cavourischen Italiens entstehen sehen ohne bündige Abfindung am Rhein.

Auch die Gelegenheit mag den Franzosen immerhin verlockend erscheinen. Zwar ist der Krieg sehr gegen die Berechnung ihres Herrschers, wie so ziemlich aller Welt ausgefallen. Der Imperator hat gerechnet, der Krieg zwischen den zwei Mächten werde sich mit wiederholten Wechselfällen lange hinausziehen und er hätte dann den erschöpften Kämpfern mit leichter Mühe einen Frieden nach seinem Herzen diktirt. Die urplötzliche Entscheidung hat ihn, wie es scheint, überrascht und verwirrt. Aber heute schon sieht Jedermann, welche ungeheuern Opfer der schnelle Sieg gekostet hat. Preußen hat sein Alles auf eine einzige Karte gesetzt; eine einzige große Niederlage und die Revolution, der gewaltsame Ausbruch der socialen Verzweiflung, wäre im Rücken des Heeres entbrannt, die Monarchie der Hohenzollern wäre verloren gewesen. Graf Bismark wußte das wohl; er raffte die letzte Manneskraft Preußens zusammen, und es wird erzählt, als das Kriegsglück bei Königgrätz in der zweiten Mittagsstunde sich gegen Preußen zu erklären drohte, da sei

er im Begriffe gewesen, im Schlachtgetümmel den Tod zu suchen. Es ist anders gekommen, aber um welchen Preis? Decimirt durch Tod, Wunden und Cholera kehrt das einzige Heer welches Preußen in's Feld zu stellen hat, und welches mehr als zur Hälfte aus Familienvätern besteht, in seine Grenzen zurück. Es ist verzeihlich, wenn man in Paris den Sieg Preußens für einen Pyrrhus-Sieg ansieht und die Monarchie nicht für fähig erachtet allein und isolirt wie sie ist, sofort einen neuen Krieg mit Frankreich anzufangen.

Daß man es aber mit dem völlig isolirten Preußen zu thun habe, das betrachtet man wohl in ganz Frankreich als natürlich und selbstverständlich. Wo sollten denn auch die Allianzen herkommen, abgesehen von den wenig in's Gewicht fallenden und zum Theil gepreßten Contingenten der norddeutschen Clientel? Vor drei Monaten hätte ganz Deutschland von der dänischen bis an die türkische Grenze sich gegen einen solchen Angriff erhoben. Aber jetzt darf der Angreifer rechnen auf die Neutralität Oesterreichs; die österreichische Macht wird dann zugleich den undankbaren Creaturen in Florenz die Lust vertreiben, bei der Gelegenheit wieder mit Preußen Allianz zu machen etwa um Savoyen und Nizza zurückzuholen. Der Angreifer rechnet ferner auf die Neutralität der süddeutschen Staaten, wenn nicht gar auf ihre aktive Theilnahme gegen Preußen; und er wird in dieser Rechnung ohne Zweifel durch die Stellung bestärkt, welche das Kabinet von St. Petersburg, bei uns immer noch eine sehr einflußreiche Macht, neuerlich eingenommen hat.

Zeigt sich nun nicht irgend ein bedeutender Fehler in diesen Calculn, dann dürfte Preußen mit den frischen Lorbeern des Bürgerkriegs auf dem Haupt allerdings in eine sehr bedenkliche Klemme kommen. Mit erschöpften Kräften, mit einer schon fast tödtlich angegriffenen Societät, mit sehr unsichern Elementen nicht nur im neu erworbenen sondern selbst im alten Machtbereich müßte es zum zweitenmale Vabanque spielen an der blutigen Roulette des wandelbaren

Kriegsglückes, oder aber es müßte schimpfliche Gebietsabtretungen machen von seinem und dem anvertrauten Gut der deutschen Nation.

Gewiß ist es ein großes Pariser Interesse, daß die nächstjährige Weltausstellung nicht vereitelt werde und unterbleibe; aber es ist ein noch größeres französisches Interesse das Geschäft am Rhein abzumachen, so lange Preußen tief erschöpft und Deutschland gründlich veruneinigt ist Mit der Weltausstellung ließe sich dann auch füglich der Congreß verbinden, den jetzt gerade der Imperator nicht zulassen darf. Denn ein europäisches Provisorium das die Rheinfrage offen läßt, in das gesetzliche Definitivum zu verwandeln, damit ist Frankreich nicht gedient.

Aber können und dürfen jene Calculn der französischen Politik richtig seyn und bleiben? Diese Frage weist uns auf den geraden Weg zu einer Orientirung die an Exaktheit nichts zu wünschen übrig läßt, über die Haltung und Aufgabe unserer nächsten Zukunft. Ich stehe nicht an frank und frei zu erklären: nein, der Imperator muß sich um jeden Preis und unter allen Umständen — verrechnen mit uns.

Ich kann leider nicht mehr sagen: mit Oesterreich, wenn er anders bloß dessen Neutralität in Anspruch nimmt. Seit Jahrhunderten war Oesterreich das erste Wort, wenn es sich um die deutschen Verhältnisse zum Ausland handelte, und in den langen Jahren wo wir die deutsche Frage besprachen, haben wir stets mit Oesterreich angefangen und aufgehört. Es ist nicht mehr so; das deutsche Interesse concentrirt sich jetzt in Berlin. Dieser Wechsel mag uns unendlich schwer fallen, aber er ist zunächst welthistorisch fixirt. Es wird nie mehr einen deutschen Staatenbund mit zwei Großmächten geben. Damit ist allerdings nicht gesagt, daß Oesterreich nicht wieder in Deutschland eindringen und durch Einverleibungen seine deutschen Elemente verstärken könne. Aber in dem bevorstehenden Conflikt ist dieß unmöglich.

Man scandalisirt sich bei uns, und mit Recht, über jene

Wiener Wetterfahnen-Politik die sich jetzt schon sehr leicht über den Verlust der deutschen Stellung zu trösten weiß, indem sie ihre officiösen Blätter versichern läßt: eigentlich sei das ein Glück, da ja doch das Verhältniß zum deutschen Bunde Oesterreich nur mit vielen schweren Verpflichtungen belastet, ihm dagegen zum Ersatz wenig reelle Rechte und in einem fünfzigjährigen Verlauf keinen einzigen wesentlichen Vortheil gewährt habe *). Solche Erwägungen wären allerdings vor dem unseligen Suprematie-Krieg zu dem man die schleswig-holsteinischen Händel sich ausbilden ließ, besser am Platze gewesen. Aber sehr viel Wahres ist nach wie vor daran. Für Oesterreich ist kein Vorwärtskommen mehr gewesen im deutschen Verband. Jetzt erst ist es frei, die Allianz zu ergreifen, welche ihm allein in der Zukunft wesentliche Vortheile verspricht, die französische. Aber ihre Zeit kommt erst dann, wenn das große Geschwür im Orient losbricht, eine Säkular-Krisis deren Beginn nicht mehr nach Jahren sondern nur nach Monaten zählt. Darauf müssen alle Gedanken und Schritte des österreichischen Kabinets von nun an gerichtet seyn. Der Grenzstreit zwischen Deutschland und Frankreich kann dem Kaiser inzwischen sehr gleichgültig seyn; je dauernder man sich verfeindet zwischen Berlin und Paris, desto besser sogar für Wien. Ja, man kann sagen, die Erstreckung der französischen Grenze an den Rhein thäte jetzt dieselben Dienste für Oesterreich wie die Erstreckung der deutschen Grenzen bis an die Vogesen.

Das sind harte Reden, aber unvermeidliche Thatsachen.

---

*) S. über dieses Räsonnement der officiösen „Oesterreichischen Zeitung" die Allg. Zeitung vom 31. Juli, wo ganz richtig bemerkt wird: „um so mehr sei es zu beklagen, daß man sich so kühler Betrachtung früher gänzlich verschloß, daß bloßer Eigensinn der maßgebenden Persönlichkeiten es bis zum äußersten verhinderte, die von vielen (?) Oesterreich freundlich gesinnten Seiten empfohlenen Zugeständnisse in der Bundesreform zu machen." Und in der schleswig-holsteinischen Sache: setze ich hinzu.

Möge man sich allerseits hüten vor neuen Illusionen und Täuschungen; es wäre vermessen wenn man auch jetzt noch die Tragweite des großen Worts: Ausschluß Oesterreichs aus dem nationalen Verbande Deutschlands, unterschätzen wollte. Ob wir wollen oder nicht, schon der nächste Conflikt mit Frankreich wird uns über die völlig neue Welt belehren, in die wir mit diesem Einen Schlage hineingefallen sind.

In unserm unglücklichen Südwesten sind bei dem ersten Lärm über den drohenden Conflikt Viele schnell besonnen und fertig gewesen. Ei, sagen sie, da bleiben wir neutral und sehen mit Vergnügen zu wie die Preußen ihre verdienten Schläge bekommen, oder wir marschiren lieber gleich als Alliirte Napoleons mit um vollgültige Rache zu nehmen an Preußen. Sehr wohl; aber ich bin ganz anderer Meinung. Ob einem ehrlichen Deutschen solche Gedanken auch nur sittlich erlaubt sind, das will ich gar nicht untersuchen, ich stelle einzig und allein die Frage der Zweckmäßigkeit.

Was heißt unsere Neutralität bei einem Kriege Frankreichs gegen Preußen? Es heißt sich geflissentlich zwischen zwei Stühlen niedersetzen, sich als todtes Material darbieten zur Verständigung der zwei Gegner auf unsere Kosten. Und was heißt unsere Allianz mit Frankreich gegen Preußen? Es heißt an Preußen Rache nehmen dadurch, daß wir selber den Franzosen das deutsche Gebiet erobern helfen welches sie als Entschädigung von Preußen ansprechen. Es würde aber zum „Erobern" nicht einmal kommen. Sobald man in Berlin uns nach der französischen Allianz schielen sähe, würde man alle Schuld auf uns werfen und wohlgemuth den Rest nationaler Scham ablegen, um mit Frankreich Friede zu machen und zwar zum großen Theil auf unsere Kosten. Denn auf der französischen Liste der Compensationen steht obenan die bayerische Pfalz. Schon die Grenzen des ersten Pariser Friedens vom 30. Mai 1814 -- wie bekannt das ständige Minimum der französischen Ansprüche — durchschneiden diese bayerische Provinz.

Ich meinerseits würde es für ein großes Glück erachten, wenn ein solcher Bruch mit Frankreich lieber heute als morgen einträte, während wir noch in voller Rüstung dastehen und unsere Minister in Berlin den Frieden verhandeln. Wir könnten dann den sofortigen Anschluß an Preußen unter annehmbaren Bedingungen erlangen und den neuen Bund mit Ehren einweihen durch einen mannhaften Kampf gegen den französischen Erbfeind. Ein Mittelstaaten-Minister der auch unter solchen Umständen noch von Souverainetät und Selbstständigkeit träumen wollte, der wäre reif für's Irrenhaus. Annehmbare Bedingungen des Anschlusses an's nördliche Deutschland sind das höchste Ziel was uns noch zu erreichen möglich ist, und am besten zu erreichen wären sie jetzt, wenn Preußen sich in die Enge getrieben sieht durch Frankreich.

Eine Trias gibt es nicht mehr, seitdem Oesterreich im deutsch-nationalen Verbande fehlt; eine eigentliche Mainlinie ist das auch nicht was man jetzt so heißt, sie ist nur ein willkürliches Veto der französischen Rivalität; der vermeinte Südbund leidet von vornherein an dem Impediment der Lächerlichkeit, denn wer wird nach einer solchen Führung noch der Geführte seyn wollen? „Selbstständig" sind diese ehemaligen Glieder des Reichs und dann des Bundes nie gewesen und sie werden es auch jetzt nicht werden können; wenn nichts Anderes sie hinderte, so würden die Parteien in ihrem eigenen Innern die den dynastischen Rebellen gegen das alte Reich jetzt Gleiches mit Gleichem vergelten, es unmöglich machen. Zu temporisiren bis auf annehmbare Bedingungen des Anschlusses ist somit die einzige Politik welche für diese Staaten noch möglich ist. Aber ich fürchte, die Parteien werden ein langes Temporisiren vereiteln und die bedingungslose Unterwerfung unter die „militärische und diplomatische Führung Preußens" erzwingen, wenn nicht eine rasche Wendung eintritt.

Wir sind in der unerhörten Lage, daß wir den end-

gültigen Frieden mit Preußen unter allen Umständen durch einen Krieg erkaufen müssen. Wenn die welche jetzt bedingungslos unter das preußische Joch kriechen wollen und für diesen feigen Zweck eine wachsende Agitation in's Werk setzen, ihre Regierungen gezwungen haben würden ihnen den Willen zu thun, so müßten sie und Preußen gleichzeitig entschlossen seyn die Erlaubniß Frankreichs zu erkaufen oder zu erkämpfen. Großpreußen kostet die Abfindung oder den Krieg, Kleindeutschland kostet wieder die Abfindung oder den Krieg. Und zwar nicht eine Abfindung auf Kosten anderer Leute, wie Graf Bismark versucht haben soll auf Luxemburg resp. Holland, Belgien und die Schweiz lautende Wechsel auszustellen. Das sind Fragen für sich, die der Imperator auf seine Weise lösen wird, wenn er zuvor für die Verschlingung oder Mediatisirung einer größern oder kleinern Zahl deutscher Kleinstaaten durch Preußen mit deutschem Grenzgebiet abgelohnt ist. Das ist der Knoten und wird derselbe nicht gleich jetzt mit dem Schwert zerhauen, so wird der Gewinn kein anderer seyn als daß dem so wie so unabwendbaren Krieg die nivellirende Revolution vorausgeht.

Die annehmbaren Bedingungen müßten vor Allem darin bestehen, daß auch jenseits des Mains noch Bundesstaaten übrigblieben welche den südwestlichen ebenbürtig wären. Nur unter dieser Voraussetzung könnte von dem künftigen Parlament wirklicher Schutz und eine loyale Aktion erwartet werden; andernfalls wäre es ein großpreußisches Possenspiel. Gebe Gott, daß die französische Bedrohung der preußischen Diplomatie zu weiser Mäßigung behülflich sei! Für diesen Fall aber mögen auch unsere Regierungen sich nicht lange besinnen und ihr aufrichtiges Bündniß antragen gegen jede Einmischung des Auslandes.

Mit der alten Schaukelpolitik geht es überhaupt und ein- für allemal nicht mehr. Denn die Schaukel ist ja zu Nikolsburg in die Luft gesprengt worden. Man muß durchaus einen neuen Standpunkt einnehmen und zwar, wenn

nicht Alles verloren seyn soll, endlich einmal einen ehrlichen. Es liegt am Tage, wohin wir mit dem Vorwand Schleswig-Holsteins — diese unselige Sache ist wirklich, wie wir oft vorausgesagt haben, die unmittelbare Quelle unseres Elends geworden — gekommen sind; dieselbe zweizüngige und zweideutige Politik ist auch die wahre Ursache jener unerhörten Kriegsführung die unsere braven Heere und unsere tapferen Volksstämme mit Spott und Schande bedeckt hat.

Ehrlich währt am längsten, auch in der Politik. Wir mögen tief empört seyn gegen Preußen, aber wir sollen auch der eigenen Sünden und Fehler nicht vergessen womit wir 15 Jahre lang das Schicksal herausgefordert haben. Wir sollen uns jetzt im Unglück nicht feig und verächtlich wegwerfen an Preußen, aber auch keinen Augenblick vergessen, daß uns nicht mit Frankreich, sondern mit der Großmacht welche sich jetzt allein noch „deutsch" nennen darf, die politische Lebensgemeinschaft angewiesen ist.

Den 13. August 1866.

XX.

Briefliche Mittheilungen über die französischen Zustände*).

IV. Das Landvolk und die Provinzen; Sittlichkeits- und Populations-Verhältnisse.

Auf die Zustände der Provinzen übergehend hat man eigentlich nur die Abweichungen hervorzuheben, welche dieselben von Paris unterscheiden. Paris ist der kurze, getreue Inbegriff Frankreichs, dessen Kinder aus allen Provinzen es in großer Zahl in seinen Mauern vereinigt, dessen beste und schlimmste Kräfte es in sich birgt und an sich zieht. Paris ist das Gehirn, der denkende Kopf des ganzen Landes. Es bezeichnet die Richtung, es gibt den Maßstab an, nach dem sich das ganze Land bewegt. Gegenüber der rationalistischen Eintheilung in 89 Departemente, welche fast nur todte For-

*) In Folge undeutlicher Handschrift des Verfassers hat sich in dem Artikel des zweiten Heftes eine Unrichtigkeit ergeben. Es muß nämlich S. 134 Zeile 4 von unten heißen: „So gilt es u. A. für unschicklich . . daß eine junge Dame ihre Verlobung oder Heirath auch nur in das Gespräch einmischt“ — anstatt: „vor ihrer Verlobung oder Heirath auch nur in das Gespräch sich einmischt.“

meln und Ziffern vertritt und die alte durch Geschichte und thatsächliche Zustände gerechtfertigte Eintheilung in Provinzen nie wird gänzlich verwischen können, muß man das durch die Centralisation der letzten Bourbonen, der Revolution und der seitherigen Regierungen umgeformte Frankreich in zwei scharf markirte Theile, Paris und die Provinzen, eintheilen. Der bestimmende Kopf und der sich bestimmen lassende Körper.

Doch auch diese Eintheilung entspricht nicht genau den wirklichen Verhältnissen, indem der als Einheit gegebene Körper, die Provinzen, diese Einheit nicht besitzt. Vor allem muß vorausgeschickt werden, daß die Einwohner der Provinzen noch keineswegs an das Aufgeben ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten denken und selbst auch ihre alten räumlichen Grenzscheiden getreu aufrecht zu erhalten bemüht sind. Man sieht noch öfters an den französischen Landstraßen die wohlunterhaltenen Grenzsteine mit den Namen der zusammenstoßenden Provinzen. Die Mandarinen des centralisirten Staates unterhalten dieselben jedenfalls nicht, denn sie dulden solche Steine nicht auf dem Terrain der Straße, die ja Staatseigenthum ist. Diese befinden sich vielmehr auf den anstoßenden Gründen der Bewohner, welche auf ihre Stammes- und Landesunterschiede und Eigenheiten wo nicht eifersüchtig, so doch ziemlich stolz sind. Selbst in Paris, dem großen Nivellirungsmittelpunkt, thun sich die Provinzialen stets etwas auf ihre Heimath zu Gute.

Auf eine Schilderung der Eigenthümlichkeiten der einzelnen Provinzen kann natürlich nicht eingegangen werden. Dagegen verlohnt es sich sehr eine Uebersicht zu gewinnen, indem man die hervorragendsten Unterschiede innerhalb derselben angibt. Der Geschichte, Nationalität und Sprache gemäß läßt sich der große französische Provinzialkörper in drei Gruppen unterscheiden, die ich hier mit den Namen der fränkisch-gallischen, der gallisch-katholischen und germanischen Gruppe bezeichnen will. Die erstere begreift die eigentlich französischen oder die herrschenden Provinzen in sich, di

die von germanischem Blute frei gebliebenen römisch-gallischen und rein gallischen Provinzen des Südens und Westens, die dritte die von dem germanischen Staatskörper losgerissenen Provinzen Elsaß, Lothringen und Flandern.

Zu der ersten Gruppe zählen die Provinzen Isle de France, Champagne, Burgund mit der Freigrafschaft, Picardie, Normandie, Orleanais, Touraine, Bourbonnais und Maine, deren natürlicher Mittelpunkt und Hauptstadt Paris ist. Es sind, wie man sieht, die Provinzen in denen die stärkste Beimischung fränkischen und germanischen Blutes stattgefunden und die zugleich auch den Kern bilden, aus dem sich das jetzige Frankreich zusammengefügt hat. Hier wird überall das eigentliche Französisch in allen Ständen gesprochen, nur sehr leichte Aenderungen und Unrichtigkeiten in der Aussprache unterscheiden eine Provinz von der andern und die Bauern von den Städtern. Die hier herrschende Sprache ist in ganz Frankreich die herrschende, in der Schriftsprache die allein herrschende geworden. Diese Umstände, sowie der unmittelbare Verkehr mit Paris erklären es, daß hier dasjenige, was man gewöhnlich „moderne Bildung" nennt, am weitesten verbreitet ist. Die Kenntnisse des Lesens und Schreibens sind deßhalb hier mehr als in den meisten übrigen Provinzen gewöhnlich und werden dem entsprechend benützt.

Mehr als irgendwo bildet hier die Gesellschaft der Städte das getreue Abbild der Pariser Zustände im Kleinen. Dieselben der beschränkten Verhältnisse halber noch augenscheinlicher hervortretende Absonderung der verschiedenen Gesellschaftsschichten tritt uns in den durchgehends nicht besonders großen Städten entgegen. Dieselben religiösen und andern Gesinnungen und Gebrechen finden sich auch hier ohne merkliche Abweichung wieder. Die erste Revolution hat hier eben so tief eingegriffen und umgestürzt. Das Volk hat dieselbe eher gefördert als sich widersetzt und noch heute wie damals unterstützt es alle von Paris ausgehenden politischen Umgestaltungen durch Zustimmung und That. Auf das bloße Gerücht

hin, daß es einmal während der 1848er Ereignisse dem für die „Freiheit sich schlagenden Volke von Paris“ an Brod und Lebensmitteln fehle, wurden in verschiedenen Gegenden dieser Provinzen großartige Massen Lebensmittel und Wein freiwillig zusammengebracht und dorthin oder wenigstens in die nächste Stadt gebracht.

Auch auf dem Lande haben hier die irreligiösen und revolutionären Ideen vielfach die bedenklichste Verbreitung gefunden. Die fast allenthalben wohlhabenden Bauern und Winzer sind „civilisirt“, kleiden sich städtisch und zwar sehr kostspielig, lesen öfters Zeitungen und stimmen gewöhnlich dem Neuen in der Politik zu. Ihre Töchter lassen die reichern unter ihnen in den Pensionsanstalten der Städte erziehen. An Bauernstolz fehlt es dabei nicht. Die Bauern kennen und bethätigen vielfach die Schattenseiten der neuen Bildung. Doch sind sie durchgehends sehr arbeitsam, viel arbeitsamer als die meisten deutschen Bauern und verbessern dabei ihren Ackerbau sehr wesentlich, indem sie rationelle Neuerungen ziemlich leicht annehmen. In der Champagne und Burgund habe ich reiche Bauern gekannt, die mit ihrer Familie und fast ohne jegliche Hilfe von Dienstboten und Taglöhnern ihr oft über hundert Morgen großes Besitzthum bebauen. Sie sind dabei freilich von ihrem Ackerbau so in Anspruch genommen, daß sie gar keinen Garten haben noch sich Brod backen können, sondern sich Brod und Gemüse aus der Stadt zuführen lassen. Der Fortschritt im Ackerbau und Wohlstand ist hier in manchen Gegenden so bedeutend, daß z. B. die Champagne pouilleuse (Läuse-Champagne), 1793 als eine armselige Gegend verschrieen, jetzt eine wahre Getreidekammer und eine der reichsten Gegenden Frankreichs ist. Mitten in diesem Ländchen kenne ich ein Dorf von etwa 200 Familien, welche außer ihrem Grundeigenthum zusammen noch für 7- bis 800,000 Franken zinstragende Staatspapiere besitzen.

An andern guten Seiten fehlt es auch nicht. Die Bauern und noch mehr die Winzer sind ziemlich gastfrei, hilfreich und

zuvorkommend gegen jeden ordentlichen Fremden. Bei Fußreisen begegnete es mir oft, daß Leute welche ich nach dem Wege fragte, sich über etwaige sonstige Bedürfnisse befragten, zu essen und Wein anboten. Während eines längeren Aufenthaltes in verschiedenen Dörfern und Flecken ward ich schon in den ersten Tagen mit Einladungen und Zuvorkommenheiten förmlich überschüttet. Und dabei geschah all dieses ohne jegliche Nebenabsicht auf etwaige Gegenleistungen. Auch bewahren die Bauern noch viele löbliche Gebräuche aus frühern Zeiten, sie feiern besonders die Patronatsfeste ziemlich eifrig und haben keineswegs ihre provinziale Selbständigkeit ganz vergessen. Viele geschichtlichen Thatsachen ihrer betreffenden Provinz sind ihnen bekannt und ich erstaunte einmal ganz gewaltig, als die Inhaberin einer bescheidenen Landschenke bei Mery (Dep. der Aube) von Attila und der Hunnenschlacht ganz richtig zu erzählen wußte. In den Städten fehlt es ebenfalls nicht an Hergebrachtem. Die Patronatsfeste der einzelnen Pfarreien, die hohen Kirchenfeste und besonders auch das Frohnleichnamsfest werden unter großer Betheiligung aller Stände gefeiert. Fast jedes Gewerk bildet eine kirchliche Bruderschaft und Corporation, die alljährlich das Fest ihres Schutzheiligen durch Vor- und Nachmittags-Gottesdienst und gemeinsamen Familienball feiert. Selbst neue Bruderschaften dieser Art werden gegründet; das Kirchenblatt von Troyes meldete vor Kurzem, daß in dieser Stadt die Bruderschaft der Buchdrucker, Buchbinder u. s. w. nach langer Unterbrechung unter allgemeiner Theilnahme wieder hergestellt worden sei. Daß die Religion in vielen Familien der Städte und des flachen Landes praktisch geübt wird, bezeugt schon die Thatsache, daß auch hier fast nirgends Mangel an Priestern herrscht und außerdem auch viele Ordensleute aus diesen Provinzen hervorgehen. Jedoch machen in religiöser Hinsicht die Freigrafschaft, der größte Theil der Picardie und einige Gegenden der Normandie eine rühmliche Ausnahme und können zu den religiösesten Gegenden Frankreichs gezählt werden.

Zu der zweiten Gruppe gehören die Provinzen Bretagne, Guienne, Gascogne, Limousin, Auvergne, Provence, Dauphiné, Languedoc, Poitou, Angoumais und Marche. Auch das Lyonnais ist theilweise hinzuzurechnen. Hier herrschen die Provinzialeigenthümlichkeiten und religiösen Ueberlieferungen mehr als irgendwo vor. Wer kennt nicht die urkatholische heldenmüthige Bretagne welche zur Vertheidigung von Kirche und Königthum den volksthümlichen Riesenkampf gegen die Sturmfluth der ersten Revolution gekämpft und ihr ein gebieterisches Halt zugerufen hat! Wer weiß nicht, mit welchem Nachdruck Lyon und verschiedene andere Städte des Südens sich derselben Revolution erwehrt haben? Ist auch nicht überall mit gleichem Erfolge und gleichem Nachdruck wie in der Bretagne gegen die Unterjochungs- und Centralisationsbestrebungen der Revolution gestritten worden, so sind hieran meistens äußere Umstände schuld. Ueberall aber stieß die Revolution und ihre Lehren auf größere Abneigung und Widerstand als in den fränkischen Provinzen. Wer kennt nicht die Abneigung welche hier allenthalben gegen den ersten, und vielfach auch noch gegen den dritten Napoleon herrschte? Ueberall hängt hier das Volk heute noch mehr an dem Hergebrachten, an Religion und Geschichte als anderswo. Neben der Bretagne und derselben in religiöser Hinsicht fast vollkommen ebenbürtig steht die gebirgige, etwa eine Million Seelen zählende Auvergne mit der Hauptstadt Clermont-Ferrand wo der erste Kreuzzug gepredigt wurde. Dann folgen die angrenzende Limousin (Hauptstadt Limoges), Dauphiné und die Pyrenäengegenden. Daß die andern Provinzen nicht viel zurückstehen, daß namentlich auch die Provence als eine gutkatholische Provinz betrachtet werden muß, haben die Schaaren frommer Pilger bewiesen die von hier zur Feier der Canonisation der japanesischen Martyrer nach Rom gekommen sind. Wurde nicht ein so braver Katholik wie Berryer in Marseille in die Kammer gewählt?

Wie man sieht umfaßt die zweite Gruppe diejenigen

Provinzen, in denen mit Ausnahme der Bretagne, die süd- französische oder provenzalische Sprache vorherrscht. Dieselbe zerfällt fast in eben so viele Dialekte als es Provinzen und bedeutendere Städte gibt, doch verstehen sich die Dialekte untereinander. Dieß ist auch eine Hauptursache, daß diese Provinzen vielfach von den verderblichen Einflüssen der Pariser Literatur und der Halbweltsitten bewahrt bleiben, während die einheimische Geistlichkeit den Volkseigenheiten Rechnung zu tragen weiß, oft in der Volkssprache unterrichtet und schreibt und dadurch ihren Einfluß besser erhalten konnte.

Bekanntlich besitzt die südfranzösische Sprache eine reiche poetische Literatur die noch in diesen Tagen viele schöne und frische Blüthen getrieben. Die Jasmin, Reboul und Mistral sind die sittlich und religiös am höchsten und reinsten da- stehenden Namen unter den Dichtern des neuern Frankreichs; alle drei sind Kinder dieser Provinzen. Die Poesie ist hier mehr als sonstwo Sache und Gemeingut des Volkes. Jas- min, der bescheidene Haarkräusler von Agen, hat Hundert- tausende, ja Millionen Franken durch seine auf den öffent- lichen Plätzen der Städte gehaltenen poetischen Vorträge aus den Taschen des Volkes gelockt und wohlthätigen Zwecken zugeführt, ohne dabei für sich persönlich etwas Anderes zu erhalten oder zu beanspruchen als die Gewogenheit seiner Mitbürger, die ihn freilich mit Ehrengeschenken überschütteten. Reboul zu Nimes, der jedoch nur in französischer Sprache dichtete, ist zeitlebens ein braver Bäcker geblieben der alle Auszeichnungen und Anerbietungen seiner streng legitimistischen und kirchlichen Gesinnung halber ausschlug. Es sind Cha- raktere die man in diesen Provinzen findet, denen gegenüber die berühmten Schriftsteller und Dichter des Nordens, wie Lamartine und Victor Hugo, nicht nur als sittlich verirrte sondern auch als der niedrigsten Geldmacherei verfallene falsche Größen erscheinen müssen.

Auf dem Lande herrschen fast überall noch ansprechende patriarchalische Zustände, Genügsamkeit und Einfachheit und

ein unverdorbenes schönes Familienleben. Treue in Allem ist eine allgemeine Tugend. Die Freundschaft des Südländers ist nicht leicht zu erwerben, dagegen aber auch um so dauernder und schätzbarer. Gegen Fremde, besonders Nordländer ist er etwas abgeschlossener, doch übt er Gastfreundschaft. Die Jugend wird streng und einfach erzogen, im ganzen Süden müssen die jungen Söhne auch der reichsten Bauern und Gutsbesitzer bis zu ihrer Verheirathung auf dem Heuboden schlafen. Heiteres Leben und schöne Volksfeste entschädigen für manche Entbehrungen. Die schönsten und eigenthümlichsten Volkstrachten sind hier zu finden. Außer den bekannten manchfachen Trachten der Bretagne sind auch diejenigen der Provenzalinen, namentlich der Stadt Arles und Umgegend sehr ansprechend und berühmt. Auch in andern, selbst größern Städten behaupten sich die einheimischen Trachten noch vielfach und machen den Pariser Moden das Feld streitig. So bewahrt u. A. in Bordeaux das Volk noch seine eigene schöne Tracht die besonders den jüngern Mädchen sehr wohl ansteht.

Obwohl nun in den Städten die einheimische Sprache und Sitte schon am meisten der französischen gewichen ist, so behaupten sich daneben dennoch die eigenthümlichen Einrichtungen und der einheimische Nationalstolz. Marseille namentlich betrachtet sich vielfach als eine ebenbürtige Nebenbuhlerin von Paris, als eine Weltstadt. Das mit dem sehr eigenen Marseiller Accent gesprochene Wort Je ne suis pas Français, je suis de Marseille ist ein Beweis davon und in ganz Frankreich bekannt. Unter den eigenthümlichen Einrichtungen nehmen die aus alten Zeiten stammenden sehr zahlreichen und manchfaltigen religiösen Vereine und Bruderschaften die erste Stelle ein; sie verfolgen die verschiedensten, auch gemeinnützigen Zwecke und tragen sehr wesentlich zur Erhaltung des religiösen Lebens aller Stände bei. Auch die sogenannte Compagnonnage, eine Art Gesellenverein der etwas von den altfreimaurerischen Formen hat und in verschiedene

sich befehdende Parteien zerfällt, hat ein durchaus religiöses Gepräge trotz seiner Ausschreitungen. Jedes Mitglied ist verpflichtet seine Tour de France zu machen, d. h. namentlich die Städte zu besuchen welche eine Herberge der Gesellschaft haben und dabei einer Wallfahrt nach der berühmten Grotte St. Baume bei Marseille zu unternehmen, wo gewisse Abzeichen ausgegeben werden. Man hat versucht diesen vielfach ganz löbliche Zwecke, als sachgemäßen Unterricht, gegenseitige Unterhaltung und Beistand, verfolgenden Verein der sich in allen Städten des Südens findet, von seinen Schlacken und Auswüchsen zu befreien, und man ist damit nicht ohne allen Erfolg geblieben.

Diese Provinzen stellen die meisten Missionäre und Ordensleute und liefern bei allen kirchlichen Sammlungen die bedeutendsten Summen. Die Gesellschaft zur Ausbreitung des Glaubens ist hier, in Lyon, entstanden dessen Diöcese auch heute noch den stärksten Jahresbeitrag liefert, der die Beiträge aller deutschen Diöcesen zusammengenommen regelmäßig übersteigt.

Auswärts bleiben die Eingebornen dieser Provinzengruppe ihren heimischen Gewohnheiten meistens sehr treu. Dienstboten aus der Bretagne behalten in Paris und Bordeaux fast zeitlebens ihre heimische auffallende Tracht bei. Die zahlreichen Auvergnaten, welche in Paris überall den mühevollen Kohlen- und den Wasserhandel an sich gebracht haben, sieht man alle in ihrer Nationaltracht; sobald sie etwas Vermögen sich erworben, kehren sie in ihre Heimath zurück. Die 35 bis 40,000 Maurer und Handlanger welche alljährlich aus Limousin nach Paris und den Nordprovinzen zur Arbeit ziehen, kehren jeden Winter regelmäßig mit dem ersparten Erwerb nach der Heimath zurück. Manche von ihnen haben bedeutende Unternehmungen in diesen Provinzen und können sich trotzdem nicht entschließen die Heimath aufzugeben. Im gesellschaftlichen Leben verträgt sich der Südländer nicht besonders gut mit dem Nordfranzosen.

Die zur dritten Gruppe gehörenden Provinzen Lothringen, Elsaß und Flandern sind den Deutschen näher bekannt oder gehen dieselben doch näher an. In Lothringen spricht nur etwa ein Drittel der Einwohner deutsch, die in dem Mosel-, Meurthe- und Wasgau-Departement leben. Der ganze Elsaß ist mit alleiniger Ausnahme eines Theils des Bezirks Befort vollkommen deutsch. Fast anderthalb Millionen Seelen gehören dem deutschen Sprachgebiet an, denn auch in den Städten versteht ein jeder deutsch trotzdem die Bildung ganz französisch ist. In Flandern gibt es etwa eine Million vlämisch sprechender Einwohner.

Die Zustände dieser drei germanischen Provinzen kommen in vieler Hinsicht denjenigen der gallisch-katholischen Provinzen sehr nahe. In den Städten, wo sich der Einfluß von Paris und überhaupt des Franzosenthums schon längst Geltung verschafft hat, nähern sich die Zustände denjenigen der Städte der fränkischen Nordprovinzen. Auf dem Lande wo dieser Einfluß sich weniger oder fast gar nicht verspüren läßt, sind die guten alten Sitten und Zustände sehr wohl, vielfach noch bedeutend besser als in Deutschland selbst erhalten. Die Land-Bevölkerung ist aber dennoch sehr abhängig von den Städten, wo alle Behörden und Geschäftsleute wohnen, deren Beistand der nicht französisch verstehende Bauer bei jeder Gelegenheit anrufen muß und in deren Hände er derselben Umstände halber wehrlos geliefert ist. Die Städter sind überwiegend revolutionär und zum großen Theil auch religiös gleichgiltig. Der Bauer ist conservativ und kirchlich.

Die sittlichen Zustände in den Städten und vielen Fabrikorten sind vielfach sehr traurig, was meistens der herrschenden Mischung der Nationalitäten zuzuschreiben ist. Deutsche und Franzosen eignen sich gar zu gern die gegenseitigen Fehler an. Auf dem Lande herrscht strenge Sittlichkeit, Treue am Hergebrachten. Selbst die reichern Bauern und Gutsbesitzer des Elsaßes legen ihre einheimische Nationaltracht nur höchst selten ab. Wie gut der kirchliche Sinn und das Deutschthum

noch im Volke wurzeln, geht daraus hervor, daß ein kleines kirchliches Volksblatt welches in deutscher Sprache unter dem Titel „Volksfreund“ seit mehreren Jahren in Straßburg erscheint, über 7000 Abnehmer in Elsaß und Lothringen zählt. Für bessern deutschen Unterricht ist durch die deutschen Schulbrüder welche in Ebersmünster (Elsaß) ein Mutterhaus haben, in den letzten Jahren Vieles geleistet worden. Auch der deutsche Unterricht in den Priesterseminarien zu Straßburg, Nanzig und Metz hat Vieles gewonnen. Für den kleinen deutschen Theil seiner Diözese hat der Bischof von Nanzig ein eigenes kleines Seminar (Gymnasium) zu Finstingen in den letzten Jahren gegründet. Ebenso ist eine deutsche Redemptoristen-Congregation in Teterchingen (Diözese Metz) entstanden, deren Väter unter dem Landvolk Tüchtiges leisten. In vielen Kirchen wird auch deutsch gesungen.

Die etwa 190 bis 195,000 Seelen zählenden Protestanten des Elsaß finden sich namentlich in den Städten, dann in der früher nassau-saarbrückischen Grafschaft Bockenheim und in der früher hessen-darmstädtischen Herrschaft Buchsweiler. Dieselben sind meistens reich oder wohlhabend wozu der ungestörte Besitz der Kirchen- und mildthätigen Stiftungen nicht wenig beiträgt, deren sich dieselben zur Zeit der Kirchenspaltung bemächtigt haben.

Ein allgemeiner Fehler den man dem französischen Bürger- und Mittelstand vorwerfen muß ist, daß die löbliche Sparsamkeit gar zu oft, namentlich in manchen Provinzstädten in häßlichen Geiz ausartet. Man könnte traurige Beispiele der Art anführen. Nur zwei Beweggründe können im Allgemeinen Gegenwirkungen hervorbringen, nämlich patriotische und religiöse. Besonders wirksam wird der Eigennutz und die Selbstsucht von dem allverbreiteten St. Vinzenzverein bekämpft.

Schlimmer noch ist die seit den letzten Jahrzehnten eingetretene außerordentliche Zunahme der Verbrechen gegen die Sittlichkeit, des Kinds- und Selbstmords und endlich das

weitverbreitete heimliche Uebel des sogenannten Zweikindersystems. Ich verzichte darauf statistische Belege beizubringen die nicht immer vollgiltig sind, die allgemeine Thatsache genügt.

Dem gegenüber ist aber auch die erfreuliche Erscheinung hervorzuheben, daß die Vocationen für den Priester- und Ordensstand ebenfalls eine stetige Vermehrung zeigen, besonders auch was das weibliche Geschlecht betrifft. Nachdem die Revolution den geistlichen Stand zerstreut und vernichtet, zählt Frankreich heute wiederum 50,000 Weltpriester, 20,000 männliche und 95,000 weibliche Ordenspersonen von denen sich mehrere Tausend außerhalb des Landes befinden. Bekanntlich besteht die Hälfte der über 7000 Missionäre aus Franzosen.

Es handelt sich also darum diese Erscheinungen einigermaßen zu erklären, diese Gegensätze zu beleuchten.

Der durch Napoleon so sehr erhöhte Militärstand verhindert fast gewaltsamer Weise eine große Zahl Heirathen, was keinesfalls die allgemeine Sittlichkeit fördern kann. Durch die öftern Kriege sind dem Lande mehrere hunderttausend tüchtige junge Leute gänzlich entzogen worden, die ohne dieß sicher größtentheils geheirathet hätten. Das Schlimmste aber ist fast noch die ungemeine Ausdehnung des Systems der Berufssoldaten, welche nur höchst selten oder vielmehr nie heirathen, sich jedoch in geschlechtlicher Hinsicht keinerlei Zwang auferlegen. Das Heer zählt über 100,000 dieser Berufssoldaten, welche gegen Geldentschädigung als Ersatzmänner für andere dienen und gewöhnlich 14 bis 21, oft aber 28 bis 35 Jahre im Heere bleiben. Dieselben bringen es dabei höchstens zum Unteroffizier oder Feldwebel, die meisten aber bleiben zeitlebens Gefreite. Der Militärstand ist für sie ein Geschäft, bei dem sich ganz gut auskommen läßt, da die Alters- und sonstigen Zulagen nicht unbedeutend sind. Die von Napoleon III. für Soldaten und Unteroffiziere gestiftete Tapferkeitsmedaille gewährt eine Lebensrente von 100 Franken

jährlich. Die Pension für den Gemeinen beträgt 365 Franken jährlich, unter Umständen mehr. Hat er die genannte Medaille erworben, so macht dieß wiederum 100 Franken mehr. Freilich läßt sich damit immer noch keine Familie erhalten, aber dem an ein ungebundenes Leben gewohnten alten Soldaten fällt es auch nicht ein zu heirathen. Gewöhnlich zieht er zu einem Verwandten, dem er ein geringes Kostgeld zahlt, dagegen etwas arbeiten hilft und das übrige Geld gemüthlich durchbringt. Während der Militärzeit werden geschlechtliche Ausschweifungen mit der sträflichsten Nachsicht angesehen und ungeahndet gelassen. So wurde u. A. zum Erstaunen der ganzen Welt anfangs der fünfziger Jahre in Paris ein Soldat freigesprochen der einer Frau lange nachgestellt und sie schließlich genothzüchtigt hatte, trotzdem daß die Beweise der Anklage wirklich vernichtend für ihn waren. Das gute Zeugniß seiner Vorgesetzten genügte fast einzig zu seiner Freisprechung. Aehnliches ließe sich in Menge anführen. Das Militär hat eine zu sehr bevorzugte Stellung im jetzigen Frankreich.

Eine zweite Ursache der zunehmenden Unsittlichkeits-Verbrechen ist ebenfalls im Regierungssystem zu suchen. Dasselbe beengt und verbietet die Beschäftigung mit der Politik auf alle mögliche Weise und läßt dagegen freien Spielraum hinsichtlich der Moral. In Ermangelung genügender politischer Beschäftigung verlegen sich Leser und Schriftsteller auf sogenannte schöne Literatur, bei der natürlich ein gewisser sinnlicher Reiz seine Wirkung bei einem ohnedieß zur Sinnlichkeit geneigten Volke nicht verfehlt. Sind auch politische Diskussionen und Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten gerade nicht besonders vortheilhaft für die öffentlichen Zustände, so scheint es mir doch daß ein gewißes Maß derselben dazu beiträgt um vor Anderm, hier also vor der Unsittlichkeit zu bewahren.

Eine dritte Ursache ist etwas heiklicher Natur. Die aus Emporkömmlingen, aus glücklichen Abenteurern und Börsen-

spekulanten gebildete Aristokratie welche jetzt zu Paris im Vordergrund steht, ist meistens aus den zweifelhaftesten Elementen zusammengesetzt. Diese After-Aristokratie gibt den Ton an, durch sie ist die sogenannte Demi-monde so zu sagen als berechtigter natürlicher Stand, als naturgemäßer Theil der Gesellschaft anerkannt worden. Die Demi-monde-Literatur und Bühne sind dadurch entstanden und beschützt worden. Doch muß auch zugestanden werden, daß unter Ludwig Philipp die zur Schau getragene religiöse Gleichgiltigkeit der damals herrschenden Classen diesen Zustand gründlich vorbereitet hat. Dazu der durch die prunkvolle Hofhaltung, die großartigen Verschönerungen und Bauten, politische Feste und die Ausstellung von 1855 ganz ungemein vermehrte Zufluß von Fremden in Paris.

Ganz dieselben Ursachen sind auch bei der Vermehrung der Selbstmorde im Spiele. Getäuschte Hoffnungen, fehlgeschlagene Spekulationen, frühzeitige Erschöpfung aller Kräfte und Mittel durch überreizten Genuß, das sind die Gründe der Verzweiflung und des Selbstmords bei demjenigen der allen Glaubens baar ist. Wo aber noch ein Funken von Gottesglauben ist, genügt derselbe oft um eine völlige Umkehr hervorzubringen deren Abschluß in vielen Fällen in das Kloster führt. In einem politisch und social so bewegten, so oft umgekehrten Lande wie Frankreich müssen aber alle diese Ursachen in erhöhtem Maßstabe vorhanden seyn.

Doch darf man nicht etwa glauben daß der Kern des Volkes, der früher geschilderte Bürgerstand, hievon wesentlich berührt worden sei, so sehr auch einzelne Theile gelitten haben mögen. Die Verderbniß beschränkt sich noch immer auf gewisse Kreise der Gesellschaft, auf einen Theil der vornehmen und auf die öffentliche Welt, die die Vergnügungsanstalten bevölkernde Halbwelt, überhaupt auf die leicht zugänglichen und öffentlichen Kreise in denen die meisten in Paris sich aufhaltenden Fremden und Vergnüglinge leben. Ist es doch eine feststehende Thatsache, die jeder mit den Verhältnissen

Bekannte bezeugen wird, daß all die berühmten öffentlichen Bälle, Theater u. s. w. in Paris mit ihrer Einnahme vorwiegend auf Fremde angewiesen sind. In den Provinzial-Städten, wo es keine oder wenige Fremden gibt, ist die Zahl der Theater und öffentlichen Vergnügungsanstalten verhältnißmäßig viel geringer als in Paris und in Deutschland. Lyon und Marseille haben bei je 300,000 Seelen (Vorstädte mitinbegriffen) auch nur je zwei Theater. Alle anderen Städte haben nur je ein Theater welches ohne Unterstützungen aus dem Stadtsäckel nicht bestehen kann. In Städten von 20- bis 50,000 Einwohnern und drüber spielt das Theater nur zweimal wöchentlich während der Wintermonate. In einer Stadt von 35,000 Seelen die keineswegs als besonders sittlich galt, konnte eine einzige öffentliche Ballanstalt nur zur Noth bestehen, trotzdem das Jahr hindurch der Saal derselben an den Wochentagen öfters zu Gewerks- und Hochzeitfesten benützt wurde. Dieß sind doch unläugbare Thatsachen die ich persönlich beobachtet habe.

Die Hauptursache des sogenannten Zweikindersystems muß in der durch das Gesetz bestimmten Gleichberechtigung der Kinder hinsichtlich der Erbschaft und in der Verfügung gesucht werden, daß ein achtzehnjähriges Kind schon bei Lebzeiten der Eltern ein Recht auf deren Vermögen hat. Dann trägt aber auch die Vergnügens- und Genußsucht mit der das Kinderpflegen und Erziehen sich nicht verträgt, das Ihrige dazu bei. Weitere Ursachen will ich nicht erörtern sondern einfach auf die statistisch nachzuweisende, leicht zu beobachtende Thatsache verweisen, daß dieses gesellschaftliche Verbrechen überall mit der religiösen Gleichgiltigkeit und völligen Religionslosigkeit Hand in Hand geht. In den Städten herrscht es in den Familien bei denen das lebendige Christenthum verschwunden, auf dem Lande hat sich dasselbe fast nur in den Provinzen welche ich als fränkisch „civilisirte" bezeichnet habe, verbreitet. In der Bretagne, in der Auvergne ist dasselbe gar nicht, in den andern gutkatholischen Provinzen außer

den Städten nur wenig und vereinzelt zu finden. Auch Elsaß, Lothringen und Flandern sind von diesem Uebel fast gänzlich frei geblieben. Im Elsaß ist es eine bekannte Thatsache, daß die protestantische Bevölkerung welche dem System huldigt, sich wenig oder fast gar nicht vermehrt, wodurch die gesunde katholische Bevölkerung stets mehr überwiegt. Manches Dorf das noch vor fünf und zwanzig Jahren überwiegend protestantisch gewesen, ist jetzt vorwiegend katholisch.

Aus Vorstehendem ergibt sich aber auch eine andere höchst wichtige Thatsache. Die religiöse, sittlich gesunde Bevölkerung vermehrt sich in stärkerm Grade als die religiös-gleichgiltigere, sittlich gesunkene. Die naturgemäße Folge davon ist, daß die letztere immer mehr geschwächt, schließlich auf eine unvermögende Minderheit heruntersinken muß. Es ist hier wiederum Saturn der seine eigenen Kinder frißt. Die „moderne Civilisation" wird von ihren eigenen Gebrechen und Sünden aufgezehrt, während daneben ein neues, durch das alte urkräftige Christenthum lebendig erhaltenes und verjüngtes Geschlecht erwächst. Der Beweis, daß das wahre Christenthum allein das richtige Lebensprinzip der gebildeten Völker ist, wird dadurch eine neue glänzende Bestätigung erhalten. Es wird sich in Frankreich und zum Theil auch im übrigen Europa dasjenige wiederholen, was schon einmal bei der untergegangenen römischen Civilisation geschehen. Gleichwie deren Kunst-Denkmäler nur insoweit erhalten wurden als sie von dem Christenthum in Gebrauch und Schutz genommen worden sind, ebenso lebt auch von der römischen und griechischen Bevölkerung nur derjenige Theil in seiner Nachkommenschaft fort und hat neue Völker gebildet, dem durch das Christenthum wiederum Leben eingeflößt worden. Der heidnisch gebliebene Theil ist in seinen Lastern auch materiell untergegangen. Auch über das Neuheidenthum wird die katholische Kirche zum Theil auf diese Weise siegen.

Die geringe Vermehrung der Bevölkerung in Frankreich erklärt sich von selbst aus den vorgeführten Thatsachen und

berechtigt keineswegs zur Begründung der bekannten Theorie des allmähligen Verschwindens der lateinischen Völker. Diese Theorie ist eigentlich nur eines der gewöhnlichen Partei-Manöver der protestantischen Wissenschaftlichkeit, deren Blick ja stets trübe ist sobald er sich nach katholischen Ländern richtet. Man thäte aber trotzdem gut, wenn man sich katholischerseits die Mühe gäbe diese Theorie durch Zusammenstellung der Thatsachen betreffs des Absterbens der von der katholischen Kirche abgefallenen Völker gehörig abzufertigen.

Es lassen sich noch viele andere Zeichen und treibende Kräfte einer allmähligen Umgestaltung zum Bessern aufzählen. In den Provinzen regt sich von neuem ein selbständiges literarisches und wissenschaftliches Streben, welches schon sehr erfreuliche Früchte zu tragen beginnt und der geistigen Centralisation und Knechtschaft welche Paris ausübt, entgegenwirkt. Durch diese geistige Decentralisation wird auch der politischen Decentralisation in bester Form vorgearbeitet, denn erst muß man sich an selbstständiges Denken gewöhnen ehe man zum selbstständigen Handeln übergeht. Fast in allen bedeutendern Provinzialstädten bestehen jetzt gelehrte Gesellschaften, erscheinen wissenschaftliche, besonders historische Zeitschriften. Unlängst sagte auch ein berühmter Pariser Kritiker im „Monde", daß „man jetzt die wissenschaftlichen, mit wahrem Benediktinerfleiße gearbeiteten Bücher nur mehr aus der Provinz erhalte."

Diese geistigen Decentralisations-Bestrebungen werden aber wesentlich von dem Klerus und den Ordensleuten getragen und gefördert, die sich hier im wahren Berufe befinden. Die Kirche ist ja überhaupt in nichts centralisirt, sondern überall in jeder Diöcese mit vollkommen gleichen sittlichen und geistigen Kräften ausgestattet. Ueberall auch in den entlegensten Provinzen findet man unter der Geistlichkeit Gelehrte und Schriftsteller die man unter den Laien vergeblich suchen würde. In den gelehrten Gesellschaften sind Geistliche die thätigsten Mitglieder, von den in der Provinz ent-

stehenden Büchern haben etwa zwei Drittheile Geistliche zu Verfassern. Daher auch ein Theil des Einflusses der Geistlichkeit in den Provinzen. Während alle sonstigen öffentlichen Einrichtungen in Paris ihren Mittelpunkt haben, bildet eine jede der 93 Bischofsstädte einen eigenen, von Paris fast ganz unabhängigen Mittelpunkt geistigen Lebens, finden sich die Mutterhäuser und Sitze der großartigsten kirchlichen Anstalten und Einrichtungen in den verschiedensten Winkeln der Provinzen. Die Kirche ist einig, aber nicht centralisirt, deßhalb kann auch nur unter ihrer Mitwirkung und nach ihrem Muster eine gesunde Decentralisation bewirkt werden.

V. Centralisation und Decentralisation.

Die Geschichte Frankreichs seit 1830 ist ganz besonders lehrreich für die Verhältnisse von Staat und Kirche, Freiheit und Liberalismus, Gesellschaft und Schule. Im Namen der liberalen Freiheit hatte das Bürgerkönigthum die Schule monopolisirt, den Einfluß der Kirche auf dieselbe so ziemlich auf Null herabgesetzt und nur nach längern Kämpfen den bischöflichen kleinen Seminarien, die man nach deutschen Begriffen als Gymnasien bezeichnen kann, eine gewisse Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zugestanden. Damit war der erste Grundstein des Wiederaufbaues der kirchlichen Gesellschaft und mit dieser auch der Anstoß der Decentralisation gegeben. In den bischöflichen Seminarien ließen religiöse Familien ihre Söhne erziehen, auch wenn sie dieselben im Voraus noch nicht zum geistlichen Stande bestimmt hatten. Diese in geistlichen Anstalten gebildeten Männer bildeten bald den Kern der katholischen Partei, indem sie als Laien in den Beamten-, Gelehrten- und Gewerbestand übergingen und thätig in das Leben eingriffen. Sie hatten den Werth der Unterrichtsfreiheit schätzen gelernt und vermehrten nun fortwährend die Zahl der Vorkämpfer für dieselbe. Zur Er-

kämpfung der Schulfreiheit mußten Organe geschaffen werden. Die katholische Presse Frankreichs entstand somit durch den Kampf für diese Freiheit, die ehemaligen Seminarzöglinge geistlichen und weltlichen Standes schafften das Geld für die Gründung katholischer Zeitschriften, stellten die Mitarbeiter und warben die Abonnenten. Mit der Entstehung katholischer Zeitungen hatte die Partei gemeinsame Mittelpunkte und somit größern Halt gefunden. Obwohl der Zahl nach noch ziemlich schwach mußten ihre Forderungen dennoch Beachtung finden, da dieselben mit solchem Nachdruck unablässig gestellt und wiederholt wurden. Nach dem Sturze des Bürger-Königthums fand es schon die Mehrheit ganz in der Ordnung, daß nunmehr auch der kleinen katholischen Partei einige Zugeständnisse gemacht wurden. Das Gesetz von 1850, durch welches die Gründung von Ordensschulen durch Gemeinden ermöglicht und die Lehrschwestern des staatlichen Examens enthoben wurden, war das Hauptsächlichste dieser Zugeständnisse. Von 1850 bis 1864 stieg die Zahl der die geistlichen Elementarschulen besuchenden Zöglinge von 600,000 auf 1,400,000 und steigt noch fortwährend in größerm Maßstabe. Die Zahl der Zöglinge geistlicher höherer Schulen und Seminare stieg von 25- auf 75,000.

Erst durch die freiere Lehrthätigkeit erhielten die Gedanken und Vorschläge der Decentralisationspartei Gestalt und Form, konnte überhaupt diese Partei sich erst ordentlich bilden. Neben selbstständigen freien Schulen und durch dieselben hervorgerufen mußten andere selbstständige Anstalten entstehen. Die Opferwilligkeit für dergleichen Zwecke ist dadurch nur größer und allgemeiner geworden. Die selbstständige, rein auf der Kirche und der Opferwilligkeit der Gläubigen ruhende Schule ist die Grundlage auf der sich die neue religiös und bürgerlich selbstständige Gesellschaft aufbaut.

Aber dem Kaiserthum schien diese Selbstständigkeit nicht besonders zu behagen. Im Gegensatz zu dem Bürgerkönigthum welches sich an der Schule versündigt, beschränkte die

napoleonische Regierung die durch die freiere Schule neu angeregte Wohlthätigkeitsfreiheit, worin sich die innere und sehr innige Verwandtschaft aller liberalen Regierungsformen der Jetztzeit schlagend genug darthut. Die von der kaiserlichen Regierung vorgenommene Maßregelung der Vinzenzvereine kann von keinem andern Gesichtspunkte aufgefaßt werden. Die liberalen Regierungen verstehen nun einmal etwas ganz Anderes unter Freiheit als was unser schlichter gesunder Menschenverstand darunter versteht.

Bei der Maßregelung der Vinzenzvereine wurde die kaiserliche Regierung instinktmäßig von zwei Beweggründen geleitet. Erstens waren diese Vereine selbstständig thätig und wirkten wesentlich auf das sociale Leben, indem sie praktisch oft das ausführten was die bureaukratisch-socialistischen Versuche der kaiserlichen Regierung nicht zu Wege brachten. Zweitens hatten sich viele legitimistische und orleanistische Familien die sich sonst von dem öffentlichen Leben zurückgezogen, daran betheiligt. Solche Nebenbuhler der kaiserlichen Welt- und Volkbeglückungsexperimente durfte man nicht frei gewähren lassen; was wäre sonst aus der Machtfülle, aus der Vorsehungsrolle des Staatsoberhauptes geworden!

Soll oder muß man aber Napoleon dasselbe Schicksal voraussagen, welches Ludwig Philipp betroffen? Fast möchte man es unwillkürlich. Das sogenannte napoleonische System besteht eigentlich in der unbedingtesten Centralisation verbunden mit einer gewissen Vergötterung des Staatsoberhaupts welchem die höchste Weisheit und eine Art Providenz zugeschrieben wird. Napoleon will nicht bloß politisch, sondern auch in socialer und geistiger Hinsicht Norm geben und regieren. Er will nicht bloß unbeschränkt befehlen, sondern auch die Gedanken des Volkes leiten und dessen Haushalt auf das eingehendste regeln. Es ist Zusammenhang, Folgerichtigkeit in dem System das darum auch eine gewisse Gestaltungsfähigkeit enthält. Die kaiserlichen Preßmaßregeln sind bekannt. Ebenso die socialen Versuche durch welche alle Schä-

den der Gesellschaft geheilt und dieselbe umgeschaffen werden soll. Durch seine ganz ungeheuerlichen Umänderungen und Bauten in Paris versorgte der Kaiser die Arbeitsfähigen und ihre Familien mit Brod; kaiserlich geleitete und unterstützte, auf Gegenseitigkeit beruhende Unterstützungsvereine und Kassen sollten bei Krankheitsfällen und im Alter den Arbeiter sicher stellen; kaiserliche Unterstützungs-, Spar- und Vorschußkassen sollten dem kleinen Handwerker unter die Arme greifen und seine Selbstständigkeit befestigen; ein Reconvalescenten- und ein Invalidenhaus für Arbeiter sollten für alle übrigen Fälle vorsorgen. Und um die Sache vollständig zu machen, stiftete die Kaiserin eine Kranken- und eine Erziehungs-Anstalt für arme Arbeiterkinder. Kurz, alles sollte ausschließlich durch das Kaiserthum selbst geschehen, ohne daß man bedachte welchen Eindruck es machen mußte, wenn die erweckten Hoffnungen sich als Täuschungen erwiesen, was doch bei einer so ungeheuren Aufgabe nicht wohl ausbleiben konnte.

Auch auf das flache Land wurde das System ausgedehnt. Es schaffte die verschiedenen Finanzgesellschaften die unter dem Namen Crédit foncier, Crédit agricole u. s. w. in's Leben traten und dem Ackerbauer Geld zu annehmbaren Bedingungen leihen sollten. Zuletzt gab es noch 100 Millionen pour le drainage aus dem kaiserlichen Staatsschatze. Natürlich haben alle diese Maßregeln und Anstalten nur theilweise und geringfügige Erfolge aufzuweisen; sie haben nur den winzigsten Theil von dem geleistet was sie so pomphaft versprochen. Die so großartig eingeführten Finanzgesellschaften waren und blieben stets nur reine Geldspekulationen die mit dem Ackerbau in keiner andern Beziehung standen, als daß sie mit ihrem Namen daran erinnerten. Höchstens schädigten sie noch denselben indem sie Hypotheken zu fünf bis sechs Prozent auf Grundstücke ausliehen. Die hundert Millionen für die Drainage blieben auf dem Papier stehen und veranlaßten viele Zeitungsartikel, das war alles. Von den für die Arbeiter der Städte gegründeten Anstalten haben nur die gegenseitigen

Unterstützungsgesellschaften etwas Nennenswerthes genützt. Von einer Lösung der socialen Frage ist man trotz aller Versprechungen und Hoffnungen ebensoweit entfernt als vorher.

Am schlimmsten haben jedoch die Werke des kaiserlichen Vorsehungs- und Versorgungs-Systems in Paris gewirkt. Durch die unerhört colossalen öffentlichen Arbeiten sind so große Massen Menschen in Paris angehäuft worden, daß jetzt nach amtlichen Ausweisen das tägliche Brod für etwa 500,000 Seelen unter 1,700,000 von der Regierung beschafft wird und deßhalb auch in der Folge beschafft werden muß. Was soll aber daraus werden, was ist von diesen zur Genußsucht gereizten Menschenmassen zu erwarten, wenn Frankreich und die Stadtgemeinde Paris in Folge drohender Ueberschuldung nicht mehr im Stande seyn werden Hunderttausenden Brod zu geben indem sie dieselben an überflüssigen Arbeiten beschäftigen. Ein Aufstand der dann durch den geringfügigsten Anlaß hervorgerufen werden kann, wird jedenfalls alle vorhergegangenen Umwälzungen überbieten und selbst von einem Napoleon nicht so leicht niederzuschlagen seyn. Diese 500,000 am Mark des französischen Volkes zehrenden Seelen sind ein Alp der auf die Regierung drückt und ihre Handlungen mehr als man glaubt bestimmt. Je mehr die Regierung für diese Drohnen thut, desto anspruchsvoller werden sie, was ja ganz natürlich ist. Je mehr man vom Staat, von der Gemeinsamkeit erhält, desto mehr glaubt man ein Recht darauf zu haben. Sieht man ja immer noch so viele Höhergestellte die noch größere Vortheile vom Staate ziehen. Keine französische Regierung hat so viel mit dem Pariser Volk zu rechnen als der vom Auslande so gefürchtete Napoleon. Er hat an diesem Volk seinen Meister, den er stets befriedigen muß ehe er an Anderes denken darf.

Es ist sehr schwer vorauszusehen welches die Zukunft der napoleonischen Dynastie seyn wird. Das Beschwichtigungs-System gegenüber allen Classen und Parteien wird von deren jetzigem Haupt beibehalten werden, da es ja die Signatur

des napoleonischen Cäsarismus ist Alles in Allem zu seyn, und auf der Verschmelzung und Verwischung jeglicher alten Ordnung und Ueberlieferung das Gebäude des eigenen selbstsüchtigen Ich aufzubauen. Ob der Sohn des jetzigen Kaisers zum Thron gelangen oder lange darauf verbleiben wird, wäre auch dann noch zweifelhaft, wenn Napoleon noch sehr lange lebte und so sein System seiner Meinung nach gehörig befestigen könnte. Eine grenzenlose Anarchie wird jedenfalls in kurzer oder längerer Zeit nach seinem Tode eintreten, selbst wenn sein Nachfolger mit ebenso viel Nachdruck und Fähigkeit zu Werke ginge als er selbst.

Eins aber steht fest, nämlich daß die mehr und mehr erstarkende katholische Partei bei jedem neuen politischen Umschwunge gewinnen wird, wie dieß sogar 1848 geschehen ist. Die Partei kämpft wacker und nachhaltig, sie allein hat klare feste Grundsätze und ist sich ihrer Zwecke bestimmt bewußt, sie allein hat organisatorische Fähigkeit und schaffendes Streben und bedient sich praktischer Mittel indem sie durch Unterricht, Wohlthätigkeit und gemeinnützige Unternehmungen noch mehr als durch eigentliche politische Propaganda wirkt. Sie ist nicht bloß eine politische Partei sondern auch eine sociale, sittliche und geistige Macht, sie ist vollkommen unabhängig und selbstständig, ihr allein gehört auch die Zukuft. Der Katholicismus hat Frankreich als Nation geschaffen, er wird deßhalb auch die schon begonnene Umschaffung vollständig zu Ende führen, sofern dieß in den Absichten der göttlichen Vorsehung liegt. Welche Dynastie dann in Frankreich herrschen wird, ist eigentlich eine untergeordnete Frage.

XXI.

Zur Duellfrage.

Vieles ist schon über das Duell geschrieben, aber immer und immer noch setzt sich diese Literatur fort, weil immer und immer noch der Gegenstand besteht, der im Interesse des Christenthums und der Menschlichkeit durch die Macht des Bewußtseyns überwunden werden soll.

Daß das Duell im Gegensatze zur Religion der Liebe, daß es in einem Widerspruch mit den positiven Geboten der Kirche steht, ist thatsächlich gewiß und Jedem einleuchtend. Wie es sich dennoch durch die ganze christliche Zeit hindurch erhalten konnte? Diese Frage verlangt eine Erklärung und Beantwortung die wohl nicht sehr nahe liegen muß, weil sie sonst längst gefunden seyn würde und nicht immer noch neue Forschungen hervorrufen könnte.

Wesentlich das Ziel getroffen finden wir in der Schrift: „Aphorismen über Adel und Standes-Ehre im Lichte des Christenthums. Von einem Mitgliede des preußischen Adels. Verlag von Aurel Frübuß, Cöln."

Die Duellfrage bildet den eigentlichen Mittelpunkt dieses Schriftchens; Adel und Standesehre finden wir nur als Voraussetzungen behandelt, und konnten auf dem beschränkten

Raum natürlich keine hinreichende Darlegung finden. Im Allgemeinen müssen wir bemerken, daß wir insofern mit dieser Darstellung nicht ganz einverstanden sind, als dieselbe ihren Gegenstand nur allzu sehr in fixirte Begriffe faßt, nicht genug an der lebendigen Wirklichkeit der Sache und ihrer Gestaltung in der conkreten Wirklichkeit des Lebens fortgeht. Abgesehen hievon ist aber der Beweis sehr gut geführt, daß das Duell mit der wirklichen Standesehre gar nichts zu thun hat. Es hat nichts damit zu thun gehabt im griechischen und im römischen Alterthum. Es ist nur sehr accidentiell zusammengebracht worden auf Veranlassung des stark hervortretenden Triebes der Germanen nach Isolirung. Isolirung und individuelle Unberührtheit solcher Naturmenschen waren vorherrschend als wesentliche Lebensformen; mit diesem heidnischen Zug war der Krieg Aller gegen Alle ursprünglicher Naturzustand bei ihnen. Der rein privatrechtliche Ehrbegriff welcher die Grundlage des Duells bildet ist nur den Germanen eigen, da Griechen und Römer die Ehre als ein öffentliches Recht betrachteten. Der Christ muß jeden Rest des germanischen Heidenthums abthun; es ist dieser eine Verirrung der Vernunft, der Geschichte und des Christenthums. Es handelt sich zu diesem Zwecke darum, über das Falsche in den heutigen Duellbegriffen klar zu werden.

„Indem wir die Ehrbegriffe von den ältesten Zeiten her bis in das jetzige Jahrhundert beleuchtet haben, und den Höhenpunkt vollkommenster Ehre in dem Leben nach dem Princip der christlichen Wahrheit verwirklicht fanden, kommen wir unvermeidlich zu dem Resultate, daß in der jetzt üblichen Standesehre sich die christliche Ehre entartet und durchaus verweltlicht vorfindet. Die heutige Standesehre trägt entschieden Spuren einstigen christlichen Elements, sie hat Verständniß für etwas Edles, sie erkennt die Nothwendigkeit einer Autorität, deren Urtheil maßgebend ist, sie erstrebt eine Vollkommenheit, aber — sie geht irre, indem sie dieß Alles finden will, ohne sich auf das einzig sichere Fundament der Kirche zu stützen. Das Hohe, Ewige für das

sie die Lanze bricht, ist der Zeitlichkeit nicht minder verfallen als der Mensch seinem Leibe nach, denn er ist der vermeintlich ewige Ruhm der Mit- und Nachwelt: die Autorität, der sich die Standesehre unterwirft, ist das wetterwendische qu'en dira-t-on und das Ideal? O, das ist so klein, daß es vorlieb nimmt oft mit der unwürdigsten Handlungs- und Denkweise, da wo nur die Außenseite glatt und glänzend erhalten wird."

„Die Standesehre führt von einem Labyrinth zum andern und baut Phantome, so lange ihre Vertreter nicht bekennen, was sie innerlich deutlich genug fühlen, daß sie ohne den Stützpunkt der Kirche, ohne das Leben nach dem Vorbilde Jesu Christi, aufrichtige Hochachtung nicht verdienen, weil ihr eingebildeter Tugendglanz im Lichte der Wahrheit zerrinnt. Die Vertreter der Standesehre streuen Weihrauch dem Geiste dieser Welt und widersprechen den Gesetzen Gottes, so wenig sie es auch selbst oft einsehen oder einsehen wollen."

Referent glaubt, daß unter dem angegebenen Gesichtspunkte das Duell allerdings wirksam zu bekämpfen ist auch bei denen, für welche die Lehren des Christenthums einstweilen noch keine entscheidende Wirksamkeit haben. Ist man in unserer dem Heidenthum zwar sehr angenäherten, aber doch das Privatrechtliche abstreifen wollenden, das Allgemeine erstrebenden Zeitrichtung nur erst darüber klar geworden, daß das Duell dem privatesten Privatstandpunkt angehört, so ist damit wenigstens ein Zweifel an seiner Berechtigung nothwendig gegeben und der Zweifel muß zur Gewißheit seiner Unnatur führen.

Dem privatesten Privatstandpunkte sagten wir gehöre das Duell an, das ist der Gesichtspunkt aus dem wir eine bedeutende Schrift von ganz entgegengesetztem Inhalt und Resultat über den Gegenstand beurtheilen: „Das Duell und seine Rechtfertigung. Von Hermann von Gauvain. Berlin 1866." In mehr als einer Hinsicht sehr bedeutend sind diese Blätter; sie enthalten viele kräftige Irrthümer. Zunächst gilt das von einem totalen Mißverständniß des Standpunktes

und Wesens der katholischen Kirche im Allgemeinen. Dieser wird unter andern auch wieder einmal semipelagianisch genannt. Doch wird als eine Consequenz ihres Standpunktes das Verbot des Duells bezeichnet. Schade nur daß der wirklich principielle Grund, warum die Kirche das Duell absolut verbietet, nicht hervorgehoben ist, nämlich daß der Mensch einfach Gottes und nicht sui juris ist.

Der Mensch ist nach seiner Schöpfung und Bestimmung durchaus, um in derselben Sprache zu reden die der Verfasser führt, allgemeines Wesen, niemals privates. Einen Privatstandpunkt, d. h. einen Standpunkt außerhalb und unterhalb des Reiches Gottes kennt die katholische Kirche nur als vorübergehenden und aufzuhebenden subjektiven Zustand, niemals aber als etwas was auch nur als Durchgangspunkt objektives Recht und Regel seyn könnte. Der Verfasser nimmt als Protestant einen solchen Zustand, der für diese Welt zu Recht bestände, als faktisch normativ an. Er erkennt wohl, daß das Duell nach der inneren Natur der Dinge keinen Platz in der Welt haben dürfe, aber wie die Welt einmal wäre, in einem Zustande dessen Fehlerhaftigkeit und Sündhaftigkeit zu festem Recht und Regel geworden, sei allerdings das Duell eine nothwendige Ergänzung, ein Surrogat welches sie sekundär ergänzen müsse. Es ist mit dem Duell in dieser Beziehung gerade so wie mit dem Kriege — in diesem Vergleich geben wir theilweise dem Verfasser Recht — beide gehören nicht in die Welt nach ihrer ursprünglichen Natur, aber beide sind nach ihrer Zuständigkeit gleich erklärlich. Im letzteren Punkte geben wir natürlich dem Verfasser nicht Recht, weil der Krieg in höherem Maße einstweilen noch nach dem Zustande der Menschheit eine unvermeidliche Nothwendigkeit ist, was sich vom Duell nicht sagen läßt.

Wohl aber läßt sich die Nothwendigkeit des Duells behaupten wenn die Erlösung nicht als eine fortgehende Entwickelung gefaßt wird, wenn wirklich die „Welt" eine fixe Existenz neben und gegen das Reich Gottes hat. Das ist

der confessionelle Unterschied in der Auffassungsweise der Sache.

Sofern aber die Entwickelung der Erlösung bei einer ungeheuren Zahl der Menschen nicht stattfindet, sofern sie unterbrochen wird durch Fixirung und Festhaltung eines bestimmten geschichtlichen Standpunktes, der Norm und Regel bildet des gesellschaftlichen Lebens, sofern begreifen wir die empirische Nothwendigkeit im Bewußtseyn des Einzelnen.

Gewiß, wenn der Einzelne auf einer bestimmten Stufe gesellschaftlichen Lebens sich als Privatperson fixirt in dem Bewußtseyn der Unendlichkeit des persönlichen Wesens, zugleich in dem Bewußtseyn und Gefühle stehen bleibt daß dieses persönliche Wesen nur sein eigenes, nur sein eigenstes, nicht zuerst und vor Allem Gottes und erst in abgeleiteter Weise eigenes sei — dann erst ergibt sich der Standpunkt des Duells, wie ihn der Verfasser schildert, als ganz natürliche Folge, weil sich dann eine „Obrigkeit im Individuum" neben der kirchlichen und geistigen bildet.

„Die weltliche Obrigkeit löset sich von der kirchlichen; aber eben dadurch bekommt auch die Obrigkeit im Individuum eine von der Staatsobrigkeit gelöstere Stellung. Denn was nun die weltliche Obrigkeit dekretirt, das bezieht sich nur auf ihr selbstständiges vom Gottes-Reiche ausgesondertes Gebiet. Die Dekrete der weltlichen Obrigkeit betreffen nach ihrer Natur nicht mehr das innerste Centrum des persönlichen Lebens der Unterthanen. Das sacrosancte Lager desjenigen Centrums im Individuum, das wir die individuelle Obrigkeit nannten, es ist nur theilweise durch den Staat in Pflicht genommen, zum Theil bleibt es von ihm gänzlich exempt. Der Glaube ist nicht mehr zu handhaben wie ein Gesetz und ein Recht."

„Weder ein kanonisches Recht kann als solches den Staat zur Dienstbarkeit rufen: weder der Wille des Papstes noch der durch den Papst beauftragten weltlichen Auctoritäten kann fürder Ethik machen; die Lehre weicht nicht mehr dem Amte, sondern das Amt der Lehre; die Geschichte verſirt nicht mehr in den

unmittelbaren Akten Gottes, von welchen nicht mehr zu appelliren seyn würde; der leitende Faktor Gottes ist als Fügung und Zulassung in der Geschichte, in welcher die Freiheit der Menschen als mitbestimmender Faktor enthalten ist. Legitim ist nunmehr das in der Freiheit der Menschen von Gott Gefügte und Zugelassene, so die Dynastien, aber nicht bloß sie, sondern auch die Institutionen und Formen, welche den National-Geistern in werdender Zeit gefügt sind."

„So ist denn die Kirche über den evangelischen Christen nicht omnipotent, sondern muß ihm eine freie Stätte in seinem Gewissen gewähren und so ist denn der Staat gegen ihn nicht omnipotent, sondern gibt ihm Freiheit in der eigenen Obrigkeit seines Gewissens bezüglich mancher Sphären, in denen er unmittelbar unter Gott steht. — Es drückt sich dieß auch in den modernen „Grundrechten" aus, die freilich radikal falsch abgeleitet werden aus dem metaphysischen Begriff des Menschen, wohingegen sie zu deduciren sind aus dem religiös-ethischen Menschen, insofern er (nach Aristoteles)¹ ein für den Staat bestimmtes Geschöpf ist, also bürgerlich geboren, nicht pure menschlich."

„Die Krieges-Frage (als bellum und duellum) hat also diesen Stand für die Evangelischen, daß zu untersuchen seyn würde: in wiefern der Staat bei der Kriegserklärung sich gegen Gottes- und die Kirchenobrigkeit in die freie Sphäre seines Gewissens, in wiefern das Individuum für sein Duell sich vis à vis den Obrigkeiten des Staates, der Kirche und Gottes in die freie Sphäre der eigenen Obrigkeit zurückziehen kann: denn das bleibt festzuhalten, daß der ursprüngliche Wille Gottes wie jede Sünde so auch jeden Krieg ausschließt, sich also Jeder, so in die Sünde des Kriegs und Duells willigt, es mit dem Bewußtseyn thun muß, daß er es gewagt habe, die eigene relative Obrigkeit gegen Gottes absolute zu stellen."

Vom Standpunkte des Protestantismus aus ist diese Anschauung sehr erklärlich, weil der Protestantismus den Menschen nicht als ein positiv Allgemeines hier auf Erden schon erkennt, weil er nicht eine Entwickelung kennt von dem

Standpunkte der Privategoität auf den Standpunkt des Reiches Gottes schon hier auf Erden. Wo dieser Standpunkt oder diese Entwickelung zu ihm hin fehlen, da ist natürlicherweise das Bedürfniß anerkannter Integrität der Person auf ihrem Privatstandpunkte herrschend und maßgebend und es zeigt sich die Situation, welche der Verfasser als die des Bedürfnisses zum Duell (zunächst zu der jenem zu Grunde liegenden Fehde) treffend schildert wie folgt:

„Wer den Frieden bricht, den Rechts-Bestand der Einsassen des eingefriedeten Hofes (den Frieden des königlichen Hofes), behandelt den Einsassen, als sei er ein wegschiebbarer Lappen, als sei er ein Mensch aus Schatten, durch den man nach bon plaisir hindurch schreiten könne. Ist er denn ein Höriger, ein Leibeigener, ist er denn, immer für den Zweck des positiven Friedens, ein Mann ohne Waffe und Wehr, ohne Recht zum Kriege? So herb ist ihm die Ehre gekränkt. Es wird zeigen, daß er sich in seinem gekränkten realen Recht wiederherstellen kann mittelst Anwendung des ihm verbliebenen Grund-Rechts, des Rechts auf Fehde; so ist er ein Voll-Freier. Der Krieg, sein Recht, verbleibt ihm, verbleibt dem Gegner als dessen Recht, und weil beiden der Krieg als Recht verbleibt, deßhalb verbleibt ihnen auch als Recht die Friedens-Schließung. Hier setzt nun die zuschauende Volks-Gemeinde hülfreich ein, sie kann kein Zwangs-, kein Strafrecht haben gegen die, die mit der Fehde ja rechtlich handeln, aber den Frieden sucht sie zu vermitteln nach den Sitte gewordenen Normen der Präcedenz-Fälle."

In diesem Zustande ist allerdings die Gemüthslage bezeichnet, welche das Duell bedingt. Zugleich aber ist damit ihre Kritik gegeben. Diese Gemüthsverfassung gehört ganz und gar dem natürlichen Menschen an, dem Gemüthe in welchem die reale Wiedergeburt noch nicht sich entwickelt hat und welche sich in den Banden der Natürlichkeit positiv abschließt. Nach der Lehre gemäß welcher die reale Wiedergeburt weder Erforderniß zum Christen, noch überhaupt möglich sei, ist so das Duell und seine Vertheidigung eine fast nothwendige Consequenz aus dem faktischen Gemüthszustande.

Unser Verfasser denkt so wie angedeutet über die Wiedergeburt. Daher kann er mit Recht als eine Consequenz dieses Standpunktes seine Ansicht über die Nothwendigkeit des Duells geltend machen und ist nur zu bedauern, daß er nicht in diesem theologischen Zusammenhange darstellt was er ausspricht: das Duell gehöre zwar nicht in die Welt ihrer ursprünglichen Natur nach, sei aber eine sekundäre Schöpfung in der gefallenen Menschenwelt, eben wegen ihres gefallenen Zustandes und bedinge die Aufrechthaltung einer gewissen nothwendigen Mittelstufe; ohne das Duell müsse die Menschheit entweder ganz hoch stehen, oder sie würde sehr tief fallen.

Vom katholischen Standpunkte aus hat das aber, vermöge der Lehre eben von der fortgehenden Wiedergeburt, also auch von der fortgehenden Entäußerung des weltlichen Standpunktes, von dem continuirlichen Bekämpfen des Welt-Zusammenhangs in und außer uns, in der Wiederaufnahme der gefallenen Schöpfung in die Sphäre des Reiches Gottes, in specie in der Bekämpfung und Erneuerung jenes Gemüths-Zustandes keine rechtfertigende Kraft. Die katholische Lehre schließt vielmehr positiv, in dem Sinne positiv wie der Verfasser das Wort gebraucht, das Duell und die ihm unterliegende Gemüthsverfassung aus, weil das Reich Gottes sich fortwährend in die Welt hinein und innerhalb ihrer verwirklicht und alles Natürliche sich unterwirft und in sich hineinzieht.

Die ganze Frage ist so betrachtet auch in sich eine kirchliche und dogmatische, mehr noch als sie eine ethische, politische und psychologische ist. Aus diesem Gesichtspunkte verdiente sie in der That auch einmal eine ganz ausführliche kirchlich-philosophische Darstellung und vielleicht mag vorliegende Schrift gerade durch ihre Tiefe, ihren Geist und die in so vielen Stücken anziehende Gesinnung, welche sich in ihr ausspricht, einmal den äußeren Anlaß abgeben, den Gegenstand in der ausführlichsten Weise vom kirchlichen Standpunkte zu behandeln.

XVII.

Der Materialismus in der Culturgeschichte.

Von Dr. Paul Haffner. Mainz, Kirchheim 1865.

Wenn man von einer Schrift sagen kann, daß sie zeitgemäß sei, so ist es von diesem trefflich und blühend geschriebenen Buche Dr. Paul Haffner's zu sagen. Denn es bekämpft eine Zeiterscheinung, die recht eigentlich eine Signatur unserer kranken Zeit bildet, es zerlegt einen wissenschaftlichen Irrthum, den man der Menschheit als modernes Evangelium aufreden will. Dieses materialistische Evangelium greift der Verfasser von einer Seite an, von welcher ihm gerade in der Gegenwart am nachdrucksamsten und gemeinverständlichsten beizukommen ist: er widerlegt das falsche System an seiner eigenen geschichtlichen Entwicklung. Er zeigt, daß der Materialismus, weit entfernt eine Quelle der Wahrheit zu seyn, die aus dem Geheimnisse der einzig schaffenden Natur fließe, vielmehr in seinem Wesen und in seiner Geschichte nur ein trüber und deßhalb tief scheinender Sumpf sei, der sich in der Menschheit überall da bilde wo der Boden der Sittlichkeit versumpft ist und sich die Nebel eines unklaren Denkens erheben. Die ganze Culturgeschichte der Menschheit bietet die zahlreichsten Belege hiefür. Mit dem feinsten wissenschaftlichen Geschick und Verständniß hat uns

der Verfasser diese Belege aufzudecken verstanden. Er verfolgt den Materialismus auf allen Gebieten der Geschichte und zeigt, wie häßlich gemein und verderblich derselbe in seinem Ursprunge und in seinen Consequenzen ist.

Dieser Verfolgung des unheilvollen Systems schickt Hr. Haffner eine kurze Schilderung und Charakterisirung, gleichsam ein Signalement desselben voraus, damit man es überall und unter allen Formen sofort erkennen könne. Die nähere Bestimmung des Gesichtspunkts, unter dem er seine Aufgabe auffassen will, formulirt dann der Verfasser dahin: „Der Materialismus ist uns nicht eine philosophische Theorie, welche wir zum Gegenstand dialektischer Disputation zu machen und im Lichte sei es metaphysischer, sei es empirischer Principien zu beurtheilen hätten. Der sogenannte Materialismus ist ein psychologisches Faktum, dessen Initiative im Willen liegt. Die Theorie des Materialismus ist nur der Abend, welcher auf den Morgen des praktischen Materialismus folgt. Um die Idee des Geistes theoretisch zu verleugnen, muß man zuvor die geistigen Ideale im Leben von sich gestoßen haben."

Der Materialismus ist ein „Götzendienst der Materie", dem jedes Jahrhundert neue Altäre gebaut hat, der aber zu keiner Zeit mehr als in der Gegenwart die Schichten der Gesellschaft mit seiner dämonischen Macht angesteckt hat. Zunächst eine Verwirrung der Individuen, wird der praktische Materialismus zum herrschenden Grundsatze des socialen Lebens und zum politischen Systeme. Der Industrialismus, der im 19. Jahrhundert unter dem Schutze des Liberalismus sich zu so ungeheuren Dimensionen entwickelte, ist der höchste Triumph dieses praktischen Materialismus. Uebrigens ist der Industrialismus gut, so lange die Materie dem Menschen dient. Er ist nur dann schlimm, wenn der Mensch der Materie dient. „Der Menschengeist kann die Materie nur zu seinem Gotte machen, indem er etwas Geistiges, etwas Lebendiges in sie hinein verlegt. Was er in ihr verehrt, das ist im Grunde er selbst. Es ist der Geist der in der Materie sich selber sucht."

Nach dieser Darstellung des praktischen Materialismus entwickelt der Verfasser das Wesen des theoretischen. Derselbe, sagt er, wird darin bestehen, daß des Menschen Bewußtseyn nur die körperlichen Dinge als wahr, und nur die körperliche Wahrnehmung als gewiß anerkennt. Es ist also die Theorie des Materialismus nur eine Verläugnung aller immateriellen Wirklichkeit und aller immateriellen Erkenntniß — er ist also Sensualismus.

„In der Ordnung der Erkenntniß ist uns aber das Immaterielle zunächst gegenwärtig in unserer eigenen Seele. Hier sehen wir, hier erleben wir, hier erfahren und vollziehen wir immaterielle Akte. Die Seele ist darum der Schauplatz der Entscheidung über die Frage ob es Immaterielles gebe; der Materialismus hat seinen Ursprung auf psychologischem Gebiete. Sein erster Schritt ist die Läugnung der Immaterialität der Menschenseele." „Der Materialismus der Psychologie besteht zunächst in der Behauptung, daß der Mensch keine übersinnliche Erkenntnißkraft und eben damit kein übersinnliches Begehrungs-Vermögen habe. In ersterer Hinsicht ist er Sensualismus, in letzterer erscheint er als Läugnung der Freiheit unter dem Namen des Determinismus." „An den Materialismus der Psychologie schließt sich der Materialismus der Theologie. Derselbe läugnet das Daseyn eines immateriellen Urgrundes aller Dinge, die Existenz eines mit Intelligenz und Freiheit thätigen Schöpfers der Welt . . . Dieser Materialismus ist selbstverständlich Atheismus." (S. 23. 25. 26.)

Die Bekämpfung des Materialismus darf nun nicht durch die Theologie unternommen werden, deren Sprache das Ohr des eingefleischten Materialisten gar nicht erreicht. Die Philosophie muß den Kampf übernehmen, und zwar auf dem Boden, auf dem er allein nachdrücklich überwunden werden kann, in der Widerlegung des Materialismus aus seiner eigenen Geschichte. Nur die Psychologie, behauptet Herr Dr. Haffner, ist der competente Gegner des Materialisten. Der Geist des Menschen ist es, welcher Zeugniß gibt für den

Geist. „Unsere ganze Aufgabe ist: das Zeugniß, welches der Geist in dem Leben des Menschen von sich selber gibt, zu vernehmen.“ Dieses Zeugniß finden wir aber am treuesten in der Geschichte — in der Culturgeschichte der Menschheit. Immer werden wir in derselben den Geist des Menschengeschlechtes sich gegen den Materialismus erheben sehen. Alle Jahrhunderte und alle Nationen kommen überein in seiner Verurtheilung, sei es durch die Corruption in die er sie gestürzt hat, sei es durch den Abscheu mit dem sie gegen ihn reagirten.

„Wenn wir die Hauptperioden der Geschichte der menschlichen Cultur durchgehen, werden wir folgende große und allgemein herrschende historische Gesetze constatiren können. Wir sehen 1) daß die Idee des Geistes bei allen Nationen im Besitzstand ist, daß sie über die Wiege aller Völker leuchtet und als ebenso ursprüngliches wie unmittelbares Mitgift ihres Bewußtseyns alle ihre sittlichen, politischen und religiösen Institutionen beherrscht. Wir werden 2) sehen, daß die Verläugnung des Geistes bei allen Nationen die Frucht und Wurzel allgemeiner Corruption ist. Der Materialismus wächst nicht an den frischen Quellen, in denen das Leben der Völker seinen Anfang nimmt. Erst wenn das sociale, politische und wissenschaftliche Leben in Verwirrung und Verfall gerathen, steigt, wie der Nebel aus den Sümpfen, die Theorie des Materialismus hervor, um die Corruption die ihn hervorrief, und die Fäulniß der er entstammt, zu beschleunigen und zu vollenden. Wenn wir diese Entwickelung des Materialismus verfolgen, so werden wir aber auch 3) constatiren, daß alle gesunden, alle edlen Kräfte im Schoos der Nationen den Materialisten entgegentreten, um die Idee des Geistes gegen ihre Angriffe zu schützen. In dem Maße als diese Reaktion von Erfolg begleitet ist, erneut und erfrischt sich das Leben der Nationen. Wo sie fehlt, da ist das Geschick derselben erfüllt. Die Völker, welchen der Glaube an den Geist verloren gegangen, haben die Quelle ihres Lebens verloren“ (S. 45).

Nach dieser Auseinandersetzung beginnt der Verfasser die

geschichtliche Widerlegung des Materialismus. Er geht zurück bis zu den Anfängen des historischen Lebens und findet, daß die Idee des Geistes sich dort schon im Besitzstand befinde. Die Materialisten, welche das Daseyn Gottes zu läugnen versuchen, können doch das Vorhandenseyn der Idee Gottes im Geiste nicht läugnen, ja sie bestätigen es indem sie dagegen und darüber disputiren. Die Idee Gottes begegnet uns überall im menschlichen Bewußtseyn.

Da aber die Sinne und die Nerven nicht deren Quelle seyn können, woher kann sie dann stammen wenn nicht aus dem Geiste? „Das Seiende, das Eine, das Wahre, das Gute: welche Nerven haben diese Eindrücke aufgenommen, welcher physiologische Proceß dieselben uns vermittelt? und dennoch alle Nationen tragen dieselben in ihrem Bewußtseyn." In der menschlichen Sprache reflektirt sich darum auch eine große Masse übersinnlicher und unkörperlicher Dinge. Diese Thatsache läßt sich vom Standpunkte des Materialismus gar nicht erklären. Denn wenn derselbe behauptet, daß die großen Eindrücke der Natur dem Menschen die Vorstellung von Gott, und daß der Athem des Körpers und die Wärme des Blutes ihm die Vorstellung des seelischen Lebens gegeben habe, so ist das eine Verrückung des richtigen Verhältnisses. Wir wären gar nicht im Stande die Naturerscheinungen, welche bloß Bilder des Unendlichen und des Seelischen sind, zu verstehen, wenn wir die Idee des Unendlichen und der Seele nicht schon voraus anderswoher hätten. Das geistige Leben mit seinen übersinnlichen Vorstellungen und Ideen hat sich also nicht erst aus den Eindrücken der Sinnlichkeit herausentwickelt.

Deßhalb finden wir auch, daß alle Urreligionen monotheistisch sind und Gott als Geist anbeten. Die Trübung der monotheistischen Idee zeigt sich als späterer Zusatz. So in dem pantheistischen Spiritualismus des Brahmaismus, in welchem „die Idee des göttlichen Geistes in den Bildern der Creatur untergeht wie die Sonne im Spiegel des Wassers." Erst auf diesen Wahn des indischen Pantheismus folgte die

Verirrung des Materialismus in der Lehre des Buddha. Wie der Brahmaismus Alles als einen Ausfluß des absoluten Geistes und darum diesen als den Allgrund ansieht, so sieht der Buddhaismus das Nichts als den Allgrund an, aus dem Alles entstehe und in dem Alles vergehe. Der Mensch muß nach diesem System möglichst viel Genuß aus dem Leben schöpfen und sich, wenn er für denselben abgestumpft ist, möglichst rasch in das Nichts zurückzuziehen suchen. Alles ist nur Stoffwechsel! Der Buddhaismus, welcher sechs Jahrhunderte vor Christus in Indien auftrat, ist im Wesen der nämliche Materialismus der heut zu Tage bei uns florirt, und Buddha wird mit Recht der Patriarch des theoretischen Materialismus genannt. Nur zeichnet er sich durch seine entschiedene Consequenz vor dem heutigen dadurch aus, daß er es zur moralischen Pflicht macht, das für den Genuß unnütz gewordene Leben selbst wieder zu vernichten. Der Cultus des Buddhaismus ist nothwendig Menschenanbetung, denn jeder Bekenner des Systems sieht sich selbst nur für eine neue Erzeugung des Buddha an.

Im chinesischen Buddhaismus ist die Person des Kaisers und in Tibet der Dalai-Lama die Incarnation des Gottes. Unser neuester Materialismus ist in denselben Humanitäts-Dienst verfallen und erweist allen denen göttliche Ehre, welche in dem Gebiete der Materie eine neue Entdeckung gemacht haben. „Die Buddha's des modernen Atheismus können nur die materialistischen Größen selbst seyn und wenn wir einen Dalai-Lama vorzuschlagen hätten, so würden wir kaum einen würdigeren Candidaten finden, als Herrn Vogt, welcher als Reichsregent a. D. mit der wissenschaftlichen Auktorität zugleich die politische verbindet." Dem Verfasser ist es übrigens voller Ernst mit seiner Parallele zwischen dem Buddhaismus und dem heutigen Materialismus. Beide haben Vieles miteinander gemeinsam, unter Anderem auch den Spiritismus, so sehr derselbe eigentlich ihrem Systeme widerspricht. Die moderne Gesellschaft hat sich, das ist kaum

zu bestreiten, den Abgründen des Buddhaismus genähert. „Würde es der modernen Negation gelingen, das Christenthum aus der europäischen Gesellschaft zu verdrängen, so müßte diese in kurzer Zeit denselben Anblick gewähren, welchen das heutige Japan und China darbietet." So zeigt uns also schon der erste große Akt, den die menschliche Cultur-Geschichte in Indien spielt, daß die geistigen Ideen sich nicht aus ursprünglich materialistischen Anschauungen herausgebildet haben, sondern daß sie umgekehrt aus ihrer anfänglich reinen Höhe herabgesunken und in dem Materialismus untergegangen sind, und zwar in dem Maße als die sittliche Kraft von der Menschheit gewichen ist.

Ganz dieselbe Erscheinung nehmen wir in der griechischen Geschichte wahr: „Die ursprüngliche Gottheit der alten Griechen, namentlich der aus semitischem Stamme entsprossenen Pelasger, hat ein übermenschliches und überirdisches Gepräge; sie wurde nach dem Zeugnisse Herodots weder mit anthropomorphistischen Namen bezeichnet, noch in Bildern der Natur dargestellt" (S. 94). Auch die alte griechische Philosophie, selbst die jonische ragt hoch über die Oede und Leere der spätern materialistischen Schulen hinaus, welche den Geist mit Bewußtseyn läugnen und die Materie als solche vergöttern, während die alten Jonier mit ihrer naiven Auffassung weder die Seele noch das Göttliche läugneten, sondern nur die partikularen Naturgesetze als Grund des Werdens der Dinge ansahen. Das Perikleische Zeitalter, der glückliche äußere Zustand des griechischen Volkes nach den Perserkriegen, gebar jene sittliche Corruption, welche immer die Erzeugerin des Materialismus ist.

Ein Kind dieser Corruption ist Demokrit mit seiner Atomenlehre, welche die Welt aus dem Zufall, die Ordnung aus dem Widerspruche und das Wirkliche aus dem Unmöglichen hervorgehen läßt. Das ist selbstbewußter Atheismus. Freilich dem Polytheismus gegenüber ist die Atomistik berechtigt. „Wenn die Mythologen Griechenlands an die Stelle

des wahren Gottes menschliche Gestalten setzten, so waren die Physiker berechtigt auch noch tiefer herabzusteigen und die Atome zu Göttern zu machen." Richtig betrachtet, kann man so die Irrthümer des Heidenthums und die verschiedenen Stufen der heidnischen Religion als einen „Passionsweg bezeichnen, welchen die Idee der Gottheit durchläuft." Der innere Widerspruch, der zwischen den verschiedenen Schulrichtungen der griechischen Philosophen bestand, mußte zuletzt nothwendig zur Sophistik ausarten.

Die Sophistik hängt auf's innigste mit dem Materialismus der Atomenlehre Demokrits zusammen. „Wenn es nichts gibt als Materie und materielle Processe, so kann die Wissenschaft nur noch als eine Art höheren Faustrechts, als ein gegenseitiges Niederdisputiren und als ein Spiel der Ueberredung bestehen; von Erforschung ewiger und absoluter Wahrheiten, also von wahrem Wissen kann nicht mehr die Rede seyn. Dieses Resultat hat die Sophistik gezogen und sie ist in dieser Beziehung nur die Consequenz des Materialismus Demokrits" (S. 117).

Eine ideale Richtung nahm die griechische Philosophie erst wieder mit Sokrates. Der äußern Form nach war auch er ein Sophist und fand in der menschlichen Subjektivität, in dem individuellen Bewußtseyn den einzigen Maßstab der Erkenntniß. „Doch ist seine Sophistik eine positive; sie will durch die Freiheit, welche sie für die subjektive Reflexion in Anspruch nimmt, die objektive Wahrheit wiederherstellen, welche in eben jener Freiheit unterzugehen drohte." Platon bildete die von Sokrates eingeschlagene Richtung auf das Ideelle in großartigster Weise aus, nur verwechselte er leider „die Welt der Ideen mit Gott, ähnlich wie Columbus die Inselwelt Amerika's für Indien hielt, das er suchte."

Aristoteles faßt den Begriff Gottes reiner und klarer, indem er ihn als ersten Grund aller Bewegung und der zweckmäßigen Ordnung in der Welt erkennt. Durch seine teleologische Naturerklärung ist er der wissenschaftliche Ueber-

winder aller atomistischen Anschauung geworden. Ehe aber die Keime der Wahrheit, welche in dieser sokratischen Philosophie Griechenlands verborgen lagen, „im Lichte des Glaubens zu höherer Fruchtbarkeit erwachten, mußten die Irrthümer, mit denen sie umhüllt war, dem Processe der Verwesung anheimfallen. Der Genius Griechenlands mußte in's Grab steigen ehe er in das heilige Land der christlichen Bildung einzugehen berufen war." Der Epikuräismus und Stoicismus gruben dieses Grab für die griechische Philosophie.

Großartig und ergreifend schildert der Verfasser den verheerenden Einfluß, welchen der griechische Materialismus in dem zerfallenden römischen Staatsleben anrichtet. Die Gladiatorenspiele des Amphitheaters, in denen das Menschenleben als nichts gerechnet wird, weil Tod und Leben nur als Stoffwechsel erschienen, sind die schauerlichsten Erscheinungen des Materialismus; die drei Millionen christlicher Martyrer dagegen, welche das irdische Leben gering achteten, weil sie das ewige hofften, sind Zeugen des Geistes gegen den Materialismus.

Die bloße Thatsache der übernatürlichen Offenbarung, mit der das Christenthum so mächtig in der Welt auftritt, ist an sich schon das großartigste Zeugniß wider den Materialismus. „Das Zwiegespräch mit Gott ist es, in welchem der Menschengeist sich seiner selbst wahrhaft mächtig wird, und das Angesicht Gottes ist es, in welchem das Bild seiner eigenen Natur ihm sich in voller Klarheit enthüllt. Immer hat der menschliche Geist seine Natur nur da in voller Wahrheit erfaßt, wo er zugleich übernatürlicher Offenbarung theilhaftig war." „Nicht die Wissenschaft hat das Menschengeschlecht zu der Höhe des geistigen Bewußtseyns zurückgerufen. Nicht die Kraft der Lehre hat die Fesseln des Materialismus gesprengt. Es war die Religion und zwar die Religion als Leben und als That. Es war die Erscheinung des Sohnes Gottes, welcher Fleisch geworden war, um die Fleisch gewordene Menschheit nicht bloß zum Leben des Geistes zurück-

zuführen, sondern zugleich mit in das Leben Gottes empor zu heben" (S. 182, 189).

Erhebend und begeisternd sind die Betrachtungen, welche der Verfasser hierauf an die Entwickelung der christlichen Wissenschaft, Poesie, der Kunst und des Lebens während der Väterzeit und des Mittelalters anknüpft. Die hohe Kraft und das reiche Leben des Geistes auf diesen Gebieten geben den Beweis, daß der Geist ist. Geistreiche Zeiten bestätigen das Daseyn des Geistes, Zeiten geistigen Verfalls suchen den Geist zu läugnen, gegen den sie gesündigt. „Die ganze Entwickelung des politischen Lebens im Mittelalter ruht auf idealem Grunde und ist von höheren Ideen bewegt. Die zwei großen Mittelpunkte, um die sich diese Bewegung dreht, das Kaiserthum und das Papstthum, sind recht eigentlich ein Triumph der Idee über die physische Macht. Es sind Schöpfungen des christlichen Princips. Sie wachsen aus dem Gedanken heraus, daß alle Völker in all' ihrer Mannigfaltigkeit doch Glieder eines großen geistigen Reiches seien, daß die politischen Bestrebungen ein überirdisches Ziel haben und einem ewigen Plane Gottes dienen müssen."

Der Muhamedanismus ging von entgegengesetzten Principien aus. Die Idee des Geistes ist in ihm von einer materialistischen Vorstellung umhüllt. Die Sinnlichkeit beherrscht ihn. Vor der hohen Geistesmacht des Mittelalters mußte der Materialismus des Islam unterliegen — aber er stand im 17. und 18. Jahrhundert in England und Frankreich wieder auf, eben weil daselbst das christliche Leben zerfallen war.

Die Reformation versetzte dem im 14. und 15. Jahrhundert bereits erstarrten Geistesleben des Mittelalters den Todesstoß, und „gab dem Menschengeist die Freiheit wieder, welche die Sekten der ersten christlichen Jahrhunderte besaßen, die Willkür der entfesselten Subjektivität, die schrankenlose Unruhe des sich selber überlassenen Geistes." Es war der Geist der Häresie, der jetzt in der Geschichte wieder auftrat und das

ist ein gefährlicher Geist. Denn „der Ruin der Nationen ist nicht der Unglaube, nicht der Zweifel, sondern die Häresie. Und zwar deßhalb, weil jene vermöge ihrer innern Hohlheit und Oede in kurzer Zeit wie Seifenblasen zerfließen, diese aber vermöge der Elemente göttlicher Wahrheit die sie gefangen nimmt, und vermöge der göttlichen Autorität die sie usurpirt, einen länger dauernden Charakter hat."

Die Zeit, welche sich von der Autorität der Kirche und der ewigen übernatürlichen Wahrheit los gemacht hatte, verfiel darum rasch dem Materialismus. Das protestantische England ging voran. Die Systeme Baco's, Hobbe's, Locke's und Hume's bezeichnen den Ausgang und die einzelnen Stufen jener in England immer weiter herabsinkenden Materialisirung aller höhern Geistesanschauung.

In Frankreich findet der Materialismus selbst in dem sonst idealen Systeme des Cartesius eine Stelle, indem Cartesius die Entstehung der Himmelskörper und der verschiedenen Erdbildungen, ja sogar die physischen Erscheinungen und die sensitiven Funktionen in mechanischer Weise erklärt. Das Cartesianische System war deßhalb auch nicht im Stande, dem hereinbrechenden Materialismus einen Damm zu setzen. Gassendi, Condillac, Helvetius sind dessen theoretische Begründer. Die Sittenlosigkeit des französischen Hofes war der Sumpf, in welchem diese Philosophie aufschoß. „Hier ist es klarer als je: die Theorie des Materialismus hat ihre ganze Stärke in ihrem praktischen Nutzen. Man folgt ihr, weil man ihrer bedarf, um sich von Gewissensbissen und von der Furcht vor Gott zu befreien" (S. 314).

Die ganze Politik des 18. Jahrhunderts verfiel demselben Materialismus. Maximation des Genusses und Minimation des Uebels war ihr oberstes Princip. Rousseau stellt durch den contrat social den Staat gänzlich auf den rohesten Naturalismus und entfernt jede Spur höherer Anschauung aus der Lehre vom Staate. Die französische Revolution und ihr Wappenzeichen die Guillotine machten ernst mit der Lehre,

daß der Mensch nur eine Maschine sei, die man nach Belieben umarbeiten könne, und daß der Staat sich durch einen Contrakt gebildet habe, der nach Belieben gelöst werden dürfe.

Auch nach Deutschland pflanzte sich der Materialismus über. In der Philosophie Kants wohnte der Idealismus des Cartesius mit dem zum Materialismus hinneigenden Skepticismus Hume's zusammen. Im Systeme des älteren Fichte befreite sich der ideale Inhalt des Kantischen Systems von der sensualistischen Umhüllung wie der Schmetterling von der Raupenhülle und wiegte sich in den göttlichen Gedanken des Ich. Schelling versuchte es zwar, wieder an die Wirklichkeit heranzukommen und die Natur zu erfassen, aber es gelang ihm ebensowenig als Hegel, seinem Nachfolger im System. Ludwig Feuerbach repräsentirt das Aufwachen aus diesem Rausche des Idealismus. In ihm kehrte die deutsche Philosophie aus der luftigen Schmetterlingsform zu der am Boden liegenden Puppe zurück. „Der Mensch, so erklärt dieser Philosoph, unterscheidet sich nur dadurch von dem Thiere, daß er der Superlativ des Sensualismus, das allersinnlichste und allerempfindlichste Wesen von der Welt ist. Wollt ihr die Menschen bessern, so macht sie glücklich, wollt ihr sie aber glücklich machen, so geht an die Quelle alles Glücks — an die Sinne." Neben Feuerbach steht als interessantes Gegenstück Arthur Schoppenhauer, „einer jener merkwürdigen Denker, von welchen es schwer zu sagen ist, ob sie diesseits oder jenseits der Grenze des gesunden Menschenverstandes stehen."

Der Verfasser schildert dann auch den Strom der deutschen Poesie, der sich aus seiner idealen Höhe immer mehr in die Sümpfe des Materialismus und der Frivolität verliert. Hierauf geht er zur Besprechung des modernen Materialismus über, dessen Hauptsitz in Deutschland ist. Er führt uns dessen namhafteste Vertreter in Moleschott, K. Vogt und Büchner vor und widerlegt deren Ansichten vom Standpunkte jener wissenschaftlichen Principien, die wir aus

dem Anfange seines Buches bereits kennen gelernt haben. Der materialistischen Gegenwart stellt er folgendes schlimme Prognostikon:

„Wie die Schiffe der griechischen Fabel aus den Fugen gingen an den Ufern des Magnetberges, der ihnen die Nägel entzog: so scheint die moderne Gesellschaft in Trümmern gehen zu sollen, weil eine materialistische Politik und ein System der Sinnlichkeit und des Eigennutzes ihr alle unmateriellen Principien entzogen hat. Diese Strömungen in der Arbeiterwelt; diese Bestrebungen, die sich rastlos durchkreuzen; diese Unruhe und Unsicherheit, welche sich der modernen Industrie, des Handels und der Staatswirthschaft bemächtigt hat: das Alles hat keinen andern Grund als die Thatsache, daß die idealen, die christlichen Principien der Gesellschaft entzogen worden sind. Es sind praktische Consequenzen des Materialismus" (S. 375).

Dennoch verzweifelt Hr. Haffner nicht an der Rettung unserer Zeit aus diesem auf den Nihilismus der Buddhaisten entgegentreibenden Verderben. Seine Hoffnung beruht darauf, daß Religion und Leben sich gegen die Macht der Entgeistigung mit aller Energie erheben, und auch die Wissenschaft für ihren heiligen Kampf zu gewinnen vermögen.

Das ist der Gedankengang und der wesentliche Inhalt dieser neuesten Schrift Dr. Haffners. Unsere Leser werden daraus erkannt haben, wie klar und geistvoll, wie scharfsinnig und muthig er den wissenschaftlichen Kampf gegen den Materialismus führt. Wohl wäre auch ein oder das andere kleinere Versehen zu bemerken gewesen, doch schwinden die unbedeutenden Mängel neben dem vielen Vorzüglichen wahrhaft in nichts zusammen. Uns fiel während der Lektüre des Buches oft Schillers Ballade vom „Kampf mit dem Drachen" ein. Unsere katholischen Gelehrten üben sich vorläufig im Kampfe gegen das in der wissenschaftlichen Theorie aufgestellte Drachen-Bild, bis die Zeit da ist, daß der lebendige Drache mit den Waffen der kirchlichen Wahrheit niedergeworfen und vollständig besiegt werden kann. Denn nach des Verfassers eigener Ansicht

hat ja nicht die Kraft der Lehre die Fesseln des Materialismus gesprengt, sondern „es war die Religion und zwar die Religion als Leben und als That", welche dieß vollbracht hat. Von dem unzerstörbaren Hort des Geistes, der in der Kirche lebt, dürfen wir also eine vollkommene und wirkliche Bewältigung des Materialismus hoffen. Die wissenschaftliche Bekämpfung desselben bereitet aber die religiöse vor. Herr Haffner hat ein gutes Stück dieser wissenschaftlich vorbereitenden Arbeit geleistet, und er hat sich damit den Dank desjenigen Theils der gebildeten Welt verdient, dem die christliche Gesinnung und Gesittung noch am Herzen liegt.

XXIII.

Reisenotizen über Kunst.

Von Dr. A. Reichensperger.

II.

Zu den vielen Erfordernissen des „guten Tones" gehört u. A., daß man eine Reise nach der Schweiz gemacht oder doch wenigstens den Rigi einmal bestiegen hat. So treten denn auch so ziemlich sämmtliche Neuvermählte, welche nicht gerade der untersten Schichte angehören, durchweg pflichtmäßig solche Wallfahrt an. Wären doch alle Moden so vernünftiger Art! Gewiß thäten die meisten Touristen am besten daran, sich auf ihre heimathlichen Promenaden zu beschränken; wenn denn nun aber einmal auf Reisen gegangen werden

soll, so ist es jedenfalls unendlich vernünftiger eine Natur-, als eine Kunst-Reise zu machen. Aus tiefster Ueberzeugung stelle ich den Satz auf, daß kaum etwas Anderes an der ästhetischen Verkommenheit unserer „Gebildeten" mehr schuld ist, als deren Wanderungen durch die Gallerien, Museen und Bilder-Ausstellungen. Auch der robusteste Magen ist solchem Ragout nicht gewachsen, so wenig wie ein menschliches Ohr es lange überdauern könnte, wenn von einem Orchester ihm gleichzeitig hunderterlei Melodien vorgespielt würden, ohne daß ein einheitliches Band dieselben zusammenhält. Man braucht übrigens nur einigemal aufmerksamer Beobachter der geistigen und körperlichen Zerschlagenheit der Gallerie-Touristen am Schlusse solch' einer Bilder-Revue gewesen zu seyn, um dem vorstehend Gesagten, wie paradox es auch immer klingen mag, beipflichten zu müssen. Die Museen wie die Akademien haben denn auch erst ihre Entstehung gefunden, als die kunstbildende Kraft versiegte und die ästhetische Feinschmeckerei, die kritische Gelehrtthuerei an die Stelle trat; in keiner wahrhaft classischen, selbstbewußten Kunstperiode ging man darauf aus, Gemälde und Sculpturen zusammen zu schleppen, damit der öffentliche Geschmack sich daran bilde; alle Künste vereinigten sich vielmehr, um lebendige, einem bestimmten Zwecke dienende Werke mitten in's Leben hineinzustellen.

Die Touristen werden also, wie gesagt, von einem ganz richtigen Instinkte in die Schweiz getrieben, welcher nur das Meer fehlt, um alle Herrlichkeit der Natur in sich zu vereinen. Man streitet viel darüber hin und her, ob es ein Glück für das schöne Land sei, daß von Jahr zu Jahr ein immer größerer Fremden-Strom sich in dasselbe ergießt. Daß die Reisenden ihr Geld dort zurücklassen, halte ich an meinem Theile keinesfalls für das größte Unglück, weit schlimmer aber ist es schon, daß sie das Volk mit ihren Unsitten, am schlimmsten, wenigstens vom ästhetischen Gesichtspunkte aus die Sache betrachtet, daß sie es mit ihrer Langweiligkeit anstecken. Ich habe viermal die Schweiz durchwandert und jedes folgendemal

fand ich, daß die letztgedachte Ansteckung weiter um sich gegriffen hatte. Im Kasernen-Style der Berliner Akademie erbaute Gasthäuser werden immer zahlreicher und machen sich immer breiter; Neusilber und Bougies, pomadisirte Kellner, Portiers in Livree, lungernde Commissionäre, aufgeblasene, von ihren „Bureaux" aus regierende Wirthe, die einen domestikenlosen Gast kaum eines Blickes würdigen, kleine Portionen und endlich beim Abschied große Rechnungen sowie nach Trinkgeldern ausgestreckte Hände (da das „pour le service" ja in die Wirthskasse fließt) — dieß Alles und gar manches Andere noch, was sich in jenen Karawanserai's begibt, thut unwidersprechlich dar, wie das von den Touristen importirte „moderne Bewußtseyn" mehr und mehr das Alpenland überwuchert und sozusagen seine Luft mit blasirter Nüchternheit schwängert. Da auch das Landvolk diese Luft einathmet, so kann es nicht fehlen, daß sein Naturell wie sein ganzes Thun und Lassen allmählig dadurch affizirt wird. Wer etwa daran zweifeln möchte, braucht nur auf dem Wege von Arth nach dem Rigi einen Blick auf Neu-Goldau zu werfen.

Die geheimen Bauräthe, welche die Straße ziehen, müssen nothwendig ihre Freude daran haben, wie sehr man sich hier schon ihrem Ideale vom „Einfach-Edeln" genähert hat: viereckige Kasten von glatt gehobelten, weiß angestrichenen Brettern, mit großen, stets gleich weit von einander abstehenden Fenstern, in welche das Wetter ganz ungenirt hineinschlagen kann und wonach die inneren Gemächer sich richten müssen, die Hausthüre hübsch in der Mitte, keinerlei Vorsprung, der an altbäuerliche Sitte erinnern könnte, kurz Alles so akademisch correkt, daß solch' ein Bau ganz füglich als Café-chantant, Odeon oder Musenhalle vor den Thoren einer deutschen Residenz sich sehen lassen könnte. Kommt da noch der stille „humanisirende" Einfluß des über Zürich thronenden Central-Polytechnikums hinzu, so wird auch für das raffinirteste Kenner-Auge nichts mehr zu wünschen übrig bleiben. Schon jetzt gewahrt man fast allerwärts Gußeisen,

mit Anklängen an griechische Formgebung, bronzirtes Zink, Akroterien, Attiken, Cement und Tünche; der Kunstschmied und der Holzschnitzer ziehen sich vor dem Gyps- und dem Zink-Gießer in die Dunkelheit zurück. Sowie die Häuser ihre Schuppenpanzer ablegen, so entäußern sich, ebenwohl der höheren Bildung zulieb, die Frauen und Mädchen ihrer Medaillen, Ketten, Tressen, Haarnadeln und Goldspitzen, um sich modischen Flitter an- und umzuhängen; das handfeste Tuch muß dem Calicot nebst Crinoline weichen, so daß vielleicht bald schon die schmucken Landestrachten nur noch auf den Schaubühnen zu sehen seyn werden. Man fängt auch bereits an, sich des angestammten Dialektes zu schämen und radebricht Hochdeutsch, um desto naiver prellen zu können. Armes, edles, kernigtes Volk, was wird die „Bildung" nicht noch Alles aus dir machen?! Der geniale Pariser Baumeister Viollet le Duc hat gewiß mit vollem Rechte den jungen Architekten gerathen, statt in Rom ihre Mappen mit classischen, tausend- und aber tausendmal wiedergekäuten Gemeinplätzen zu füllen, die alten Holzbauten der Schweiz studiren und zeichnen zu gehen, und zwar baldmöglichst. Wer weiß, wie lange solche noch gegen den Andrang dieser Bildung Stand halten werden.

Luzern hat bis jetzt noch seine alten Ringmauern und seine Holzbrücken mit den interessanten Todtentanz- und Geschichtsbildern gerettet — Alles gesund und einfach, eine Sprache, die Jeder versteht und die zu ernstem Nachdenken, zum Vergleichen des Jetzt mit dem Sonst auffordert. Natürlich werden demnächst eiserne Gitterbrücken an die Stelle treten, die keinen reaktionären Gedanken — wenn überhaupt noch einen Gedanken — mehr aufkommen lassen. Auch die Heiligenhäuschen, welche zur Zeit noch von so manchem Felsenvorsprunge herab im Luzerner See sich spiegeln, sind gewiß gar Vielen bereits ein Dorn im Auge; wohl möglich, daß schon bei meiner nächsten Schweizer-Reise ich Sonnen-Tempelchen korinthischer Ordnung als ihre Nachfolger installirt

finde. Unter den Neubauten in Luzern fiel mir eine für die Deutsch-Reformirten und die dort sich aufhaltenden Engländer erbaute Kirche auf. Der Bau erinnert sofort, und selbst abgesehen von dem geradlinigen Chorschlusse, an die englische Gothik, welcher es durchweg an Harmonie fehlt — die Augen so wenig als die Ohren der Engländer sind musikalisch gestimmt. Der Thurm mit seinem nicht massenhaft genug construirten Steinhelm befindet sich an der Nordseite des Chores (!); die Breitendimension herrscht im Ganzen zu sehr vor; das Ornament entfaltet sich nicht mit der rechten Freiheit aus der Masse; einzelnes, wie z. B. die Kropfblumen, ist nur eben mechanisch aufgesetzt; überhaupt vermißt man ein feineres Styl-Gefühl. Die Gothik bedarf der Ornamente nicht; das Geheimniß ihrer Schönheit beruht wesentlich in der Rationalität der Verhältnisse, in der richtigen Vertheilung von Licht und Schatten. Sobald aber einmal Zierwerk hervortreten soll, muß solches sich wie die Blätter und die Blumen aus dem Stengel entwickeln, das Gesetz des Ganzen an sich tragen und reflektiren. Freilich gehört dazu eine vollkommene Beherrschung dieses Gesetzes, eine Virtuosität, die selbst den meisten Gothikern abgeht, weil sie zu vielerlei Durcheinander treiben und es ihnen an der gründlichen Einschulung fehlt. Die in Rede stehende Kirche hat, wie die meisten englischen Kirchen, eine flache Holzdecke. Schon allein diese Ueberdachungs-Methode weist der englischen Gothik, im Verhältniß zu unserer continentalen, einen niederen Rang an. In der feinen Abwägung der Wechselbeziehungen zwischen Tragendem und Getragenem beruht, wie die Hauptschwierigkeit, so auch der Hauptreiz der gothischen Bauweise; dieselbe wurzelt und culminirt im Gewölbebau, welchem gegenüber die flache Abdeckung stets als ein weniger Entwickeltes erscheinen wird, wobei es auf ein Mehr oder Weniger, auf eine organische Durchbildung des Einzelnen zu einem harmonischen Ganzen nicht wesentlich ankommt. Bemerkenswerth ist noch, daß auch hier selbst der reformirte Cultus eine Sehnsucht nach der

ist ein gefährlicher Geist. Denn „der Ruin der Nationen ist nicht der Unglaube, nicht der Zweifel, sondern die Häresie. Und zwar deßhalb, weil jene vermöge ihrer innern Hohlheit und Oede in kurzer Zeit wie Seifenblasen zerfließen, diese aber vermöge der Elemente göttlicher Wahrheit die sie gefangen nimmt, und vermöge der göttlichen Autorität die sie usurpirt, einen länger dauernden Charakter hat."

Die Zeit, welche sich von der Autorität der Kirche und der ewigen übernatürlichen Wahrheit los gemacht hatte, verfiel darum rasch dem Materialismus. Das protestantische England ging voran. Die Systeme Baco's, Hobbe's, Locke's und Hume's bezeichnen den Ausgang und die einzelnen Stufen jener in England immer weiter herabsinkenden Materialisirung aller höhern Geistesanschauung.

In Frankreich findet der Materialismus selbst in dem sonst idealen Systeme des Cartesius eine Stelle, indem Cartesius die Entstehung der Himmelskörper und der verschiedenen Erdbildungen, ja sogar die physischen Erscheinungen und die sensitiven Funktionen in mechanischer Weise erklärt. Das Cartesianische System war deßhalb auch nicht im Stande, dem hereinbrechenden Materialismus einen Damm zu setzen. Gassendi, Condillac, Helvetius sind dessen theoretische Begründer. Die Sittenlosigkeit des französischen Hofes war der Sumpf, in welchem diese Philosophie aufschoß. „Hier ist es klarer als je: die Theorie des Materialismus hat ihre ganze Stärke in ihrem praktischen Nutzen. Man folgt ihr, weil man ihrer bedarf, um sich von Gewissensbissen und von der Furcht vor Gott zu befreien" (S. 314).

Die ganze Politik des 18. Jahrhunderts verfiel demselben Materialismus. Maximation des Genusses und Minimation des Uebels war ihr oberstes Princip. Rousseau stellt durch den contrat social den Staat gänzlich auf den rohesten Naturalismus und entfernt jede Spur höherer Anschauung aus der Lehre vom Staate. Die französische Revolution und ihr Wappenzeichen die Guillotine machten ernst mit der Lehre,

daß der Mensch nur eine Maschine sei, die man nach Belieben umarbeiten könne, und daß der Staat sich durch einen Contrakt gebildet habe, der nach Belieben gelöst werden dürfe.

Auch nach Deutschland pflanzte sich der Materialismus über. In der Philosophie Kants wohnte der Idealismus des Cartesius mit dem zum Materialismus hinneigenden Skepticismus Hume's zusammen. Im Systeme des älteren Fichte befreite sich der ideale Inhalt des Kantischen Systems von der sensualistischen Umhüllung wie der Schmetterling von der Raupenhülle und wiegte sich in den göttlichen Gedanken des Ich. Schelling versuchte es zwar, wieder an die Wirklichkeit heranzukommen und die Natur zu erfassen, aber es gelang ihm ebensowenig als Hegel, seinem Nachfolger im System. Ludwig Feuerbach repräsentirt das Aufwachen aus diesem Rausche des Idealismus. In ihm kehrte die deutsche Philosophie aus der luftigen Schmetterlingsform zu der am Boden liegenden Puppe zurück. „Der Mensch, so erklärt dieser Philosoph, unterscheidet sich nur dadurch von dem Thiere, daß er der Superlativ des Sensualismus, das allersinnlichste und allerempfindlichste Wesen von der Welt ist. Wollt ihr die Menschen bessern, so macht sie glücklich, wollt ihr sie aber glücklich machen, so geht an die Quelle alles Glücks — an die Sinne." Neben Feuerbach steht als interessantes Gegenstück Arthur Schoppenhauer, „einer jener merkwürdigen Denker, von welchen es schwer zu sagen ist, ob sie diesseits oder jenseits der Grenze des gesunden Menschenverstandes stehen."

Der Verfasser schildert dann auch den Strom der deutschen Poesie, der sich aus seiner idealen Höhe immer mehr in die Sümpfe des Materialismus und der Frivolität verliert. Hierauf geht er zur Besprechung des modernen Materialismus über, dessen Hauptsitz in Deutschland ist. Er führt uns dessen namhafteste Vertreter in Moleschott, K. Vogt und Büchner vor und widerlegt deren Ansichten vom Standpunkte jener wissenschaftlichen Principien, die wir aus

dem Anfange seines Buches bereits kennen gelernt haben. Der materialistischen Gegenwart stellt er folgendes schlimme Prognostikon:

„Wie die Schiffe der griechischen Fabel aus den Fugen gingen an den Ufern des Magnetberges, der ihnen die Nägel entzog: so scheint die moderne Gesellschaft in Trümmern gehen zu sollen, weil eine materialistische Politik und ein System der Sinnlichkeit und des Eigennutzes ihr alle unmateriellen Principien entzogen hat. Diese Strömungen in der Arbeiterwelt; diese Bestrebungen, die sich rastlos durchkreuzen; diese Unruhe und Unsicherheit, welche sich der modernen Industrie, des Handels und der Staatswirthschaft bemächtigt hat: das Alles hat keinen andern Grund als die Thatsache, daß die idealen, die christlichen Principien der Gesellschaft entzogen worden sind. Es sind praktische Consequenzen des Materialismus“ (S. 375).

Dennoch verzweifelt Hr. Haffner nicht an der Rettung unserer Zeit aus diesem auf den Nihilismus der Buddhaisten entgegentreibenden Verderben. Seine Hoffnung beruht darauf, daß Religion und Leben sich gegen die Macht der Entgeistigung mit aller Energie erheben, und auch die Wissenschaft für ihren heiligen Kampf zu gewinnen vermögen.

Das ist der Gedankengang und der wesentliche Inhalt dieser neuesten Schrift Dr. Haffners. Unsere Leser werden daraus erkannt haben, wie klar und geistvoll, wie scharfsinnig und muthig er den wissenschaftlichen Kampf gegen den Materialismus führt. Wohl wäre auch ein oder das andere kleinere Versehen zu bemerken gewesen, doch schwinden die unbedeutenden Mängel neben dem vielen Vorzüglichen wahrhaft in nichts zusammen. Uns fiel während der Lektüre des Buches oft Schillers Ballade vom „Kampf mit dem Drachen“ ein. Unsere katholischen Gelehrten üben sich vorläufig im Kampfe gegen das in der wissenschaftlichen Theorie aufgestellte Drachen-Bild, bis die Zeit da ist, daß der lebendige Drache mit den Waffen der kirchlichen Wahrheit niedergeworfen und vollständig besiegt werden kann. Denn nach des Verfassers eigener Ansicht

hat ja nicht die Kraft der Lehre die Fesseln des Materialismus gesprengt, sondern „es war die Religion und zwar die Religion als Leben und als That", welche dieß vollbracht hat. Von dem unzerstörbaren Hort des Geistes, der in der Kirche lebt, dürfen wir also eine vollkommene und wirkliche Bewältigung des Materialismus hoffen. Die wissenschaftliche Bekämpfung desselben bereitet aber die religiöse vor. Herr Haffner hat ein gutes Stück dieser wissenschaftlich vorbereitenden Arbeit geleistet, und er hat sich damit den Dank desjenigen Theils der gebildeten Welt verdient, dem die christliche Gesinnung und Gesittung noch am Herzen liegt.

XXIII.

Reisenotizen über Kunst.

Von Dr. A. Reichensperger.

II.

Zu den vielen Erfordernissen des „guten Tones" gehört u. A., daß man eine Reise nach der Schweiz gemacht oder doch wenigstens den Rigi einmal bestiegen hat. So treten denn auch so ziemlich sämmtliche Neuvermählte, welche nicht gerade der untersten Schichte angehören, durchweg pflichtmäßig solche Wallfahrt an. Wären doch alle Moden so vernünftiger Art! Gewiß thäten die meisten Touristen am besten daran, sich auf ihre heimathlichen Promenaden zu beschränken; wenn denn nun aber einmal auf Reisen gegangen werden

soll, so ist es jedenfalls unendlich vernünftiger eine Natur-, als eine Kunst-Reise zu machen. Aus tiefster Ueberzeugung stelle ich den Satz auf, daß kaum etwas Anderes an der ästhetischen Verkommenheit unserer „Gebildeten“ mehr schuld ist, als deren Wanderungen durch die Gallerien, Museen und Bilder-Ausstellungen. Auch der robusteste Magen ist solchem Ragout nicht gewachsen, so wenig wie ein menschliches Ohr es lange überdauern könnte, wenn von einem Orchester ihm gleichzeitig hunderterlei Melodien vorgespielt würden, ohne daß ein einheitliches Band dieselben zusammenhält. Man braucht übrigens nur einigemal aufmerksamer Beobachter der geistigen und körperlichen Zerschlagenheit der Gallerie-Touristen am Schlusse solch' einer Bilder-Revue gewesen zu seyn, um dem vorstehend Gesagten, wie paradox es auch immer klingen mag, beipflichten zu müssen. Die Museen wie die Akademien haben denn auch erst ihre Entstehung gefunden, als die kunstbildende Kraft versiegte und die ästhetische Feinschmeckerei, die kritische Gelehrtthuerei an die Stelle trat; in keiner wahrhaft classischen, selbstbewußten Kunstperiode ging man darauf aus, Gemälde und Sculpturen zusammen zu schleppen, damit der öffentliche Geschmack sich daran bilde; alle Künste vereinigten sich vielmehr, um lebendige, einem bestimmten Zwecke dienende Werke mitten in's Leben hineinzustellen.

Die Touristen werden also, wie gesagt, von einem ganz richtigen Instinkte in die Schweiz getrieben, welcher nur das Meer fehlt, um alle Herrlichkeit der Natur in sich zu vereinen. Man streitet viel darüber hin und her, ob es ein Glück für das schöne Land sei, daß von Jahr zu Jahr ein immer größerer Fremden-Strom sich in dasselbe ergießt. Daß die Reisenden ihr Geld dort zurücklassen, halte ich an meinem Theile keineswegs für das größte Unglück, weit schlimmer aber ist es schon, daß sie das Volk mit ihren Unsitten, am schlimmsten, wenigstens vom ästhetischen Gesichtspunkte aus die Sache betrachtet, daß sie es mit ihrer Langweiligkeit anstecken. Ich habe viermal die Schweiz durchwandert und jedes folgendemal

fand ich, daß die letztgedachte Ansteckung weiter um sich gegriffen hatte. Im Kasernen-Style der Berliner Akademie erbaute Gasthäuser werden immer zahlreicher und machen sich immer breiter; Neusilber und Bougies, pomadisirte Kellner, Portiers in Livree, lungernde Commissionäre, aufgeblasene, von ihren „Bureaux" aus regierende Wirthe, die einen domestikenlosen Gast kaum eines Blickes würdigen, kleine Portionen und endlich beim Abschied große Rechnungen sowie nach Trinkgeldern ausgestreckte Hände (da das „pour le service" ja in die Wirthskasse fließt) — dieß Alles und gar manches Andere noch, was sich in jenen Karawanserai's begibt, thut unwidersprechlich dar, wie das von den Touristen importirte „moderne Bewußtseyn" mehr und mehr das Alpenland überwuchert und sozusagen seine Luft mit blasirter Nüchternheit schwängert. Da auch das Landvolk diese Luft einathmet, so kann es nicht fehlen, daß sein Naturell wie sein ganzes Thun und Lassen allmählig dadurch affizirt wird. Wer etwa daran zweifeln möchte, braucht nur auf dem Wege von Arth nach dem Rigi einen Blick auf Neu-Goldau zu werfen.

Die geheimen Bauräthe, welche die Straße ziehen, müssen nothwendig ihre Freude daran haben, wie sehr man sich hier schon ihrem Ideale vom „Einfach-Edeln" genähert hat: viereckige Kasten von glatt gehobelten, weiß angestrichenen Brettern, mit großen, stets gleich weit von einander abstehenden Fenstern, in welche das Wetter ganz ungenirt hineinschlagen kann und wonach die inneren Gemächer sich richten müssen, die Hausthüre hübsch in der Mitte, keinerlei Vorsprung, der an altbäuerliche Sitte erinnern könnte, kurz Alles so akademisch correkt, daß solch' ein Bau ganz füglich als Café-chantant, Odeon oder Musenhalle vor den Thoren einer deutschen Residenz sich sehen lassen könnte. Kommt da noch der stille „humanisirende" Einfluß des über Zürich thronenden Central-Polytechnikums hinzu, so wird auch für das raffinirteste Kenner-Auge nichts mehr zu wünschen übrig bleiben. Schon jetzt gewahrt man fast allerwärts Gußeisen,

mit Anklängen an griechische Formgebung, bronzirtes Zink; Akroterien, Attiken, Cement und Tünche; der Kunstschmied und der Holzschnitzer ziehen sich vor dem Gyps- und dem Zink-Gießer in die Dunkelheit zurück. Sowie die Häuser ihre Schuppenpanzer ablegen, so entäußern sich, ebenwohl der höheren Bildung zulieb, die Frauen und Mädchen ihrer Medaillen, Ketten, Treffen, Haarnadeln und Goldspitzen, um sich modischen Flitter an- und umzuhängen; das handfeste Tuch muß dem Calicot nebst Crinoline weichen, so daß vielleicht bald schon die schmucken Landestrachten nur noch auf den Schaubühnen zu sehen seyn werden. Man fängt auch bereits an, sich des angestammten Dialektes zu schämen und radebricht Hochdeutsch, um desto naiver prellen zu können. Armes, edles, kernigtes Volk, was wird die „Bildung“ nicht noch Alles aus dir machen?! Der geniale Pariser Baumeister Viollet le Duc hat gewiß mit vollem Rechte den jungen Architekten gerathen, statt in Rom ihre Mappen mit classischen, tausend- und aber tausendmal wiedergekäuten Gemeinplätzen zu füllen, die alten Holzbauten der Schweiz studiren und zeichnen zu gehen, und zwar baldmöglichst. Wer weiß, wie lange solche noch gegen den Andrang dieser Bildung Stand halten werden.

Luzern hat bis jetzt noch seine alten Ringmauern und seine Holzbrücken mit den interessanten Todtentanz- und Geschichtsbildern gerettet — Alles gesund und einfach, eine Sprache, die Jeder versteht und die zu ernstem Nachdenken, zum Vergleichen des Jetzt mit dem Sonst auffordert. Natürlich werden demnächst eiserne Gitterbrücken an die Stelle treten, die keinen reaktionären Gedanken — wenn überhaupt noch einen Gedanken — mehr aufkommen lassen. Auch die Heiligenhäuschen, welche zur Zeit noch von so manchem Felsenvorsprunge herab im Luzerner See sich spiegeln, sind gewiß gar Vielen bereits ein Dorn im Auge; wohl möglich, daß schon bei meiner nächsten Schweizer-Reise ich Sonnen-Tempelchen korinthischer Ordnung als ihre Nachfolger installirt

ſtunde. Unter den Neubauten in Luzern fiel mir eine für die Deutſch-Reformirten und die dort ſich aufhaltenden Engländer erbaute Kirche auf. Der Bau erinnert ſofort, und ſelbſt abgeſehen von dem geradlinigen Chorſchluſſe, an die engliſche Gothik, welcher es durchweg an Harmonie fehlt — die Augen ſo wenig als die Ohren der Engländer ſind muſikaliſch geſtimmt. Der Thurm mit ſeinem nicht maſſenhaft genug conſtruirten Steinhelm befindet ſich an der Nordſeite des Chores (!); die Breitendimenſion herrſcht im Ganzen zu ſehr vor; das Ornament entfaltet ſich nicht mit der rechten Freiheit aus der Maſſe; einzelnes, wie z. B. die Kropfblumen, iſt nur eben mechaniſch aufgeſetzt; überhaupt vermißt man ein feineres Styl-Gefühl. Die Gothik bedarf der Ornamente nicht; das Geheimniß ihrer Schönheit beruht weſentlich in der Rationalität der Verhältniſſe, in der richtigen Vertheilung von Licht und Schatten. Sobald aber einmal Zierwerk hervortreten ſoll, muß ſolches ſich wie die Blätter und die Blumen aus dem Stengel entwickeln, das Geſetz des Ganzen an ſich tragen und reflektiren. Freilich gehört dazu eine vollkommene Beherrſchung dieſes Geſetzes, eine Virtuoſität, die ſelbſt den meiſten Gothikern abgeht, weil ſie zu vielerlei Durcheinander treiben und es ihnen an der gründlichen Einſchulung fehlt. Die in Rede ſtehende Kirche hat, wie die meiſten engliſchen Kirchen, eine flache Holzdecke. Schon allein dieſe Ueberdachungs-Methode weiſt der engliſchen Gothik, im Verhältniß zu unſerer continentalen, einen niederen Rang an. In der feinen Abwägung der Wechſelbeziehungen zwiſchen Tragendem und Getragenem beruht, wie die Hauptſchwierigkeit, ſo auch der Hauptreiz der gothiſchen Bauweiſe; dieſelbe wurzelt und culminirt im Gewölbebau, welchem gegenüber die flache Abdeckung ſtets als ein weniger Entwickeltes erſcheinen wird, wobei es auf ein Mehr oder Weniger, auf eine organiſche Durchbildung des Einzelnen zu einem harmoniſchen Ganzen nicht weſentlich ankommt. Bemerkenswerth iſt noch, daß auch hier ſelbſt der reformirte Cultus ein [illegible] nach der

so lange geschmähten Farbenpracht wieder kund gibt, indem der Chor gemalte Fenster zeigt, deren Figuren indeß durch ihre plastische Modellirung die landläufige Unkenntniß des Wesens der Glasmalerei verrathen. — Die Hauptkirche von Luzern (ein in italienischem Style gehaltener Bau mit zwei spätgothischen Thürmen) umgibt eine leichte, luftige Halle, die, als Zubehör des Kirchhofes, dem Andenken der Verstorbenen gewidmet ist. In die umgebende Wand eingefügte Marmorplatten bilden gewissermaßen ein Todtenregister für die angeseheneren Familien der Stadt und halten das Andenken an das Thun und Lassen der Hingeschiedenen wach. Eine schöne Sitte welche nachgeahmt zu werden verdient.

Auf dem Weinmarkte befindet sich ein monumentaler Brunnen aus der Periode des Ueberganges der Gothik in die Renaissance, woran indeß der gothische Typus noch entschieden vorwaltet. An den sechs Ecken des Aufbaues sind auf den Consolen Ritterfiguren aufgestellt, welche den Brunnen umschreiten zu wollen scheinen. Das Monument ist von lebendiger, trefflicher Wirkung, wie denn überhaupt während gedachter Periode die Kunstübung noch von den mittelalterlichen Traditionen zehrte und daher viel Großes und Schönes zu schaffen vermochte. Den Renaissance-Styl auf den geistlosen Eklekticismus der Gegenwart aufpfropfen zu wollen, ist eben darum, weil jener Wurzelboden fehlt, ein fruchtloses, ja abgeschmacktes Beginnen. Vor Alle mgilt es, wieder zu festen Grundprincipien zu gelangen. — Eine erfreuliche Erscheinung war mir noch in Luzern die neue Bemalung der Außenseite des Stadthausthurmes mit Scenen und Daten aus der Geschichte der Stadt, ein Beweis, daß das Interesse für die Vorzeit noch nicht völlig erstorben und man sich auch der rechten Mittel dieselben in der Masse der Bevölkerung fortleben zu machen, noch einigermaßen bewußt ist. So ein bemalter Thurm redet eine ganz andere Sprache, als etwa ein akademisches Oelbild oder selbst eine ganze Sammlung solcher Oelbilder im Rathhaus-Saale reden würde. Zu den

Massen sowie zu den Jahrhunderten muß in Lapidarschrift gesprochen werden.

Das vorgedachte historische Interesse wird Seitens der Schweizer wohl noch in manchem Anlaufe an den Tag gelegt, allein die Weise, in welcher solches geschieht, ist zumeist dem Zwecke wenig entsprechend. So kamen mir zufällig in Sarnen bildliche Entwürfe eines in Rom weilenden Malers zu einem Winkelried- und einem Tell-Denkmale zu Gesicht, deren Ausführung in Stein oder Erz höchstens nur das Herz eines Züricher Central-Polytechnikers zu erwärmen vermöchte, so weit da überhaupt noch von einem Herzen die Rede seyn kann. Der Volksheld Winkelried liegt, classisch posend, auf einem Würfel-Piedestal; unter ihm ein geharnischter Ritter, über ihn her fortschreitend ein den Streitkolben schwingender Kriegsmann, alle drei in unmöglichen Attitüden, frostig, absichtlich, und doch ein räthselhafter Knäuel. Was den Tell anbelangt, so ist der Schiller'sche schon viel zu pathetisch. Nun aber gar eine Sculptur, die Einen unaufhörlich andeklamirt, wie es hier der als Theaterheld sich breit machende Befreier thut! Tell war, falls er überhaupt war, ganz gewiß nichts mehr und nichts weniger als ein — Bauer, von ächtem Schrot und Korn. Das Söhnchen Tells, den durchschossenen Apfel haltend, steht, laufend, auf Einem Beine! Ueber das weitere Schicksal des aus dem Jahre 1856 stammenden Entwurfes konnte ich nichts in Erfahrung bringen. Auch die Künstler der Schweiz thäten, wie die Deutschlands, jedenfalls besser daran, in der Heimath die Kunst ihrer Väter gründlich zu studiren, als jenseits der Alpen Idealen nachzujagen, welche sie niemals erreichen können.

In Sarnen wohnte ich dem Sonntags-Gottesdienste in der Klosterkirche bei. Mit den Aeußerlichkeiten des Gottesdienstes für eine ländliche Gemeinde darf man es so genau nicht nehmen; allein andererseits sollte doch auch der Zopfstyl wenigstens gewisse Grenzen einhalten, um nicht ins gerade

Gegentheil des Kirchenstyles umzuschlagen; musikalische Purzelbäume, Zerrbilder und Ueberladung mit Papierblumen und sonstigem Flitterkram lassen sich auch durch die beste Absicht nicht entschuldigen. Und wie oft begegnet man nicht solcher Profanirung des Heiligthums, auf dem Lande nicht bloß, sondern auch in den Städten! Mögen auch vielleicht die Kunstkenner und Kunstfreunde zu viel Gewicht auf solche Aeußerlichkeiten, wie man sich auszudrücken pflegt, legen, gewiß ist es jedenfalls, daß die ungeheuere Mehrzahl der Theologen, Priester und Gläubigen viel zu wenig darauf achten. Für die meisten theologischen Zeitschriften und katholischen Blätter ist die kirchliche Kunst so gut wie gar nicht vorhanden, wohl weil man dieselbe unter der Würde der „Wissenschaft" hält. Es mag zu kirchlichen Zwecken gebaut, gemeißelt, gebacken und gegossen, auch zerstört oder verunstaltet werden, was da immer wolle, die „Kritik" bleibt stumm, oder sie richtet sich gar, wenn sie einmal laut wird, gegen diejenigen, welche die alte Kunstherrlichkeit der Kirche wieder zur Anerkennung zu bringen trachten. Zwar gibt es einige Zeitschriften, welche sich speciell mit christlicher Kunst befassen, allein man braucht nur deren Abonnenten und die Mitarbeiter zu zählen, um das zuvor Gesagte sofort bestätigt zu finden. Kaum etwas Anderes ist dem Katholicismus antipathischer, als jene Leerheit des Gemüthes, jener bleierne rationalistische Indifferentismus, jener hölzerne principlose Eklekticismus, wie dieß Alles, der Regel nach, bald mehr bald weniger hervortritt, wo es sich um Dinge handelt, welche dem Gebiete der kirchlichen Kunst angehören. Man wolle nur hören, wie außerhalb der Kirche Stehende über diese Erscheinung urtheilen, und man wird wenigstens zum Nachdenken über dieselbe sich veranlaßt finden müssen. „Woher kommt es" — so bin ich nicht selten von Ungläubigen angegangen worden — „daß die katholische Kirche ihrer Hand den Zauberstab der Kunst entgleiten ließ, mit welchem sie so viele Jahrhunderte hindurch die Welt der Erscheinungen in ihre Kreise

kannte, daß sie vom Ende des 15. Jahrhunderts ab, uneingedenk ihrer früheren Schöpferkraft und ihrer Traditionen, der jedesmaligen Zeitströmung sich hingab, und darüber sogar das Verständniß der eigenen Vergangenheit verlor? Wie erklärt es sich, daß, nachdem der Zopfstyl im Sumpfe des ancien régime endlich untergesunken war, sie für ihren Cultus sogar heidnische Götzentempel, oder vielmehr versudelte Carikaturen von solchen, aus der Hand entchristlichter Classikomanen annahm, mitunter auch wohl, um ja nicht hinter der Mode zurückzubleiben, ihre Kirchen — nach dem Muster von Notre-Dame de Lorette in Paris — möglichst zu Damen-Salons einrichtete mit Gasbeleuchtung und Luftheizung, oder was sonst der moderne Comfort erheischt, daß die tiefernsten, bis an die Stiftshütte heranreichenden Klänge zumeist verstummt sind, weil sie die „gebildeten" Ohren nicht kitzeln, daß der Marchand de Modes die Stoffe und Spitzen zu den liturgischen Gewandungen liefert u. s. w.? Ist das nicht Beweis genug — so hieß es dann schließlich — daß die Kirche nicht mehr an sich selber glaubt, oder doch ihren Schwerpunkt verloren hat, daß auch bei ihr Kopf und Herz auseinandergehen, daß ihr Thun nicht mehr in der Gemüthstiefe, in Glaube, Liebe und Hoffnung wurzelt, daß, mit Einem Worte, ihre geistige Macht gebrochen ist?"

In solcher oder ähnlicher Weise angelassen, half ich mir freilich damit, daß ich die Farben für viel zu stark aufgetragen erklärte und Verwahrung gegen das Verallgemeinern einzelner Vorkommnisse einlegte, auf die Macht der Bureaukratie hinwies und nach Möglichkeit die aus den Vordersätzen gezogene Schlußfolgerung bekämpfte. Mit weit freudigerem Bewußtseyn aber läßt sich zur Zeit erwidern, daß, wie viel auch seit dem Hereinbrechen der falschen Renaissance auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst gesündigt seyn, und wie wenig auch die Gelehrtenwelt um dieß Gebiet noch immer sich kümmern möge, fast allerwärts in den Massen des Volkes eine Reaktion hervortritt, welche darthut, daß in denselben der

Sinn für das Aechte und Rechte glücklich überwintert hat und zu neuem Leben zu erwachen im Begriffe steht. Trotz der zahllosen Reklamen für Surrogate aller Art, womit man unseren lieben Herrgott in wohlfeilster Weise abfinden könne, ohne daß es für Jemanden bemerkbar werde, wollen die bronzirten Zinke und die gefärbten Gypse, die dutzendweise gebackenen Heiligenstatuen und Kruzifixe, die Harmoniums und Gußstahlglocken, die nach Art des Musselins bedruckten Farbenfenster nirgendwo recht ziehen. Selbst das schlichteste Landvolk läßt sich, so weit mein Auge reicht, nur noch ausnahmsweise durch den gleißenden Schein berücken; es hält darauf, daß die Opfergaben, welche es vor dem Altare des Herrn niederlegt, nicht zu Pfuschwerk verwendet werden. Solcher Impuls von unten wird allmählig auch auf das Gelehrtenthum wirken, dessen Gleichgültigkeit gegen das nationale Kunstleben so recht zeigt, wie falsch der Gesichtspunkt ist, von welchem aus es die sogenannten classischen Studien betreibt. Wer hätte wohl zur Zeit des Perikles auf das Prädikat „gelehrt" oder auch nur „gebildet" Anspruch machen, ja überhaupt vor das Volk hintreten können, dem es gleichgültig gewesen wäre, wie die Künstler Athens bauten, meißelten, malten, der den tiefen Zusammenhang des Kunstschönen mit dem Wahren und Guten, mit Religion und Sitte nicht eingesehen und diese Einsicht nicht bethätigt hätte?

In Sarnen hielt mich nichts ab derartigen Reflexionen Raum zu geben; in feierlicher Sonntagsstille ruhte der noch patriarchalische Hauptort von Obdem Wald und spiegelte sich im Verein mit den ringsumher aufsteigenden Bergen in dem blanken See, auf welchem der Dampf noch nicht sein Wesen treibt. Wie aber immer die Gegensätze sich einander wachrufen, so entstieg bald den Gedanken an die Träger der modernen Wissenschaft das Bild des ehrwürdigen Einsiedlers Bruder Claus, dessen Andenken dem benachbarten Sachslen noch immer eine höhere Weihe verleiht, einer jener Schutzgeister der alten ächten Schweiz, von Mathias Rader in

seiner Bavaria sancta als Helveticae gentis miraculum et oraculum gepriesen, ein Ehrentitel, welcher schwerlich vielen unserer Universitäts-Professoren von der Geschichte zugetheilt werden wird, wie viel grundgelehrte Bücher in den Bibliotheken auch Zeugniß für sie ablegen mögen.

Demnächst ging es über den Brünig, dem Brienzer See zu. Die an den Bergabhängen allerwärts umhergestreuten Sennerhütten, die fast wie Schwämme dem Boden entwachsen zu seyn scheinen, mögen schon bei manchem fortschrittlichen Touristen Kopfbrechen veranlaßt haben, wie den darin lebenden Leuten beizukommen ist, da der obligatorische Volksunterricht und alle sonstigen staatlichen Erleuchtungsapparate in solcher Diaspora kaum zu fungiren vermögen. Meines Erachtens sind die Alpen in gewissem Sinne für die Schweiz, was für England das Meer ist, eine Pflanzschule nämlich für ächte Mannhaftigkeit, für Charaktere die noch ein festes Gesetz in sich tragen, weil sie ein höheres über sich anerkennen, von welchen der Phrasenqualm der Sophisten ohnmächtig abprallt, die nicht erst aus ihrer Zeitung von Tag zu Tag Belehrung darüber zu schöpfen brauchen, was sie zu glauben, zu thun und zu lassen haben. Die Erfindung der feuerfesten Geldschränke ist gewiß eine schöne Sache; allein die Welt hat, um gesund zu bleiben, Leute, und zwar sehr viele, nöthig welche von derselben zu profitiren nicht in der Lage sind.

In einem Orte, durch welchen ich passirte, ward eben ein Schützenfest in Scene gesetzt und waren Anstalten getroffen, demselben einen imponirenden Anstrich zu geben. Ein großmächtiger, aus Pappdeckel geschnittener, grau in grau bemalter Tell hatte dabei die Hauptrolle zu spielen. Immer also doch wenigstens noch eine Reminiscenz an die alten malerischen Volksfeste, wie sie in Flandern mit ihrer ganzen Formen- und Farbenpracht fortleben, während in unserem „intelligenteren“ Deutschland solch' ein Fest ausschließlich durch Knallen, Trinken und Randaliren begangen wird. Wären

unsere Künstler, wie vordem, überall umhergestreut und lebten sie das Leben des Volkes mit, statt sich um die sogenannten Akademien herum zu conglomeriren und immerzu Oelbilder für den Kunstmarkt zu fabriziren, so würde im Volke bald wieder das frühere Kunstbedürfniß wach gemacht werden können, weil eben die Mittel zur Befriedigung desselben zur Hand wären. Auch die höheren Stände ließen sich dann zweifelsohne wieder herbei, an der Lust und Freude des Volkes thätigen Antheil zu nehmen.

Den Brienzer See wird selbstverständlich Niemand passiren, ohne den Gießbach in Augenschein genommen zu haben. Die von der Höhe des Berges von Fels zu Fels sich herabstürzende Wassermasse bietet ein prachtvolles Naturschauspiel dar, und menschlicherseits wird Alles aufgeboten um dasselbe möglichst zugänglich und — rentabel zu machen. Um in letzterer Beziehung nichts zu versäumen, zeigt man bei hereinbrechender Nacht, gegen ein mäßiges Eintrittsgeld, den Wasserfall in bengalischer Beleuchtung und läßt auch wohl noch sonstiges Kunst-Feuerwerk spielen. Ich meines Theils glaubte um so mehr auf solchen Hochgenuß für dießmal verzichten zu sollen, als zweifelsohne zur Zeit meiner nächsten Schweizer-Reise auch noch das Ballet-Personal irgend einer Hauptstadt eine Anzahl von Najaden und Tritonen der Gießbachs-Administration abgelassen haben wird und man dann von seinem Sperrsitze aus eine Darstellung anstaunen kann, in Vergleich mit welcher selbst die Berliner Zauberoper „Flick und Flock" nur ein Kinderspiel ist.

Den nächsten Halt machte ich in Interlacken, wo ein so starker und ausdauernder Regen eintrat, daß an Ausflüge nicht zu denken war. Nach den Zeitungsreklamen, die ich vorher gelesen hatte, kann man dort zwar, von ich weiß nicht wie vielen Gasthöfen aus, selbst im Bette liegend sich am Anblick der Jungfrau erheben, allein ungünstiges Wetter entlastet natürlich die Wirthe in dieser Hinsicht von jeder Verpflichtung; man muß eben die erforderlichen Conjunkturen

unter ihrem gastlichen Dache abwarten. Um mir die Zeit zu vertreiben, sowie auch zugleich von einem gewissen ästhetischen Instinkt geleitet, besuchte ich die Buden der in Interlacken ziemlich zahlreichen Holzschnitzwaaren-Händler. Ich fragte nach Stöpseln mit Greinköpfen, erhielt aber den Bescheid, daß deren keine zu haben seien, die Fremden auch so etwas „Lustiges" nicht zu kaufen pflegten. Daß der Humor in den höheren Kunstregionen ein Fremdling geworden sei, wußte ich längst schon, deßgleichen daß die Porzellan- und Neusilber-Fabriken sich bereits auch der Stöpselköpfe bemächtigt hatten, um uns selbst bei Tisch noch mit „classisch-akademischer" Formgebung zu ennuyiren; indeß hatte ich doch geglaubt, daß dem Volkswitz immer noch eine Zufluchtsstätte unter den Naturkünstlern der Bergwälder geblieben sei. Den Haupt-Vorrath bildeten Modelle von Schweizerhäusern; aber auch diese sind schon von der Cultur beleckt und tragen den Bildungsfirniß an sich; es sieht Alles wie im Akkord gefertigte Dutzendwaare aus — keine Spur von Originalität oder Liebe an der Arbeit. So werden denn nicht einmal die Holzschnitzer den künftigen Generationen das Bild eines ächten, altherkömmlichen Schweizerhauses mehr vorzuführen im Stande seyn; daß die „Herrn" Zimmerleute, zufolge ihrer polytechnischen Ausbildung und ihrer Studien in Chemie und Aerostatik, mehr und mehr solche Dinge, die man Meisterstücke nennt, tief unter ihrer Würde erachten werden, versteht sich von selbst. Das Schurzfell wird natürlich abgelegt; sie tragen Handschuhe, sind Mitglieder des Casino's und können im Geiste des Fortschritts sich höchstens noch einen Gang auf den Zimmerplatz zumuthen, um sich mit Hülfe einer Lorgnette davon zu überzeugen, daß die Arbeiter die benöthigte Zahl von Kubikfußen Holz beschlagen und dafür sorgen, daß die Zapfen so ungefähr in die Löcher passen. Die Bau-Eleven und -Condukteure mögen dann zusehen, wie sie die noch höhere Bildungsstufe, welche sie zu behaupten haben, der Welt gegenüber dokumentiren.

Die Schönheiten der Ufer des Brienzer- und des Thuner-See's im Allgemeinen mögen Andere schildern; meine Notizen gelten nur Solchem, was die Hand des Menschen hinzugethan hat. Unter den Architekturen, welche ich vom Dampfboote aus an mir vorüberziehen sah, fiel mir besonders ein großartiger Burgbau auf, der Eigenthum der Familie Pourtalès seyn soll, ein interessantes Gemisch von alten und neu hinzugekommenen Construktionen, überragt durch einen machtvollen Mittelthurm, durch lustige Wetterfahnen, keck vorspringende Dachfenster und Zinnen in stets wechselnden Linien phantastisch ausgeschmückt. Das praktische Moment scheint indeß nicht in minderem Maße Berücksichtigung gefunden zu haben als das malerische, kurz, soweit das Aeußere einen Schluß auf das Innere gestattet, hat hier einmal der rechte Geist im Dienste des rechten Willens gewaltet. Mag indeß auch bei genauerer Prüfung des Einzelnen noch so manches zu wünschen übrig bleiben, jedenfalls thäten die Besitzer alter Schlösser und Burghäuser klug sich diesen Bau einmal ansehen zu kommen, bevor sie den ihrigen zum Zwecke einer „zeitgemäßen" Herstellung desselben einem Architekten überantworten. Insbesondere dürfte wohl von den Repräsentanten alter Adelsgeschlechter zu erwarten seyn, daß sie die Achtung, welche sie mit Recht für ihre Stammbäume hegen und von Andern fordern, ihrerseits auch ihren Stammsitzen zuwenden und dieselben nicht von irgend einem Modernisten so zurecht machen lassen, als ob sie von heute oder gestern datirten, geschweige denn, daß sie dieselben dem Verfalle oder den Spekulanten preisgeben. Auch in dieser Beziehung gilt der Spruch: noblesse oblige. Es kann meines Erachtens, gegenüber den bezüglichen Vorkommnissen, die sich haufenweise aufführen ließen, im Interesse der Erhaltung des aristokratischen Elementes in der bürgerlichen Gesellschaft kaum zu oft und zu eindringlich auf den Punkt hingewiesen werden.

Nicht bloß böse Beispiele, auch gute wecken, mitunter wenigstens, die Nachahmung. Zwei weiter nach Thun hin

am Seeufer aufsteigende, in spätgothischem mit Renaissance-Motiven untermischtem Style in jüngster Zeit erbaute Landsitze sind dem Vorgange des Pourtalès'schen Schlosses gefolgt und gereichen der Landschaft zur wahren Zierde. So ist denn wenigstens noch einige Hoffnung vorhanden, daß die modernen viereckigten Fensterkasten im Geiste der Berliner Akademie oder des Züricher Central-Polytechnikums, an diesen Ufern nicht zur Herrschaft gelangen und ihrer Poesie den Garaus machen. Wie zum Schutze dieser Poesie erhebt sich am Ende des See's die wuchtige, altersgraue Bastille von Thun, in Gemeinschaft mit der daneben liegenden Kirche Stadt und Land überragend.

Thun gehört zu den gewachsenen Städten, im Gegensatz zu den, nach Anleitung der Polizeischnur, gemachten. Seine namhafteren Bauwerke tragen sammt und sonders den edeln Rost der Jahrhunderte an sich; es ist einer von den Orten, von welchen man zu sagen pflegt, daß sie sitzen geblieben seien. Vielstufige Treppen führen hinauf zum Schloß und zur Kirche, welche der Kirchhof umgibt. Fast könnte man die hier ruhenden Todten beneiden, so schön ist die Aussicht ringsumher. Eine der Straßen Thun's erhält dadurch einen ganz eigenthümlichen Charakter, daß vor den Häusern mit Hausteinen beplattete Terassen sich hinziehen, welche zugleich den sogenannten Bürgersteig bilden und unterwärts sich zu gewölbten Buden gestalten, die auf die tiefer liegende Fahr-Straße ausmünden. Es erinnert diese Anordnung an die sogenannten Beischläge Danzigs, welche den Straßen dieser Stadt ein so überaus malerisches Ansehen geben. Die Danziger Beischläge haben die Bestimmung, den Hauseinwohnern als Ruheplatz im Freien zu dienen; sie sind meist vorne mit zierlichen Balustraden, zur Seite mit Abzugs-Röhren eingefaßt, welche in phantastische Wasserspeier auslaufen. Da Danzig nicht wie Thun „sitzen bleiben" will, so hat dort der Industrialismus die Beischläge zum Theile bereits in häßliche Kramladen umgewandelt, zum Theile in

die Straße aufgeben lassen. Der guten Stadt Thun aber wünsche ich von Herzen, daß sie noch so lange sitzen bleiben möchte, bis die Fortschritts-Aera der Gleich-, Glatt- und Weißmacher glücklich überstanden ist. Gar gerne hätte ich alle Einzelheiten des Ortes in näheren Augenschein genommen: allein die Zeit drängte; ich mußte fort auf der Eisenbahn nach Bern.

XXIV.

Zeitläufe.

Was Preußen nun eigentlich gewonnen hat?

„Klare Stellungen" werde der Krieg jedenfalls in Deutschland endlich schaffen und Zuständen ein Ende machen, die ja doch nicht länger zu ertragen seien: so hat eine Menge wohlmeinender Leute über die unseligen Ereignisse seit dem 14. Juni sich beruhigt und getröstet. Was aber der Krieg in Wahrheit geschaffen hat, das sehen wir nun vor Augen; die Confusion ist größer als je. So sehr ist sogar den Einzelnen der ruhige politische Blick benommen und irritirt, daß dieselben Leute welche zuvor nicht geringschätzig genug über die Befähigung Preußens zu einer großen kriegerischen Evolution urtheilen konnten, jetzt des festen Glaubens sind daß selbst der französische Imperator vor Graf Bismark zittere und daß er alle Ursache dazu habe.

Man wird überhaupt unvermögend seyn die neue Lage Preußens im richtigen Lichte anzuschauen, wenn man durchaus von der Vorstellung nicht ablassen will, daß die preußische Regierung seit Jahren, mindestens seit vier oder fünf Jahren den jüngsten Krieg gegen Oesterreich und dessen Bundesgenossen prämeditirt, darauf hin gerüstet und Alles bis in's Kleinste vorbereitet habe, einschließlich der spionirenden Obersten, der photographirten böhmischen Dörfer u. s. w. Solche Ein-

bildungen — und dieselben werden bei uns ganz allgemein als historische Thatsachen behauptet — müssen freilich die preußischen Erfolge als noch größer erscheinen lassen denn sie sind.

Ich bin von Anfang an entgegengesetzter Meinung gewesen. Preußen hat diesen Krieg nicht herbeigesehnt, es hat ihn gefürchtet; zum Schwert hat Preußen nur zögernd gegriffen, als es ohne den unvermeidlichen Untergang der am Ruder befindlichen Partei und sogar ohne schwere Gefährdung der Dynastie nicht mehr anders konnte. Als aber dann der Entschluß gefaßt war, da hat die Regierung allerdings mit bewunderungswürdiger Raschheit und Energie die militärische Volkskraft bis auf den Rest zusammengerafft und unter kundigen Führern seine ganze Wucht in's Feld geworfen. Wie es damit auf der Seite der Gegner stand, liegt jetzt leider nur allzu klar zu Tage. Die Rüstungen der Mittelstaaten waren zur Zeit des Friedensschlusses ungefähr so weit gediehen wie die preußischen vor dem Krieg; Oesterreich hatte auf dem Papier 800,000 Mann, in Wirklichkeit aber vielleicht kaum die Hälfte und selbst diese auf zwei Kriegsschauplätzen vertheilt. Ohne Zweifel aus finanziellen Rücksichten hatte man nur eine sehr schwache und oberflächliche Rekrutirung vorgenommen, und so trat man zwei Feinden entgegen die ihr Alles auf eine einzige Karte gesetzt hatten. Unter solchen Bedingungen konnte der Ausfall kein anderer seyn als er war.

Das Alles, den unerhörten Leichtsinn der Gegner nämlich, konnte man aber in Berlin vor einem halben Jahre nicht voraussehen. Graf Bismark mußte auch die Möglichkeit der Niederlage ernstlich in's Auge fassen und die Folgen derselben wären unzweifelhaft furchtbar gewesen. Man thut in Berlin jetzt natürlich sehr stolz; aber andere Leute haben die Volksstimmung vor dem Krieg und vor den ersten Erfolgen, über deren verhältnißmäßige Leichtigkeit selbst die „Kreuzzeitung" ihre naive Ueberraschung äußerte, noch nicht vergessen. Die herrschende Bourgeoisie, sagt das Berliner Arbeiter-Blatt, „sandte an den König von Preußen ebenso-

viele Friedens-Petitionen und Resolutionen ein als er Soldaten auf den Beinen hatte." Graf Bismarck wußte sehr wohl was sein und seiner Partei Schicksal im Falle eines Fehlschlags seyn würde, auch König Wilhelm mußte wissen daß er in diesem Falle wenigstens nicht als regierender König gestorben wäre. Beide haben denn auch den großen Schritt nicht leichtsinnig gethan, und erst dann haben sie ihn gethan als sie nicht mehr anders konnten.

Aber man fragt, warum denn nicht? Aus dem ganz einfachen Grunde weil die Erwerbung Schleswig-Holsteins nicht nur eine eminente Machtfrage für die preußische Politik, sondern auch eine innere Lebensfrage für das Regierungs-System des Königs und für seinen Minister geworden war. Man erkennt jetzt deutlicher als vorher welche Bedeutung das Zurückweichen Preußens in der schleswig-holsteinischen Frage gehabt hätte. Preußen mußte die Herzogthümer behalten oder es hatte sich durch das Blut von Düppel und Alsen nichts anderes als seine Unterwerfung unter die großdeutsche Partei erkämpft; der Nationalverein wäre dann als Befreier der preußischen Dynastie erschienen. Darum habe ich von Anfang an gesagt, daß die Erwerbung Schleswig-Holsteins eine politische Nothwendigkeit für Preußen sei. Sollten die Herzogthümer nicht mehr dänisch seyn, so konnten sie nichts anderes werden als preußisch oder Preußen selbst mußte zu einem Mittelstaat degradirt werden.

Schleswig-Holstein war aber auch eine innere Lebensfrage nicht nur für Graf Bismarck und seine „Junker" sondern für den preußischen Royalismus selber geworden. Die diplomatische Niederlage im Herzogthümer-Streit hätte für die norddeutsche Monarchie vergleichsweise dieselben Folgen gehabt wie die militärische Niederlage im böhmischen Krieg. Jene hätte das Heft der Fortschrittspartei in die Hände gespielt, diese hätte eine Bewegung hervorgerufen deren sociale Motive aller Wahrscheinlichkeit nach selbst dem empörten Liberalismus über den Kopf gewachsen wären. Aus diesem Dilemma suchte sich Graf Bismarck auf gütlichem Wege und

durch die intime Allianz mit Oesterreich herauszuhelfen. Es mag dieß sehr gegen seine ursprüngliche Neigung gewesen seyn; jedenfalls aber überwog seine Furcht vor der Fortschrittspartei seinen Haß gegen Oesterreich. Nicht bekriegen wollte er Oesterreich sondern es benützen im preußischen Interesse, aber gegen die „Revolution.“

Es ist daran kein Zweifel und die künftige Geschichtsforschung wird es feststellen: er wollte nicht den deutschen Krieg sondern er suchte ihn zu vermeiden, dadurch daß er Oesterreich zum gutwilligen Verzicht auf Schleswig-Holstein bewog. Dafür versprach er der österreichischen Monarchie treuen Beistand gegen ihre äußern Feinde und er reklamirte die Solidarität der conservativen Interessen gegen die Bewegungselemente im Innern Deutschlands. Alle seine Noten, seit jener prototypischen vom 24. Januar 1863 bis dahin wo das Zerwürfniß wegen der Frankfurter Intervention am Anfang des Unglücksjahres 1866 die verhängnißvolle Wendung herbeiführte, bewegten sich um den angegebenen Gedanken. Wer jetzt hinter allen diesen Aeußerungen nichts weiter als Lüge und Falschheit suchen will, der mag es auf seine Gefahr hin thun: in Wirklichkeit aber hat es nie einen männlichern und offenherzigern Diplomaten gegeben als diesen preußischen Minister, und das war vielleicht seine Hauptstärke in unserer verlogenen und schwachherzigen Zeit.

Es war unfraglich ein Hauptfehler auf unserer Seite, daß wir es für ein Gebot der großdeutschen Parteistellung hielten nur immerzu recht tapfer in das Horn der preußischen Fortschrittspartei gegen das „Junkerministerium“ zu stoßen. Dadurch haben wir alsbald Alles was in Preußen vorging, im falschen Lichte gesehen. Während hinter dem Vorhang die preußische Macht zusehends erstarkte, wähnten wir sie immer schwächer werden zu sehen. Nehmen wir nur als Beispiel die preußische Armee-Reorganisation. Man beliebt darin jetzt eine von langer Hand her eingefädelte Kriegsrüstung gegen Oesterreich zu erblicken. In Wahrheit war sie eine alte Idee von König Wilhelm, ausgesprochen im J. 1858, allmählig

in's Werk gesetzt seit 1859 weil, wie der König damals äußerte, Preußen mit seiner alten Landwehrverfassung zu einem großen Kriege gar nicht fähig sei. Was haben wir nun gethan gegenüber der neuen Organisation welche der preußischen Armee unzweifelhaft eine bedeutend erhöhte Schlagfertigkeit verlieh? Haben wir uns vielleicht selbst auf einen entsprechenden Fuß gesetzt? Ei bewahre! Wir haben dem Geschrei der preußischen Fortschrittspartei aus Leibeskräften secundirt und uns vergnügt die Hände gerieben, weil ja gerade über dieser Armee-Organisation das „Junkerministerium" zuverlässig den Hals brechen und wahrscheinlich der alte König seinem liberalen Sohne den Platz räumen werde. Inzwischen hat uns nun die preußische Fortschrittspartei im Stiche gelassen, die preußische Armee-Reorganisation aber hat leider uns selber den Hals gebrochen.

Ich will hier nicht untersuchen, was geschehen wäre, wenn Oesterreich auf die preußischen Anerbietungen eingegangen wäre und wegen Schleswig-Holstein sich gütlich vertragen hätte. Jedenfalls wäre das preußische Machtbewußtseyn noch längere Zeit latent geblieben; es wäre, da Preußen ein rasch sich entwickelnder Groß-Industriestaat ist und daher wie das moderne England zu politischen Kriegen mit jedem Jahre ungeeigneter wird, vielleicht zu dem jetzt vorliegenden Erweis der militärischen Ueberlegenheit Preußens gar nie gekommen. Oesterreich hätte seinen Nimbus nicht verloren und wir nicht den Glauben an uns selbst und die Achtung Europa's. Nachdem nun aber in so trauriger Weise Alles anders gekommen, will ich wenigstens den preußischen Erfolg nicht noch dadurch in's Fabelhafte vergrößern, daß ich den Grafen Bismark an die Stelle der Vorsehung setze, und annehme daß Alles so gekommen sei, wie er seit Jahren zum voraus berechnet und seine Vorbereitungen getroffen habe. Wenn das wahr wäre, dann könnten wir freilich allesammt nichts Besseres thun als lieber heute als morgen die Segel streichen.

Aber das gerade Gegentheil ist wahr. Faktoren die sich aller Berechnung entzogen, haben die preußischen Erfolge bis

auf einen gewissen Punkt gefördert, und Faktoren die sich aller Berechnung entziehen, fingen bei diesem Punkte an ihre unbesieglichen Hindernisse in den Weg zu legen. Es wird weitaus nicht so glatt abgehen wie man im ersten Augenblick und bei oberflächlicher Betrachtung meinen mochte. Der adäquate Ausdruck aller dieser theils schon zu Tage getretenen theils noch im Schooße der Zukunft verborgenen Hindernisse und Unberechenbarkeiten ist aber der jetzt vorliegende Friedensschluß oder vielmehr das Convolut von Friedensschlüssen, woraus dieser wunderliche Friede besteht der die eigentliche Hauptfrage in noch ärgerer Verwirrung hinterläßt als zuvor. Trotz des Zündnadelgewehres ist es eben doch wieder wahr: die Preußen schießen nicht so schnell. Denken wir nur z. B. an den preußisch-französischen Handelsvertrag. Als den widerstrebenden Mittelstaaten die Annahme desselben zugemuthet wurde, da war es bei uns eine allgemein verbreitete Rede: der Vertrag bedeute unsere Mediatisirung. Und jetzt ist selbst die Schlacht von Königgrätz mit ihren zermalmenden Folgen doch noch nicht unsere Mediatisirung.

Wenn Preußen bloß Preußen wäre, dann könnte es sich mit einer Vergrößerung um vierthalb oder vier Millionen Menschen meinetwegen am Ziele wähnen. Aber das war ja eben das Grundaxiom der „deutschen Politik Preußens“, daß es die Aufgabe habe Deutschland zu werden und daß dieser Beruf um den Preis der Existenz erfüllt werden müsse. Und was hat nun der Friedensschluß in dieser Hinsicht geleistet? Es ist kein Zweifel daß selbst manchen Eiferer vom Nationalverein unwillkürlich der Gedanke beschleicht, daß im Vergleich zu solchen deutschen Zuständen sogar der Zustand unter dem alten Bunde noch golden war. Von Allem was jemals ein deutscher Professorenkopf zur Bundesreform ausgedacht hat oder ausdenken konnte, haben wir jetzt Etwas innerhalb der Grenzen der Nation; im Ganzen aber gibt es gar kein Deutschland mehr, nicht einmal ein kleines, und sobald Preußen seinen „Beruf“ erfüllen und, nach dem Wortlaut der königlichen Botschaft, die „fortschreitende Entwicklung des nationalen

Gemeinwesens" in Angriff nehmen wollte: so hätte man in Berlin die Wahl zwischen einer schmählichen Abfindung mit dem westlichen Nachbar und einem neuen gefährlichen Kriege mit Frankreich.

Es ist ein öffentliches Geheimniß daß die Furcht vor Frankreich und dessen unverholene Einsprache es schon gewesen ist, wodurch das Flick- und Stückwerk des gegenwärtigen Friedensschlusses herbeigeführt und erzwungen worden ist. In Bezug auf Sachsen ist die Thatsache so gut wie direkt eingestanden. Graf Bismark bedauert offen, das Experiment der militärischen und diplomatischen Führung in Sachsen wagen, die Sachsen zu „Preußen zweiter Classe" mit einem „Militärherrscher und einem Civilherrscher" machen zu müssen. Er bedauert eigentlich auch daß er den König nicht gleich zum Kaiser von Norddeutschland erheben konnte, sondern 19 oder 20 kleinere Staaten für den norddeutschen Bundesstaat übriglassen mußte, so daß diese Staaten nicht Vasallen sondern Mitverbündete Preußens seien. Er entschuldigt endlich drittens die Ausschließung der Südstaaten so wie alles Andere gleichfalls mit der „Grenze des Möglichen, d. h. dessen was sich erringen ließ ohne zu große unverhältnißmäßige Opfer und ohne die Zukunft zu compromittiren." Die Regelung der nationalen Beziehungen des süddeutschen Bundes zu dem norddeutschen, fährt der Graf fort, sei nicht ausgeschlossen sondern vorbehalten; er sagt aber nicht, daß sie wesentlich ein Vorbehalt — Frankreichs sei. Schließlich hinterläßt die Erklärung des Ministers in der Adreßcommission im Ganzen und Großen den Eindruck, daß er selber die einzige reelle Frucht der preußischen Erfolge in einer „starken Hausmacht des leitenden Staats" und in der direkten Verstärkung derselben durch die Annexion von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt erblickt.

Hätte der Sieg der preußischen Waffen die, wenn auch in Bezug auf Bayern modificirte, Durchführung des Bundes-Reform-Vorschlags vom 10. Juni zur Folge gehabt, dann wäre die Verdrängung Oesterreichs aus dem Bunde ein sehr reeller Erfolg gewesen. Unter den gegenwärtigen Umständen

bedeutet dieselbe wenig für Preußen, ja eigentlich weniger als nichts. In einem unbewachten Augenblicke ist das Organ der preußischen Regierung selber mit dem Geständniß herausgeplatzt, vorher habe Frankreich von Deutschland zu fürchten gehabt, jetzt aber nicht mehr, sondern vielmehr umgekehrt. Es handelte sich nämlich um Nachrichten über das Ansinnen der Compensationen welches Frankreich für die Einverleibung von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt stellen würde. Darauf erwiderte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" wie folgt: „Weit davon entfernt eine Drohung für Frankreich zu seyn, sind diese Aenderungen für Frankreichs Machtsphäre günstiger als die früheren Zustände. Deutschland hat durch diese Aenderungen keinen Machtzuwachs gewonnen, sondern ihn verloren. Vor den Ereignissen dieser letzten Monate hatte Frankreich in dem deutschen Bunde einen Gegner der gegenwärtig durch das Ausscheiden Oesterreichs um 13 Millionen Einwohner und fast 4000 Quadratmeilen schwächer geworden ist!"

Denkwürdige Worte, aus denen die Unglücksgeschichte der Zukunft und das Vorgefühl der Nemesis verständlich herausspricht! Nichtsdestoweniger ist es nach wie vor sehr fraglich ob Frankreich durch solche Argumentationen sich wird abspeisen lassen. Ich glaube es nicht, und wahrscheinlich sind auch die im Ernste Gläubigen zu Berlin leicht zu zählen. Wenn Preußen nächst der französischen Grenze drei schöne deutsche Länder sammt der hochberühmten Freistadt sich einverleiben will, ohne Europa auch nur zu befragen und ohne sich irgendwie auf den Volkswillen berufen zu können, bloß weil es zweckmäßig erscheint die „Hausmacht des leitenden Staates" zu verstärken — dann muß Frankreich für ein solches Thun Rechenschaft fordern, es kann die Aktion aufschieben aber nicht aufheben. Man wird in Paris die „große Veränderung" völkerrechtlich nicht anerkennen, man kann somit jeden Augenblick den Zank vom Zaune reißen; ganz sicher aber würde der Ernst dann eintreten, wenn man in Berlin die „Grenze des Möglichen" welche Frankreich außerdem noch

gezogen hat, überschreiten wollte, worauf andererseits wieder die inneren und äußeren Parteien mit aller Gewalt und unablässig hindrängen werden. Jenes Wort hat darum einen ganz guten Sinn: nur die Feinde Preußens fordern die volle Annexion.

Das ist die wahre Lage Preußens: nach so gewaltigen Siegen ist es zwischen zwei Mühlsteinen eingeklemmt und keinem feineren Ohre werden die Seufzer entgehen die sich der gepreßten Siegerbrust entringen. Nach so erstaunlichen Erfolgen muß man sich dem Erbfeind der deutschen Integrität gegenüber damit ausreden, daß man ja Deutschlands Macht nicht vergrößert sondern verkleinert habe. Und in demselben Athem wagt man der französischen Politik den Gedanken zu insinuiren, daß ja die fraglichen Aenderungen in Deutschland nicht internationaler sondern „rein nationaler" Natur seien. Hat man nicht an die naheliegende Gegenfrage gedacht: wo und wie hat euch die Nation ein Mandat gegeben, was habt ihr vielmehr selber gemacht aus dieser Nation?

Allerdings, wenn Gesammtdeutschland sich über irgend eine Umgestaltung des alten Bundes geeinigt hätte — und wäre sie den Nebenbuhlern Deutschlands noch so widerwärtig gewesen — das Ausland hätte sich dieselbe respektvoll gefallen lassen müssen. Aber jetzt ist es anders. Der vorliegende Friede ist wesentlich das Werk der französischen Verbote; und nachdem man in Berlin Kleindeutschland nicht machen durfte und ebensowenig die eigentliche Mainlinie oder das norddeutsche Kaiserthum, so war am Ende wohl die Frage gewissermaßen berechtigt: ja, was sollen wir dann aber dem preußischen Volke bieten für die unermeßlichen Opfer an Gut und Blut, für die tausende von Wittwen und Waisen die der Krieg gemacht hat? So blieb der preußischen Politik allerdings nichts übrig als die Einverleibung der vier Territorien. Der kranke Imperator hat dazu bis jetzt ein Auge zugedrückt, aber das andere behält er um so bedenklicher offen.

Dem König ist, wie man sagt, der Entschluß schwer angekommen die Hausmacht des leitenden Staats durch die alten

Kronen von Hannover, Kurhessen und Nassau zu verstärken. Begreiflich! Er konnte sich doch wohl nicht verhehlen, daß diese Kronen so gut von Gottes Tisch genommen seien wie seine eigene, und daß sich der gegen die drei Bundesfürsten und die freie Stadt geführte Krieg nicht auf eine Linie stellen lasse mit einem Eroberungskrieg wie gegen Dänemark. Es mußte ihm vielleicht auch beifallen welche üblen Früchte die „Verwirkungs-Theorie“ in Ungarn für den österreichischen Kaiserstaat nach sich gezogen hat, um so mehr als die Occupation jener Länder mit der feierlichen Erklärung des obersten Kriegsherrn der Preußen vorgenommen worden war, daß der Krieg nur gegen die Regierungen und nicht gegen die Bevölkerungen geführt werde. Graf Bismark hat denn auch unumwunden zugestanden: „es sei wahr, die Einverleibung mache vielleicht den Eindruck der Ungerechtigkeit.“ Er entschuldigt sich damit, daß es eben doch besser sei die betreffenden Länder gleich ganz zu annexiren, als sie erst zu zerreißen und zu theilen. Im Uebrigen beruft er sich auf keinen andern Rechtstitel als auf die politische Nothwendigkeit oder die Staatswohlfahrt Preußens selber, also auf den Titel der noch jeder Revolution zum Deckmantel hat dienen müssen. Daß durch die Einverleibungen, wie die königliche Botschaft erklärt, „der nationalen Neugestaltung Deutschlands eine breitere und festere Grundlage gegeben werden solle“, ist natürlich nur eine leere Vertröstung. Denn jene nationale Neugestaltung hat sich ja Preußen von Frankreich verbieten lassen müssen; wenn es sein Wort auch halten wollte, es dürfte nicht.

Sonderbar nimmt sich gegenüber der vergleichsweise ehrlichen Sprache der Regierungsorgane das Bemühen der „Kreuzzeitung“ aus, das legitime Recht Preußens zur Aufsaugung von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt aus Vattel nachzuweisen und insbesondere zu zeigen, daß diese Annexionen keinerlei Aehnlichkeit haben mit dem Werk Piemonts in Italien. Es ist allerdings *ein* wesentlicher Unterschied, aber gerade *den* betont das Berliner Organ nicht. Cavour konnte sich wenigstens auf den Volkswillen und auf die Zustimmung der

unendlichen Mehrheit der zu annexirenden Italiener berufen, er konnte die Einverleibungen als Mittel zum Zweck der nationalen Wiedergeburt und Einigung rechtfertigen. Preußen kann keines von beiden; dieß bezeugt schon das fatale Wort „Hausmacht“. Die königliche Botschaft bekennt auch selber, daß nur ein Theil jener Bevölkerungen an die Nothwendigkeit der Annexion glaube, und sie anerkennt sogar „die Gefühle der Treue und Anhänglichkeit welche die Bewohner an ihre bisherigen Fürstenhäuser und an ihre selbständigen politischen Einrichtungen knüpfen.“ Solche Bekenntnisse ablegen zu müssen, war der italienische Annexander nie in der Lage; deshalb versteht es sich auch von selbst, daß der Verlauf der Maßregel in Preußen nicht derselbe seyn wird wie in Italien.

Die norddeutsche Monarchie bekommt mit der Verstärkung ihrer Hausmacht ein neues Element der Unruhe und des Mißvergnügens, geradezu eine antidynastische Partei in ihren Schooß, und wenn man sich jetzt auf das Beispiel der Rheinprovinz berufen will, dann kann die Amalgamirung sehr lange dauern. Zwischen Preußen und den Hannoveranern liegt überdieß ein breiter Strom von Blut seit dem Tage von Langensalza. Die nächstliegende Politik dieser Neu-Preußen wird die seyn, daß sie ihr Glück auch allen andern deutschen Staaten vergönnen werden; sie werden jedenfalls mit der Fortschrittspartei Hand in Hand gehen, um die Trennung von Süd und Nord als nationale Todsünde geltend zu machen. Unablässig werden diese Parteien im Innern und von außen arbeiten, um Preußen zur Herstellung eines „nebulosen Deutschland“ zu drängen über die von Frankreich erlaubte Linie hinaus. Das wird in nächster Zeit die innere Geschichte Preußens seyn, wenn nicht anders schon das kommende Frühjahr den Wiederausbruch des Krieges bringt und zwar dießmal in westlicher Richtung. Eine wahre Beruhigung und dauernde Befriedigung ist auf den durch und durch provisorischen Grundlagen welche dieser Friede hergestellt hat, nicht möglich — weder diesseits noch jenseits des Rheins.

Es ist ein Erfahrungssatz daß ein siegreicher Krieg die

Autorität stärkt. Aber der Zweck des Krieges mußte dann auch wirklich erreicht, er durfte nicht von Frankreich beschnitten und auf ein willkürliches Maß reducirt werden. Dieses Bewußtseyn gerade wird die Parteien stacheln, um die Autorität vorwärts zu drängen die ihrerseits doch auch nicht wohl zugestehen darf: „ich möchte ja gerne, aber ich darf ja nicht Frankreichs wegen.“ In ihrem Widerstand wird die Regierung nur Eine Partei für sich haben, die sogenannte „feudale.“ Conservativ oder royalistisch kann man nämlich die Leute wohl nicht mehr nennen, welche heute dem Helden von Gaeta einen Ehrenschild widmen und von Legitimismus überströmen, morgen aber selber die Wege Cavours gehen und, sogar den vielgepriesenen „Beruf“ verläugnend, mit Jubel die paar fetten Brocken verspeisen welche ihnen die Furcht vor Frankreich zu gestatten scheint.

Vor etwa drei Jahren ist zu Berlin eine Broschüre erschienen unter dem Titel „Ein preußisches Wort“, deren Aufstellungen jetzt ziemlich genau in Erfüllung gegangen sind*). Man mußte damals Bedenken tragen eine solche Politik der sogenannten „feudalen“ Partei in die Schuhe zu schieben. Jetzt hat sie öffentlich zu derselben Annexionspolitik sich bekannt; sie will das und nichts Anderes. Schon der norddeutsche „Reichstag“ scheint ihr zu sehr nach dem gefürchteten Parlament und einer größern deutschen Einigung zu schmecken, in der die Partei eben einfach ihren Einfluß zu verlieren fürchtet. Mit dieser Demaskirung ist aber auch der Nerv der Partei entzweigeschnitten, und ich meine fast man merke es ihrem Organ bereits an. Wenn die Demokratie die deutschen Fürstenthrone mit dem Schwamme wegwischen will, so befindet sie sich dabei in ihrem naturgemäßen Wirkungskreise; wenn aber eine Royalistenpartei dieß thut, so darf sie wenigstens nicht hoffen mit dem göttlichen Recht der Könige Preußens

*) Vergl. die Schrift: „Preußen. Ein Sendschreiben an den Grafen von Bismark von Viktor Constant.“ Hamburg 1866.

fortan gute Geschäfte zu machen. Graf Bismarck wird andere Stützen suchen müssen, denn diese Partei stützt nur sich selbst.

Ich resumire: Preußen hat seinen Sieg ausgebeutet zum größten Schaden der deutschen Sache und des sich selber zugesprochenen „Berufs". Es hat zur Verstärkung seiner Hausmacht so viel direkt an sich genommen als Frankreich zu erlauben schien, aber auch diese Erlaubniß ist noch lange nicht sicher ohne unerschwingliche Compensationen. Kommt es nicht schon darüber zu schweren Conflikten und zwar in naher Zeit, so können und werden doch die innern und äußern Parteien keine Ruhe geben, bis die Linie des Compromisses überschritten wird und dann der Zusammenstoß mit dem Ausland nicht mehr ausbleiben kann.

Will ich nun zu einer feindlichen Haltung gegen Preußen rathen? Keineswegs, denn von Preußen hängt jetzt mehr als je das Schicksal Deutschlands ab. Ich sage nur, man habe keine Ursache die Erfolge der norddeutschen Monarchie zu überschätzen und ihre gegenwärtige Lage sich so glänzend vorzustellen wie sie wahrhaftig nicht ist. Ich schließe daraus, daß wir auch keine Ursache haben uns verzweifelnd selber wegzuwerfen, sondern in guter Verfassung sehr wohl zuwarten können, bis man in Berlin wieder mildere Saiten aufzieht, weil man uns braucht. Täuscht nicht Alles, so wird unsere Geduld auf keine zu harte Probe gestellt werden.

Schon der verhältnißmäßig günstige Frieden den Bayern und die anderen süddeutschen Staaten erlangt haben, ist nicht etwa den schönen Augen der betreffenden Minister zu danken, sondern der preußischen Furcht vor Frankreich. Es ist bekannt welche exorbitanten Forderungen namentlich an Bayern ursprünglich gestellt waren; aber der erste Entrüstungssturm der französischen Diplomatie und der Pariser Presse trat dazwischen — soeben tobt der zweite — und man fand es in Berlin gerathen sich Freunde zu machen mit dem ungerechten Mammon. Es wird noch besser kommen, was immer auch hinter dem Vorhange von Biarritz vorgehen mag. Mit Graf Bismarck wird sich diskurriren lassen, mit Frankreich aber nie.

XXV.

Die Prinzessin von Lamballe.

Ihre Lebensschicksale, ihr Tod *).

Unter den mit der Königin Marie Antoinette enger verbundenen Damen stehen zwei ihrer intimsten Freundinen im unvergänglichen Andenken der Nachwelt: die Prinzessin von Lamballe ihre Cousine, und Madame Elisabeth ihre Schwägerin. Beide theilten ihr tragisches Schicksal, die erste ging ihr als Opfer der Septembermorde des Jahres 1792 voran, die letzte folgte ihr auf der Guillotine im Mai 1794. Beide haben neuestens in Frankreich der höheren Gesellschaft angehörende Biographen gefunden, deren Mittheilungen den Lesern dieser Blätter von Interesse seyn dürften. Wir werden daher von beiden einen gedrängten Bericht geben.

Der Prinzessin von Lamballe hat 1864 Herr von Lescure eine ausführliche und so genaue Bearbeitung ihrer Lebensschicksale und ihres tragischen Todes gewidmet, wie die wissenschaftliche Geschichtsforschung es verlangt, und die gewiß

---

*) Nach de Lescure: La Princesse Lamballe etc. Paris 1864, und Höfer, Nouvelle Biographie Générale, Vol. XXIX. pag. 107 — 116.

alle Leser befriedigen würde, wenn sie etwas ruhiger gehalten und kürzer, nicht mit Wiederholungen und unnöthigen sentimentalen Betrachtungen allgemeiner Art überladen wäre. Der Verfasser gehört einem Kreise der legitimistisch gesinnten Schriftsteller an, welche sich die Aufgabe gesetzt und mit glänzendem Erfolg gelöst haben, den durch die früheren Historiographen in falsches Licht gestellten, oft mit schreiendem Unrecht mißhandelten Opfern der Revolution wieder zu ihrem Recht zu verhelfen, und bezüglich ihrer Thätigkeit oder ihres Verhaltens in jenen schrecklichen Zeiten die historische Wahrheit herzustellen. Wir führen als besonders unter ihnen hervorragend auf: Compardon, Bearbeiter der Geschichte des Halsbandprozesses; A. de Beauchesne, Verfasser der Biographie Ludwigs XVII.; du Mesnil de Mericourt, Verfasser des Werkes über die letzten Lebensjahre Ludwigs XVI; die Herren de Goncourt die Herausgeber der Histoire de Marie Antoinette (schon in zweiter Auflage).

De Lescure ist der Verfasser noch verschiedener verdienstvoller Schriften, als der Histoire de la vraie Marie Antoinette und neuestens (1866) einer Lebensbeschreibung der im 18. Jahrhundert so berühmten Madame du Deffand. In seiner Biographie der Prinzessin von Lamballe hat er nicht bloß alle gedruckten, sondern auch viele handschriftlichen Quellen und selten gewordene Flugschriften der Revolutionszeit und zwar mit ächt kritischem Sinne benützt, in seiner Darstellung aber sich der größtmöglichen Unparteilichkeit befleißigt, so daß er in allen diesen Beziehungen das beste Lob verdient, abgesehen davon jedoch daß er alle von seinem Freunde Feuillet de Conches veröffentlichten Briefe Marie Antoinettens für ächt hält, was heute nicht mehr zulässig ist.

Die als Prinzessin von Lamballe in der Geschichte berühmte Fürstin war von Geburt eine Prinzessin aus dem Hause Savoyen-Carignan. Ihr Vater war Ludwig Victor Amadeus Joseph, geboren den 25. Sept. 1721 in Paris, ihre Mutter eine Tochter des Landgrafen Ernst Leopold von

Hessen-Rheinfels-Rottenburg; ihr Bruder Carl Emanuel Ferdinand, Vater des in unsern Tagen im Ausland gestorbenen Königs Carl Albert von Savoyen. Sie war den 8. Sept. 1749 geboren, führte die Taufnamen Maria Theresia Louise, und erhielt eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Erziehung, so daß sie später, an den Hof Ludwigs XV. nach Paris versetzt, als Muster höchster Tugend und Frömmigkeit verehrt wurde und es bis zu ihrem unverdient tragischen Tode blieb.

Zum Hause Bourbon in Frankreich gehörte damals der Herzog von Penthièvre, Sohn des Herzogs von Toulouse dessen Eltern Ludwig XIV. und Frau von Montespan gewesen. Von sieben Kindern waren dem Herzog nur ein Sohn, geboren 1747, und eine den 5. April 1769 geborne, an den Herzog von Orleans, nachherigen Philippe Egalité verheirathete Tochter geblieben. Als er seinen Sohn zu verehelichen wünschte, wandte er sich an den König, der ihm die Prinzessin von Carignan vorschlug, für ihn um sie werben ließ und sie erhielt. Die Trauung fand den 17. Januar 1767 in Turin durch Prokuration statt, in welcher der Baron von Choiseul, französischer Gesandter allda, im Namen des den Titel eines Prinzen von Lamballe führenden Bräutigams, die nach altgermanischem, auch französischem Ritterrechte übliche, zum Erwerb des künftigen Witthums der Braut nöthige Ceremonie des symbolischen Beschreitens des Ehebettes vornahm, indem er mit einem entschuhten und einem gestiefelt und gespornten Fuße sich einen Augenblick neben die Prinzessin Braut in Gegenwart des ganzen Hofes in ein hiezu bereitetes Paradebett legte*). Den 30. Januar 1767 ward die neue Prinzessin von Lamballe in Montereau durch ihr

*) Bei der Verheirathung Philipps II. von Spanien mit Maria Tudor Königin von England vollzog Graf Egmont diese Ceremonie, deren Nothwendigkeit in Frankreich das Rechtssprichwort ausdrückte: C'est en couchant, que femme gagne son douaire.

entgegengesandte hohe Hofleute begrüßt, unter welchen sie einen schönen Pagen sah, der sich ihr Tags darauf als ihren Gemahl vorstellte. Er hatte sich verkleidet um die ihm Angetraute ungekannt zu sehen, jenem Cortège angeschlossen. Am 6. Februar wurden beide in Nangis eingesegnet. Leider war diese Ehe höchst unglücklich. Der junge Prinz hatte vorher mit Schauspielerinen das sittenloseste Leben geführt und nahm einige Monate nach seiner Vermählung dasselbe wieder auf, stahl sogar die Diamanten seiner Gemahlin und machte seiner neuen Buhlerin damit ein, von ihr jedoch seinem Vater zurückgestelltes Geschenk, unterlag darauf den 6. Mai 1768 einer syphilitischen Krankheit, mit der er auch seine trotzdem mit großer Hingebung ihn auf dem Krankenbette pflegende Gemahlin angesteckt hatte. So verächtlich dieser sittenlose Prinz gewesen, so sittlich und religiös tugendhaft war dessen Vater, der mit dem ungetrübten Ruhme eines edeln und großartig wohlthätigen Prinzen im J. 1793 von der Welt schied. Er fand sich von der in allen Beziehungen ihm gleichgesinnten Schwiegertochter so wie sie von ihm mächtig angezogen, und es entstand unter ihnen ein Verhältniß der innigsten Pietät und väterlicher Liebe, das während der nun folgenden fünfundzwanzig Jahre des Wittwenlebens der Prinzessin für beide die schönsten Früchte trug, besonders durch die Theilnahme der letztern an den wirklich alles an Größe übersteigenden Wohlthätigkeits-Akten des Herzogs.

Er war damals einer der reichsten unter den dem Hause Bourbon angehörenden Prinzen, besaß prachtvolle Schlösser mit ausgedehnten Gutsherrschaften und wurde später 1776 noch reicher als Erbe seines Vetters des Grafen von Eu, lebte einfach voll religiöser Frömmigkeit und hielt es für die Hauptaufgabe eines christlichen Fürsten, den Armen und zwar in reichem Maßstabe zu Hülfe zu kommen. Als in Folge ihrer sechsten Entbindung seine innig geliebte Gattin ihm starb, zog er sich eine Zeitlang in ein Kloster der Trappisten zurück, lebte seitdem stets mit „bonnes oeuvres“ beschäftigt

in ernster meditativer Traurigkeit, fand dann später in der geliebten Schwiegertochter die theilnehmendste Freundin. Zu seinem Umgang hatte er sich auch den beliebten Dichter Florian beigesellt, seines Sohnes einstigen Hofmeister. Nach einer Biographie des Herzogs durch den Schriftsteller Leo Goslan wurden monatlich 8000 Franken unter die Armen seiner Gutsherrschaften vertheilt, 2000 an sonstige ihm namhaft gemachte; außerdem unterstützte er gelegentlich mittellose Adelige mit 600, 1000, ja mit 4000 Franken, errichtete oder dotirte reichlich schon bestehende Hospitäler, z. B. das in Gisors mit 400,000 Franken *). Dabei war er so herablassend, daß er sich für die Annahme seiner Wohlthaten bedankte, und als einst die Hallenweiber zu Paris mitten in einer Prozession den guten Herzog anhielten, umarmte er sie und sagte: „nach der Religion und vor Gott bin ich euer Bruder, sonst werde ich stets euer Freund seyn.“ Er gab auch dem König sowie seinen Freunden oft brieflich guten Rath, und seine Unterschrift war: L. J. M. de Bourbon **). Ludwig XV. hatte ihm mehrmals den Wunsch ausgesprochen, das Schloß Rambouillet den Sitz seines Stammes zu erwerben; Ludwig XVI. wiederholte die Bitte als demselben durch den Tod des Grafen von Eu eine große Zahl reicher Herrschaften zugefallen war. Er erkaufte 1783 die Besitzung mit dem Mobiliar für 18 Millionen. Die sterblichen Reste der Familie des Herzogs wurden dann nach Dreux verbracht, wo sie bis zur Zerstörung der herzoglichen Gruft im J. 1795 ruhten. Auch hielt der Herzog sich oft längere Zeit in seinem Pariser Palast, dem Hotel de Toulouse auf.

Die Prinzessin wohnte indessen nur bis zum 16. Sept. 1775 bleibend mit ihrem theuren Schwiegervater zusammen. Ludwig XVI. ernannte sie an diesem Tage zur Obersthofmeisterin der Königin, welche sie schon 1770 kurz nach ihrer

---

*) de Lescure pag. 52.

**) Ebend. S. 57—60.

Ankunft in Paris zu ihrer Freundin ausersehen hatte, und von ihr sich so angezogen fühlte, daß sie dieselbe oft Monate lang namentlich in dem ländlichen kleinen Trianon um sich hatte und, nach dem Zeugniß der Hofdamen jener Zeit, ihre einzige Busenfreundin in ihr fand. Nach dem Tode der Gemahlin Ludwigs XV. hatte man den Plan sie mit letzterem zu vermählen; aber zu ihrer nicht geringen Befriedigung blieb er erfolglos. So schmerzlich dem Herzog von Penthièvre zuerst die temporäre, später die längere Trennung von der geliebten „Tochter" wurde, so war er doch weit entfernt, ihr Hindernisse entgegen zu setzen. Obgleich ernst und melancholisch, gönnte er der jugendlichen Prinzessin, die eine der schönsten hohen Damen ihrer Zeit und von heiterem Gemüthe war, eine lebensfrohe Existenz, blieb aber mit ihr in beständiger brieflicher Verbindung, erhielt oft ihre ihm so lieben Besuche, zuweilen mit längerem Aufenthalt. Sie bewohnte zunächst den herzoglichen Palast des Hotel de Toulouse.

Am Hofe fand die allen vorgezogene, durch ihre Schönheit und Anmuth glänzende Fürstin viele Neider und Neiderinen, unter diesen auch Frau von Genlis, die in ihren Memoiren die edle Dame stets bemäckelt und ihr unter Anderm das Aufkommen der sogenannten Vapeurs, d. h. augenblicklichen Ohnmachtsanfälle zuschrieb, welchen die äußerst nervenschwache Frau ausgesetzt war. Sie schildert als Verstellung was leider nur traurige Wirklichkeit war. Dagegen besaß Frau von Lamballe Vertheidigerinen und Vertheidiger z. B. in der Frau von Oberkirch, dem Fürsten von Ligne*). So vergingen zwei heitere Jahre, welche durch die Versuche Lauzuns, die ihm anfangs harmlos vertrauende Königin durch freche, von der Prinzessin zuerst entlarvte Zudringlichkeiten zu compromittiren, kaum gestört wurden. Dagegen trat 1777 zwischen ihr und der hohen Freundin eine Trübung

*) de Lescure pag. 73—91.

des intimen Verhältnisses ein, als ein neuer über alle glänzender Stern in der Prinzessin von Polignac am Hofe aufging. Geistreicher und gewandter als die gefühlvolle gemüthliche Lamballe, gewann jene schnell das Herz der stets liebebedürftigen Königin; die alte Freundin zog, vielleicht ein wenig eifersüchtig, sich leise zurück, doch kam es nicht zum Bruche. Wenn auch nicht beständig im königlichen Palast, versah sie dennoch ihr Amt und pflegte mit der Königin fortwährend einen freundschaftsvollen Briefwechsel. Ein Hauptgegenstand desselben waren die Mittheilungen über die Freimaurerei und den Hergang in der Frauenloge, als deren Großmeisterin sich einsetzen zu lassen, die durch die philanthropischen Schwärmereien der damaligen Maurerei getäuschte Prinzessin eingewilligt hatte. Unser Verfasser gibt (S. 126—155) sehr in's Einzelne eingehende lesenswerthe Aufschlüsse über das Aufkommen der geheimen Gesellschaft, welche der Prinzessin als ein durchaus christlicher Verein, und durch die praktische Verbreitung der Ideen der Brüderlichkeit und Gleichheit der Menschen als der Anfang des goldenen Zeitalters erschien, so zwar daß es ihr gelang selbst die Gesinnungen der Königin, die jedoch der Sache nicht ganz traute, günstig für dieselbe zu stimmen. Die Schwärmerei dauerte von 1779 bis 1782 und wird von Lescure das Zeitalter der Unschuld des Ordens genannt, dessen Entartung er die spätere revolutionäre Bewegung zuschreibt. Zwischen 1782 und 1785 ward das Hofleben in Versailles sehr glänzend; verschiedene Reisende höchsten Ranges machten Besuche, wie im Mai und Juni 1782 der Großfürst Paul und seine Gemahlin, im Juni 1784 der König von Schweden, im August und September der Prinz Heinrich von Preußen. Große Feste wurden gegeben, an welchen die Prinzessin theilnahm, selbst der Herzog von Penthièvre bewirthete eines Tages das großfürstliche Paar in Sceaux, wobei die Prinzessin die Honneurs zu machen hatte. Zu den damals für höchst merkwürdig betrachteten Begebenheiten gehörte das erste Aufsteigen

des von Montgolfier erfundenen Luftballons (13. September 1783), welchem der Hof zusah. Die Prinzessin veranstaltete zur Verherrlichung des Unternehmens den 9. März 1784 ein Logenfest.

Im J. 1785 lebte die Innigkeit der Liebe der Königin zu ihrer alten Freundin wieder auf, um nie mehr zu erlöschen. Marie Antoinette bedurfte freilich jetzt einer solchen Stütze, um den Muth in den allmählig herannahenden Stürmen nicht zu verlieren. Das Sichgehenlassen der deutschen Fürstin, die ein natürliches Stillleben der steifen Hofetiquette vorzog, ward von den Frivolen des Hofes schlimm gedeutet; die Zahl heimlicher, bald auch offen auftretender Feinde vermehrte sich — und der das scandalöse Betragen des geistlichen Prinzen von Rohan entlarvende Halsbandprozeß (1786) zerstörte für immer den heitern Sinn der harmlosen Königin. Dazu beging sie eine schwer zu erklärende Unvorsichtigkeit, indem sie der Prinzessin Lamballe auftrug die eingekerkerte Lamotte, die doch allein die Urheberin des Scandals gewesen, zu besuchen, was aber von dem Aufseher des Gefängnisses schnöde verweigert wurde. Sogar die geheimnißvolle Evasion der Verbrecherin im J. 1787 wurde als eine Veranstaltung der Königin von ihren Feinden ausgegeben, und die nach England geflüchtete schamlose Person trug kein Bedenken, die sie bemitleidende Fürstin doch der Connivenz in der Halsbandgeschichte zu bezichtigen.

So kam das J. 1789 heran, wo wir die Prinzessin bei allen politischen Feierlichkeiten des Hofes an der Seite der Königin finden. Da man von Anfang an dem Herzog von Orleans die bösartigsten Absichten zutraute, so faßte man am Hofe den Plan denselben durch zuvorkommende Schritte und Beförderung von Wünschen zu gewinnen. Die Prinzessin wollte Vermittlerin seyn, und bemühte sich als thätige Freundin auf das eifrigste den Schwager mit der Königin zu versöhnen. Leider blieben ihre geheim gepflogenen Unterhandlungen mit dem ehrgeizigen Prinzen erfolglos. Sie

übernahm auch noch andere von der Königin ihr aufgetragenen Negociationen dieser Art und zog sich dadurch jenen Haß der Revolutionsmänner zu, welcher 1792 ihren Tod herbeiführte. Sie stand der Königin in vielen Gefahr drohenden Vorkommnissen zur Seite; namentlich nach der am 6. Oktober 1789 gewaltsam erzwungenen Uebersiedlung des Hofes in die Tuilerien zu Paris (de Lescure p. 226). Im J. 1790 ward sie Gegenstand eines ihren Charakter auf das schmählichste angreifenden Pamphlets in der damals erscheinenden satyrischen Galerie des Dames françaises (p. 230). Nur wenn sie zuweilen längere Zeit in Vernon bei ihrem vom Volke unveränderlich verehrten und geliebten Schwiegervater verweilte, theilte sie die diesem stets aufrichtig zugewandten Ehrenbezeugungen; die Königin bat sie schon damals mehr als einmal, nicht nach Paris zu ihr zurückzukehren (p. 237). Doch war die Prinzessin in den Tuilerien im J. 1791, zur Zeit als man den von Mirabeau einst angerathenen Plan der Flucht des Hofes auszuführen suchte. Es wurde ihr sogar damals eine politische Mission übertragen. Sie befand sich nicht unter den, freilich nur wenigen, hohen Damen welche an der heimlichen Abreise in der Nacht vom 20. bis 21. Juni 1791 Theil zu nehmen hatten, sondern sie erhielt den Auftrag sich nach London zu begeben, um die Gesinnungen des damals Frankreich so übelwollenden allmächtigen Ministers Pitt zu sondiren und ihn für die Sache des unglücklichen Monarchen zu gewinnen, d. h. ihn zu bewegen, an die zur Rettung der Monarchie von Kaiser Leopold mit den Continentalmächten verabredete Allianz sich anzuschließen.

Der Herzog war den 21. Juni mit der Herzogin von Orleans, seiner Tochter, in Aumale. Da kam Abends ganz unerwartet am Hause des Maire's, wo dieselben wohnten, eine Postkutsche an, aus welcher die Prinzessin von Lamballe eiligst ausstieg und den Finger auf den Mund legend in einem abgesonderten Gemach ihre Freunde von der jetzt unter-

nommenen Flucht und dem ihr gewordenen Auftrag in Kenntniß setzte. Nach einem frugalen Mahle reiste sie dann mit frischen Postpferden wieder ab, aber nicht nach Eu, der Residenz ihres Schwiegervaters, sondern über Abbeville nach Boulogne, schiffte sich dort am 22. mit einer Ordre des Herzogs als Admiral versehen ein und langte glücklich an der englischen Küste an; wenige Minuten nach ihrer Einschiffung verkündeten Kanonenschüsse in Boulogne die Flucht des Königs (p. 246). Nach der Rückkehr des Hofes meldet ihr der König und die Königin das Mißlingen des Planes und zwar in einem nach Vernon an Penthièvre gerichteten Brief. Sie blieb bis Anfang Oktober in England und ließ mehrere Berichte nach Paris (wohl auf indirekten Wegen) abgehen, wovon wir nur die Antworten Marie Antoinettens, des Königs und von Madame Elisabeth kennen. Ihre Bemühungen waren aber ebenso fruchtlos, wie die im September 1791 von Mercy Argenteau, dem unermüdlichen Freunde Marie Antoinettens gemachten. Mit Freuden meldete sie indessen 6. Oktober 1791, daß die in Pilnitz beschlossene Coalition gegen Frankreich ausgeführt werden sollte (p. 276).

Noch vor der Annahme der Constitution von 1791 durch den König und auch nachher drückte die Prinzessin mit der ihr eigenen edlen Wärme ihr Verlangen aus, zur königlichen Familie zurückzukehren. Wie groß nun auch die Liebe der Königin zu ihrer intimsten Freundin war, so widerrieth ihr diese doch beständig: „mein liebes Herz, kehre ja nicht zurück, stürze dich nicht in den Rachen des Tigers“ *). Allein die Liebe der Prinzessin zu ihrer königlichen Freundin war zu groß; und nachdem sie den 15. Oktober in Aachen ihr Testament gemacht hatte, reiste sie zuerst zu ihrem theuren Schwiegervater nach Anet und, obgleich von Marie Antoi-

*) Briefe Marie Antoinettens bei de Lescure p. 268 und 273.

nette beschworen dort zu bleiben, den 18. November nach Paris, wo sie mit einer kurzen Unterbrechung vom 6. bis 12. Mai ihren Posten als Oberintendantin der Königin wieder einnahm.

Von nun an war sie bis zu ihrer Ermordung Theilnehmerin der tragischen Erlebnisse des unglücklichen Königspaares, zeigte aber wo sie zu handeln hatte, stets Muth und Geistesgegenwart. Als den 20. August 1790 beim zweiten Sturme auf die Tuilerien Marie Antoinette sich vordrängte und ausrief: „mein Platz ist an der Seite des Königs", drängte sie dieselbe zurück mit den Worten: „nein, Ihr Platz ist bei Ihren Kindern!" Von dem, „Donjon" (Wartthurm) genannten, Pavillon de Flore aus besorgte sie alle Geschäfte ihres Amtes auf das eifrigste, war aufmerksam auf alles Vorfallende und studirte die Gesinnungen der Hofleute, über die sie Berichte an die Königin gelangen ließ. Jetzt nahte der 10. August 1792 heran, auf welchen ein furchtbarer Pöbelaufstand vorausgesagt war. Die vorher davon durch Petion benachrichtigte gesetzgebende Versammlung that nichts zum Schutze des Schlosses, das bekanntlich nach furchtbarem Kampfe mit der Schweizer- und einem Theil der National-Garde erstürmt wurde, obgleich der König sich schon hatte bestimmen lassen im Schooße der Nationalversammlung Schutz zu suchen. Prinzessin Lamballe war mit andern Damen des Hofes im Gefolge der königlichen Familie, als diese gegen 7 Uhr Morgens auf den Vorschlag des für ihre Sicherheit sich verantwortlich erklärenden Deputirten Röderer in dieselbe begab. Statt Schutz dort zu finden, ward Ludwig XVI. in der Loge der Journalisten Zeuge der Verhandlungen über seine Absetzung die schließlich dekretirt wurde. In dem Gebäude der Versammlung festgehalten bis zum 13., ward die königliche Familie mit ihrem Gefolge bekanntlich in das Gefängniß des Tempels verbracht. In der Nacht vom 19. bis 20. August trennte man das Gefolge von ihr. So hatte es nämlich die souveräne National-Versammlung beschlossen in

Folge einer ihr gemachten Denunciation, daß Personen des königlichen Gefolges heimlich nach außen correspondirten und mit ihren Freunden eine Conspiration zur Befreiung des Königs anzettelten. Die Prinzessin und andere Hofdamen wurden nach dem Stadthause verbracht und dort durch das Sitzungszimmer in das des Sekretariats geführt, wo sie auf Bänken getrennt sitzend drei Stunden lang bewacht wurden. Darauf nahm im Sitzungssaale Billaud de Varennes, ein Hauptagent der revolutionären Regierung, die Verhöre vor.

Das der Prinzessin von Lamballe lautet nach dem Protokoll wie folgt?

Frage: Wie heißen Sie?

Antwort: Marie Louise Therese de Savoie, Bourbon, Lamballe.

Was haben Sie für Aufschlüsse über die Vorgänge des 10. Augusts?

Keine.

Wo haben Sie diesen Tag zugebracht?

Als Verwandte des Königs folgte ich ihm in die National-Versammlung.

Haben Sie die Nacht vom 9. auf den 10. im Bett zugebracht?

Nein.

Wo hielten Sie sich dann auf?

In meinen Gemächern des Schlosses.

Haben Sie sich in der Nacht zum König begeben?

Lärm gewahr werdend, begab ich mich gegen ein Uhr in sein Appartement.

Sie mußten Kenntniß vom Volksaufstand haben?

Ich gewahrte es in Folge des Sturmläutens.

Haben Sie die Schweizer- und Nationalgarden gesehen, welche die Nacht auf der Terrasse des Schlosses zubrachten?

Ich blickte durch's Fenster, sah aber keine.

War der König allein als Sie sich in sein Zimmer begaben?

Es waren viele Leute da, aber nicht der König.

Wußten Sie, daß der Maire von Paris in den Tuilerien war?

Ich erfuhr es nach seiner Ankunft.

Um wie viel Uhr begab sich der König nach der National-Versammlung?

Um sieben Uhr.

Hat er nicht vor seinem Weggehen eine Revue über die Truppen gehalten? Kennen Sie den Eid, welchen er ihnen abnahm?

Ich habe nichts von einer Eidesabnahme gehört.

Haben Sie Kenntniß davon, daß geladene und schußbereite Kanonen in den königlichen Gemächern aufgestellt waren?

Nein.

Sahen Sie im Schlosse die Herren Mandat und Affri*)?

Nein.

Kennen Sie die geheimen Ausgänge der Tuilerien?

Ich kenne sie nicht.

Haben Sie nicht während Ihres Aufenthalts im Tempel Briefe erhalten und geschrieben, die Sie verstohlener Weise fort zu schaffen suchten?

Ich erhielt und schrieb nie Briefe, die nicht dem Municipal-Offizier gezeigt worden.

Haben Sie Kenntniß von einem für Madame Elisabeth zu fertigenden Ameublement?

Nein.

Haben Sie vor Kurzem Gebetbücher erhalten?

Nein.

Was hatten Sie für Bücher im Tempel?

Keine.

Haben Sie Kenntniß von einer verrammelten Treppe?

Nein.

Welche sind die höheren Offiziere, die Sie in der Nacht vom 9. bis 10. August in den Tuilerien sahen?

Ich sah keine höheren Offiziere, sondern nur Herrn Röderer.

---

*) Der erste war Commandant der National-, der letzte der Schweizer-Garde.

Aehnlich waren die Verhöre der Frau von Tourzel, Hofmeisterin der königlichen Kinder und ihrer Tochter Pauline. Später fanden sich die drei Damen im Kabinet Talliens wieder und wurden von da in das nächst der Straße St. Antoine gelegene Gefängniß der Force abgeführt, und dort anfangs in getrennten Zellen eingesperrt. Der Deputirte Manuel machte aus Auftrag dem König und seiner Familie die Meldung, daß die genannten Damen und die andern des Hofes nicht in den Tempel zurückkehren, sondern in Kabinetten der Force wohnen würden. Es war aber beschlossen, daß dieser Aufenthalt nicht lange währen, sondern was die Prinzessin Lamballe betrifft auf die furchtbarste Weise schon den 3. September zu Ende gehen sollte.

Es befanden sich nach einem aufgefundenen Register in diesem Gefängniß 110 Personen weiblichen Geschlechts, unter ihnen nur neun aus politischen Gründen verhaftete, und zwar sieben Hofdamen. Unter den zahllosen den Abscheu der Nachwelt ewig erregenden Thatsachen dieser Schreckenstage ist die der Ermordung der Prinzessin und der auf sie folgenden cannibalischen Scenen die scheußlichste. Der Hauptsache nach ist sie auch schon in den Geschichtswerken, z. B. bei Thiers geschildert; Lescure hat es sich zur besondern Aufgabe gemacht, über dieselbe die genauesten Angaben zusammen zu stellen.

Um den durch gedungene Mörder ausgeführten Gräueln den Anschein eines richterlichen Verfahrens zu geben, saßen in der Pförtnerstube jedes Gefängnisses an einem Tisch mit Weinflaschen und Gläsern eine Anzahl in ihre Mission eingeweihter Männer aus der Hefe des zur Theilnahme an den sogenannten Strafakten herbeigerufenen Gesindels; sie nahmen ein kurzes Scheinverhör vor und entließen den Vorgeführten mit gewissen Worten, die den im Hofe oder auf der Straße wartenden Mördern das Zeichen gaben, dem seiner Meinung nach Entlassenen beim Austritt aus dem Verhörzimmer den Todesstreich zu versetzen. Die im Gefängniß

der Force gewählte Parole war entweder „Qu' on élargisse l'accusé“, oder „à l'Abbaye“ (d. h. in das Gefängniß der Abtei) — in Wahrheit aber der Mordbefehl. Man mußte es ein außerordentliches Glück nennen, wenn ein Vorgeführter dem schrecklichen Schicksal entging oder vorher gerettet wurde. Merkwürdigerweise ward das letzte den beiden Mitgefangenen der Prinzessin, Madame Tourzel und ihrer Tochter zu Theil. Ein Unbekannter hatte während des Frühstücks die letztere weggeführt, wie sich bald herausstellte um sie zu befreien. Gegen Mittag, erzählt ihre Mutter, wurde Frau von Lamballe mit mir in einen kleinen von Betrunkenen erfüllten Vorhof herabgeführt, wo ich einer ohnmächtig gewordenen Frau beizustehen gebeten wurde, nach beendigtem Geschäfte die Freundin nicht mehr sah, dann vor die Commission gebracht und etwa zehn Minuten lang ausgefragt — zwar auf die Straße hinausgestoßen aber in Freiheit gesetzt wurde.

Die Prinzessin war inzwischen aus der sogenannten kleinen Force, wo sich noch über 100 Frauenspersonen befanden, in die größere Abtheilung des Gefängnisses (le grand Hotel de la Force) abgeführt worden, bevor die übrigen Gefangenen dort vom Gefängnißpförtner alle in Freiheit gesetzt wurden. Sie verbrachte die Nacht daselbst und lag in beängstigenden Träumen, als zwei übel aussehende Kerle Morgens gegen 8 Uhr in ihre Zelle traten, um ihr zu melden, daß sie nach der Abbaye verbracht werden solle; sie weigerte sich zu folgen, da ihr jedes Gefängniß gleich sei; der eine bedeutete ihr aber mit herben Worten, sie habe zu gehorchen. Sie bat die Männer abzutreten, zog ein Kleid an und stieg am Arm des einen in die Pförtnerstube herab, wo sie zwei mit ihren Schärpen bekleidete Municipalbeamte vorfand, welche mit andern die Vorgeführte zu verhören hatten. Es waren die später als blutdürstige Fanatiker berüchtigt gewordenen Sansculotten Herbert und Huillier. Beim Anblick der Leute und des nach Blut und Wein riechenden Loches fiel sie in eine Ohnmacht, und kaum aus derselben erwacht,

in eine zweite, gewann aber, wieder zu sich gekommen, so viel Geistesstärke, daß sie mit Entschiedenheit das nun beginnende Scheinverhör bestehen konnte. Nachdem sie über ihren Namen und um ihre Mitwissenschaft des angeblichen Hof-Complotts vom 10. August befragt worden, verlangte man von ihr: Jurez la liberté, l'égalité, haine au roi, à la reine et à la royauté. Sie erklärte die beiden ersten Eide ohne Anstand schwören zu wollen, nicht aber die beiden letzten, worauf ein Zuschauer ihr zuflüsterte: „schwören Sie doch, sonst sind Sie verloren!" Da sie dieß nicht that, rief der Vorstand der Pseudo-Richter: qu' on élargisse Madame! Hierauf in die Straße (rue des Balais) gedrängt, erhielt sie von einem der Mörder, der ihre Haube mit seinem Säbel wegnehmen wollte, einen Stich unter das Auge, dann von einem Mordgesellen Namens Charlat einen Hieb in den Nacken, wurde darauf von zwei Männern auf einen Haufen von Leichen geschleppt, auf dem sie zusammensank und nun durch Lanzenstiche der Mord vollendet wurde. Aus der Zuschauermenge erscholl der Ruf: Gnade, Gnade; die Bittenden wurden aber mit dem Zuruf: „Tod den verkleideten Lakaien Penthièvres!" verfolgt, und zwei derselben niedergehauen (de Lescure p. 352 – 353).

In demselben Augenblicke trennte einer der Mordgehülfen, ein Metzgerknecht mit Namen Grison, ihr Haupt auf einem Ecksteine der Straße vom Rumpfe und trug es von einigen Spießgesellen begleitet in eine nahe gelegene Weinschenke, deren Wirth sie nöthigen wollten auf die Gesundheit der Trophäe zu trinken, was dieser aber zum Mordtribunal selbst sich flüchtend, verweigerte. Zwei andere Mordgehülfen, der durch seine Mordlust sich auszeichnende Fournier und ein anderer Namens Petit Mamin, wuschen den Leichnam um dessen Teint durch die Menge bewundern zu lassen. Charlat schnitt dann den Leib auf und riß das Herz heraus. Mit dem Kopf hatte man auch die Brust des Schlachtopfers abgeschnitten. Nachdem man einige Stunden auch den Leichnam

auf das schmählichste und schamloseste insultirt hatte, ward das Herz auf eine Säbelspitze gespießt, und der Kopf auf eine Pike gesteckt, und diese abwechselnd von Charlat und Grison (oder Andern) durch die Straßen von Paris getragen und der Körper im Kothe nachgeschleppt. Bei einem Perückenmacher angekommen, drang man in dessen Stube und nöthigte ihn den Kopf der Lamballe zu frisiren — damit Marie Antoinette ihn zu erkennen im Stande sei. Der Zug bewegte sich dem Tempel zu.

Um 10 Uhr hatte der mit der Oberaufsicht der hohen Gefangenen dort beauftragte Mannel dem König auf seine Frage nach dem Schicksal ihrer Hofleute geantwortet: sie befinden sich ruhig im Gefängniß der Force. Was später weiter im oder am Tempel vorging, erzählt die dort auch eingesperrte Königstochter, nachherige Herzogin von Angoulême in ihren Memoiren mit folgenden Worten: Gegen drei Uhr vernahmen wir ein furchtbar gräßliches Geschrei von der Straße her, mein Vater spielte gerade nach eben beendigter Mahlzeit Tric-trac mit meiner Mutter. Der wachhaltende Soldat schloß aber um meinen Eltern den Anblick der Schreckensscene zu ersparen, Thüre und Fenster und zog die Vorhänge herab. Der Lärm steigerte sich mehr und mehr, worauf einer der Municipalsoldaten verlangte, mein Vater solle sich am Fenster zeigen, was man verhinderte als ein junger Offizier dem König sagte: weil Sie wissen wollen, was vorgeht, so vernehmen Sie, daß man Sie alle das Haupt der Lamballe sehen lassen will. Meine Mutter fiel in Ohnmacht. Der Tumult war schauerlich und dauerte bis fünf Uhr, die tobende Volksmasse wollte die Thore des Tempels erbrechen, ward aber durch die Municipalsoldaten, deren einer seine Schärpe an das Thor hing, davon abgehalten. Man machte einen Umzug um das Gefängniß, und ließ den Leichnam an dessen Eingang liegen. Der Municipalsoldat, welcher seine Schärpe an das Thor gehängt hatte, ließ sich von meinem Vater dafür bezahlen. — Von da zog die canni-

ballische Pöbelmasse mit der Mordtrophäe nach dem Palast des Herzogs von Orleans, der sich gerade mit seiner Maitresse Frau von Buffon zu Tisch setzen wollte. Als er vor dem Fenster das blutige Haupt seiner gemordeten Schwägerin auf der Pike erblickte, erstarrte er vor Entsetzen, seine Tischgenossin war einer Ohnmacht nahe. „Hätte die Unglückliche mir gefolgt", rief er aus, „so wäre dieß nicht geschehen." Ob die Mörder dem Herzog damit eine Ovation machen oder ihn an ein künftiges Schicksal dieser Art mahnen wollten, muß dahin gestellt bleiben. Von da trug man das blutige Haupt vor den einst von dem Schlachtopfer bewohnten Palast des Hotel de Toulouse. Es waren indessen stets Emissäre des Herzogs von Penthièvre dem Zuge gefolgt, von ihm beauftragt im schlimmsten Falle der irdischen Reste seiner unglücklichen Schwiegertochter habhaft zu werden. Einem derselben gelang dieß, er kam noch am 3. September in den Besitz des abgeschlagenen Hauptes, hüllte es in ein Tuch ein, begab sich damit vor das permanente Comité der Section de quinze vingt und bat um dessen Beisetzung auf dem nahen Kirchhof der Findelkinder, was zwar anfangs verweigert aber den Tag darauf zugestanden wurde (Lescure p. 383—388). Der Leichnam war nicht mehr aufzufinden. Es ist geschichtlich unwahr, daß das Haupt in einem Bleigefäß aufbewahrt später nach der Familiengruft in Dreux gebracht wurde. Man fand es weder da noch sonst wo wieder.

Jeder durch die Kenntnißnahme dieser Scheußlichkeiten empörte Leser wird fragen: welches die Ursachen und der Zweck der an 3000—4000 Unschuldigen den 3. bis 6. Sept. 1792 verübten Mordthaten gewesen und warum die Prinzessin Lamballe zu einem Haupt-Schlachtopfer dabei ausersehen war? Die Geschichtsforschung hat beide Fragen aufgehellt. Sowohl der Tuilериensturm vom 10. August als die September-Morde waren das Werk einer durch die Clubbs längst vorbereiteten, auf den 14. Juli verabredeten und den 9. bis 10. August ausgeführten zweiten, die erste weit hinter sich lassenden

Revolution, welche den verruchtesten Demagogen die schrankenlose Willkürherrschaft in Paris verschaffte. Ludwigs XVI. Schwäche war nicht geeignet die gänzliche Vernichtung der königlichen Gewalt aufzuhalten. Er hatte zwar im September 1791 die seine Macht auf das Minimum des Veto herabdrückende Constitution beschworen, sah sich aber genöthigt, da man Unmögliches z. B. die Sanktion der bürgerlichen Verfassung des Klerus von ihm verlangte, von jenem gefährlichen Vorrecht Gebrauch zu machen, was seine Feinde benützten, um ihn als Wortbrüchigen beim Volke verhaßt zu machen. Ferner hielt man ihn für einverstanden mit den Umtrieben der emigrirten Prinzen und Adeligen, denen es gelungen war, die Coalition Oesterreichs, Preußens und Savoyens wenigstens zu fördern. Die ersten Siege der Allirten in Lothringen erregten Schrecken in Paris, und die obwohl lächerlich fulminante Proklamation des Herzogs von Braunschweig wurde benützt das Volk zu fanatisiren. Die Furcht vor der Reaktion einerseits und die Umtriebe der von Monat zu Monat mächtigeren republikanischen Parteiführer andererseits machten es diesen möglich ihre Pläne auszuführen, und zwar dadurch daß sie den Stadtmagistrat verjagten und im Gemeindehaus zu Paris eine neue revolutionäre Centralgewalt einsetzten, welche der Nationalversammlung mit Einverständniß einer Fraktion ihrer Mitglieder die souveräne Macht entwand, und sie zuerst durch die Organisation und Ausführung des Tuileriensturms vom 10. August nöthigte die Absetzung des Königs und die Constituirung eines Nationalconvents zu dekretiren und so den Staat den Häuptern der neuen Ordnung der Dinge ganz und gar zu überantworten. Eine Hauptrolle spielte am 10. August der zum Justizminister ernannte Danton verruchten Andenkens. Mit seiner Bewilligung fanden die September-Morde statt. Er ordnete auch die Bezahlung der Mörder an*).

Um die Massen zu fanatisiren verbreitete man das Gerücht

*) Sie erhielten jeder gewöhnlich 23 Franken.

einer großen Hof- und Adelsverschwörung, welcher zur Rettung des Volkes und der Freiheit ein gewaltsames Ende gemacht werden müsse. Darauf die zahllosen Einkerkerungen Verdächtiger, von welchen alle Gefängnisse der Hauptstadt überfüllt waren, dann die Mordpläne zu deren Ausführung man freigelassene Verbrecher und andere zu allen Schandthaten bereite Leute aus der Hefe des Pöbels anwarb, die als „travailleurs“ in die Gefängnisse geschickt, das Mordwerk an den Eingekerkerten ausführten und zwar wie schon gesagt in der Weise, daß man dem Morden durch die Bestellung von Verurtheilungscommissären, zu welchen man den ersten besten Verruchten nahm, den Anstrich eines richterlichen Verfahrens gab. Das Unternehmen gelang über alle Erwartung; Municipalbeamte wurden dahin beordert, aber nicht zum Schutze unschuldiger Schlachtopfer sondern zu dem der Mörder. Die terrorisirte Nationalversammlung wagte nicht, was ihr durch das Aufgebot der Nationalgarde sehr leicht gewesen wäre, den Gräuelthaten Einhalt zu thun. Es lag im Plane der Leiter derselben durch eklatante Morde hervorragender Personen unter den Verhafteten schreckenerregende Beispiele zu geben, und auch der obschon gänzlich unschädlich gemachten Königsfamilie zu zeigen, wie weit man gekommen sei. Dazu wurde u. A. auch die Prinzessin von Lamballe als Marie Antoinettens innigste Freundin ausersehen. Um den Zweck sicher zu erreichen, streute man unter das Volk am Gefängniß der Force das Gerücht aus, man habe bei ihrer Translation vom Tempel in das Stadthaus unter ihrer Haube Briefe der Königin gefunden, welche den Beweis einer Verschwörung zur Befreiung der Gefangenen enthielten, und erreichte es wirklich die Menge zu einem unerbittlichen Rachegefühl zu entflammen, so daß sie den Tod der Unglücklichen mit Ungestüm verlangte. Man hatte allerdings Briefe in ihrer Kopfbedeckung gefunden, aber ganz harmlosen Inhalts. Es wagte aber Niemand die racheschnaubende Menge zu enttäuschen. So erklären sich die furchtbaren, alles menschliche

Gefühl auf das tiefste empörenden Gräuelscenen, welche die Ermordung der unglücklichen Prinzessin begleiteten und ihr folgten. Es war ein teuflisches Werk dessen Gelingen die Führer der beginnenden — wie man sie jetzt nennen würde — rothen Republik als Triumphe feierten, und die nur das Vorspiel zu den bis nach Robespierres Sturz im August 1794 fortdauernden Terrorismusakten der sogenannten Schreckenszeit waren, als deren Opfer der König, die Königin, Madame Elisabeth -- dann aber auch Orleans und zuletzt die blutdürstigsten Terroristen selbst fielen. Diese Fanatiker und ihre Freunde hatten den satanischen aber wahnsinnigen Plan die ganze noch der alten socialen Ordnung zugethane Generation zu vertilgen, um eine neue, der neuen Freiheit und Gleichheit huldigende heranzubilden, aber bei dieser Gelegenheit auch den Anhängern der beginnenden Ordnung der Dinge die eingezogenen Güter der Schlachtopfer zu verschaffen. Sie hatten kein Mitgefühl für das unsägliche Elend, welches sie schufen und diejenigen unter ihnen, welche die Schreckenszeit überlebten, mußten sich bald überzeugen, daß ihre Gräuelthaten gerade zum entgegengesetzten Ziele, d. h. zum Despotismus des ersten Kaiserreichs führten.

Doch wenden wir unser Auge von diesen tragischen Vorgängen ab und werfen wir noch einen Blick auf die Schicksale der Scheusale, die bei den an der Prinzessin verübten Gräueln eine Rolle spielten. Verschiedene Aufzeichnungen aus der Schreckenszeit enthalten die Namen der Theilnehmer an diesen Gräuelthaten, andere Nachrichten über ihr späteres Leben und ihren Tod*). Außer den schon obengenannten Hebert, Huillier, Charlat, Grison werden noch genannt als Mitmörder ein Renier mit dem Uebernamen le grand Nicolas, Fournier, Petit Mamin, Allaigre, der Neger Delorme und Monneuse, als Blutrichter noch Dangé oder Dangers, auch der berüchtigte Rossignol hatte als solcher

*) S. de Lescure p. 343, 346—347, 354—360, 418—424.

mitgewirkt. Renier früher Gendarme ward 1795 zum Tod verurtheilt und hingerichtet. Charlat, der die Feldzüge in der Vendée mitmachte und sich dort seiner Schandthaten vom 3. September 1792 zu rühmen pflegte, ward von seinen Kameraden in Stücke gehauen. Grison wurde 1797 als Mitschuldiger des Mordes vom 3. September und als Räuber in Troyes guillotinirt. Petit Mamin, der sich zwar als Mörder der Prinzessin gerühmt, aber vor Gericht es leugnend, freigesprochen wurde, unterlag dem Fieber auf der Insel Anjouan, wohin er in Folge des Senats-Consultes vom 5. Januar 1801 deportirt worden war. Ebenso Rossignol. Der gleichfalls deportirte Monneuse widerstand zwar dem Klima, starb aber auf der Insel Isle de France 1808. Hebert wurde schon 1794 guillotinirt, ebenso Dangé; nach einer andern Angabe wurden sie mit Huillier im J. 1802 zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Auch der Neger Delorme wurde guillotinirt. Einer der Mordgesellen Namens Allaigre starb eines natürlichen Todes im Armenhospital von Bicêtre unter Karl X.

Während der tragischen Vorgänge in Paris bewohnte der Herzog von Penthièvre mit seiner von ihrem Gemahl geschiedenen Tochter, der Herzogin von Orleans, sein Schloß in Vernon, etwa halbwegs zwischen Rouen und der Hauptstadt, 18 Stunden von dorther gelegen. Die Prinzessin war allda vom 6. bis 12. Mai 1792 zum Besuche gewesen. Penthièvre sah sie hier zum letztenmal. Die Nachrichten von den Ereignissen des 10. August trafen, durch zwei Boten überbracht, noch am Abend dieses Tages bei ihm ein und erschütterten den Herzog auf das heftigste, so daß der sonst ruhige Mann den folgenden Morgen furchtbar gealtert erschien. Er erhielt sich nur durch das Gebet und die unbedingte Ergebung in die wenn auch noch so dunkeln Rathschlüsse Gottes. Er bedurfte dieser religiösen Stütze noch in höherem Grade, nachdem man ihm am 4. September in feierlicher Weise die Nachricht von der Ermordung seiner geliebten Schwiegertochter

mitgetheilt hatte. Es hielt sich damals der gewesene Minister Hue de Miromesnil bei ihm auf. Demselben kam noch am 3. September Abends die Schreckenspost zu, die er zuerst der Herzogin von Orleans mittheilte. Den Morgen darauf begab sich diese mit ihm und der gesammten Dienerschaft des Herzogs an sein Bett, um ihn in theilnehmendster Weise von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen. Er nahm mit wunderbarer Resignation und Geistesstärke die furchtbare Nachricht auf, schloß sich in sein Studierzimmer und wohnte später in der schwarz ausgeschlagenen Schloßkapelle mit größter Andacht einem Trauergottesdienst bei. Sein Sekretär Fortaire schildert in 1808 herausgegebenen Memorabilien des Herzogs Leben während der sechs Monate, die er noch materiell auf Erden, geistig aber im ewigen Jenseits zubrachte. Die Gemeinde Vernon weit entfernt gegen ihn, den bourbonischen Prinzen, feindlich gesinnt zu seyn, verehrte ihn fortwährend als ihren und der Armen Wohlthäter, ließ um ihn zu schützen den 2. September vor dem Schlosse einen besondern Freiheitsbaum errichten, wachte beständig über seine Person, sah aber mit tiefer Betrübniß seinem näher heranrückenden Tode entgegen. Am 20. Januar 1793 als dem Vorabend von Ludwigs XVI. Hinrichtung wohnte er inbrünstig betend einer feierlichen Messe bei; doch sein Herz war gebrochen. Er verschied den 4. März 1793 Morgens zwei Uhr in seinem Armstuhl sitzend, nachdem er den Tag zuvor noch Almosen vertheilt und über eine um ihn versammelte Gemeinde-Deputation auf ihre Bitte seinen Segen ausgesprochen hatte.

XXVI.

Der badische Finanzminister Franz Anton Regenauer.

Ueber den im August des Jahres 1864 dahingeschiedenen ehemaligen badischen Finanzminister **Regenauer** ist zwar schon ein Nekrolog veröffentlicht worden, welcher einen kurzen Abriß seines Lebens und Wirkens enthält*). Aber Regenauer ist ein Mann von mehrseitiger Bedeutung, so daß eine ausführlichere biographische Schilderung desselben nicht blos als verdiente Anerkennung erscheint, sondern zugleich ein der allgemeinen Betrachtung würdiges Lebensbild liefern kann. Namentlich tritt seine Person und sein öffentliches Wirken für sein Heimathland Baden als bedeutend hervor, so daß seine Lebensbeschreibung zugleich ein Beitrag zur Geschichte der politischen Zustände und der Staatsverwaltung des genannten deutschen Landes ist. Von diesem Standpunkte aus betrachtet werden die folgenden Blätter wohl vielleicht ein allgemeineres Interesse ansprechen dürfen, außerdem daß diese hier gegebene biographische Darstellung zugleich als ein wenn auch bescheidenes, doch nicht unwürdiges Denkmal des trefflichen Mannes gelten möchte.

---

*) S. Allgem. Zeitung 1864 Beilage vom 19. und 20. December.

Wir werden zuerst den äußern Lebensgang desselben angeben; darauf die wichtigsten Momente und Leistungen seiner amtlichen Thätigkeit betrachten; ihn dann als Abgeordneten, ferner als Schriftsteller und zuletzt seinen persönlichen Charakter und sein Privatleben schildern. Die Quellen für unsre Darstellung sind außer demjenigen was als von Regenauer herrührend oder über ihn gedruckt öffentlich vorliegt, eigene Wahrnehmungen aus vieljähriger Bekanntschaft, Mittheilungen von Personen die ihm im Leben nahe standen und schriftliche Aufzeichnungen von seiner eignen Hand.

I. Aeußerer Lebensgang.

Franz Anton Regenauer war zu Bruchsal geboren (10. Februar 1797); ein Sohn des dortigen fürstlich Speier'schen Hofchirurgen der mit seiner Familie nicht in glänzenden, aber gut geordneten Verhältnissen lebte. Regenauer gedachte immer mit Liebe und Dankbarkeit der Sorgfalt welche sein Vater der Erziehung der Kinder widmete, obgleich er ihn in verhältnißmäßig frühem Alter (1810) durch den Tod verlor. Seine Mutter war eine fromme sorgsame Gattin und Mutter; der frühe Tod des Familienvaters welcher ihr vier Kinder hinterließ, legte der braven Frau große Sorgen und Entbehrungen auf unter welchen sie ihre Kinder auf das beste erzog. Dafür hatte sie die Freude in ihrem Alter noch ihren ältesten Sohn in hoher Stellung zu sehen.

Regenauer erhielt seine gelehrte Schulbildung an dem Gymnasium seiner Vaterstadt und in den letzten zwei Jahren an dem Lyceum zu Rastatt. An dieser Anstalt wurde damals noch nach dem aus der Zeit des classischen Alterthums herrührenden, das ganze Mittelalter hindurch üblichen und auch jetzt noch an vielen katholischen Gelehrtenschulen bestehenden Studiengange der Unterricht ertheilt: zuerst vorzugsweise Sprachbildung (Grammatik), nachher Stylbildung und Lectüre der alten Classiker (Poetik und Rhetorik), zuletzt philosophische Propädeutik, Mathematik und Naturwissenschaften (Logik und

Physik). Es ist offenbar, daß diese successive Behandlung der Lehrgegenstände den Vorzug verdient vor der jetzt in unsern Gelehrten-Schulen üblichen simultanen, nach welcher man schon in den untern und mittlern Classen die Anfangsgründe der verschiedenen wissenschaftlichen Fächer neben einander betreibt. Durch den Unterricht in den obersten Lycealclassen zu Rastatt wurde Regenauer's Talent für Mathematik geweckt und entwickelt. Der sonst keineswegs sich selbst gern rühmende Mann bemerkte doch in seinem spätern Alter selbst, „daß er in dem mathematischen Unterricht auf dem Lyceum bedeutend mehr gelernt habe, als mit seltenen Ausnahmen jetzt unsre tüchtigsten Cameralpracticanten nach vierthalbjährigen Universitätsstudien zur Staatsprüfung mitbringen.“ Aber auch in den übrigen Lehrgegenständen, namentlich in den classischen Sprachen, blieb er nicht zurück. Es war eine Frucht dieses Schulunterrichtes, daß er lateinische Classiker mit Leichtigkeit und mit Genuß las, und dieß bis in sein spätes Lebensalter oft zu seiner Erholung that. Wie selten sind solche Fälle jetzt. Wir haben an unsern Schulen jetzt Lehrer von einer weiter fortgeschrittenen technisch-philologischen Geschicklichkeit und die Schüler werden bei dem Unterricht mehr angestrengt als sonst; aber die Art der vorwiegend nur grammatischen und kritischen Auffassung der alten Literatur von Seiten unserer Philologen und die verkehrte Unterrichts-Methode bewirkt, daß die Zöglinge unserer Gelehrtenschulen, auch die talentvollern, nach der Vollendung des Schulcurses in der Regel ihre lateinischen und griechischen Bücher als eine Bürde und als einen Gegenstand unangenehmer Erinnerungen von sich werfen.

Im Herbste 1814 bezog Regenauer die Universität Heidelberg zu dem Studium des damals in Baden noch neuen wissenschaftlichen Berufsfaches, der Cameralwissenschaft. Nach seinen Verhältnissen war es für ihn sehr förderlich, daß er in dem damals noch zu Heidelberg bestehenden katholischen Seminarium oder Alumnat (dessen Gebäude jetzt als akade-

mische Klinik verwendet wird) Aufnahme fand. Hier widmete er sich nun ungestört und mit dem größten Fleiße seinen Studien. Das gewöhnliche deutsche Studentenleben entsprach weder seiner geistigen und sittlichen Richtung noch seinen äußern Verhältnissen. Seine Lehrer des cameralistischen Faches waren damals die Professoren Reinhard, Eschenmaier, Sponeck; aber er besuchte auch mit nicht minderm Fleiße allgemein wissenschaftliche Vorlesungen andrer damaligen Heidelberger Professoren, deren Namen und Andenken sich mehr erhalten hat als der oben genannten Cameralisten. Es waren dieß die Vorlesungen des Kantianers Fries, des Mathematikers Schweins, des Chemikers Gmelin, des Historikers Wilken, der Philologen Creuzer und Voß; außerdem in der juristischen Facultät die Vorlesungen Zachariä's. Am meisten zogen ihn an und beschäftigten ihn die mathematischen Vorlesungen von Schweins, zu welchem er bald in ein näheres freundschaftliches Verhältniß trat. Während seines zweijährigen Aufenthaltes auf der Universität löste er eine Preisfrage durch eine als vorzüglich anerkannte Preisschrift: „Wie wirken Arbeit und Capital auf den National-Wohlstand, und unter welchen Gesetzen und Bedingungen?" Schon nach Verlauf dieser zwei Jahre fühlte der junge Mann sich im Stande die Staatsprüfung seines Berufsfaches zu bestehen, wurde zugelassen und bestand die Prüfung mit vorzüglichem Erfolg. Er fing sofort an als Cameralpractikant sich dem practischen Dienste zu widmen; jedoch nur auf ganz kurze Zeit.

Auf Ostern 1817 erhielt er durch die Vermittlung seines frühern Lehrers Schweins eine Stelle als Lehrer an der damals sehr blühenden, ja berühmten Fellenberg'schen Erziehungsanstalt zu Hofwyl. Hier hatte er Mathematik zu lehren und widmete sich ganz dem Studium dieser Wissenschaft. Er gewann dafür eine solche Neigung, daß sein Lebensplan und das Ziel seiner Wünsche bald auf die künftige Erlangung einer akademischen Lehrstelle in diesem wissenschaftlichen Fache gerichtet war. Durch eine anscheinend sichere Zusage einer

Lehrstelle in Deutschland welche ihm durch seinen Lehrer Schweins zugekommen war, ließ er sich bestimmen seine Lehrstelle zu Hofwyl schon am Ende des Jahres 1817 wieder aufzugeben, obgleich sie ihm im Ganzen zusagte. Er kehrte in die Heimat zurück. Da sich der Erfüllung der ihm gemachten Zusage unerwarteter Weise Hindernisse entgegenstellten, so versah er mehrere Monate lang eine Lehrstelle der Mathematik an dem Lyceum zu Mannheim, welche durch den Abzug des frühern Lehrers, des Professor Diesterweg (eines Bruders des bekannten Pädagogen) von da an die Universität zu Bonn erledigt worden war. Darauf erhielt Regenauer eine definitive Anstellung an dem Lyceum zu Rastatt und wurde so Nachfolger seines frühern Lehrers der Mathematik daselbst, eines Geistlichen Namens Lenz, der auf eine Pfarrei befördert worden war (1818).

Obgleich Regenauer mit großer Liebe und dem besten Erfolg sich seinem Berufe als Lehrer widmete, so war ihm dennoch ein andrer Lebensweg bestimmt. Der damalige Finanzrath und spätere Minister Nebenius war auf den talentvollen jungen Cameralisten aufmerksam geworden und auf seinen Vorschlag wurde Regenauer, ohne daß er vorher Kenntniß davon erhielt, zu der Stelle eines Assessors bei dem damaligen Direktorium des Murg- und Pfinzkreises zu Durlach ernannt (6. März 1819). Auf den Scheideweg gestellt zwischen der theoretischen Thätigkeit der wissenschaftlichen Studien und des Lehrens einerseits und andrerseits des praktischen Staatsdienstes entschied er sich nur zögernd und nur auf das Zureden älterer Freunde für diesen zweiten Weg, auf welchem er eine so erfolgreiche Laufbahn zurücklegen sollte. In seinem neuen Wirkungskreise zu Durlach legte er den Grund zu seinem häuslichen Glücke durch seine 1820 erfolgte Verehlichung mit einer blühenden Tochter dieser Stadt.

Von nun an rückte Regenauer rasch von Stufe zu Stufe vorwärts. Er wurde an das Kreisdirektorium nach Mannheim versetzt (1822), darauf als Kreisrath nach Wertheim

(1823). Als die Cameraldomänen-Administration welche früher unter die verschiedenen Kreisdirektorien getheilt war, in einer eignen Behörde, der Hofdomänenkammer zu Karlsruhe centralisirt wurde, so trat Regenauer als Domänenrath in diese Behörde (1824), in welcher Stellung er bis zum Jahre 1832 verblieb. Im Jahre 1831 wurde er durch die Wahl des Bezirkes Bretten-Eppingen Mitglied der zweiten Kammer, deren langjähriges Mitglied er von nun an blieb. Im Jahre 1832 wurde Regenauer Ministerialrath im Ministerium der Finanzen, wo er 1836 zum geheimen Referendär befördert wurde. In demselben Jahre wurde er zur ersten Generalconferenz des deutschen Zollvereins als badischer Regierungs-Commissär abgeordnet in welcher Eigenschaft er allen diesen Conferenzen bis 1843 beiwohnte. Im Frühjahre 1842 erweiterte sich sein Wirkungskreis: er wurde zum Ministerial-Direktor im Ministerium der Finanzen ernannt, und als Finanzminister von Böckh zum Präsidenten des Staatsministeriums ernannt wurde, erhielt Regenauer das Ministerportefeuille seines bisherigen Chefs (5. November 1844).

Auf dem Landtag von 1848 geschahen aber von der liberalen Partei aus so feindselige Angriffe gegen Regenauer, daß er den Großherzog Leopold um seine Entlassung bat (1848 im Februar). Die folgenden stürmischen Zeiten welche den bürgerfreundlichen Großherzog selbst in das Exil führten, brachte Regenauer vorzugsweise mit wissenschaftlichen Studien und schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt zu; theils zu Lauterburg im Elsaß, wohin er unmittelbar nach dem Ausbruch des badischen Militäraufstandes sich auf kurze Zeit begeben hatte, größtentheils aber zu Karlsruhe. Von dem Großherzog nach Mainz zu kommen eingeladen trat er in das dort neu gebildete Ministerium Klüber-Marschall ein (21. Juni 1849) und setzte nach der Rückkunft des Großherzogs (August 1849) seine frühere Thätigkeit als Finanzminister in gewohnter erfolgreicher Weise fort. Der Nachfolger des Großherzog Leopold (gest. im April 1852) bewies dem bewährten Leiter der

Staatsfinanzen dasselbe Vertrauen wie sein Vater. Regenauer erhielt als Zeichen dieser Anerkennung die Würde eines geheimen Rathes I. Klasse, womit das Prädikat Excellenz verbunden ist (3. März 1856). Im Jahre 1859 (3. März) hatte er im vollen Genusse geistiger und körperlicher Rüstigkeit eine vierzigjährige Laufbahn im Staatsdienste zurückgelegt. Die höhern Finanzbeamten feierten diesen Ehrentag ihres Chefs durch ein schönes Fest, und von seinem Fürsten wurde der so treue und hochverdiente Diener zum Staatsminister der Finanzen ernannt.

Regenauer hatte so die höchste Stufe in dem Staatsdienste erstiegen, erfreute sich allgemeiner Anerkennung und allgemeinen Dankes für seine treffliche Leitung der badischen Finanzen, und nach menschlicher Voraussicht zeigte sich auch nicht entfernt eine Bedrohung dieser seiner Stellung. Und dennoch traf ihn etwa ein Jahr nach der Feier seines vierzigjährigen Staatsdienstes eine ganz unvorhergesehene Katastrophe, nachdem er im vorangehenden Jahre schon den großen Schmerz erlebt hatte einen geliebten Sohn (Oskar Regenauer Assessor bei dem Bezirksamte Constanz) durch den Tod zu verlieren. Der unerwartete Bruch des mit Rom abgeschlossenen, ratificirten und publicirten Staatsvertrages zur Ordnung der kirchlichen Verhältnisse brachte ein neues Ministerium (1. April 1860). Der Großherzog gab den Wunsch zu erkennen für das Verbleiben Regenauer's bei dem Finanz-Ministerium, so daß derselbe glaubte nicht sogleich zurücktreten zu sollen. Aber schon nach wenigen Tagen (7. April) besann er sich eines Bessern, bat und erhielt seine Pensionirung.

Regenauer trat in voller körperlicher und geistiger Gesundheit und Rüstigkeit in den Pensionsstand. Jetzt beschäftigten außer seiner landständischen Thätigkeit Studien und schriftstellerische Arbeiten den unermüdlichen Mann. So konnte man zuversichtlich hoffen, daß er sein Otium cum dignitate noch eine längere Reihe von Jahren fortsetzen werde, wenn ihn nicht vielleicht ein Umschwung der Dinge wieder

in das praktische Leben zurückrufen würde. Diese Hoffnung ging leider nicht in Erfüllung. Im Mai 1863 unternahm er eine Reise nach Wien. Er kam etwas leidend zurück. Obgleich sein äußeres Aussehen und seine gewohnte Thätigkeit keine Aenderung zeigte, so klagte er dennoch von dieser Zeit über sein Befinden. Im Juli des Jahres 1864 traf ihn ohne ein vorhergehendes Unwohlseyn, während er mit einem seiner Enkel sich freundlich bei Tisch unterhielt, plötzlich ein Gehirnschlag, in dessen Folge er nach wenigen Wochen den 18. August 1864 starb. Er hinterließ außer seiner Wittwe, einen Sohn (Ministerialrath Regenauer), zwei verheirathete Töchter und vierzehn Enkel.

II. Regenauer als Finanzmann im Staatsdienste.

Nach dem kurzen Ueberblick des äußern Lebenslaufes haben wir die wichtigsten Momente und Leistungen der Berufsthätigkeit Regenauer's als Finanzmann zu betrachten.

In seiner praktischen Thätigkeit auf dem Gebiet der Finanzverwaltung tritt uns als charakteristisches Merkmal zuerst entgegen die große Ausdehnung derselben nach der Zeitdauer und nach der Mannigfaltigkeit der Leistungen. In wie vielen Theilen der Finanzverwaltung hatte er schon erfolgreich gearbeitet bis er in das Finanzministerium trat und später dessen Chef wurde. Als Rath in diesem Collegium besorgte er der Reihe nach alle verschiedenen Respiciate desselben mit Ausnahme des streng juristischen. Wenn in irgend einem Zweige der Finanzverwaltung eine neue Ordnung zu schaffen, besondre Schwierigkeiten zu lösen, alte Rückstände zu erledigen waren, so wurde gewöhnlich Regenauer damit betraut. Er schreckte vor keinem noch so schwierigen oder ausgedehnten Geschäfte zurück; er wußte es zu bewältigen und in der angemessensten, besten Form zu erledigen durch seine unermüdliche Arbeitskraft und seinen gewissenhaften Fleiß, durch Klarheit des Geistes und Schärfe des Urtheils und durch eine glückliche Darstellungsgabe. Ein jetzt gleichfalls dahinge-

schiedener vieljähriger College Regenauer's, ein trefflicher Staatsbeamte und edler Charakter, der großherzogliche Zoll-Direktor Kirchgeßner, schildert in einem Briefe an den Verfasser dieses Aufsatzes die Art wie Regenauer arbeitete in folgender Weise: „Ich habe mich viele Jahre theils bei der Hofdomänenkammer, theils bei dem Finanzministerium in Regenauer's nächster Nähe befunden, lange sogar mit ihm in demselben Zimmer gearbeitet. Er war immer früh am Werk. Gelang es einem Andern es ihm hiebei zuvorzuthun, so ließ er es nie an einer anerkennenden, wenn auch unter einem neckenden Witz versteckten Bemerkung fehlen. Acht bis neun Stunden brachte er täglich in selten unterbrochener stiller Arbeit auf der Kanzlei zu. Ermüdung war ihm fremd. Alle irgend erheblichen Sachen brachte er regelmäßig fix und fertig in die Sitzung. Dem Sekretär blieben nur die gewöhnlichsten, nach der Schablone zu machenden Ausfertigungen. Größere, wichtigere Ausfertigungen pflegte er, nachdem sie niedergeschrieben waren, mit unterdrückter Stimme zu überlesen, gleichsam um sich zu überzeugen, ob auch alle Sätze rund und ansprechend in's Ohr fallen. Zu corrigiren war er selten in der Lage. Hielt er ein Concept für nicht ganz tadelfrei, was aber nicht oft vorkam, so wurde es in aller Ruhe in den Papierkorb spedirt und ein neues gemacht. Rückstände duldete er nicht; sie waren ihm auch bei Andern ein steter Dorn im Auge. „Man darf nur den Geschäften muthig in's Gesicht schauen, dann geht es schon": war sein Wahlspruch. Blieb irgendwo Etwas stecken und er überzeugte sich, daß der Betreffende des Gegenstandes nicht Meister werden konnte: so half er gerne oder wußte Mittel und Wege zu finden, daß es ihm selbst in die Hände kam, wo er es dann selbst erledigte. Als er schon Minister war, kam der Fall vor, daß ein verfahrener Gegenstand hohen Alters und mit voluminösen Acten behaftet in die Sitzung gebracht wurde. Aus dem Vortrag und der Discussion überzeugt, daß die Sache im Unklaren sei, ließ er sich die Acten zustellen; und

in einer der nächsten Sitzungen überraschte er, der alte Minister, sein Collegium mit einer vollständigen, aktenmäßigen Bearbeitung womit die Sache wirklich spruchreif und fertig war. Der verlebte Minister Winter pflegte von Regenauer zu sagen: es sei ihm kein Mann bekannt geworden. der sich mit solcher Grazie in den Geschäften bewege und so vollkommen Herr aller seiner Hilfsmittel sei wie Regenauer. In der That waren seine schriftlichen Arbeiten wie auch seine Reden Muster einer correkten, klaren, bündigen und eleganten Diktion. Seine Haltung in der Discussion war, wie im gewöhnlichen Leben, stets gleichförmig eine wohlbemessene, würdige und höchst anständige. Ich habe nie ein triviales Wort aus seinem Munde vernommen. Wurde er warm, so konnte er auch sehr einnehmend und den Zuhörer gewinnend sprechen."

Obgleich Regenauer auch auf seinen ersten Stufen im Staatsdienste sich durch eine sehr erfolgreiche Thätigkeit auszeichnete, so konnte er diese Thätigkeit in hohem Maße erst entfalten nach seinem Eintritt als Rath in das großherzogliche Finanzministerium. Von seinen Leistungen in dieser Stellung treten zunächst hervor: sein Antheil an dem Zehntablösungsgesetz (1833) und seine Theilnahme an den Conferenzen des deutschen Zollvereins (1836—1844).

Regenauer hatte den Entwurf des auf dem Landtag 1833 den Ständen vorzulegenden Zehntablösungsgesetzes zu bearbeiten. Dieser Gesetzentwurf war von der Ansicht ausgegangen, daß der Zehnte der Regel nach aus sich selbst, das ist mittelst einer Staatsunterstützung dadurch abgelöst werden soll, daß er forthin zu Gunsten der Zehentpflichtigen eingesammelt, und aus dem Ertrage neben den Zinsen des nach Abzug der Staatsunterstützung noch übrigen Ablösungs-Capitals, allmählig dessen Tilgung besorgt würde. Der Abgeordnete der zweiten Kammer von Rotteck dagegen und andre wollten, daß der Zehnteinzug alsbald eingestellt und die Abtragung von Zins und Capital nach entsprechendem Repar-

titionsfuß in Geld bewirkt werden solle. Diese letztere Ansicht siegte auch in so fern bei den Ständen, als der Uebergang zu einer andern Erhebungsweise und dadurch zu diesem zweiten Ablösungswege mehr erleichtert wurde als dieses im dem ursprünglichen Gesetzesentwurf beabsichtigt war. Dazu kam später, daß viele Gemeinden einen entschiedenen Vorzug darin erblickten, wenn alsbald die Zehnterhebung eingestellt würde; daß sie ferner die alsdann eintretenden Schwierigkeiten eines andern Repartitionsfußes und des Einzugs der Geldbeiträge für Zins und Capital weit unterschätzten und daß die Behörden, welche die Gemeinden zu überwachen hatten, diesem Gegenstande viele Jahre hindurch nicht die nöthige Aufmerksamkeit widmeten. Wo man aber, wie das Gesetz in erster Linie verlangte, den Zehnten zum Zweck der Tilgung forterhoben hat, da bestand bald kein Zehnte mehr und die Zehntablösungsschuld wurde ohne Hindernisse und Druck beseitigt.

Was die Theilnahme Regenauer's an den General-Conferenzen des Zollvereins betrifft, so bemerken wir hierüber im Allgemeinen, daß derselbe als Abgeordneter Badens bei denselben während einer langen Reihe von Jahren durch sein Talent und seine vollkommene Fachkenntniß einen Einfluß ausübte, welcher über das Verhältniß der materiellen Bedeutung Badens in diesem Vereine sich erhob. Nachdem Baden im Jahre 1834 nicht ohne lebhaften Widerstand in der zweiten Ständekammer dem Zollverein beigetreten war, so wurde die erste dieser Conferenzen im Jahre 1836 zu München gehalten. Sie genügte ihrer umfassenden und schwierigen Aufgabe die gemeinschaftliche Zollgesetzgebung festzustellen, in verhältnißmäßig kurzer Zeit. Außerdem wurde dort in Folge von Anträgen Bayerns und Badens der Grund zur Ordnung des süddeutschen Münzwesens gelegt. Auf der Zollconferenz zu Berlin im Jahre 1841, wo man vor Ablauf der ersten Periode des Zollvereins über dessen Fortdauer für die nächstfolgende zwölfjährige Periode verhandelte und sich bedeutende

Schwierigkeiten entgegenstellten, war es Baden von welchem ein vermittelnder Vorschlag über die Theilung der Aus- und Durchgangszölle ausging, der sofort auch von den übrigen Bevollmächtigten angenommen wurde.

Von andern wichtigeren Geschäftsarbeiten, bei welchen Regenauer als Referent im Finanzministerium vorzugsweise betheiligt war, sind anzuführen: eine neue Organisation des Forstwesens (1834); die Verordnungen über die Vorbereitung zum Finanzdienst (1838); die Gründung einer Wittwenkasse für die Subalterndiener (1841); die neue Neckarschiffsordnung (1842) u. a.

Mit der Ernennung Regenauer's zum Vorstand des Finanzministeriums (1844) eröffnete sich für den ausgezeichneten Finanzmann ein noch größerer Wirkungskreis. Regenauer's beinahe fünfzehnjähriges Wirken als Finanzminister, durch welches er die von seinem Vorgänger, dem Finanz-Minister von Böckh, gegründete Ordnung des badischen Staatshaushaltes in erfolgreichster Weise fortsetzte, zerfällt in zwei Perioden, welche durch die politischen Ereignisse im Jahre 1848 und 1849 von einander getrennt sind.

Der Antritt des neuen Amtes begann für Regenauer unter den glücklichsten Auspicien. Zum Fortbau der Eisenbahn war ein Staatsanlehen von vierzehn Millionen Gulden erforderlich; der Finanzminister entwarf den Plan zu einem Lotterieanlehen der von den Ständen genehmigt wurde. Das Anlehen ward begeben (März 1845) und dabei ein fast unerhört vortheilhafter Preis erzielt. Für 100 fl. in Papier zu 3½ Proc. verzinslich wurden von den Unternehmern des Anlehens 110 fl. 38 kr. in baarem Geld bezahlt. Weniger glücklich waren die nächstfolgenden zwei Jahre wegen Mißwachses und Theurung. Auf dem Landtag von 1848 gewann die Opposition ein solches Uebergewicht, daß Regenauer welcher zu den conservativen Elementen des damaligen Ministeriums gezählt wurde, sich veranlaßt sah, seine Entlassung zu verlangen. Nicht Mißerfolge in der Finanzverwaltung, sondern

politische Ursachen führten diesen Rücktritt herbei, wie weiter unten gezeigt werden wird.

Regenauers Nachfolger wurde der jetzt gleichfalls verstorbene damalige geheime Finanzrath Hoffmann, badischer Zollvereinsbevollmächtigter zu Stettin, früher ein hervorragendes Mitglied der liberalen Kammermajorität. Ungeachtet der verschiedenen politischen Parteistellung standen die beiden Finanzmänner persönlich in einem nicht unfreundlichen Verhältnisse, da jeder den Charakter des andern durch mehrjährige Bekanntschaft und Geschäftsverkehr achtete. Nach der Restauration welche auf den unseligen badischen Aufstand von 1849 folgte, übernahm Regenauer auf's neue die Leitung des Finanzministeriums und wurde der Nachfolger seines Nachfolgers.

Die Aufgabe des Finanzministeriums in dieser Zeit war keine leichte. Die Staatskassen waren leer und das Finanzwesen durch die auf dem Landtag 1848 versuchten, meistens nicht glücklichen Neuerungen in manchen Theilen in seiner frühern Ordnung gestört. Einen Ueberblick des Erfunds gewährt der Bericht, welchen damals der Finanzminister den 12. Juli 1849 an den Großherzog erstattete (veröffentlicht in dem badischen Regierungsblatt 1849 S. 334). Die Revolution verursachte der badischen Staatskasse große Opfer und Verluste, welche von dem Finanzminister auf mehr als sieben Millionen Gulden angegeben wurden*). Davon ging

*) Denkschrift des großherzoglichen Finanzministeriums über die dermalige Lage des badischen Staatshaushaltes. Carlsruhe 1855. S. 34. Den Hauptposten darunter bilden mit ungefähr vier und einer halben Million Gulden die Kosten für die Moblimachung und Verpflegung der zur Bekämpfung des Aufstandes herbeigerufenen preußischen Truppen. Die preußische Regierung machte sich durch Zurückbehaltung des badischen Antheils an den Revenüen des Zollvereins bezahlt. Dieses Verfahren wurde damals von sonst preußenfreundlichen Deputirten in der zweiten badischen Kammer sehr übel aufgenommen, da an der Zahlungsfähigkeit des badischen Staates doch nicht zu zweifeln war.

denz. Durchaus auf wissenschaftlichem Grunde aufgebaut ist das Leben der heiligen Landgräfin unter seiner Hand zu einem Geschichts- und Erbauungsbuch für christliche Familien geworden. Er hat es deßhalb auch ausdrücklich „ein Buch für Christen“ benannt. Die angeknüpften Betrachtungen des Verfassers nehmen einen beträchtlichen Raum ein, doch scheint für den erbaulichen und belehrenden Zweck, den er im Auge hat, das Maß nicht oder doch nur selten überschritten. Jedenfalls ist dem Werke dadurch jener individuelle Charakter aufgedrückt, der allen Schriften dieses originalen Mannes anhaftet. Man findet aber hier Alles mit einem milden würdigen Ernst behandelt und mit einer edlen Schlichtheit vorgetragen. Es ist die Sprache des ächten Volksbuchs, lesbar für die Menge, genießbar für die Gebildeten, von treffenden Gedanken, Vergleichen und Bildern mannigfach belebt. Es ist zugleich durchschlungen mit dem Besten, was Andere Hiehergehöriges gesagt haben, sei es ein altdeutscher Chronist oder Sänger, ein Kirchenvater oder der alte Pater Cochem. Mit ruhiger Klarheit hat der Verfasser in dem Leben der Heiligen besonders auch jene Seite beleuchtet, welche dem gemeinen Menschenverstande am befremdlichsten erscheint, jene unbarmherzige Strenge der heiligen Fürstin gegen sich selber bei der ebenso schrankenlosen Barmherzigkeit gegen den Nebenmenschen, und diese allerdings fast überirdische Blüthe des nach Verinnerlichung ringenden christlichen Geistes im Mittelalter konnte wohl keinen bessern Erklärer und Apologeten finden als den gemüthstiefen ascetischen Alban Stolz. Es ist überhaupt vielleicht das schönste Buch das er geschrieben.

Das stattliche Werk ist bereits in einer vermehrten Auflage und in einer prachtvollen Ausstattung erschienen und verdient somit in jeder Beziehung dem weitesten Leserkreis empfohlen zu werden, wenn der Name des Verfassers überhaupt noch einer Empfehlung bedürfte.

Minister einen wichtigen Gegenstand der Sorge und der Geschäfte, bis die Krisis nach mehrfachen Schwierigkeiten endlich glücklich vorüberging und der Zollverein, den norddeutschen Steuerverein in sich aufnehmend, auf weitere zwölf Jahre verlängert wurde.

Eine fernere Sorge für den Finanzminister bereitete ein in dem badischen Staatsbudget eintretendes Deficit. Es war dieses in den sonst blühenden Staatsfinanzen eine neue Erscheinung, welche sich in dem ordentlichen Budget der zweijährigen Finanzperiode 1854 und 1855 zeigte; das jährliche Deficit betrug 200,000 Gulden. Regenauer gewann die Ansicht, daß dieses finanzielle Bedürfniß nicht durch Vermehrung der Staatsschuld, sondern durch einen außerordentlichen Steuer-Zuschlag für die Budgetperiode 1856 — 1857 zu decken sei. Die oben schon angeführte Denkschrift über den badischen Staatshaushalt hatte den Zweck diese Maßregel zu begründen und zu rechtfertigen. Die Stände theilten diese Ansicht und der außerordentliche Steuerzuschlag wurde bewilligt; später war er nicht weiter nöthig.

Ebenso zeigte sich Regenauer als einen vorsichtigen Finanzmann bei dem Bau neuer Eisenbahnen, der Kinzigthal- und der Odenwaldbahn, auf Staatskosten. Regenauer wollte für beide Bahnen Privatbau mit Staatsunterstützung in Form einer beschränkten Zinsengarantie. Der Gegenstand schien ihm damals noch nicht erschöpfend genug vorbereitet und ein etwas zu gewagtes Unternehmen. In diesem Sinne war ein mit den Ständen vereinbartes Gesetz vom 15. November 1856 gehalten. Wenn man mehrere Jahre später dennoch den Bau dieser Eisenbahnen auf Staatskosten unternahm, so ist doch immerhin vor deren eingetretener Vollendung über die Ertragsfähigkeit noch kein sicheres Urtheil zu fällen; und was die Fortsetzung der Kinzigthalbahn über den Schwarzwald nach dem Bodensee betrifft, so werden auch jetzt noch, nachdem die Richtung der Bahn festgesetzt ist, fortwährend neue Einwendungen dagegen vorgebracht.

Auch gegen die in derselben Zeit auftauchenden Projekte der Errichtung einer badischen Bank nahm der Minister eine mehr abwehrende Stellung ein. Das erste Projekt ging von einer Anzahl inländischer Capitalisten aus, welche eine Anstalt nach Art des Pariser Crédit mobilier und der Wiener Credit-Anstalt beabsichtigten. Das spätere Projekt ging von dem ehemaligen badischen Finanzminister Blittersdorf und einigen Brüsseler Bankiers aus und sollte eine Zettel-Bank zur Ausführung bringen. Die nüchternen volkswirthschaftlichen und finanziellen Schranken, welche auf Regenauers Vorschlag vorgehalten wurden, sind damals von den Unternehmern als eigensinniges Widerstreben gegen eine berechtigte Entwicklung des Verkehrs getadelt worden; andererseits fand das Verfahren der Regierung unter den nichtbetheiligten Sachkennern vielfach Billigung und Anerkennung.

Nach der oben berührten Periode einer Verschlimmerung der badischen Finanzen (1847 bis 1855) trat mit dem Jahre 1856 wie in andern Staaten des Zollvereins so auch in Baden eine sehr bemerkbare Wendung zum Bessern ein. Die Kartoffelkrankheit erlosch allmählig; den Mißernten folgte eine Reihe günstiger Weinlesen; die ländliche Bevölkerung erholte sich rasch; die Staatseinkünfte floßen reichlich; in der Staats-Kasse sammelten sich Ueberschüsse. So konnte für die Budgetsperiode 1858 — 1859 nicht bloß der außerordentliche Steuerzuschlag wegfallen, sondern es blieben noch Mittel zu bedeutenden neuen Ausgaben. Die Civilliste, welche seit 1831 auf demselben Stande geblieben war (700,000 Gulden) wurde um 100,000 Gulden erhöht. Deßgleichen wurde in Anbetracht der gesteigerten Preise der Lebensbedürfnisse eine beträchtliche Verbesserung aller Besoldungen und Gehalte der Civil- wie der Militärstaatsdiener vorgenommen. Ungeachtet dieser neuen Ausgaben schloß das ordentliche Budget von 1858 — 1859 mit einem Einnahmeüberschuß. Zu den übrigen vermehrten Einnahmen kam im Frühjahre 1859 ein Betrag von über zwei Millionen Gulden, herrührend aus

dem alten rheinpfälzischen Schuldenwesen, welchen das Finanz-Ministerium so glücklich war nach vieljährigen Unterhandlungen mit der Krone Bayern endlich für Baden flüssig zu machen.

Wir übergehen eine Reihe von Gesetzentwürfen, Verordnungen und Einrichtungen auf dem finanziellen Gebiete, welche man dem unermüdlich thätigen Finanzminister in jenen Jahren verdankte. Selbst der Tod eines geliebten Sohnes, der ihn überaus schmerzte, hielt den pflichttreuen Mann nicht ab, zwei Denkschriften im Jahre 1859 zu verfassen über eine für Baden wichtige finanzielle Frage, nämlich zur Begründung der mit Aufhebung der Durchgangsabgaben im Zollverein gleichzeitig vorzunehmenden, sehr namhaften Ermäßigung der Rheinzölle.

Der Landtag von 1859 kam inzwischen herbei; er traf den Vorstand des Finanzministeriums ganz vorbereitet, über die Vergangenheit und Zukunft des Staatshaushaltes Rede zu stehen und das von ihm vorgelegte Staatsbudget zu vertheidigen und durchzuführen. Unerwarteter Weise sollte Regenauer diese seine Aufgabe nicht mehr erfüllen. In Folge des den 1. April 1860 eingetretenen Wechsels der Ministerien des Innern, der Justiz, des Aeußern fand sich Regenauer bewogen, das Portefeuille des Finanzministeriums in die Hände des Großherzogs zurückzugeben. Man bedauerte allgemein im Lande den Verlust eines solchen Finanzministers, aber ebenso billigte man unter den obwaltenden Umständen diesen seinen Schritt.

XXVII.

Zwei Heiligen-Biographien.

I. Sankt Augustinus. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Mainz. Kirchheim 1866.

Wenige Namen stehen in so großartig typischer Gestalt vor den Augen der gesammten christlichen Menschheit da, wie der afrikanische Kirchenlehrer, dessen Namen man nur auszusprechen braucht, um die mächtige Persönlichkeit in bestimmten Umrissen vor uns aufsteigen zu sehen. Gleichwohl wird aber die Aufgabe seiner vollgiltigen Würdigung dadurch keineswegs erleichtert, die Anforderungen stellen sich vielmehr für jeden neuen Darsteller nur um so höher. Das wunderbare Gestirn, das von Afrika aus die christliche Welt durchleuchtete, die Feuerseele mit dem Kernspruch „qui non zelat non amat", der beredte Sprecher und Streiter in den wichtigsten Dogmen-Kämpfen der Kirche, „der große Baumeister der das Haus Gottes stützte", wie ihn der alte Viktor von Vita nannte, „einer jener Riesengeister die in einem Jahrtausend höchstens einmal vorkommen", wie Feßler von ihm sagt — es ist kein geringes Unterfangen für eine weibliche Feder, einem solchen Manne nach allen Seiten gerecht zu werden.

Aber schon in den vorausgegangenen „Bildern aus der Geschichte der Kirche", wovon das gegenwärtige eine Fort-

setzung bildet*), hat die Gräfin Hahn-Hahn gezeigt, was man von ihr zu erwarten hat. Sie hat sich mit Liebe in das reiche Leben des Kirchenvaters hinein versenkt, ihre Sprachgewalt ist eine langversuchte, Bewunderung und Dankbarkeit haben ihr die Feder geführt, und so ist in der vorliegenden Biographie ein schönes, fleißig ausgemaltes, geistig überaus anregendes Bild des heiligen Mannes entstanden, dessen Leben in ganz ausgezeichnetem Grade geeignet und berufen ist unserer Gegenwart vor die Augen gehalten zu werden. Es gibt keine Zeit, die lauter und intensiver gegen den Materialismus protestirte, als jene wahre Heldenzeit des Geistes, der feurigen Geistesschlachten unter einem Augustinus, Ambrosius, Hieronymus. Der eigene Entwicklungsgang des heiligen Augustinus, der in ungeheurem Ringen sich aus der materialistischen Umstrickung des Manichäismus emporgerissen hat, ist selber der lebendigste Protest dagegen.

Gerade dieser persönliche Entwicklungsgang stellt sich der modernen Zeitrichtung noch besonders nahe. Die wunderbare Seelengeschichte, die in den „Bekenntnissen" für alle Zeiten niedergelegt ist, sollte vor allem unserem Jahrhundert vertraut und verständlich werden, dem der unbefriedigte faustische Drang nach Erkenntniß zum melancholischen Charakterzug geworden. Das namenlose Sehnen und Suchen nach dem Wahren, Unvergänglichen bildet ja auch den goldenen Faden in den langen Irrfahrten des jungen Augustinus. Auch der Mann von Tagaste war eine jener Prometheischen Naturen, die in glühend ungestümem Drang nach Erkenntniß der Sünde, dem Zweifel, der Gottentfremdung verfielen. Aber nachdem er die Unzulänglichkeit alles Menschenwitzes und aller Menschenkraft in schmerzlichem Irrgang erfahren, liefert er sich nicht den dämonischen Mächten aus, sondern er beugt sich dem Unbegreiflichen und öffnet sein Herz dem Werk der Gnade. Wenn es demnach zutrifft, was man von dem

*) Vierter Band: Die Kirchenväter. Zweite Abtheilung.

Göthe'schen Faust, dem idealisirten Helden der Volkssage behauptet hat, daß in seinem Wesen das Leben der gesammten ringenden und suchenden Menschheit sich spiegle, so ist dieß mit noch besserem Recht auf die historische Gestalt des Augustinus anzuwenden. Und um wie viel trostreicher stellt sich uns dieses historische Vorbild dar! Während der moderne Faust aus verschuldetem Wahn suchte ohne zu finden, zeigt uns Augustinus den Weg und den Trost der Seele, die guten Willens gesucht hat und gefunden.

Selbst für einen Ungläubigen muß es anziehend seyn, die feinen Fäden in dieser langsamen Hinführung zu Gott zu verfolgen, wie sie aus den Bekenntnissen erkennbar hervortreten: der Schmerz, die Thränen, die Gebete der frommen Mutter, die den manichäischen Sohn von ihrem Herd und Tische schied, um ihn nur um so inniger an ihr liebendes Mutterherz zu schließen und dann selbst über das Meer hinüber ihm nachzugehen; der Busenfreund, dessen unvermuthete Taufe ihn überraschte und dessen plötzlicher Tod ihn in einen Zustand der trostlosesten Traurigkeit und Verzweiflung versetzte; das fortdauernde Ungenüge der eigenen Erkenntniß und der ruhelos verzehrende Hunger nach Wahrheit, zu Carthago wie zu Rom; die Enttäuschungen, die er an dem Orakel der Manichäer, dem gefeierten Faustus erlebte, der, wie Augustinus selber klagt, seinem Durst „goldene Trinkgeschirre, aber leer anbot"; die Reden des heil. Ambrosius zu Mailand, die er hörte in der Absicht die Rhetorik des berühmten Mannes zu analysiren, von deren Geist und Gehalt aber wider Willen immer mehr in seine Seele eindrang; das Beispiel, das ihm durch Männer wie Simplician und Pontitian vorgehalten ward und ihm den Ausruf abpreßte: „Was war das! was geht um uns vor! Unwissende stehen auf und reißen das Himmelreich an sich, und wir mit unserer herzlosen Gelehrsamkeit, wir wälzen uns in Fleisch und Blut?" — dieß und so manches [illegible] sammenwirken, bis die Zeit gekommen war, [illegible]

„Nimm und lies“ die rechte Stelle in der heil. Schrift und in seinem Herzen traf, und der Zustand in ihm reif war, aus dem er fortan sprechen konnte: „Gib mir Kraft, o Herr, zu thun was du gebietest, und dann gebiete was du willst.“

Seit dieser Zeit, seit anderthalb Jahrtausenden ist der große Mann und seine Bekenntnisse Unzähligen zum Freund und Berather des inneren Lebens geworden. Wie viele haben gleich ihm und an seiner Hand gesucht und glücklich gefunden! Auch die Verfasserin des vorliegenden Lebensbildes erkennt, wie sie andeutet, den heiligen Bischof in dieser Hinsicht als ihren größten Wohlthäter, und darum hat sie einen persönlichen Grund, die Züge des afrikanischen Kirchenlehrers in bewundernden Worten der Gegenwart zum Vorbild hinzustellen. „Eine so immense Intelligenz“, also charakterisirt sie Augustinus, „verbunden mit einem so liebeglühenden Herzen; eine Bekehrung von der Welt zu Gott die so goldene Gnadenfrüchte trägt; eine solche Seelenanmuth um Seelen zu gewinnen, und eine solche Klarheit und Macht des Geistes um die Geister zu überzeugen und zu fesseln; diese milde Trauer über die Irrwege seiner Jugend und diese erhabene Zuversicht gerade deßhalb um so mehr für das Reich Gottes auf Erden, die Wahrheit, kämpfen zu müssen; diese Gluth, dieser namenlose Durst nach Wahrheit, der ihn bald zu vertrockneten Cisternen, bald zu trüben Bächen und schlammigen Strömen treibt, und wieder aufjagt und ihm keine Ruhe läßt bis er endlich, endlich! das Wasser des ewigen Lebens, das Christus gebracht hat, gefunden: alle diese Gegensätze, die sich so harmonisch ausgleichen und die auf so ungeheure innere Kämpfe hindeuten, machen ihn zu einer Persönlichkeit, an welcher nur derjenige gleichgültig vorübergehen kann, der nie den Namen Augustinus hörte. Für alle Andern ist Augustinus der Gegenstand der lebhaftesten Sympathie, der tiefsten Bewunderung und Verehrung, für Einzelne aber mehr noch geworden: der Stern nämlich, der die Wolken ihrer Irrthümer durchbrach und immer wieder vor

ihnen aufleuchtete, bis auch sie zum Wasser des ewigen Lebens, das alles Dürsten stillt, gelangten. So lange es auf Erden Liebe und liebefähige Wesen gibt, können sie von Augustinus lernen, wo sie mit ihrer Liebe — ihre Ruhe finden, und wie aus dieser Ruhe die Kraft hervorgeht Riesendinge für das höchste Gut zu thun."

II. Die heilige Elisabeth. Von Alban Stolz. Vermehrte und verschönerte Auflage. Freiburg, Herder 1866.

Es kann kaum etwas Rührenderes geben als die alten treuherzigen Chroniken über Sant Elsbeten Leben, die uns in verschiedenen Handschriften (zu München, Brüssel, Heidelberg, Wolfenbüttel und an a. O.) überliefert sind. Von ihrem treuherzigen Ton und Inhalt angemuthet, suchte Clemens Brentano schon im J. 1827 seinen Freund Böhmer zu bestimmen, das Leben der heiligen Landgräfin wissenschaftlich für unsere Zeit zu bearbeiten. „Eine treue Hand", schrieb er damals, „ein frommes Herz müssen ungeheure Freude bei dessen Bearbeitung aus den vielen Quellen genießen und durch seine Vollendung großen Segen verbreiten. Der Kern der Geschichte ist in so mancherlei schönen alten Legenden in einfältiger Sprache da, und dennoch bieten sich so viele Nachlesen und Einrahmungen aus der Zeit-, Orts- und Kloster-Geschichte dar in thüringischen und hessischen Geschichten, daß das Zusammenstellen des Apparats schon große Freude machen müßte. Wenige Heilige aber sind volksmäßiger geworden; sie ist die heilige Vertreterin aller Armen- und Kranken-pflegenden Orden."

Gewiß, unter den heiligen Frauen Deutschlands ist wohl keine volksthümlicher geworden als die fromme Landgräfin von Thüringen. Alle Künste haben sich darum vereinigt, den Kranz um die lieblichste Frauengestalt des 13. Jahrhunderts zu schlingen, die edle Königstochter aus Ungarland die eine

„gloria Theutoniae" geworden, wie in Marburg an der Wand zu lesen. Von Fiesole bis auf unsern Meister Schwind hat die Malerei das Bild und Leben der wunderwürdigen Frau in unvergänglichen Zügen verherrlicht. Auf dem Hauptaltar der Domkirche zu Marburg befindet sich das älteste Bild von ihr aus Stein, und der Marburger Dom selber, dieses reine Werk deutscher Baukunst, das über dem Grab der Heiligen im Jahre ihrer Heiligsprechung (1235) erbaut wurde, ist wohl das herrlichste Denkmal, das ihr von der dankbaren Nation errichtet werden konnte. Freilich ist dieses Denkmal heute seinem eigentlichen Zwecke, dem katholischen Gottesdienst entzogen, aber die von den Knien der Pilger ausgehöhlten Steine vor dem Sarg der Heiligen reden noch von der liebenden Verehrung des Volkes. Unzählig endlich sind die Aufzeichnungen und Verherrlichungen in Prosa und in Reimen, die nach ihrem Hingang wie Blumen über ihrem Grabe erstanden.

Böhmer ist nicht dazu gekommen, diese Quellen über das Leben der heiligen Frau historisch zu bearbeiten, aber er hat ihr in seinen Kaiserregesten mit kurzen Worten eine ergreifende Lobrede gehalten. Seitdem hat Graf Montalembert jene Aufgabe übernommen und die Geschichte der frommen Landgräfin in einem begeisterten Werke dargestellt, das auch in's Deutsche übersetzt ist und durch die gehaltvollen Zusätze und Anmerkungen von J. Ph. Städtler wesentlich an historischem Werth gewonnen hat. Neben diese Arbeit des berühmten Franzosen stellt nun Alban Stolz eine selbstständige deutsche Arbeit, wie es billig und nachgerade an der Zeit ist, nachdem mittlerweile mehrere andere einschlägige Schriften von beachtenswerthem Gehalt und von protestantischer Seite, wie die Geschichte des Landgrafen Ludwig IV. von G. Simon (1854), Henke's gründliche Forschung über Konrad von Marburg (1861) rc. in Deutschland erschienen sind.

Das Werk des Herrn Stolz ist in der umfassendsten Weise angelegt, aber wie von diesem Schriftsteller zu erwarten war, mit einer bestimmter hervortretenden volksmäßigen Ten-

denz. Durchaus auf wissenschaftlichem Grunde aufgebaut ist das Leben der heiligen Landgräfin unter seiner Hand zu einem Geschichts- und Erbauungsbuch für christliche Familien geworden. Er hat es deßhalb auch ausdrücklich „ein Buch für Christen" benannt. Die angeknüpften Betrachtungen des Verfassers nehmen einen beträchtlichen Raum ein, doch scheint für den erbaulichen und belehrenden Zweck, den er im Auge hat, das Maß nicht oder doch nur selten überschritten. Jedenfalls ist dem Werke dadurch jener individuelle Charakter aufgedrückt, der allen Schriften dieses originalen Mannes anhaftet. Man findet aber hier Alles mit einem milden würdigen Ernst behandelt und mit einer edlen Schlichtheit vorgetragen. Es ist die Sprache des ächten Volksbuchs, lesbar für die Menge, genießbar für die Gebildeten, von treffenden Gedanken, Vergleichen und Bildern mannigfach belebt. Es ist zugleich durchschlungen mit dem Besten, was Andere Hiehergehöriges gesagt haben, sei es ein altdeutscher Chronist oder Sänger, ein Kirchenvater oder der alte Pater Cochem. Mit ruhiger Klarheit hat der Verfasser in dem Leben der Heiligen besonders auch jene Seite beleuchtet, welche dem gemeinen Menschenverstande am befremdlichsten erscheint, jene unbarmherzige Strenge der heiligen Fürstin gegen sich selber bei der ebenso schrankenlosen Barmherzigkeit gegen den Nebenmenschen, und diese allerdings fast überirdische Blüthe des nach Verinnerlichung ringenden christlichen Geistes im Mittelalter konnte wohl keinen bessern Erklärer und Apologeten finden als den gemüthstiefen ascetischen Alban Stolz. Es ist überhaupt vielleicht das schönste Buch das er geschrieben.

Das stattliche Werk ist bereits in einer vermehrten Auflage und in einer prachtvollen Ausstattung erschienen und verdient somit in jeder Beziehung dem weitesten Leserkreis empfohlen zu werden, wenn der Name des Verfassers überhaupt noch einer Empfehlung bedürfte.

XXVIII.

Nordamerikanische Correspondenz.

Es ist wahrlich bewunderungswürdig, mit welcher Beharrlichkeit die deutsche sogenannte liberale Presse fortfährt die nordamerikanischen Verhältnisse in falschem Lichte darzustellen, und der deutsche Philister der seine Kenntniß dortiger Zustände nur aus jenen Quellen schöpft, muß natürlich denken, die republikanische oder vielmehr radikale Partei Nordamerika's kämpfe bloß für Mäßigung, Billigkeit und Recht, während Präsident Johnson, jenes Ungethüm in Menschengestalt, nur darauf aus sei, dem „segensreichen Wirken des gesinnungstüchtigen und patriotischen Congresses“ entgegenzuarbeiten, die Sklaverei wieder einzuführen und dem Süden seine alte Suprematie wieder zu verschaffen. Die Herren Sumner und Stevens, die radikalen Führer der Congreßmajorität die jetzt bemüht sind eine neue Revolution vorzubereiten, falls die nächsten Herbstwahlen gegen sie ausfallen sollten — sie haben dann nur nach ihrem Gewissen und aus reinem Pflichtgefühl gehandelt.

An den Vorzeichen einer neuen Revolution, deren Schauplatz hauptsächlich der Norden seyn dürfte, fehlt es auch ganz und gar nicht. Das Repräsentantenhaus nahm einen Gesetzes-Vorschlag an, dahin gehend die Miliz in allen nördlichen

Staaten zu organisiren und zu bewaffnen, sowie zwei Drittheile sämmtlicher in den Arsenalen befindlichen Waffen und Munition an die verschiedenen nördlichen Staaten und Territorien zu vertheilen. Diese Waffen werden also an die Gouverneure geschickt die im ganzen Norden der radikalen Partei angehören und die fraglichen Kriegsmittel schon in die richtigen Hände gelangen lassen werden. Die New-York Times stellt dieß als eine Verschwörung der Radikalen dar und sagt: „Diejenigen welche für dieses Gesetz gestimmt haben, beabsichtigen hiermit den ersten Schritt zu ihren Vorbereitungen für einen neuen Bürgerkrieg.“ General Sherman, nach Grant der hervorragendste nordamerikanische General, sagte neulich in einer öffentlichen Rede im Yale-College: die Studenten würden bald wieder Gelegenheit erhalten für ihre Fahne zu kämpfen, denn ein Kampf stehe bevor, wie sie einen gleichen noch nicht gesehen hätten. Ebenso erklärte Herr Montgomery Blair (Generalpostmeister unter Lincoln) in einer öffentlichen Rede, das Resultat der neuesten Politik der Radikalen würde seyn: zwei Präsidenten und zwei Congresse.

Ganz geheuer ist es also nicht in den Vereinigten Staaten und schon haben wieder blutige Auftritte stattgefunden. Die radikalen Emissäre des Nordens in New-Orleans hatten seit einiger Zeit darauf hingearbeitet, daß der während des Krieges im J. 1864 unter dem Einflusse der Bajonette gewählte und großentheils aus nördlichen Radikalen zusammengesetzte constituirende Convent wieder zusammentrete und hatten auch den schwachen Gouverneur Wells bestimmt denselben von neuem zu berufen. Dieser Convent hatte damals für den Staat Louisiana eine ziemlich radikale Constitution erlassen, die jetzt noch mehr radikalisirt werden sollte; namentlich sollte den Negern das Stimmrecht gewährt und allen Bürgern welche früher mit der Conföderation sympathisirt, dasselbe entzogen werden. Die Geschicke von Louisiana sollten also künftig nur von den nördlichen Spekulanten mit Hülfe ihrer Werkzeuge, der Neger geleitet werden. Natürlich erregte dieß die

größte Erbitterung, zumal da eben diese Constitution von 1864 erklärt, daß die in ihr enthaltenen Grundgesetze nur von einem neuen aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Convente geändert werden könnten. Der Richter des Distriktcourt erklärte die Zusammenberufung als einen staatsverrätherischen Bruch der Constitution und der Bürgermeister von New-Orleans verbot die Versammlung dieses Conventes. Trotzdem hielten die Mitglieder ihre Sitzung, unter dem Schutze einer großen Anzahl von Negern welche zuvor von den Radikalen wohl bewaffnet worden waren. Nun kam es zu einem blutigen und erbitterten Kampfe zwischen den Negern und der vom Volke verstärkten Polizei, bis letztere den Convent erstürmte und seine Mitglieder verhaftete. Dabei sollen große Brutalitäten ausgeübt worden seyn, um so wahrscheinlicher als in Bezug auf Rohheit die Nordamerikaner des Südens denen des Nordens vollkommen gleich stehen, wovon wir weiter unten ein Beispiel anführen werden.

Solche Scenen sind nur der Anfang des Endes und bald werden sich dieselben zunächst in Tennessee und anderen Südstaaten und schließlich im Norden selbst wiederholen. Der Gouverneur Brownlow von Tennessee, einer der wüthendsten Radikalen und früherer Methodistenprediger, hatte mit Hülfe des Militärs gewaltthätig eine neue Legislatur zusammenberufen, zuvor aber der Hälfte der Bürger das Stimmrecht genommen. Er hatte erklärt, daß frühere Rebellen kein Recht auf den Schutz der Gesetze hätten, und befahl den Soldaten dieselben mit Gewalt von den Stimmplätzen wegzutreiben. Von dieser Legislatur erlangte er nun die Anerkennung des Reconstruktionsplanes des Congresses und theilte sofort seinen Erfolg dem Congreß in einer officiellen Note mit, worin er den Präsidenten Johnson mit dem Schmeichelnamen: „der todte Hund im weißen Hause“ bezeichnete. Der Congreß nahm darauf den Staat Tennessee als „loyal“ in die Union wieder auf; bald aber dürften sich die Folgen jener Gewalt-Maßregeln auch in Tennessee blutig zeigen.

Am 28. Juli hat sich der Congreß nach achtmonatlicher Sitzung bis auf den 2. Dezember vertagt. Da ihm unsere liberalen Blätter so viel Lob gespendet haben, so wollen auch wir einige seiner Thaten näher beleuchten. Die berühmte Schutzanstalt der Neger, das „Freedmen's bureau“, unter dessen Schutz die Plantagenneger jetzt weit schlimmer daran sind als zu Zeiten der Sklaverei, ward trotz des Veto des Präsidenten auf weitere zwei Jahre verlängert. Diese Anstalt ist für die radikale Partei, oder wie sie sich selbst gerne nennt „die Partei der moralischen Ideen“ zu wichtig, um sie sobald wieder aufzugeben, da sie dazu dient verdiente Radikale durch einträgliche Anstellungen, in denen schon Viele ein Vermögen gemacht haben, zu belohnen. In dem betreffenden Gesetze ward bestimmt, die Freigelassenen sollten das Recht haben Waffen zu tragen, alle Civil- und Criminalfälle in denen Neger betheiligt sind, sollten durch die Militärbehörden entschieden werden und alle von General Sherman während des Krieges confiscirten und an Neger geschenkten Ländereien sollten den früheren Besitzern nicht zurückgegeben werden. Der Haß und die Rache der Radikalen geht so weit, daß kurz vor der Vertagung des Congresses ein Gesetzesvorschlag im Repräsentantenhause gelesen ward, welcher offen den Zweck verfolgt die früheren Conföderirten völlig rechtlos zu machen. Nämlich in allen Klagen wegen Beschädigung von Person oder Eigenthum, wenn der Beklagte beweisen kann, daß der Kläger bei der letzten Revolution betheiligt gewesen, den Conföderirten Hülfe geleistet oder nur mit ihnen sympathisirt, oder um Begnadigung bei dem Präsidenten nachgesucht und dieselbe erhalten habe, soll dieß als eine genügende Vertheidigung angesehen werden. Es ist gar nicht unmöglich, daß sogar dieser barbarische Vorschlag im Congresse noch durchgehen wird.

Im Repräsentantenhause ward ein Vorschlag über ein neues Zollsystem mit großer Majorität angenommen, welcher viele Zölle des Morilltarifes noch um weit mehr als 100 Procent erhöht und eine fast japanische Abschließung bewirken

würde. In Folge dessen hatte ein heftiger Streit im Hause zwischen den Deputirten der westlichen Agriculturstaaten und den Protektionisten aus Neuengland und Pennsylvanien stattgefunden, allein schließlich war der Vorschlag doch durchgegangen. Die Regierung würde durch eine solche Abschließung eine ihrer bedeutendsten Hülfsquellen, die Zölle verlieren; der Arbeiterstand hätte bei den ohnehin schon geringen Löhnen, die außerdem noch in Papier ausgezahlt werden, für viele seiner Bedürfnisse den doppelten und dreifachen Preis zu bezahlen, und namentlich würden der Westen und der Süden, die fast ganz auf den Ackerbau angewiesen sind, dadurch ungemein leiden. Der Senat hat es noch nicht gewagt, in dieser Sache einen Beschluß zu fassen, obgleich die Fabrikanten des Nordostens alle möglichen Mittel: Bestechung, Versprechungen und Drohungen, anwenden um ihren Zweck zu erreichen; denn die Stimmung im Westen wird immer drohender und für die nächsten Herbstwahlen zum Congreß gefährlicher. Einstweilen trug der Senat der Finanz-Commission auf, über die Angelegenheit bis zur nächsten Session im Dezember zu berichten.

Ein neues Spekulationssystem ward in diesem radikalen Congresse ausgeheckt, nämlich die Schenkung von Regierungs-Ländereien in großem Maßstabe an verschiedene Aktien-Compagnien, die oft weiter nichts sind, als ausposaunte Schwindel-Unternehmungen. Natürlich werden immer einflußreiche Mitglieder des Congresses an die Spitze der Gesellschaft gestellt, welche die Annahme der Proposition im Congresse besorgen. Diesen Räubereien hat nun der Präsident ein Ende gemacht; neulich ertheilte er sein Veto einer vom Congresse erlassenen Landbewilligung an die Newyork- und Montana-Eisencompagnie, deren Präsident der radikale Senator Wade von Ohio ist. Hierdurch ward der Congreß erschreckt, da das Veto des Präsidenten schon zu sehr die Aufmerksamkeit des Publikums auf seine Privatspekulationen zog, und das Haus verweigerte sogar neulich einem anderen riesenhaften

Schwindel seine Zustimmung. Es war dieß ein Gesetzes-Vorschlag, der Eisenbahn von Californien nach Portland in Oregon 11 Millionen Acres der besten Ländereien, darunter ein reiches Kohlenrevier, zu bewilligen.

Kurz vor seiner Vertagung genehmigte der Senat noch schnell die berüchtigte „equalisation bill.“ Man versteht darunter die Vertheilung von 200 Millionen Dollars an solche Soldaten welche, zu Anfang des Krieges angeworben, geringere Prämien erhalten hatten, als die später engagirten. Da nun diese Soldaten schon längst ihre Forderungen und Dienstabschiede an nördliche Geldwucherer verkauft haben, so wandern die 200 Millionen fast ganz in die Taschen dieser Biedermänner, welche freilich einen Theil an gewisse Senatoren abgeben müssen. Ferner erhöhte der Senat in den letzten Tagen die Gehalte der Congreßmitglieder von 3000 auf 5000 Dollars (außer den Reisespesen). Damit nun der Präsident verhindert würde diesen beiden „segensreichen“ Gesetzen sein Veto entgegenzusetzen, so schachtelten die schlauen Senatoren dieselben in ein anderes Gesetz ein, welches die Auszahlung der Gehalte an die Civilbeamten bestimmt. Bei einem Veto wäre also der Präsident nicht im Stande gewesen, während der Vertagung des Congresses (vier Monate lang) den Beamten ihre Gehalte auszuzahlen und die ganze Staatsmaschine wäre stillgestanden. So blieb dem Präsidenten nichts anderes übrig, als seine Zustimmung auch jenen beutelschneiderischen Manövern zu ertheilen.

Das Repräsentantenhaus hat in der letzten Zeit ein Gesetz einstimmig angenommen, welches den stets wachsenden Haß der Amerikaner gegen Europa bekundet. Nach diesem Gesetze steht es Jedem frei Schiffe, Waffen und Munition an Mächte zu verkaufen, die mit den Vereinigten Staaten nicht im Kriege begriffen sind, und jeder Fremde darf in der Union andere Ausländer anwerben, um gegen fremde Staaten zu kämpfen; nur ist es nicht erlaubt amerikanische Bürger zu engagiren. Es können also in Nordamerika alle möglichen Flibustier-

Expeditionen ausgerüstet werden, um die Ruhe der übrigen Welt zu stören. Dieses Gesetz wird bei dem turbulenten Theile der amerikanischen Bevölkerung, der zudem alle Wahlen beherrscht, so populär werden, daß auch der Senat seine Annahme nicht wird verweigern können. Einstweilen hat er seine Erörterung bis nächsten Dezember verschoben; aber schon um die Stimmen der Irländer bei den nächsten Wahlen für die radikale Partei zu sichern, werden die meisten Senatoren sich verpflichten für das Gesetz zu stimmen. Zunächst scheint die Maßregel zu Gunsten der Fenier gegen England (wie auch gegen Mexico) gerichtet zu seyn; aber die Antipathie gegen Europa, wovon der neue im Hause durchgegangene Prohibitivtarif gleichfalls ein Symptom ist, hat sicherlich auch das Ihrige dazu beigetragen. Der sogenannte Amerikanismus oder Europäerhaß nimmt überhaupt in Nord- und Süd-Amerika reißend überhand und bald dürften wir die Amerikaner als unsere erbittertsten Feinde erkennen. Glücklicher Weise wird aber die Gefahr für uns nicht groß seyn, denn allem Anscheine nach steht der westliche Coloß auf thönernen Füßen und dürfte er in nicht allzu ferner Zeit zusammenbrechen. Der Amerikanismus der Creolen Südamerika's aber kann uns natürlich ganz gleichgültig seyn.

Eine Nation in welcher der crasseste Egoismus und eine Alles absorbirende Geldgier bei einem so großen Theile der Bevölkerung jedes edlere Gefühl zu ersticken droht, kann auf die Länge nicht zusammenhalten. Allerdings wanderten nach Nordamerika viele arbeitsame, brave und unternehmende Leute aus; aber der böse Sauerteig, der Einfluß aller jener unzähligen Schwindler und Verbrecher die aus Europa nach dem Lande der Freiheit zogen und ziehen, durchdringt immer mehr die Massen und muß früher oder später bei einer sich enger anhäufenden Bevölkerung das Chaos herbeiführen. In den ersten Jahrzehnten seiner Unabhängigkeit, als die europäische Einwanderung noch nicht die heutigen colossalen Dimensionen angenommen, hatte Nordamerika wenig von diesem

Uebeln zu leiden und auch heute noch zeichnet sich die Bevölkerung in den Gegenden, die vom Strome der Einwanderung verschont geblieben, durch Sittlichkeit und Religiosität vortheilhaft vor den übrigen Amerikanern aus. Jetzt aber greift die Corruption auf eine erschreckende Weise in den meisten Theilen des Landes um sich und dabei entwickelt sich immer mehr eine bodenlose Rohheit. Als einen Beweis von letzterer will ich ein Gesetz anführen, welches neulich die Legislatur von Idaho, einem Territorium im fernen Westen gegeben hat. „Beschlossen: Drei Männer sind zu ernennen, welche 25 zur Indianerjagd taugliche Individuen aussuchen werden. Alle Personen welche sich selbst ausrüsten können, sollen eine gewisse Summe für jeden abgelieferten Scalp (Kopfhaut) empfangen; alle diejenigen aber welchen zur Ausrüstung die Mittel fehlen, erhalten den hiezu nöthigen Vorschuß von besagtem Comité. Für jeden Bockscalp *) werden 100 Dollars bezahlt, für den einer squaw (Indianerweib) 50 Dollars und den eines indianischen Kindes unter 10 Jahren 25 Dollars. An jedem Scalp müssen noch die Haare vorhanden seyn und jeder Mann hat zu schwören, daß die abgelieferten Scalps von der Compagnie erbeutet worden sind."

Die größte Corruption herrscht besonders in der Geld-Aristokratie, wovon man sich am besten in Saratoga überzeugen kann, dem amerikanischen Baden wie es die Yankees gerne nennen, das aber von Baden-Baden so verschieden ist, wie etwa ein reich gewordener Hausknecht von einem Vicomte des Faubourg St. Germain. In Saratoga kann man den amerikanischen Geldprotzen in seiner ganzen Gemeinheit sich breit machen sehen; hier werfen die „Shoddies" und „Oillords" (durch Regierungscontrakte oder Petroleumspekulationen reich gewordene Subjekte) mit ihrem erschwindelten Golde um sich.

---

*) „bucknigger" und „buckindian" — Bockneger und Bockindianer werden in Nordamerika ziemlich allgemein die männlichen Neger und Indianer genannt.

In diesem amerikanischen Sodom existirten im verflossenen Sommer 200 Spielhöllen und ebenso viele Bordelle, von denen einige mit unglaublichem Luxus ausgestattet sind. In den feineren Spielhäusern stehen dem Spieler die ausgesuchtesten Speisen, Weine und Cigarren gratis zur Verfügung, bei dem Betreten des Hauses muß er sich aber untersuchen lassen, ob er keine Waffen bei sich führe. Nichts ist überhaupt verächtlicher als das Treiben der amerikanischen Geldaristokratie. In allem suchen sie den Flitter der englischen Aristokratie ängstlich nachzuahmen, in Pferden, Livreen u. s. w., das Wesen derselben können sie aber nicht erfassen, überall zeigt sich ihr Mangel an Erziehung und Geschmack. Wie reißen sich die Geldprotzen darum, wenn ein englischer Lord Nordamerika besucht, ihn fetiren zu dürfen; welche Summen gehen jährlich nach England nach dem Heroldsbureau, um Familienwappen fabricirt oder Verwandtschaften mit alten englischen Familien nachgewiesen zu bekommen! Wahre Religiosität würde man natürlich in diesen Kreisen vergebens suchen, desto mehr aber wuchert die Heuchelei und die Sucht religiös zu scheinen, um dadurch Credit zu erhalten und desto leichter schwindeln zu können. Der Mann welcher als armer Teufel der Methodisten- oder Baptistensekte angehört hatte, findet dieß sobald er reich geworden ist, zu gemein, er tritt zur englischen Hochkirche über und kauft sich einen theueren Sitz in der Kirche, wo er von Allen gesehen werden kann. Nirgends mehr als in Nordamerika lernt man fühlen was es um den Mangel einer Bildungs- oder Geburtsaristokratie ist, welche durch ihre sittliche Ueberlegenheit dem Treiben der allmächtigen Geldaristokratie Schranken setzen und sie innerhalb der Grenzen des Anstandes und der Ehrenhaftigkeit halten könnte. Im Gebiet der Union gibt es nur die reine Herrschaft der Geldsäcke; also muß auch der ideale Staat des modernen Liberalismus aussehen, wie denn Nordamerika von jeher der bevorzugte Liebling des Liberalismus und Freimaurerthums gewesen ist, vor dessen Zuständen uns Gott bewahren möge!

XXIX.

Zeitläufe.

Wie Frankreich zu sich selber und zu Preußen steht?

Es wird erzählt, daß Graf Bismarck ein gläubiger Verehrer der berühmten Weissagung des Abts Hermann von Lehnin sei. Der entscheidende Vers dieses Vaticiniums (Et pastor gregem recipit, Germania regem) läßt es politisch wie bekannt zweifelhaft, ob die Monarchie der Hohenzollern in Deutschland oder umgekehrt Deutschland in der Monarchie der Hohenzollern aufgehen werde. Kein Zweifel aber ist, daß laut der Weissagung unmittelbar nach der großen Entscheidung eine Periode ungestörten Friedens und ruhigen Glücks folgen müßte, und zwar insbesondere für die Kernlande der preußischen Monarchie. Es wäre der stille Feierabend nach dem aufreibenden Tagewerk einer trüben Geschichte*). Ist es jetzt vielleicht an Dem mit dem preußischen Staat?

Nichts weniger als Das. Der König und sein Minister selber machen sich nicht die mindeste Illusion; bei jeder Gelegenheit fordern sie Versöhnung und Eintracht von den streitenden Parteien im Innern, gerade aus dem Grunde

*) Marchia cunctorum penitus oblita malorum etc.

weil ein neuer und schwerer Kampf mehr oder weniger nahe, aber fast unvermeidlich bevorstehe und weil der preußische Feierabend, wo man sich ungestraft auf constitutionellem Boden wieder raufen könnte, noch im weiten Felde liege. Das hat der Minister erst noch bei der Indemnitäts-Debatte vom 1. Sept. der fortschrittlichen Partei sehr eindringlich vorgestellt. „In diesem Augenblicke“, sagte er, „sind die Aufgaben der auswärtigen Politik noch ungelöst, die glänzenden Erfolge der Armee haben nur unsern Einsatz im Spiele gewissermaßen erhöht; wir haben mehr zu verlieren als vorher, aber gewonnen ist das Spiel noch nicht.“

Mit diesen bezeichnenden Worten verbindet der Minister zunächst eine Hinweisung auf die Ausbrüche leidenschaftlicher Animosität gegen Preußen, welche in Oesterreich und Süd-Deutschland vorgekommen seien. Sein Gedankengang ist aber offenbar der: wie wenn Oesterreich und Süddeutschland bei nächster Gelegenheit mit Demjenigen gemeinsame Sache machen würden, welcher die willkürliche Vergrößerung Preußens nicht verziehen hat und nie verzeihen wird? In dieser Frage liegt wirklich der Angelpunkt um den sich die bedrohliche Situation Europa's fortan dreht und drehen wird bis zu dem Ausbruch der noch immer rückständigen End-Katastrophe.

Daß es im besten, ich sage im besten Falle so kommen würde, das mußte ein Mann wie Graf Bismark klar vorhersehen. Es war auch so. Wir haben in unserm vorigen Artikel auseinander gesetzt, daß nicht der Krieg mit Oesterreich sondern eine friedliche Ausgleichung mit Oesterreich seit dem Auftauchen der schleswig-holsteinischen Frage das Hauptaugenmerk der preußischen Regierung gewesen sei. Man hätte in Berlin den Conflikt gerne wenigstens verschoben. Was Preußen in der That planmäßig vorbereitet hatte das war nur die Einschüchterung Oesterreichs. Dazu sollten die Liebäugeleien mit Italien, die Drohungen vor dem Gasteiner Vertrag, das berühmte Salzburger Gespräch zwischen Bismark und von der Pfordten und Aehnliches dienen. Es waren

Renommagen hinter denen sich die bleiche Furcht versteckt hielt*); aber freilich hatte die Furcht vor den Folgen des deutschen Kriegs ihre Grenze an Schleswig-Holstein. Wollte hier Oesterreich schlechterdings keine Concessionen machen, bestand es darauf seine Politik mit der mittelstaatlichen und mit der großdeutschen Partei unbedingt zu identificiren, dann mußte der Würfel fallen. In Wien hat man leider an dieses Gebot der preußischen Staatsnothwendigkeit nicht geglaubt; sonst hätte man nicht, wie es Thatsache ist, in der kaiserlichen Burg noch wenige Tage vor dem Kriegsausbruch der festen Ueberzeugung seyn können, daß es nicht zum Kriege komme, weil König Wilhelm noch im letzten Augenblick einlenken werde.

Fürchtete man in Berlin den Krieg schon deßhalb, weil man nicht sicher war den österreichischen Waffen zu obsiegen? Es ist schwer zu sagen, obgleich allerdings soviel gewiß ist, daß auch der ruhmredigste Preuße einen so unbegreiflich raschen und vollständigen Sieg niemals zu hoffen gewagt hätte, und daß man über die Wucht der böhmischen Erfolge im preußischen Hauptquartier nicht weniger erstaunt war als überall sonst in der Welt. Auch das ist nicht zu bezweifeln, daß man in Berlin über die österreichischen Verhältnisse und über jede Blöße in der Rüstung des Kaiserstaats sehr gut unterrichtet war, mitunter vielleicht besser als in Wien selbst. Preußen hatte überdieß an dem revolutionären Italien gewonnen was es früher nie gehabt, nämlich einen natürlichen Bundesgenossen, von dessen Desperation man versichert seyn durfte daß er fast die Hälfte der militärischen Macht Oesterreichs ablenken und absorbiren werde. Andererseits mußte

*) Die nachträglichen Prahlereien die man in Berlin jetzt zu Zeiten losläßt, sind mit Händen zu greifen, wie z. B wenn der Minister Graf Eulenburg in der Kammer sagte: „Wir waren von einem starken Großmachtskitzel ergriffen und wir haben die Gelegenheit wahrgenommen."

aber Preußen auch darauf rechnen, daß die Wiener Diplomatie den furchtbaren Ernst eines solchen Kriegs für die deutsche Suprematie nicht unterschätzen und den letzten Mann wie den letzten Gulden aufbieten werde.

Es ist bezüglich der eigentlichen An- und Aussichten womit Oesterreich auf den verhängnißvollen Kampf einging, noch Manches hinter dem Schleier des diplomatischen Geheimnisses verborgen. Wenn aber die neuesten Berichte sich bestätigen, wornach der Kaiser von Oesterreich dem italienischen Unterhändler versichert hätte, daß dem französischen Kaiser die Erfüllung des Programms von 1859, d. h. die Abtretung Venetiens verbürgt gewesen sei ob nun Oesterreich besiegt oder siegreich wäre — wenn dieß sich bestätigte, dann wäre Preußen allerdings vor einem gewaltigen Wagniß gestanden. Oesterreich wäre demnach wirklich entschlossen gewesen sich für Venetien mit preußisch Schlesien bezahlt zu machen und auf diesem Wege zugleich seine Suprematie in Deutschland zu befestigen. Und für diesen Plan hätte sich der Kaiser Napoleon gewinnen lassen, Fürst Metternich in Paris wäre schwerer in die Wagschale gefallen als die Bismarkischen Conferenzen von Biarritz. War dieß in Wahrheit die Sachlage vor dem Krieg, dann freilich wäre manches Unerklärliche an den letzten Vorgängen aufgeklärt; unter Anderm brauchte man sich dann auch nicht länger den Kopf zu zerbrechen über die Gründe des neuesten Ministerwechsels in Paris.

Je mehr aber Preußen von dem Ernste Oesterreichs zu fürchten hatte, desto weniger brauchte es sich Sorge zu machen vor einer ernstlichen Kriegführung der „bundestreuen" Alliirten. Mit andern Worten: je höher man in Wien das Kriegsziel steckte, desto sicherer war der baldige Rückgang der Alliirten. Das mag als paradox erscheinen, aber die Thatsache erklärt sich sehr einfach. Ein wunderlicherer Allianzkrieg als der vom 14. Juni ist überhaupt vielleicht nie geführt worden seitdem die Welt steht. Man zog gemeinsam in den Kampf aber mit diametral entgegengesetzten Absichten. Oesterreich wollte sich

definitiv die Supremätie in Deutschland sichern, es wollte die Preußen aus Schleswig-Holstein verjagen, aber es wollte sich auch in Schlesien für die Abtretung Venetiens bezahlt machen. Preußen sollte also nicht nur nicht größer sondern es sollte namhaft kleiner werden. Von dieser Politik wollten aber die correkten Minister der „bundestreuen" Staaten schlechthin nichts wissen. Sie wollten allerdings Schleswig-Holstein aus den preußischen Klauen reißen und den Augustenburgischen Mittelstaat dort aufrichten, aber die österreichische Supremätie war ihnen nicht weniger antipathisch als die preußische. Darum hat namentlich der bayerische Minister Jedem der es hören wollte erklärt: Preußen dürfe nicht verkleinert werden, weil die Mittelstaaten sonst nur die Aussicht hätten in Folge ihres eigenen Sieges zu Vasallen Oesterreichs herabzusinken; nicht Ein Dorf dürfe daher die norddeutsche Monarchie verlieren. Ohne Zweifel hat man auch in Berlin derlei Erläuterungen gut in's Ohr gefaßt; man würde sonst doch wohl nicht gewagt haben die gesammte Kernarmee Preußens nach Böhmen zu werfen, der bis auf 170,000 Mann anwachsenden Bundesarmee aber nur mit einem mehr als dreimal schwächern Corps von sehr gemischter Zusammensetzung zu begegnen.

Was hierauf zwischen Preußen und seinen „bundestreuen" Gegnern vor sich gegangen ist, das verdient eigentlich gar nicht den Namen eines Kriegs; es war nur ein kriegerisches Versteckensspiel, wäre es nicht um das Blut der braven Soldaten, so müßte man sagen eine Komödie der Irrungen. Dennoch, und obwohl man in Berlin diese „correkte" Haltung sehr wohl auszubeuten verstand, macht nun Preußen in den occupirten Ländern das strikte Eroberungsrecht geltend und streicht vier selbstständige deutsche Staaten ohne weiters von der Karte, um dieselben seiner „Hausmacht" einzuverleiben. Wie man auch über den Satz denken mag, daß im Bunde ein Eroberungsrecht gar nicht möglich war, so muß doch jeden ehrlichen Mann die himmelschreiende

Willkür anwidern, welche das Kriegsrecht eben da anwendet wo der wirkliche Krieg nicht war. Die preußische Politik thut dieß, nachdem sie durch ihre Generale selbst feierlich erklärt hat, daß Preußen nur als Feind der Regierungen, nicht aber der Bevölkerungen einrücke. Dennoch verfügt nun Preußen über diese Bevölkerungen ohne auf ihren Willen die geringste Rücksicht zu nehmen. Wenn jemals eine Volks-Befragung am Platze seyn kann, so wäre es hier; aber Preußen will davon so wenig wissen wie von dem Votum der legalen Landesvertretungen. Nachdem Graf Bismarck mit der erzwungenen Restitution des kurhessischen Verfassungs-Monstrums von 1830 seine politische Primiz gefeiert hat, dekretirt er nun jede Verfassung einfach ab die ihm im Wege steht, und macht das viel mißbrauchte Schlagwort von den Völkern die man wie Schafheerden verhandelt, zur buchstäblichen Wahrheit.

Das wäre eine hochgefährliche Politik auch dann, wenn Preußen fernere Störungen von außen nicht zu fürchten hätte. Es hat aber solche Störungen zu fürchten, es hat dieselben von Anfang an gefürchtet und fürchtet sie mit Fug und Recht jetzt mehr als je. Als Oesterreich zu den Waffen griff, war es in Deutschland militärisch so gut wie isolirt; es war jedenfalls ohne deutsche Bundesgenossen in Bezug auf die letzten Ziele seiner Kriegspolitik, und in dieser Isolirung mußte es gegen zwei Feinde das Feld behaupten die für ihre Existenz in den Kampf gingen; denn um die Existenz handelte es sich sowohl bei der jüngsten Großmacht in der Front als bei der werdenden sechsten Großmacht im Rücken. Hätte man aber auch in Berlin die zweifelloseste Gewißheit des Sieges gehabt, des Sieges über Oesterreich, so blieb der deutsche Krieg doch immer noch eine höchst gewagte Sache, weil mit mathematischer Sicherheit feststund, daß Preußen es dann sofort und unmittelbar mit Frankreich zu thun haben würde.

Lange Jahre hindurch ist es ein Grundaxiom der großdeutschen Politik gewesen, daß die gewaltsame Durchführung

des kleindeutschen Programms doch eigentlich ihre guten Wege habe, weil wie das Sprüchwort sagt, der Prügel beim Hunde liege und Frankreich nicht weniger eifersüchtig den deutschen Statusquo überwache als Oesterreich. Viele politischen Axiome hat unsere polyphemische Zeit verzehrt, aber dieses nicht. Vielmehr ist dasselbe bereits in die thatsächliche Verwirklichung eingetreten. Der Prager Friede ist — man gesteht es in Wien und Berlin wie in München mehr oder weniger unumwunden zu — wesentlich ein Werk der französischen Einmischung, ja es liegt den Anordnungen desselben geradezu der Entwurf des Herzogs von Gramont zu Grunde. Aber dieser Friede ist bloß ein französischer Nothbehelf, er befriedigt Niemanden, am wenigsten Frankreich, und steht nur als eine Schranke da die der Imperator, weil er sich augenblicklich nicht anders zu helfen wußte, gegen Preußen bis auf weitere Abrechnung aufgerichtet hat.

Mit dem Prager Frieden ist es der französischen Politik noch viel weniger Ernst als dereinst mit dem Züricher Vertrag. Ueberdieß hat Preußen sich innerhalb seines Rayons auch noch willkürliche Uebergriffe erlaubt für die Frankreich strenge Rechenschaft fordern wird und fordern muß. Die Richtschnur des napoleonischen Briefes vom 11. Juni ist doppelt und dreifach überschritten; um so unmöglicher wird die französische Indulgenz und um so dringender die weitere Auseinandersetzung seyn. Das sagt der neueste Orakelspruch Napoleons an seinen Ministerverweser deutlich genug: Deutschland müsse sich erst noch constituiren in der Weise die für seine und Europa's Interessen die beste sei. Das Urtheil darüber steht aber dem französischen Herrscher zu. Graf Bismark hat demnach vollkommen Recht: „Preußen hat mehr zu verlieren als vorher, aber gewonnen ist das Spiel noch nicht.“

Freilich befindet sich auch der Kaiser Napoleon in einer nicht beneidenswerthen Lage. Seine Diplomatie hat, trotz der Cautelen des Prager Friedens, Preußen gegenüber offenbar Fiasko gemacht und dieses ganz unerwartete Fiasko — der

zuversichtliche, kühl gewiegte Ton des Schreibens vom 11. Juni beweist wie sehr unerwartet es war — trifft mit Umständen zusammen welche die Verlegenheit überaus bösartig machen. Ermißt man den ganzen Umfang der Fatalitäten die nun auf einmal über das kaiserliche Glückskind hereingebrochen sind, so möchte man fast an ein plötzliches Erlöschen seines Sternes glauben. Einem Emporkömmling seines Gleichen darf nicht Ein ernstlicher Fehlschlag begegnen; geschweige denn ein so massenhaftes Malheur. Mexiko, Rom und der kühne Trotz Preußens; das ist ein unheilvolles Zusammentreffen aus dem der Mann nur durch einen gewaltigen Ruck und Erfolg seine Existenz wird retten können.

Während aus dem revolutionären Samen den er über das vertragsmäßige Europa ausgestreut hat, die bewaffneten Männer gegen ihn selbst emporwachsen, geht in demselben Moment das einzige wahrhaft ruhmwürdige Unternehmen seiner Politik kläglich zu Schanden. Die monarchische Restauration in Mexiko scheint rettungslos verloren. Das war seit dem Siege des Radikalismus in der nordamerikanischen Union allerdings vorauszusehen; aber die Blamage für ihn und die Verantwortung vor seinem Volke wird um so schwerer seyn als die öffentliche Meinung Frankreichs gerade dieses mexikanische Unternehmen, welches Er als das „größte Werk seiner Regierung" gepriesen, von Anbeginn mit seltener Einmüthigkeit verdammt hat.

In demselben Augenblicke bringt ihn aber die berüchtigte September-Convention mit Italien in die Gefahr einen andern sehr wichtigen Theil des Volkes, das gesammte katholische Frankreich, unheilbar vor den Kopf zu stoßen. Er muß gemäß des Vertrags in diesem Monate noch Rom und den Kirchenstaat räumen; er muß den heiligen Stuhl den Machinationen des unterirdischen Italiens schutzlos preisgeben; oder er muß es auf unabsehbare Verwicklungen mit dem Königreich Italien ankommen lassen, die eben jetzt um so bedenklicher sind, als es vielmehr die dringendste Aufgabe seiner

Politik wäre die Italiener aus den Netzen der preußischen Allianz herauszuziehen und wieder an sich zu ketten. Hält er nun die Convention, so schafft er sich eine Schwierigkeit im Innern deren Dimensionen gar nicht zu berechnen sind; hält er die Convention nicht, so werden im nächsten Krieg die Italiener um so gewisser gegen Frankreich stehen als dieselben der napoleonischen Bevormundung längst satt und durch das schwächlich-zweideutige Manöver mit Venetien neuerdings mit Recht empört sind.

Es wäre daran schon genug der Verlegenheiten für ihn; die kecke Herausforderung aber welche in den preußischen Annexionen liegt, setzt der unausstehlichen Situation des Imperators die Krone auf. Die schlimmsten Prophezeiungen des Herrn Thiers haben in dem willkürlichen Zugreifen Preußens ihre Erfüllung gefunden. Wenn Frankreich sich das gefallen lassen muß, so ist es mit seinem Prästigium und seinem Gewicht in der europäischen Wagschale vorbei; durch den Sturz der Verträge von 1815 hat dann die große Nation nicht an Macht gewonnen sondern ihre Gegner verstärkt. Der Mann aber welcher zu einer so widrigen Entwicklung den ersten Anstoß gegeben, durch die feige Connivenz gegen die geheimbündlerischen Genossen seiner Jugend, er muß natürlich in Aller Augen als strafbarer Verräther an den heiligsten Traditionen der Nation erscheinen. Die gewohnten Phrasen helfen da nichts; alle seine Großthaten und Erfolge werden dann als ebensoviele Täuschungen und Betisen erscheinen. Die englische Presse sorgt dafür, daß dieser Text den Franzosen täglich eingebläuet wird; selbst der conservative Herald hat sich von seinen österreichischen Sympathien zu der Einsicht bekehrt: „Preußens vergrößerte Macht ist Englands Schutz gegen — Frankreich.“ Wenn der Imperator nicht bald Wandel zu schaffen vermag, so werden über kurz oder lang alle Parteien gegen ihn sich in der vernichtenden Frage vereinigen: „Was hast Du gemacht aus dem schönen Frankreich, während Du es groß zu machen und zu er-

höhen versprachest über die verabscheuten Verträge von 1815?“

Ehe der französische Herrscher diese Frage an sich und seine Dynastie herankommen läßt, wird er sicherlich eine Anstrengung machen deren Größe der Tiefe seiner Verlegenheiten entspricht. Sei er nun noch so gealtert und decrepid, er muß, oder nach ihm thut's ein Anderer. Davon ist in Preußen selbst jeder Einsichtige überzeugt. Es fragt sich nur, wie seine Aussichten auf Erfolg sich gestalten werden, mit andern Worten wie sich Europa gruppiren wird um ihn und seinen Gegner. Für jetzt ist der Imperator augenscheinlich ganz isolirt, und es ist schwer abzusehen woher ihm hinreichend gewichtige Allianzen kommen sollten, selbst dann wenn er sich nicht länger scheuen wollte den hängenden Berg der orientalischen Frage in's Rollen zu bringen. Suchen wir indeß zunächst zu verstehen, wie er denn mit Einem Male, wenige Wochen nachdem die beleuchtete Hauptstadt Frankreichs den 4. Juli als den „glänzendsten Tag der französischen Geschichte“ gepriesen hatte — in solch eine trostlose Lage hineingerathen ist.

Zunächst trägt das zweideutige Doppelspiel die Schuld welches seine Politik auch dießmal wieder ausgezeichnet hat; sodann hat er, durch die unglaubliche Raschheit der preußischen Erfolge überrumpelt, den rechten Moment versäumt aus seiner „aufmerksamen Neutralität“ herauszutreten; endlich hat Preußen mit griffigem Blick seinen Vortheil ersehen und so ist Er unsanft zwischen zwei Stühlen niedergesessen. In der That hatte sein Benehmen gegen die kriegführenden Mächte in Deutschland wieder viele Aehnlichkeit mit dem elenden Verrath von Castelfidardo; dießmal aber ist die Strafe der Unthat auf dem Fuße gefolgt und sie wird sich, will's Gott, noch weiter fortsetzen. Will man anstatt des Worts „Verrath“ lieber das Wort Feigheit gebrauchen, so habe ich dagegen nichts einzuwenden.

Augenscheinlich hat der Imperator bei beiden Theilen

eifrig zum Kriege gehetzt. Man hat gewiß nicht geirrt, wenn man ihm ein wesentliches Verdienst an dem Zustandekommen der preußisch-italienischen Allianz zuschrieb. Andererseits wird es immer wahrscheinlicher, daß er der österreichischen Diplomatie gleichfalls Avancen gemacht und dem Wiener Hofe wirklich mit der Aussicht geschmeichelt hat für die Abtretung Veneziens mit preußischem Gebiet entschädigt zu werden. Es ist behauptet worden, er habe zuversichtlich an den Sieg der österreichischen Waffen geglaubt; jedenfalls dachte er an einen längern, vielleicht unentschieden hin und herschwankenden Kampf. In beiden Fällen hätte er sich, gerufen oder ungerufen, in's Mittel geworfen und dann wäre die Ausführung der Grundlinien seiner deutschen Politik, wie sie in dem Briefe vom 11. Juni vorgezeichnet sind, am Platze gewesen. Wir haben wiederholt auf dieses Programm hingedeutet, denn es ist merkwürdig und vielsagend genug, wie es denn auch von der französischen Legislative mit rauschendem Beifall aufgenommen wurde. Die Dreitheilung Deutschlands (Trias) bildete die Basis; durch den Ausschluß Oesterreichs aus dem deutschen Verband ist diese Basis jetzt zerstört. Ueberhaupt aber bedarf es nur einer Vergleichung des Briefes vom 11. Juni mit dem Prager Frieden um zu ersehen, wie sehr der letztere die ganze Politik des Imperators durchkreuzt hat und demnach in den Augen Frankreichs nur ein provisorischer Nothbehelf seyn kann.

Am 11. Juni rühmte sich der kaiserliche Briefsteller, durch die Erklärungen beider deutschen Mächte versichert zu seyn, „daß welches auch die Resultate des Krieges seyn mögen, keine der Fragen die uns berühren, ohne die Zustimmung Frankreichs gelöst werden wird.“ Nun aber hat Preußen ohne den Imperator darum zu befragen und zu begrüßen, ja ohne auch nur durch die Vornahme des suffrage universel sich bei ihm zu entschuldigen, im Norden willkürlich um sich gegriffen. Für diesen Fall, für den Fall nämlich daß „die Karte Europas zum ausschließlichen Vortheil einer Groß-

macht verändert würde", hat der kaiserliche Brief eine entsprechende Gebiets-Vergrößerung für Frankreich in Aussicht gestellt. Aber was immer zu Biarritz versprochen worden seyn mag, jetzt ist Preußen glorreicher Sieger und dem Grafen Bismarck fällt es gar nicht bei eine solche Verpflichtung anzuerkennen. Der französische Minister Drouyn hat die Compensation in Anregung gebracht, aber er hat eine so entschiedene Abweisung erfahren, daß sein Rücktritt darin die natürlichste Erklärung findet. Nur in Einem Punkte erinnert der Prager Friede auffallend an den kaiserlichen Brief, wo nämlich derselbe „für die secundären Staaten des deutschen Bundes eine engere Verbindung, eine kräftigere Organisation, eine bedeutendere Stellung" verlangt. Augenscheinlich hat man in Paris großes Gewicht auf diesen Punkt zu legen nicht aufgehört; es wäre eben mit andern Worten der neue Rheinbund. Aber nicht nur sind jetzt jene „secundären Staaten" auf bloß vier süddeutsche Länder reducirt, sondern der Bund derselben, der nach dem Prager Frieden sogar als obligatorisch erscheint und „eine internationale unabhängige Existenz" haben soll, dürfte gar nicht in's Leben treten. Das Volk will davon nichts wissen und bei den Regierungen selber scheint die Lust nicht weniger als die Möglichkeit der Einigung zu fehlen.

So wäre also das napoleonische Programm vollständig zu Boden gefallen. Das Unglaubliche wäre geschehen: ein großer deutscher Krieg hätte stattgefunden und die Karte Mitteleuropa's wesentlich zum Nachtheil der französischen Machtstellung verändert, ohne daß Frankreich einen reellen Profit davon gezogen, ja ohne daß ein einziger seiner Wünsche erfüllt worden wäre. Mit dieser Aenderung in Mitteleuropa ist allerdings das europäische Concert verduftet und die Verträge von 1815 sind definitiv vernichtet worden, aber nur um für Frankreich in erschwerter Gestalt wieder aufzustehen. Und das Alles durch die Schuld Preußens!

Aber wie konnte der Beherrscher der Nation, die sich

sonst rühmte daß ohne ihre Erlaubniß in Europa kein Kanonenschuß abgefeuert werden dürfe, einen solchen Affront sich gefallen lassen? Die Frage beantwortet sich leicht. Es ist ihm ergangen wie aller Welt; die blitzschnell erfolgenden Schläge in Böhmen haben ihn überrascht und verdutzt; gerüstet war er nicht um gerade auf die Minute einzugreifen, und ehe er sich besann, war der richtige Moment versäumt. Dieser Moment war vom 4. auf den 5. Juli, als Oesterreich Venetien an ihn abgetreten hatte. Wie oben gesagt bestanden für ihn vielleicht sogar gewisse Verpflichtungen, Oesterreich für diese Abtretung nicht ohne die „gerechte Entschädigung" ausgehen zu lassen welche sein Brief vom 11. Juni verheißen hatte. Jedenfalls ist es klar, was er im Interesse der traditionellen Politik Frankreichs hätte thun sollen. Wenn er die Abtretung Venetiens annahm, so war es überdieß sogar ein einfaches Gebot der Ehre, daß er von dem Lande Besitz ergreifen und die feindlichen Heere Italiens davon ausschließen ließ. Die Südarmee des Kaisers wäre dann rückenfrei und disponibel geworden, Oesterreich hätte die Fortsetzung des Krieges wagen und der Imperator inzwischen ein gebieterisches Halt gegen Preußen in's Werk setzen können.

In der That scheint er einen Augenblick lang ernstlich geschwankt zu haben. Ohne Grund hat doch gewiß Fürst Metternich von Paris aus nicht die bewaffnete Mediation Frankreichs zu Gunsten Oesterreichs telegraphisch angekündigt, und ohne Grund konnte auch das Wiener officielle Blatt nicht die Ankunft des Generals Leboeuf im Festungsviereck und der Touloner Flotte vor Venedig anzeigen. Aber im entscheidenden Moment entsank ihm wieder der Muth: er fürchtete die preußischen Zündnadelgewehre welche von den Bayern nachher keineswegs so sehr gefürchtet wurden, und er fürchtete wohl auch wieder wie immer den italienischen Dolch. Es war die genaue Wiederholung der Geschichte von Castelfidardo. Die besiegten Italiener drangen der abziehenden Südarmee auf dem Fuße nach; Oesterreich sah sein leichtsinniges Vertrauen

verrathen und es schloß den traurigen Frieden. Aber man sieht doch, daß über dem preußischen Unternehmen eine furchtbar drohende Wetterwolke an einem Haare aufgehängt war, und Graf Bismark konnte in keiner Weise vorher wissen, daß dieselbe auch nur vorderhand sich verziehen werde wie geschehen.

Nun könnte der Imperator allerdings sagen, der Prager Friede entspreche ja insoferne ganz dem französischen Interesse, als er die Verneinung aller deutschen Einheit, sowohl der großdeutschen als der kleindeutschen sei, und Deutschland in drei von einander ganz unabhängige Theile traktatmäßig zerrissen habe. Aber der Mann versucht es keineswegs sich damit auszureden; denn Preußen verkündet selbst überlaut, daß ihm die Einbeziehung der süddeutschen Elemente in seinen Nordbund vorerst nur hinderlich und bedrohlich gewesen wäre; und die englischen Zeitungen setzen täglich lang und breit auseinander, um wie viel gefährlicher die compakte Macht des vergrößerten Preußens für den begehrlichen Nachbar sei als der gesammte alte Bund. Minister Drouyn hat daher den Versuch gemacht durch einige Compensationen von größerer oder geringerer Bedeutung die französischen Lücken des Prager Friedens auszufüllen, und als dieß nicht gelang, mußte er als napoleonischer Sündenbock fallen.

Ebenso hat sein Vorgänger Thouvenel im Oktober 1862 sein allzu brüskes Auftreten gegen Rom büßen müssen. Aber der Herr und Meister dieser Staatsmänner ändert darum nicht die Zielpunkte seiner Politik; er sucht nur neue Wege mit neuen Leuten. Der neue Minister de Monstier ist ein genauer Kenner des ganzen Zukunftsfeldes der napoleonischen Politik, durch lange diplomatische Erfahrung in Berlin, Wien und Constantinopel ist er der Mann der Lage *). Seine Ernennung bedeutet nicht eine Aussöhnung mit dem Prager

*) In Berlin hat er sich durch die Geschichte des Depeschendiebstahls (1855) als einen Mann von einrissiger Rücksichtslosigkeit erwiesen und kein freundliches Andenken hinterlassen.

Frieden und dem was Preußen daraus gemacht hat; das kaiserliche Schreiben an den stellvertretenden Minister spannt vielmehr die Saiten im Grunde wieder höher und stellt geradezu Alles wieder in Zweifel. „Das wahrhafte Interesse Frankreichs ist nicht irgend eine unbedeutende Gebietsvergrößerung zu erhalten, sondern Deutschland darin zu unterstützen, daß es sich in einer Weise constituire die für seine und Europa's Interessen am vortheilhaftesten ist:" diese orakelhaften Worte dürften jede andere Auslegung eher als eine preußenfreundliche ertragen.

Die Thronrede des Imperators vom 15. Febr. v. Js. hat den „Tempel des Kriegs geschlossen damit Frankreich sich ohne Besorgniß den Arbeiten des Friedens widme." Er muß den Tempel-Schlüssel jetzt wieder aus der Tasche gezogen haben, wenn er Deutschland erst noch so constituiren helfen will, wie es seinen Ideen vom europäischen Interesse entspricht. Damit stimmen auch die Gerüchte von der colossalen Vermehrung der französischen Heeresmacht vollkommen überein. Daß der Welttheil überhaupt mehr als je von Waffen starren wird, das ist die nächste Folge des jüngsten Kriegs und Friedens, denn kein größerer Staat darf mehr hinter der erwiesenen Schlagfertigkeit Preußens zurückstehen. Dadurch aber daß der Imperator den rechten Moment des Eingreifens verpaßt hat, ist seine Aufgabe um hundert Procent schwieriger geworden. Ohne Allianzen geht es schon gar nicht mehr und woher sollen dieselben kommen? Die französische Allianz-Frage ist jetzt in der That die Frage aller Fragen.

Aus dem Benehmen der französischen Diplomatie bei den Friedensverhandlungen geht ziemlich klar hervor, wie sich der Imperator die Machtstellungen der Zukunft einrichten möchte. Man braucht nur die von ihm gemachten Vorbehalte zu beachten. Dänemark sollte gefödert werden durch die Rückabtretung von Nordschleswig; das gäbe wenn die Absicht gelingt, einen Alliirten Frankreichs in der rechten Flanke Preußens, einen Alliirten in dem allem Anscheine nach der scan-

dinavische Bund endlich wieder aufleben würde, denn Schweden steht unter französischem Einfluß. Eine bedeutende Rolle ist sodann in der linken Flanke Preußens dem deutschen Südbunde zugedacht, auf dessen „unabhängige internationale Existenz" die französischen Unterhändler nicht umsonst wiederholt gedrungen haben. Denke man sich endlich im Rücken Preußens die österreichische Macht als Bundesgenossen der französischen Armeen, so wäre das allerdings eine Aufstellung die in Berlin zu denken geben dürfte. Wollte Preußen unter solchen Umständen sich mit einer russischen Allianz durchhelfen, so wäre es nur um so gewisser, daß mit oder ohne Zuthun des französischen Herrschers die orientalische Frage in Bewegung käme. Von dem Augenblicke an könnte man sich aber in Berlin keine Rechnung mehr machen auf einen Beistand Englands und Italiens, vielleicht nicht einmal auf die Neutralität dieser Mächte.

Es ist überhaupt kein Zweifel, daß Alles in Europa provisorisch bleiben wird, bis diese letzte und größte Frage des Jahrhunderts, die des Orients in einer Umgestaltung des ganzen Welttheils ihre Lösung findet. Wir haben seit Jahren darauf hingewiesen, daß auch die endgültige Lösung der deutschen Frage nicht anders als im unmittelbaren Zusammenhang mit der orientalischen statthaben wird. Das ist jetzt gewisser als je; allem Anscheine nach wird der Imperator sogar das Signal zu der ihm vorschwebenden „Constituirung Deutschlands" von irgend einem Landstrich der Türkei ausgeben. Was werden dann wir, die außerpreußischen Deutschen thun? Werden wir jenem Herrscher der von seinem Credit bereits sehr viel und das Vertrauen überall verloren hat, nach seinem Wunsche zu Willen seyn?

Ich will von Oesterreich nicht jetzt, sondern später sprechen. Seine Stellung und Wahl wird eine sehr schwierige seyn. Das ist eben das fluchwürdigste Werk und Resultat des deutschen Kriegs, daß er Oesterreich fast mit Nothwendigkeit zum natürlichen Bundesgenossen Frankreichs gemacht hat. Jede

Bedrohung der deutschen Integrität hatte sonst die kaiserlichen Waffen gegen sich und Südwestdeutschland war im Rücken geschützt. Das Alles ist jetzt anders geworden. Kein Friedensvertrag der Welt kann die zehn Millionen Deutschösterreicher hindern sich als Deutsche zu fühlen wie vorher, vielleicht mehr als vorher. Aus dem politisch-verfassungsmäßigen Verbande Deutschlands konnte man Oesterreich ausschließen und an eine Rückkehr in diesen Verband kann vernünftigerweise nicht mehr gedacht werden, wahrscheinlich würde keine österreichische Regierung mehr eine solche Rückkehr wünschen. Wie aber dann, wenn sich für Oesterreich gute Aussicht eröffnet territorial in Deutschland wieder einzudringen? Allerdings könnte dieß nur geschehen auf Kosten der deutschen Integrität im Westen; aber welche Pflicht und Verantwortung liegt dem Wiener Kabinet für die deutsche Integrität überhaupt noch ob?

Das ist die Frage, und lenkte die österreichische Politik jemals in die ebengedachte Richtung ein, so geriethe das südliche Deutschland, und namentlich Bayern, in die schlimmste Lage zwischen Hammer und Ambos! Unsere Stellung nach dem Wortlaut des Prager Friedens ist überall zweideutig und haltlos. Einerseits wird dem künftigen Südbunde „eine internationale unabhängige Existenz" zugesprochen. Diese vielsagenden Worte (existence internationale indépendante) stunden in dem französischen Vermittlungs-Vorschlag den der Berliner „Staatsanzeiger" am 2. August veröffentlicht hat; in den Nikolsburger Präliminarien blieb die Bestimmung weg; aber in dem endgültigen Friedensvertrag erscheint sie wieder in wörtlicher Uebersetzung. Auch der bayerische Minister hat den fraglichen Südbund unverholen als ein von Frankreich vorgebrachtes Projekt bezeichnet. Mit der Aufnahme desselben in das Friedensinstrument wollte Frankreich offenbar andeuten, daß der künftige Südbund so wenig wie Oesterreich eine Pflicht und Verantwortung für die gesammtdeutsche Integrität haben, also zu einer französischen Allianz

nicht weniger als Oesterreich geeignet seyn solle. Während aber dieses Reich aus dem deutschen Verbande völlig ausgeschieden wird, verordnet der nämliche Artikel des Prager Friedens doch wieder eine zwischen dem norddeutschen und dem süddeutschen Bunde zu vereinbarende „nationale Verbindung"; und wenn auch allem Vermuthen nach der Südbund — obgleich ihn der französische Einfluß auf den Friedens-Vertrag geradezu obligatorisch machen zu wollen scheint — nicht zu Stande kommt, so stehen wir doch immer vor derselben Frage: wird es den süddeutschen Einzelstaaten moralisch möglich seyn eine Allianz einzugehen die im besten Falle, nämlich im Falle des Sieges über Preußen, die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich kosten würde?

Man kann diese Frage nur dann bejahen, wenn wir Alle, im schreienden Widerspruch zu unseren vieljährigen und feuerigen Betheuerungen, uns fortan nur als Bayern, Würtemberger, Hessen, Badener und nicht mehr als verpflichtete Glieder der ganzen deutschen Nation fühlen wollen. Sollen wir aber im Gegentheil vom allgemein deutschen Standpunkte aus unsere Politik machen, dann dürfen wir auch von Preußen — denn die Versuchung wird groß und je nach der Haltung Oesterreichs fast unwiderstehlich seyn — entgegenkommende Schritte erwarten. „Annehmbare Bedingungen", wie wir uns wiederholt ausgedrückt haben, müßten aber darin bestehen, daß man zum Wiener Kabinet sich in Berlin auf einen solchen Fuß setzte der die Interessen Oesterreichs mit den deutschen Interessen wieder in dauernden Einklang brächte; und daß man vor Allem die unter dem mißbräuchlich angewendeten Titel des „Eroberungsrechtes" verschlungenen Länder jenseits des Mains wieder herausgäbe. Ist ja auch schon dagewesen.

Die Herzogthümer Schleswig-Holstein waren herrenlose Länder und nach dem Verzicht Oesterreichs sind sie eine unläugbare Eroberung Preußens. Auch dazu dürfte sich die Nation nur gratuliren; wenn der hessische Kurfürst freiwillig

auf seine Lande verzichten wollte. Sollte aber Preußen auf seinem jetzt recipirten Einverleibungs-System bestehen, dann hätte man es bei uns überhaupt nicht mehr mit einem „norddeutschen Bunde" zu thun, sondern dieser vorgebliche Bund wäre nur die preußische Mediatisirungs-Anstalt für ganz Norddeutschland. Ein „norddeutscher Reichstag" mit 235 Abgeordneten aus Preußen und 56 aus den Bundesstaaten wäre einfach eine Lächerlichkeit, eine Carrikatur von der Niemand wüßte, was sie neben dem Berliner Parlament bedeuten sollte. Die preußische „Hausmacht" müßte binnen Kurzem auch noch um jene 56 Abgeordneten sich verstärken, und dann könnte auch von einem Kleindeutschland keine Rede mehr seyn. Es gäbe dann nur mehr die „Hausmacht" jenseits des Mains welche, nach dem Ausdruck des Abg. von Kirchmann, „die Einheit Deutschlands durch Einverleibungen immer weiter führen müßte" — und einige Hausmächte dießseits die sich natürlich ihrer Haut wehren würden solange es ginge, am Ende sogar auch auf Kosten der deutschen und beziehungsweise der preußischen Integrität.

Auf dem Wege den Preußen jetzt betreten hat — unter dem beifälligen Zunicken seiner Fortschrittspartei fast ohne Ausnahme — möge es vor Allem wenigstens aufhören die hohlen Phrasen von seinem „deutschen Beruf" und der „Entwicklung der nationalen Einheit" im Munde zu führen. Auf diesem Wege kann sich nur das Unglück der deutschen Nation vollenden und daraus kann auch für Preußen ein wahres Glück nicht erblühen. Welche glänzende Stellung hätte dieser Staat auf seine unglaublichen Siege bauen können, wenn er es verstanden hätte sein Gelüsten klug zu mäßigen! So aber möchte man fast glauben, daß der Imperator den preußischen Einverleibungen innerlich keineswegs so böse sei, wie er wohl oder übel sich den Anschein geben muß.

XXX.

Die Clara Hätzlerin.

Eine literarhistorische Notiz.

Wir haben von der Clara Hätzlerin neben andern Handschriften bekanntlich einen hübschen Folianten von nahezu vierthalbhundert Blättern, auf denen sie, wie man glaubt für einen gewissen Jörg Roggenburg (der wenigstens mit unbehülflichen Strichen sein Wappen hineinmalte und einen Spruch dazu kritzelte), ein feines Liederbuch, wahrscheinlich um 1470, zusammenschrieb und zwar aus all dem Reimwerk, welches sie gerade erreichen konnte oder welches ihrem Auftraggeber absonderlich gefiel. Das Buch machte längst Vieles von sich reden und die Aufmerksamkeit steigerte sich, als es K. Haltaus zu Quedlinburg nach der Prager Handschrift im J. 1840 durch den Druck veröffentlichte. Das Werk, eine Art poetischer Anthologie für jene Zeit, ist nach mehr als einer Seite hin merkwürdig und bedeutend; denn abgesehen davon, daß eine große Anzahl poetischer Erzählungen des 15. Jahrhunderts dadurch gerettet blieben, sind diese in culturgeschichtlicher Beziehung geradezu unschätzbar. Freilich gleicht das Ganze jenem vom Himmel herabgekommenen Tuche: „es sind reine und unreine Thiere darinnen 2c."

Wer aber die Clara Hätzlerin war, das blieb verborgen. Nur Herr K. Haltaus hatte den Einfall, sie sei eine Nonne gewesen. Und das wurde hingenommen und galt seither so ziemlich allgemein. Der Einwand eines neuern Literaturhistorikers, der gegen diese Auffassung Protest einzulegen sich unterfing, blieb gänzlich unbeachtet. In seiner „Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern" (Regensburg 1862, S. 576) machte nämlich Dr. Hyacinth Holland aus innern Gründen seine Zweifel dagegen geltend, daß ein Nönnlein dergleichen lustige und häufig auch sehr unflätige Lieder mit ihrer Hand hätte copiren mögen, es müßte denn nur eine ausgesprungene Nonne gewesen seyn, wie jene welche in dem bekannten mittelhochdeutschen Gedichte die Haube des „Meier Helmbrecht" stickte und mit Händearbeit ihr Leben fristete. Auch der Beisatz ihres vollen bürgerlichen Namens mußte an einer Klosterjungfrau, wenn auch immerhin nichts ganz Ungewöhnliches, wenigstens Bedenken erregen.

Diesen berechtigten Zweifeln kommt nun eine aus Urkunden gezogene Notiz des Augsburger Archivars Herberger entscheidend zu Hülfe. Dieselbe findet sich in dem prachtvollen Catalog über „die Handschriften der Fürstenbergischen Hof-Bibliothek", welchen Dr. K. A. Barack, der Vorstand der genannten fürstlichen Anstalt zu Donaueschingen publicirt hat*). Besagtes Buch, das mit fürstlicher Generosität ausgestattet wurde, ist mit einer wissenschaftlichen Genauigkeit und bibliographischen Gewissenhaftigkeit zusammengestellt, daß es als eine wahre Musterarbeit deutschen Fleißes gerühmt zu werden verdient. Die Donaueschinger Bibliothek befindet sich nun auch im Besitze einer Handschrift aus der Feder der Hätzlerin. Glücklicher Weise kam Dr. Barack während seiner Vorarbeiten nach Augsburg, sah daselbst das durch eine neue Gedenktafel ausgezeichnete Haus der Clara Hätzlerin und wendete sich augenblicklich

*) Die Handschriften der fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen. Tübingen 1865. XII und 660 S.

an die beste Quelle, unsern bekannten Herberger, welcher hinlänglich mit Notizen versehen war.

Herberger also schreibt: „Clara Hätzlerin wird in der Ausgabe ihres Liederbuches als eine Nonne bezeichnet und, wie mich dünkt, auf eine nicht zu rechtfertigende Weise wegen des Widerspruches vertheidigt, in welchem die Lieder ihrem sittlichen Inhalte nach mit dem geistlichen Stande der Schreiberin erscheinen. Clara war wohl eine Augsburger Bürgers-Tochter, aber keine Nonne. Dieses zu erweisen mag Folgendes dienen. In den Steuerregistern der Stadt Augsburg wird als steuerpflichtig vom Jahre 1409 bis 1443, also durch 35 Jahre, Balthasar Hätzler aufgeführt. Nach ihm und an seiner Stelle erscheint Bartholomä Hätzler und 1445 dessen Mutter, dann von 1452 an bis 1476 auch Clara Hätzlerin. Daraus schließe ich, daß Balthasar 1409 seinen Hausstand gründete und daß er 1443 oder 1444 starb mit Hinterlassung einer Wittwe und des mündigen Sohnes Bartholomä. Beide geben die Steuer von ihrem Vermögen für sich und die unmündigen Kinder. Unter den letztern wird Clara 1452 volljährig und steuert für sich selbst von ihrem eigenen Vermögen und Einkommen bis 1476, volle 25 Jahre. Da gerade in diese Jahre ihre datirten Handschriften fallen, fügen sich sämmtliche Umstände so weit zur Aufklärung des Verhältnisses, daß kaum ein Zweifel übrig bleibt. Wäre sie in den Jahren 1452 bis 1476 eine Nonne gewesen, so hätte sie in dem Hause ihres Vaters ebenso wenig steuern als wohnen können, denn ihr Vermögen wäre nothwendig ihrem Kloster anheim gefallen und dort verwaltet worden. Sie war eben neben den vielen bürgerlichen Schreibern, welche es damals noch gab, eine Schreiberin und sinnige Sammlerin älterer und gleichzeitiger Schriften“ (S. 563).

Die Bibliothek zu Donaueschingen verwahrt eine Papier-Handschrift vom Jahre 1468, ein „Buch von der Falknerei“, welches die Clara Hätzlerin schrieb (in Baracks Catalog Nr. 830). Ein andermal copirte sie zu Augsburg 1473 „Heinrich Mynsingers Buch von den Falken, Pferden und Hunden.“ In

Augsburg liegt ein weiterer Band von ihrer Feder: „Hie hebent sich an die Ehaftin und alle recht die diese Statt von jr herschafft her hatt pracht." Aus der stofflichen Verschiedenheit der angeführten Handschriften läßt sich mit Sicherheit der Schluß ziehen, daß die Hätzlerin nicht als deren Verfasserin, sondern nur als Abschreiberin zu betrachten ist, und daß diese Abschreiberin in der Welt, nicht hinter den Klostermauern lebte.

Das als Geburts- und Wohnhaus unserer Schreiberin ausgezeichnete Gebäude befindet sich in Augsburg D. 160, aber in ganz veränderter Gestalt, völlig umgebaut, d. h. man weiß nur so viel, daß es sich an der jetzt durch eine Tafel bezeichneten Stelle befunden habe. Denn im Anfang des 16. Jahrhunderts wurden von der Familie Höchstetter, welche nächst den Fuggern zu den reichsten Handelsfirmen gehörten, mehrere Häuser zusammengekauft und mit dem größten Aufwand umgebaut. Ambrosius Höchstetter und seine Söhne lebten hier in üppiger Pracht; aber unglückliche Spekulationen brachten sie so weit, daß sie hier als Schuldgefangene lagen und Ambrosius auch als Gefangener starb. Aus jener Zeit stammt noch ein stolzer Erker. Clara Hätzlerin hat sicher einfacher gewohnt, aber wohl auch friedlicher geendet.

Zur Nachricht betreffend die Redaktion.

In Folge einer Veränderung seiner amtlichen Stellung wird der Unterzeichnete vom 20. September l. Js. an seinen Wohnsitz zu Landshut, der Hauptstadt von Niederbayern, haben. Durch die Eisenbahn ist der Ort zwei Stunden von München entlegen. Dieß bringt seinen entfernteren Freunden und Bekannten zur Anzeige

München den 14. September 1866.

Jos. Edmund Jörg.

XXXI.

Der badische Finanzminister Franz Anton Regenauer.

III. Regenauer nach seinem politischen Charakter und als Abgeordneter der zweiten Kammer der badischen Stände.

Regenauer gehörte in seiner politischen Haltung derjenigen Richtung an, welche man als conservativ-liberal zu bezeichnen pflegt. Das conservative Element dabei beruhte auf seiner ersten Erziehung, auf seinem Charakter, seinen sittlichen und religiösen Grundsätzen; das liberale Element kam aus der Zeit und Umgebung, in welche seine geistige und wissenschaftliche Entwickelung und Ausbildung, sowie die Anfänge seiner praktischen Laufbahn im Staatsdienste fielen.

Die vorzugsweise nach den Ideen des liberalen französischen Constitutionalismus entworfene badische Verfassung vom J. 1818 wurde auf den ersten Landtagen 1819—1822 mit großer Lebhaftigkeit von talentvollen Köpfen aufgefaßt und ihre ernstliche Ausführung eifrig angestrebt. Großherzog Ludwig setzte jedoch bald diesem Beginnen gemessene Schranken. Erst nach der Julirevolution im J. 1830, nach Großherzog Ludwigs Tod und unter der Regierung seines Nachfolgers

Leopold gewann das liberale und constitutionelle Element in Baden wieder einen freiern Spielraum. Mit gespannter Erwartung und frohen Hoffnungen sah man dem ersten Landtage unter der neuen Regierung und dem liberalen Ministerium Winter entgegen.

Für diesen Landtag wurde Domänenrath Regenauer von dem Wahlbezirk Bretten-Eppingen zum Abgeordneten gewählt. Mit lebhaftem Interesse nahm der neu gewählte Abgeordnete Theil an dem Landtage von 1831, welcher fast ein Jahr lang dauerte und durch eine Anzahl ausgezeichneter Talente in seiner Mitte sowie durch seine Erfolge die allgemeine Aufmerksamkeit in Deutschland auf sich zog. Wir können den Geist und das Wirken der damaligen zweiten Kammer in Baden, sowie Regenauer's politische Stellung in derselben nicht besser schildern als mit des letzteren eigenen Worten aus seiner schriftlichen Aufzeichnung darüber:

„Der Landtag trat zusammen. Fürst, Regierung und Stände wollten die Verfassung redlich beachten und beachtet wissen; kein Theil verschloß sich zeitgemäßen Reformen. Eine große Zahl von Motionen der Abgeordneten suchte diese auch da anzubahnen, wo es die Regierung noch nicht gethan hätte. Es war der heitere Morgen eines jugendlichen Verfassungs-Staates. Allein obschon Alles liberal war, so gab sich doch ein Mehr oder Minder hierin auch in der zweiten Kammer gar bald kund. Die Einen glaubten Alles und Alles vor die Schranken des Ständesaales ziehen zu können; nicht die Rücksichten, die ein kleinerer Staat nach Außen, ein deutscher Staat auf den Bund zu nehmen hat, beachten zu dürfen. Diese setzten sich über alle besonderen Ansprüche der bevorrechteten Stände hinweg und erstrebten rücksichtslos alle liberalen Staatseinrichtungen in der möglichsten Schnelligkeit zu erreichen. Die Andern übersahen jene Rücksichten nicht und wollten das gemeinsame Band deutscher Einheit, den Bund, beachtet wissen; wollten weder der verfassungstreuen Regierung Verlegenheiten bereiten, noch Reformen mit Verletzung erworbener Rechte einführen. Ich sah mich durch meine innigste Ueberzeugung bald auf die Seite der

letztern gestellt; ich ward einer der Festesten unter diesen und mit Gottes Hülfe hatte ich den Muth auch Nein zu sagen, wenn fast Alle Ja riefen, weil es wenigstens liberal schien Ja zu sagen. Im Ständesaal lernt man die Charaktere kennen. Wie Wenige Derer, die unter vier Augen eine mit dem Schimmer der Liberalität umgebene Motion voreilig, unpraktisch, unangemessen nannten, hatten den Muth, dieser Motion im entscheidenden Augenblick, wenn auch nur durch ein stilles Votum entgegen zu treten! — Durch eine Motion wollte ich mich nicht bemerkbar machen; in die gesuchteste Commission, in die Budgets-Commission strebte ich nicht einzutreten. Das aber ließ ich mir angelegen seyn, nie unvorbereitet in den Ständesaal zu gehen, wenn ich auch gar nicht die Absicht hatte, an dieser oder jener Verhandlung Theil zu nehmen. Zu Berichterstattungen ward ich öfters berufen und es will mir scheinen, daß ich die mir dadurch gewordene Aufgabe jeweils mit Gründlichkeit lösste."

Unter diesen Berichten Regenauer's ist von besonderer Bedeutung der Bericht über die Motion des Abgeordneten von Rotteck auf die Abschaffung des Zehnten. Regenauer hatte schon im J. 1829 eine kleine Schrift über Fixirung d. i. Verwandlung der Zehnten in ständige Renten herausgegeben, und er war dadurch mit Rotteck in eine scharfe literarische Fehde verwickelt worden. Jetzt sollten beide Männer ihren Kampf auf dem parlamentarischen Gebiete weiter fortsetzen. Regenauer wurde in die Commission zur Vorberathung jener Motion als Mitglied gewählt. Die Commission zerfiel sehr bald in zwei Theile, deren einer (alle Stimmen bis auf zwei) den Zehnten unmittelbar sofort aufgehoben und die Zehntberechtigten im fünfzehnfachen Betrag entschädigt haben wollte; der andere Theil (außer Regenauer noch ein katholischer Geistlicher, Pfarr-Rektor Herr) war für Zulassung einer Ablösung des Zehnten und für Entschädigung der Zehntberechtigten im achtzehnfachen Betrag des Jahresertragnisses. Der Berichterstatter der Majorität der Commission war der [illegible] Hoffmann (im J. 1848 Nachfolger

Regenauer's als Chef des Ministeriums); Berichterstatter der Minorität war Regenauer. Dieser Bericht*) wird auch jetzt noch mit Interesse gelesen werden. Dabei ist bemerkenswerth, daß der Abgeordnete Regenauer, obgleich Vertreter eines starken Getreidebau treibenden Bezirkes, wo der für die Zehntpflichtigen viel günstigere Vorschlag Rottecks und der Majorität der Commission allgemeinen Anklang finden mußte, sich dadurch doch nicht abhalten ließ für das zu stimmen und zu arbeiten, was ihm durch die Gerechtigkeit geboten schien. Die Minorität der Commission, welche Regenauer vertrat, gewann die Majorität in der Kammer.

Ein anderer bemerkenswerther Commissions-Bericht Regenauer's auf diesem Landtag betrifft die von dem damaligen Abgeordneten der Universität Freiburg in der ersten Kammer, Professor Zell, gestellte Motion auf Revision der Einrichtung der Mittelschulen; sowie ein dritter Bericht über die Bezirks-Schulden**).

Es ist einer der Vorzüge der Verfassungen mit Volks-Vertretung, daß Männer von Talent und Charakter dadurch Gelegenheit haben, bekannt zu werden und ihre Befähigung für öffentliche Geschäfte zu zeigen. Regenauer hätte nach seiner bisher schon bewiesenen Tüchtigkeit unter allen Umständen im Staatsdienste eine erfolgreiche Laufbahn gehabt. Die ausgezeichnete Begabung auch für die parlamentarischen Verhandlungen, welche er als Abgeordneter auf diesem Landtag zeigte, konnte seine Beförderung nur beschleunigen. Er trat kurz nach dem Landtag (1832) als Rath in das Ministerium der Finanzen.

Auf dem nächsten Landtag von 1833 war Regenauer als Regierungs-Commissär und als Abgeordneter vorzugs-

*) Protokolle der zweiten badischen Kammer von 1831. Fünftes Beilagenheft. S. 224.

**) Protokolle der zweiten Kammer von 1831.

weise mit dem Gesetz über Ablösung des Zehnten beschäftigt, welches in Folge der auf die Motion Rottecks von der Kammer beschlossenen Adresse an den Großherzog, nunmehr den Ständen vorgelegt wurde. Bei dem Landtag von 1835 war der Hauptgegenstand der Verhandlungen der Beitritt Badens zu dem preußisch-deutschen Zollverein, worüber der Staats-Vertrag den Ständen zur Zustimmung vorgelegt wurde. Regenauer wurde als Mitglied in die darüber niederzusetzende Commission der Kammer gewählt. Auch hier bildete sich wie früher bei der Zehnt-Commission eine Minorität (bestehend aus Regenauer und Fabrikant Völker aus Lahr) und eine Majorität. Erstere war für den Beitritt zum Zollverein, letztere dagegen. Auch hier war Regenauer Berichterstatter der Minorität; Hoffmann der Majorität. Im Allgemeinen war die Stimmung der Kammer und des Publikums gegen den Beitritt. Baden hatte damals ganz niedrige Zölle; man fürchtete von Seiten der Consumenten die Vertheuerung vieler Lebensbedürfnisse, sowie im Allgemeinen die Unbequemlichkeiten einer strengen Grenzsperre gegen das Ausland, welche gerade Baden nach seiner geographischen Lage in besonders hohem Grade zu fühlen hätte. Die Entscheidung zu Gunsten des Vorschlags der Regierung war sehr zweifelhaft; längere Zeit hatte man Grund anzunehmen der Beitritt werde von der zweiten Kammer abgelehnt. Dennoch drang die Regierung durch nach vielen Kämpfen und Anstrengungen; der Zoll-Vertrag wurde angenommen. In vielen Punkten bewiesen sich die frühern Befürchtungen durch die Erfahrung als grundlos oder übertrieben. In einem Punkte jedoch, welchen besonders der Abgeordnete von Rotteck, der eifrigste Gegner des Beitritts zum Zollverein, hervorhob, erschienen die Besorgnisse der damaligen Opposition im Verlaufe der Zeit gerechtfertigt. Rotteck nämlich sah und sagte voraus, daß bei dem preußischen Zollverein, der nicht alle deutschen Bundes-Länder umfasse, Preußen in politischer Hinsicht so sehr das Uebergewicht erhalten müsse, daß die übrigen Staaten ihre

Unabhängigkeit verlieren und Preußen als ihren Gebieter anerkennen müssen. Die Geschichte des neuesten preußisch-französischen Handelsvertrags beweist, daß diese Voraussagung nicht so unbegründet war, abgesehen davon was noch im Schooße der Zukunft ruht.

Der Landtag von 1837 bot keine besondern Erscheinungen dar. Auf dem von 1838 wo das erste Gesetz über Anlage einer Eisenbahn zu Stande kam, war Regenauer unter jenen Deputirten die der damals bei den Technikern herrschenden Ansicht, es sei die Bahn überall in den möglichst geraden kurzen Linien zu führen, entschieden entgegentraten und eine Führung der Rheinthalbahn längs des Fußes des Gebirges mit Berührung der wichtigsten Orte daselbst forderten und auch durchsetzten.

Inzwischen trat die Verschiedenheit des Standpunktes der liberalen Kammermajorität und des wenn schon gleichfalls liberalen Ministeriums immer mehr hervor. Die Constellationen der allgemeinen deutschen Politik nöthigten das Ministerium zu immer größerer Zurückhaltung, während die liberale Kammermajorität um so fester auf ihrem Weg zu beharren und selbst fortzuschreiten suchte. Durch den Eintritt des Freiherrn von Blittersdorf in das Ministerium als Minister des Auswärtigen (1835) wurde dieser Gegensatz beträchtlich verschärft. Nicht lange nachher starb Minister Winter (1838) welcher die Majorität der zweiten Kammer zu leiten und in Schranken zu halten verstanden hatte. Einige Jahre später brach zwischen Regierung und Ständen ein förmlicher Conflikt aus (1841) durch die sogenannte Urlaubsfrage, nachdem das Ministerium einigen der liberalen Opposition angehörigen Staatsdienern den Urlaub zum Eintritt in die Kammer verweigert hatte. Es erfolgte eine Kammerauflösung (19. Febr. 1842); die Opposition kam durch die neuen Wahlen verstärkt zurück. Blittersdorf und der mit ihm gleichgesinnte Freiherr von Rüdt, der Vorstand des Ministeriums des Innern, verließen das Ministerium. Nebenius nahm die Stelle

des letzteren ein; von Böckh, der bisherige Finanzminister wurde Präsident des Staatsministeriums und Regenauer erhielt das Portefeuille des Finanzministeriums. Aber auch diese Combination, eine Concession an die liberale Kammer-Majorität, war nicht von langer Dauer. Zwischen den beiden Hauptleitern der Regierung, Böckh und Nebenius, bestand unerachtet ihrer im Ganzen übereinstimmenden politischen Richtung und ihres vieljährigen Nebeneinanderseyns im Staatsdienste, dennoch ein Mangel an Harmonie, eine auf der Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Individualität beruhende gewisse incompatibilité d'humeur*). Der Minister-Präsident von Böckh wurde plötzlich und unerwartet von dem Großherzog Leopold in den Ruhestand versetzt (März 1846). Gleich darauf wurde Geheimerath Bekk, der Direktor im Ministerium des Innern, als jüngstes Mitglied in das Staats-Ministerium gezogen.

Unter dem so constituirten Ministerium trat ein Incidenzpunkt ein, welcher die siegreiche Entwickelung des Liberalismus in Baden wesentlich beschleunigte. Es kam zu einer neuen Kammerauflösung. Die Veranlassung dazu gab die damals neu auftretende Sekte des Deutschkatholicismus, welche gerade in Baden eifrige und mächtige Protektoren fand. Gervinus zu Heidelberg schrieb seine Schrift „über die Mission des Deutschkatholicismus“, welche der gelehrte Historiker damals für eine welthistorische hielt oder wenigstens dafür ausgab; der hochbetagte Theolog Paulus ebendaselbst schwärmte für den Deutschkatholicismus; deßgleichen die einflußreichen Mitglieder der zweiten Kammer wie Welcker, Bassermann, Mathy. Letzterer begleitete sogar um Proselyten zu machen, die Reiseprediger Ronge und Dowiat nach Constanz, von welcher Stadt er zum Abgeordneten gewählt

*) Diesen Ausdruck hörte einmal der Schreiber dieser Zeilen von Nebenius selbst gebrauchen, zur Bezeichnung dieses Verhältnisses.

worden war. Man schien damals sogar auf den Beitritt des Freiherrn von Wessenberg zu Constanz spekulirt zu haben; aber freilich ganz vergeblich. Jene Constanzer Mission mißglückte auf die lächerlichste Weise. Von den Protektoren nahm sonderbarer Weise keiner die neue Religion an, so sehr sie dieselbe als die beste unter den vorhandenen und als die zeitgemäßeste priesen.

Regenauer mit seinem klaren Verstand und seinem unzerstört erhaltenen religiösen Gefühl war über diese Sternschnuppe, die man für einen neu entdeckten Stern ausgeben wollte, sogleich im Reinen. Er drückt sich darüber in seinen schriftlichen Aufzeichnungen also aus:

„Der Deutschkatholicismus erhob sein Haupt. Die Liberalen schwärmten für ihn; sogar vielen sonst einsichtsvollen und wohlwollenden Männern schien er eine Zukunft zu haben. Bei den Ständen war er von oppositioneller Seite mit Vorliebe angesehen; auch in der Regierung legten ihm manche höhere Bedeutung bei. Dem Großherzog Leopold war diese kirchliche Neuerung durch und durch zuwider; sein immer sehr richtiges Gefühl leitete ihn auch hier. Er durchschaute bald, daß es sich dabei nicht von kirchlicher Reform, sondern um Zerstörung der religiösen Grundlage im Volk handle. Ich war ganz dieser Meinung."

Man begnügte sich aber von Seiten der liberalen Kammer-Mitglieder nicht mit der Protektion Ronge's außerhalb der Kammer; sondern sie wollten diese Protektion auch durch besondere legislative Maßregeln bethätigen. Man hatte nämlich die Vorstellung, daß wenn die badische Verfassung abgeändert würde, nach welcher wie sie ursprünglich und damals war, nur die Katholiken und Protestanten die vollen politischen Rechte hatten, Alles dem Rongethum zuströmen würde; man sah in jener Verfassungsbestimmung das Haupt-Hinderniß der neuen Lehre. Der Abgeordnete Zittel stellte daher den Antrag (Dezember 1845) auf politische Gleich-

stellung aller Religionen und eine dahin zielende Aenderung der badischen Verfassung.

Das Auftreten der Männer der Fortschrittspartei bei dieser Motion erregte höchsten Unwillen und Besorgnisse in der katholischen Bevölkerung des Landes, aber auch vieler conservativen Protestanten. Aus allen Theilen des Landes kam eine Menge von Collektiv-Petitionen an die Kammer theils unmittelbar eingesendet, theils von Kammer-Mitgliedern, katholischen und protestantischen, vorgelegt. Eine besonders große Masse solcher Petitionen kam einmal vor in der Kammersitzung vom 4. Februar 1846. Da diese Sitzung wesentlich zu der auch für die politische Laufbahn Regenauer's verhängnißvollen Kammerauflösung vom 9. Februar desselben Jahres führte, und Regenauer den schon vorher gegen ihn vorhandenen Unwillen und Haß der Oppositionspartei durch sein Auftreten in dieser Sitzung noch steigerte: so ist hier Einiges darüber zu sagen *).

Der bekannte Abgeordnete Brentano, später das Haupt der provisorischen Regierung in Baden, übergab eine Petition von Bruchsal mit 54 Unterschriften zu Gunsten der Motion Zittels. Er begleitete die Uebergabe dieser Petition (gegen die Geschäftsordnung und frühere Uebung) mit einer ausführlichen Rede. Darin suchte er eine andere von Bruchsal ausgegangene Petition gegen diese Motion zu verdächtigen und herabzusetzen; auch behauptete er auf die frechste Weise: es herrsche gar keine Aufregung im Lande und wenn auch, so habe man in dieser Sache nicht auf das Volk, auf die Mehrheit zu achten, sondern auf den Bildungsgrad der Unterzeichner und, wie natürlich, nur Freunde der Motion seien die Gebildeten und Verständigen. Der liberale Volksmann, der sonst für den religionslosen Staat und den unbedingten

*) S. Protokolle der badischen zweiten Kammer 1845—46. II Heft S. 233 ff.

religiösen Indifferentismus der Regierung eiferte, schloß im Widerspruch damit seine Rede mit den an die Minister gerichteten Worten: „Ich rufe Ihnen deßhalb als den Räthen eines protestantischen Fürsten zu: Nehmen Sie sich in Acht und ziehen Sie daraus die Lehre, daß es jener Partei (der katholischen) ebenso gut gelingen kann das Volk aufzuregen, wenn es in ihrem Interesse ist, die Stützen des Thrones wankend zu machen!" Es ist ein eigenes Walten der Nemesis, daß gerade Brentano, dieser Katholikenfeind, dessen hier ausgesprochene feindselige Insinuation nur zu leicht von seinen Gesinnungsgenossen wiederholt wird — daß gerade Brentano es war der nicht etwa nur die Stützen des Thrones wankend machte, sondern der den badischen Thron auf eine Zeit lang gänzlich umstürzte.

Regenauer hatte seinerseits als Abgeordneter jene andere Petition aus seiner Vaterstadt Bruchsal gegen die Zittel'sche Motion der Kammer zugestellt; sie hatte 940 Unterschriften. Er erläuterte und rechtfertigte, wie diese Petition zu Stande gekommen und wie die Unterschriften zusammengebracht worden seien, mit der gebührenden Zurückweisung der Anschuldigungen von Seiten Brentanos. Ueber den allgemeinen Stand dieser Sache bemerkte er Folgendes:

„Der Abgeordnete Zittel hat seine Motion begründet, er hatte dazu das Recht. Und wenn auch manche unter uns sind, die diese Motion schlechthin verwerfen werden, so kann man doch nicht sagen, daß sie der Herr Antragsteller in einer unangemessenen Weise vortrug. Er hat sich seines Rechts bedient, und dagegen ist nichts zu sagen. Es sind aber bei dieser Gelegenheit von andern Abgeordneten Aeußerungen vernommen worden, welche für diejenige Landeskirche, der zwei Drittheile der Bewohner des Großherzogthums angehören, tief verletzend waren. Ich will hier namentlich an die Aeußerungen des Abgeordneten Bassermann erinnern, die für sehr viele Katholiken sehr verletzend waren. Aber noch viel verletzender waren die des Abgeordneten Welcker, besonders da wo er erklärte, daß

neun Zehntheile der Katholiken des Landes seiner Ansicht seien. Sie glauben nicht, meine Herren, wie tief verletzend dieses im Land gewirkt hat. Dazu kam noch die sonderbare kindische Politik, welche gewisse Blätter der Tagesliteratur anwenden, Lügen in ihrem Sinn zu verbreiten, wie z. B. daß sich die Regierung damit beschäftige, ein Gesetz über Anerkennung der Deutschkatholiken zu bearbeiten. Dazu kam endlich, daß zwar nicht Sie, meine Herren auf der linken Seite, aber Personen, die sich für Ihre Gehülfen ausgeben, auswärts in einer Weise wirken, die im höchsten Grade aufregend ist. Diese Leute, die früher in radikal-politischer Hinsicht wirkten und noch wirken, die sogenannten Wühler, die fast in jedem Bezirke des Landes verbreitet sind, thun gleiche Dienste jetzt gegen die anerkannten beiden Landeskirchen, und zunächst gegen die katholische Kirche."

Es folgte darauf eine sehr stürmische Discussion. Dabei stellte unter Andern der Abg. Mathy die Behauptung auf: „die jesuitische Partei werde, wenn sie siege, den nächsten Streich gegen den Protestantismus richten." Die Regierung konnte darnach und bei der stets zunehmenden Zahl von Petitionen gegen die Zittel'sche Motion ermessen, welche Stürme diese Angelegenheit in der Kammer und welche Aufregung im Lande noch erregen würde. Es erfolgte daher eine Auflösung der Ständeversammlung (9. Febr. 1846). Die Regierung erwartete aus den neuen Wahlen eine mehr conservative Kammer hervorgehen zu sehen; aber es trat das Gegentheil ein: die Opposition kam bei dem nächsten Landtag verstärkt zurück. Bei dieser Neuwahl wurde Regenauer in seinem Wahlbezirk Bretten-Eppingen, den er seit 1831 vertreten hatte, nicht wieder gewählt, obgleich noch im Jahre vorher die Einwohner Brettens ihm eine besondere Danksagungsadresse für seine parlamentarische Wirksamkeit zugesendet hatten.

Dieses Resultat der neuen Wahlen kam zunächst daher, weil die Katholiken des Landes der liberalen Partei gegenüber nicht die gehörige Energie anwendeten und ohne alle

Organisation bei diesem politischen Kampfe blieben. Der Hauptgrund dieses Ausganges der so kräftig begonnenen katholischen Bewegung war aber wohl folgender: der damalige Chef des Ministeriums des Innern, Staatsrath Nebenius, von welchem der Einfluß der Regierung auf die Wahlen innerhalb der gesetzlichen Schranken auszugehen hatte, wollte eine conservative Kammermajorität, aber nicht eine katholische. Das wußten die Beamten welche großentheils selbst so gesinnt waren. Es waren damals schon die „Katholischen Zustände in Baden" erschienen, von deren Erscheinen an sich unter der katholischen Bevölkerung ein deutlicheres Bewußtseyn ihrer Rechte und ein lebhafteres Ehrgefühl regte*). Dem gegenüber herrschte bei vielen Staatsmännern, und herrscht noch jetzt die irrige Meinung, der confessionelle Friede im Lande wäre so am besten zu erhalten, wenn man alles Specifische und Charakteristische einer jeden Confession durch den Unterricht in den Staatsschulen möglichst abschwäche und unterdrücke, überhaupt die Confessionen möglichst amalgamire. Aber abgesehen davon, daß man damit gegen Gerechtigkeit und Freiheit verstößt, so bedenkt man dabei nicht daß, wenn auch dieses System eine Zeit lang sich durchführen läßt, dennoch bei unausbleiblich eintretender religiöser Reaktion neue und größere Schwierigkeiten sich ergeben.

Von diesem Landtage an nahm Regenauer eine längere Reihe von Jahren nicht mehr als Abgeordneter, sondern nur als Präsident der Finanzverwaltung an den parlamentarischen

---

*) Die katholischen Zustände in Baden. Mit urkundlichen Beilagen. Regensburg, Manz 1841. — Die katholischen Zustände in Baden, mit steter Rücksicht auf die im Jahre 1841 zu Regensburg erschienene Schrift unter gleichem Titel. Von Dr. K. F. Nebenius. Karlsruhe, Müller 1842. — Die katholischen Zustände in Baden. Mit urkundlichen Beilagen. Zweite Abtheilung. Regensburg. Manz 1843.

Verhandlungen Theil. Obgleich die liberale Partei immer heftiger und stürmischer auftrat, so blieb dennoch die Finanzverwaltung auf diesem Landtage im Ganzen unangefochten. Auch ließ man die Zittel'sche Motion zu Gunsten der Deutsch-Katholiken und Gleichberechtigung aller Religionsbekenntnisse ruhen; es kam darüber weder zur Berichterstattung noch zur Discussion. Obgleich die Fortschrittspartei bei den Wahlen nach Auflösung des vorigen Landtages gesiegt hatte, so fühlte sie sich doch dem katholischen Volke gegenüber nicht stark genug. Nach ein paar Jahren wurden jedoch die Absichten der Partei ohne weitere Anstrengung von ihrer Seite erreicht. In der Sturm- und Drangperiode der französischen Februarrevolution erhielt die Zittel'sche Motion die prompteste Ausführung. Am 1. März 1848 brachten acht Abgeordnete, deren Wortführer Hecker war, einen Antrag in der zweiten Kammer ein, in Folge dessen eine Adresse an den Großherzog beschlossen wurde, die unter andern Punkten auch die Aufhebung der Beschränkung der staatsbürgerlichen Rechte aus Rücksichten des religiösen Bekenntnisses verlangte. Darauf legte die Regierung schon am 16. März einen entsprechenden Gesetzesentwurf vor, welcher in diesem Punkte die badische Verfassungsurkunde abänderte. Das Gesetz erhielt die Zustimmung beider Kammern. Daher datirt der jetzt in Baden gesetzlich geltende Indifferentismus des Staates gegenüber der Religion.

Die politischen Verhältnisse wurden indeß immer schwieriger. Die Wirren in der benachbarten Schweiz und die gewaltsame Unterdrückung der katholischen Cantone, die auf die Mißernte von 1846 folgende Theuerung, der gräßliche Theaterbrand zu Karlsruhe, bei welchem mehr als sechzig Menschen verbrannten, ganz besonders aber der gewaltige Stoß der Pariser Februarrevolution — Alles das regte die Stimmung des Volkes in Baden in ungewöhnlicher Weise auf. Minister Bekk, der nun die innere Politik und die zweite Kammer zu leiten hatte, ein sonst ausgezeichneter Mann, glaubte die schwierige Lage mehr durch Nachgiebigkeit als durch kräftigen

Widerstand bewältigen zu können. Der Erfolg entschied gegen ihn. Es ist aber sehr zweifelhaft, ob eine andere Politik den Sturm in Baden hätte beschwören können*). Die neuen Führer der liberalen Kammermajorität, auf welche sich Minister Bekk stützte, die Epigonen der liberalen Kammer aus den dreißiger Jahren, zählten unter sich Männer von unbestreitbarem Talent; aber sie waren nur zu sehr der Gefahr ausgesetzt, sich und ihre Partei weit zu überschätzen und der Regierung gegenüber aus rathenden Freunden drängende Herrscher zu werden.

Wie die politischen Gegner Regenauers ihn bei dem vorigen Landtage von seinem Sitze als Abgeordneter aus der Kammer verdrängt hatten, so suchten sie ihn auf diesem Landtage aus dem Rathe der Krone zu verdrängen, was ihnen auch durch wiederholte Angriffe gelang. Der erste Angriff geschah wegen eines lediglich formellen Punktes, wobei Niemand entfernt einen solchen Angriff voraussehen konnte. Da nämlich die Bewilligung des Budgets nicht zur gehörigen Zeit wegen der späten Einberufung des Landtages vorgenommen werden konnte, so war ein vorläufiges Steuerausschreiben für das Jahr 1848 von Seiten des Finanzministeriums nöthig; wie Aehnliches schon seit einer Reihe von Jahren aus derselben Ursache geschehen war. Nun stellte auf einmal der Abg. Weller als Berichterstatter der Budget-Commission (deren Präsident Itzstein war) den Antrag: das Steuerausschreiben vom 13. Nov. 1847 für eine Verfassungsverletzung zu erklären und hiermit eine Beschwerde gegen den

---

*) Material zur Beurtheilung dieser Frage geben von zwei entgegengesetzten Standpunkten aus die Schriften: „Die Bewegung in Baden von Ende Februar 1848 bis Mitte März 1849 von J. B. Bekk." Mannheim 1850. — „Der Aufruhr und Umsturz in Baden, als eine natürliche Folge der Landesgesetzgebung ꝛc., dargestellt von Heinrich von Andlaw." Freiburg, Herder 1850. 2 Bde. — Nachtrag zur Schrift Bekks. Mannheim 1851.

Präsidenten des Finanzministeriums zu erheben. Wer mit der Sache nur einigermaßen bekannt war, konnte gewiß kaum seinen Augen und Ohren trauen, als er diesen Antrag vernahm; er würde auch von der Majorität der Kammer (mit 39 Stimmen gegen 18) zurückgewiesen.

Das Mißlingen dieses ersten Versuches reizte die politischen Gegner Regenauers nur noch mehr. In einer Kammersitzung an dem verhängnißvollen 24. Februar 1848 war es ein andres Mitglied der Budget-Commission, welches einen neuen Angriff gegen Regenauer unternahm. Der Grund des Angriffes war wieder eben so frivol: er betraf einen untergeordneten Punkt der Verwaltung und noch dazu aus der Zeit, als noch Herr von Böckh und nicht schon Regenauer Präsident des Finanzministeriums war. Es wurde abermals von der Budget-Commission und zwar durch den Abg. Mathy als Berichterstatter ein Antrag auf förmliche Beschwerde gegen den Finanzminister gestellt. Der Grund war eine Ueberschreitung des Voranschlags bei der Erweiterung der dem Domänenfond gehörigen Bierbrauerei Rothhaus auf dem Schwarzwald. Die Techniker hatten allerdings bei Entwerfung des Voranschlages nicht die nöthige Vorsicht angewendet; an irgend eine Unterschlagung oder schuldige Strafbarkeit war aber nicht zu denken und so etwas äußerte auch die Budget-Commission nicht. Dazu kam, daß dieses ganze Bauwesen unter Regenauers Vorgänger angeordnet und zum größeren Theile ausgeführt worden war, so daß Regenauer keine andre Wahl hatte als den Bau zu vollenden. Ungeachtet alles dessen brachte die Commission den Antrag ein. Vergebens wies Regenauer selbst und wiesen einige Abgeordnete die Grundlosigkeit dieser Beschwerde nach. Der Berichterstatter der Budget-Commission und seine Gesinnungsgenossen beharrten auf dem gestellten Antrage. Den wahren Grund der Anklage hatte aber einer derselben, der Abg. Soiron, die Unvorsichtigkeit oder die Naivetät zu offenbaren. Er motivirte den Antrag auf Beschwerde besonders dadurch, daß er auf

Regenauers Haltung in der Sache des Deutschkatholicismus hinwies. Er sagte unter Anderm*):

„Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich meine, daß er sich enger an jene Richtung angeschlossen hat, die mit Hülfe gewisser confessioneller Vorurtheile einen Damm gegen die freie Entwicklung des Bürgerthums hat aufrichten wollen. (Mehrere Stimmen: sehr gut!) Ich erinnere Sie nur an den Petitionssturm. In jener Zeit haben zwei freudetrunkene Augen verrathen und manches Wort hat klar zu erkennen gegeben, wie der Mann im Innern dachte und fühlte. Man hat damals den Versuch gemacht, das System des Polizeistaates und der Bureaukratie mit Hülfe jenes Sturmes, der durch pfäffische Lügen hervorgerufen war, durch confessionelle Vorurtheile zu stützen. Man hat sich verbunden mit jener schwarzen Schaar; und wenn man auch unterlegen ist, so fragt es sich jetzt, nachdem uns ein besseres System verkündet worden ist, ob wir auch eine sichere Hoffnung dießfalls haben sollen und können? . . . Das kann ich nun, offen gestanden, von dem Herrn Präsidenten des Finanzministeriums nicht glauben: denn er war, wie schon gesagt, ein zu warmer Vertheidiger, ein zu großer Anhänger des frühern Systems.“

Der angegriffene Minister erwiderte darauf mit ebenso viel Verstand als männlicher Festigkeit und Würde. Die unten folgenden Stellen seiner Rede**) zeigen den Charakter und die politische Richtung des Mannes, dessen Leben wir hier schildern, besser als jede Schilderung von fremder Hand.

„Sie werden mir erlauben, daß ich auf diesen ganz ungewöhnlichen Angriff, einen Angriff wie er in diesem Hause noch nie vernommen worden ist, wenigstens einige Worte sage. Ich bin dem Herrn Abgeordneten dankbar: er ist ein Mann von Offenheit. Ja, ich muß anerkennen, die Gründe die er gebracht hat, die Gründe die in dem Bericht der Budget-

---

*) Protokolle der badischen zweiten Kammer 1848, 2. Heft S. 302.

**) Protokoll S. 304.

Commission verschleiert liegen, sind recht eigentlich diejenigen, die man gegen mich geltend machen zu müssen glaubt. Es sind nicht Gründe in Beziehung auf meine Dienstführung. Diese hätte nicht ungerechter angegriffen werden können, als von der Budget-Commission geschehen ist . . . Man greift meine religiöse Ueberzeugung an, weil ich von jenem Sitz aus zu einer Zeit, wo ein großer Theil des Landes beängstigt war und Vorstellungen an die Kammer einsendete, mich mit entschiedener Wärme für das freie Petitionsrecht aussprach, das von anderer Seite beeinträchtigt werden wollte. Wer sich, ehe er mich anklagt, nach meinen persönlichen Verhältnissen erkundigt, wer nach meiner religiösen Ueberzeugung fragt, ehe er mich vor den Richterstuhl einer Inquisition stellen will, wird anerkennen müssen, daß es im Lande vielleicht Wenige gibt, die mehr tolerant sind als ich. Ich gehöre allerdings meiner Kirche an mit Leib und Seele; ich kenne aber in meinem Dienst, ich kenne im Privatleben keinen Unterschied der Confession . . . Daß ich aber vermöge des Rechtsgefühls das in mir lebt, hätte dulden können, daß man Petitionen die von Katholiken des Landes hier ankamen, wegwerfend behandelte, und daß man namentlich eine Petition die bei weitem die größte Mehrheit meiner Vaterstadt einreichte, die sie an mich sendete, im Vertrauen ich werde sie übergeben und ihr Wortführer seyn, wegwerfend behandelte, daß ich dieß hätte dulden können, werden Sie meinem Rechtsgefühl nicht zumuthen."

„Ich habe fünfzehn Jahre lang auf den Sitzen der Abgeordneten gelebt. Ich bin ein Freund der Oeffentlichkeit und nochmals sage ich, offen soll man gegen mich auftreten, und nochmals danke ich hiefür dem Hrn. Abgeordneten v. Soiron. Offen will ich, daß man mich behandle und ich werde auch eine offene Antwort geben. Sie glauben vielleicht, daß mir so sehr viel an dem Platze gelegen ist, den ich einnehme. Da kennen Sie mich zu wenig. Ich werde mit Vergnügen zurücktreten, wenn ich das Vertrauen nicht mehr habe, das mich hieher gesendet. Ich werde aber auf dieser Stelle bleiben, so lange die Krone mir ihr Vertrauen erhält. Ich werde den Stürmen ruhig entgegensehen, die man gegen mich zu erheben veranlaßt

seyn mag; denn ich bin überzeugt, in dem Lande, wo ich geboren und erzogen, in dem Lande, wo ich über die Mitte des Lebens hinausgeschritten bin, wird noch Recht und Gerechtigkeit walten und noch ein anderes Verdienst anerkannt werden, als dasjenige, was vielleicht eine zufällige Mehrheit in diesem Hause zuerkennt oder aberkennt."

Es wurde nun zwar von einem Abgeordneten der Antrag gestellt, nur eine Verwahrung und eine Mißbilligung jener Budgetüberschreitung in dem Protokolle der Kammer niederzulegen. Aber theils durch ein Mißverständniß bei der Abstimmung, theils und vorzugsweise durch den immer stärker auftretenden Einfluß der oppositionellen Fortschrittspartei ging der Antrag der Commission durch und eine förmliche Beschwerde gegen den Präsidenten des Finanzministeriums wurde zum Beschluß erhoben. Regenauer verlangte darauf sofort seine Entlassung, welche Großherzog Leopold nur mit Widerstreben und ungern nach wiederholter Bitte genehmigte. Es war dieses nur der Anfang der Widerwärtigkeiten und Prüfungen, welche den guten Fürsten bald noch in viel höherem Maße treffen sollten.

Die zweite Periode der Leitung des Finanzministeriums durch Regenauer beginnt mit dessen Eintritt in das nach der Niederwerfung des badischen Aufstandes neu gebildete Ministerium, an dessen Spitze Staatsrath Klüber stand. Das Programm dieses Ministeriums sprach sich in dem Satze aus: es wolle nicht ein Ministerium der Reaktion, sondern der Reform seyn*). Dasselbe vermied so sehr jede Reaktion und sogar jeden Schein derselben, daß es nicht blos die Verfassung ganz unverändert ließ, ohne eine Modifikation derselben im conservativen Sinne vorzunehmen, sondern sogar nicht einmal die Kammer auflöste, welche zwar von dem Sturme der Ereignisse wider ihren Willen überfluthet worden war, aber dennoch einen Theil der Verantwortlichkeit für die badische „Bewegung" zu tragen hatte.

*) S. Bad. Regierungsblatt 1849 S. 423.

Bald trat Regenauer auch wieder in eine parlamentarische Thätigkeit. Er wurde von dem Wahlkreise Tauberbischofsheim-Wertheim in das Unions-Parlament nach Erfurt gewählt (April 1850). Er kam von dort mit der Ueberzeugung zurück, daß die Union nicht von Bestand sei. Auch änderte sich bald die Stellung Badens zu Preußen. Im Spätjahr 1850 verließen die Truppen das Land. Es trat ein Wechsel des Ministeriums ein: an die Stelle Klübers trat Freiherr von Rüdt. Regenauer's Stellung an der Spitze des Finanzministeriums blieb durch diese Veränderung unberührt, ebenso wie durch den eintretenden Regierungswechsel nach dem Tode des Großherzogs Leopold (24. April 1852). Regenauer widmet dem hingeschiedenen Fürsten in seinen Aufzeichnungen den gefühlvollen Nachruf: „Ein Mensch, edel und von wahrhaft fürstlicher Gesinnung wie Wenige, ist mit ihm dem Vaterlande geraubt worden. Wer ihn näher kennen zu lernen die Gelegenheit hatte, der mußte ihn tief verehren und innig lieben. Friede, Friede deiner Asche, du ächter Sohn Karl Friedrichs!"

Eine wichtige und sorgenvolle Angelegenheit, welche bald nach Großherzog Leopolds Tod die badische Regierung sehr in Anspruch nahm, war der nur zu bekannte badische Kirchen-Conflikt. Obgleich diese Angelegenheit nicht zu seinem Geschäftskreise gehörte, so nahm doch Regenauer als Mitglied der obersten Staatsbehörde und als ein seiner Kirche ergebener Katholik den regsten Antheil daran. Er äußert sich selbst hierüber in seinen Aufschreibungen in folgender Weise:

„Ich hatte von Anfang an daraus kein Hehl gemacht, daß man früher die katholische Kirche im Lande viel zu sehr bevormundet habe. Ich bin deßwegen diesem Bevormundungssystem bei jedem Anlaß entgegengetreten; ohne darum das einseitige Vorgehen der kirchlichen Behörden billigen zu können. Ich habe aber ungeachtet dessen nur zu den unvermeidlichsten Gegenmaßregeln gerathen. Es war mir Gewissenssache auch da furchtlos die billigen Interessen der katholischen Kirche zu vertreten, wo die vielfach entstandenen Zwistigkeiten eine gewisse Abneigung hervorgerufen hatten."

Daß Regenauer nicht noch energischer, unbedingter für die unmittelbare Erfüllung der Rechtsforderungen der Kirche wirkte, wird auch ein streng kirchlich gesinnter Katholik, wenn er anders ein billiger Beurtheiler ist, ihm nicht zu einem ernstlichen Vorwurf machen. Regenauer war Finanzmann, nicht Kanonist. Wohl aber lastet in dieser Beziehung eine große Verantwortlichkeit auf den katholischen Juristen und Kanonisten der damaligen höhern badischen Staatsbehörden. Ihre Aufgabe wäre es gewesen, den Großherzog und seine Regierung von der Unhaltbarkeit der ältern badischen Verordnungen hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche zu überzeugen. Wenn man damals gegeben hätte, was man Jahre lang nachher doch gab und geben mußte, wie viele Widerwärtigkeiten, wie viele Bitterkeiten wären dem Lande und der Regierung erspart worden! Als man nach einer nur zu lange fortgesetzten Zeit des Haders sich von Seiten der Regierung entschloß, die Angelegenheit zur Schlichtung nach Rom zu bringen: da konnte dieses nur mit den Wünschen Regenauer's übereinstimmen.

Die Unterhandlungen wurden zu Rom fortgesetzt bis sie in einer den 28. Juni 1859 abgeschlossenen Convention ihren Abschluß fanden. Wesentlich trug zu diesem Resultate bei der vor Kurzem verstorbene, damalige Minister des Auswärtigen Freiherr von Meysenbug, ein Staatsmann welcher seinem Gemüthe und seiner hohen Einsicht nach die religiösen und kirchlichen Interessen zu würdigen verstand und welcher gegen die katholische Kirche Gerechtigkeit zu üben gewillt war. Jeder Vaterlandsfreund, jeder seiner Kirche ergebene Katholik freute sich, daß man endlich zum Frieden gelangt war. Mehr als 80,000 katholische Männer sprachen dem Großherzog dafür ihren Dank aus. Niemand dachte entfernt an den Fall, daß die von dem Großherzog ratificirte, in dem Regierungsblatt publicirte Convention mit dem apostolischen Stuhle einseitig zurückgenommen werden könnte, besonders da die Stände niemals vorher gegen diesen Weg der Vereinbarung irgend eine

Einwendung gemacht, ja demselben ausdrücklich zugestimmt hatten, und da überdieß die Rechte der Stände hinsichtlich der die Legislative betreffenden Punkte der Convention ausdrücklich vorbehalten waren.

Und dennoch geschah das Unglaubliche und Unerwartete. „Wie konnte man auch", so sagte Professor Häusser auf der Protestanten-Versammlung zu Durlach (Nov. 1859), „nach der Schlacht von Solferino eine Convention mit dem Papste schließen?" So war es: eine politische Partei hielt nach dem für Oesterreich unglücklichen Krieg in Italien den Zeitpunkt für geeignet, die badische Politik wieder mehr nach Berlin graviren zu machen. Außerdem war derselben die größere Selbstständigkeit der katholischen Kirche ein Dorn im Auge. Diese Partei wußte überwiegenden Einfluß zu gewinnen. Die zweite Kammer, welche fast zur Hälfte aus großherzoglichen Staatsdienern bestand, fand nun auf einmal an dem Vertragswerk einen Anstoß. Die päpstliche Convention welche der Ständeversammlung zur Kenntnißnahme vorgelegt war, kam in den Sitzungen derselben vom 29. und 30. März 1860 zur Verhandlung. Der Antrag der zur Prüfung der Convention niedergesetzten Commission ging dahin: den Großherzog zu bitten, daß er die Vereinbarung mit dem päpstlichen Stuhle außer Wirksamkeit setze.

Regenauer war einige Zeit vorher wieder als Abgeordneter gewählt worden und nahm als solcher an der oben genannten Verhandlung Theil. Er war unter den Rednern, welche gegen den Commissionsantrag und für die Aufrechthaltung der Convention sprachen*). In dem Eingang seiner Rede beklagt er die künstliche Aufregung, welche man im Land hervorgerufen habe, und spricht von seiner persönlichen Stellung zu dieser Frage als Mitglied der Regierung und als

---

*) Verhandlungen der zweiten Kammer über die Convention mit dem päpstlichen Stuhl. Karlsruhe, Braun 1860. S. 57—61.

Katholik. Nach einem kurzen historischen Rückblick wird dann ausgeführt, daß die Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche, welche man ja im Princip von allen Seiten der Kammer anerkenne, nur gesichert werde entweder durch eine allgemeine Verfassungsbestimmung wie in der preußischen Verfassung oder durch ein Vertragswerk wie das vorliegende. Darauf werden alle Einwendungen der Commission gegen die Convention in einer ebenso klaren als bündigen und energischen Weise widerlegt. Wir wollen aus dieser Rede wenigstens eine Stelle mittheilen, wo der Redner eine nur zu häufig vorkommende falsche Vorstellung über die Stellung der katholischen Kirche im Allgemeinen zu berichtigen sucht. Er sagt darüber:

„Ich habe solche Aeußerungen gelesen, wornach mir unwillkürlich vor die Seele trat, als glaubte man, es sei die katholische Kirche wie ein Fremdling mittel- und hülflos in's Land gekommen, habe an die Thüre der gastlichen Bewohner geklopft, sei aufgenommen worden und wolle nun über die gastlichen Bewohner herrschen. So ist es nicht! Die katholische Kirche ist wohl der erste Bewohner, wenigstens einer der ersten, von denen die Spuren ihres Daseyns sich werden nachweisen lassen. Sie ist in dieses schöne Land gekommen, als es noch unwirthlich mit Oedung, Wald und Sumpf bedeckt war. Sie hat Wälder ausgerodet, Oedungen urbar gemacht, Sümpfe ausgetrocknet, Dome gebaut; sie hat die Urväter unserer Urväter die Landwirthschaft gelehrt; sie hat Gewerbe, Künste und Wissenschaften, vor Allem aber Cultur und Religion uns gebracht. Ich sage dieß nur, um daran zu erinnern, daß die katholische Kirche kein Eindringling ist in diesem Lande und daß sie, so lange es überhaupt noch Rechte gibt, ein Recht hat, hier zu seyn, nicht wie man sie nach dieser oder jener Anschauung gerne haben möchte, sondern wie sie ist. Und ich sage es jenen Bewohnern unserer größern Städte, die besonders gegen das Concordat petitionirt haben, um daran zu erinnern, daß das Budget an dem sich allandtäglich diese Städte so gern erquicken, unter seinen Einnahmen wahrlich viel enthält an Ertrag aus Feld und Wald, aus Ge-

fällen und Capitalien, was früher zum Vermögen der katholischen Kirche gehört hat. Diese Kirche hat, wie gesagt, im Lauf der Jahrhunderte ein großes Vermögen erworben und weltliche Macht; sie hat Jahrhunderte hindurch Schicksale aller Art erduldet und zuletzt nach der Katastrophe der französischen Revolution ihre weltliche Macht und viel von ihrem Vermögen zu Gunsten der weltlichen Staaten verloren, die sich von nun an zum modernen Staate — oder mit andern Worten zum Polizeistaat umgestalteten."

Jede, wenn auch noch so gut begründete Widerlegung des Commissionsantrages war umsonst. Es zeigte sich aus der ganzen Verhandlung deutlich genug, daß nicht sowohl rechtliche Bedenken gegen die Convention, als politische Rücksichten und andere nicht unmittelbar aus der Sache selbst hervorgehende Beweggründe hier wirksam waren. Der Antrag der Commission wurde mit 45 gegen 15 Stimmen angenommen.

Die in diesem Sinne an den Großherzog zu richtende Adresse hatte nun zunächst an die erste Kammer zu gelangen. Erst mit deren Zustimmung hatte die Adresse ihre constitutionelle Bedeutung. Diesen regelmäßigen Gang der Dinge wartete man aber nicht ab, um nach Erfund der Sache dann das Ministerium zu ändern. Dazu gab schon vorher ein Zwischenfall einen wie es scheint willkommenen Anlaß. Der Präsident des Ministeriums des Innern, Freiherr von Stengel, gar nicht etwa ein sogenannter Ultramontane oder eifriger Anhänger der Convention, welcher aber die Ansicht hatte ein rechtmäßig abgeschlossener, ratificirter und publicirter Staats-Vertrag müsse gehalten werden, hatte noch am 30. März mit Vorwissen und Zustimmung des Ministers des Auswärtigen, Freiherrn von Meysenbug, ein Umlaufschreiben an die dem Ministerium des Innern untergeordneten Beamten erlassen, worin er den festen Entschluß der Regierung kund gab die Convention unbeschadet der landständischen Rechte aufrecht zu halten und zum Vollzug zu bringen. Dieß war der bis auf diesen Tag festbeschlossene Wille der Regierung. Dieses

Umlaufschreiben war am 1. April zur Kenntniß des Großherzogs gebracht worden und war dort in einem so ungünstigen Lichte dargestellt worden, daß der Großherzog die Entlassung der beiden genannten Minister verfügte. Es fehlte nicht an Männern, welche sich dazu verstanden die so erledigten Ministerposten einzunehmen. Oberhofrichter Stabel, welcher sich als Mitglied der ersten Kammer in unerwarteter und auffallender Weise als Gegner der Convention gezeigt hatte, übernahm das Justizministerium und provisorisch das des Auswärtigen; der Abgeordnete der zweiten Kammer Lamey, bisher Professor an der Universität Freiburg, das Ministerium des Innern. Später trat an die Spitze des Ministeriums des Aeußern Freiherr von Roggenbach, den man allgemein als bei dieser Wendung der badischen Politik besonders thätig und betheiligt ansah, sogleich von Anfang an und lange vorher ehe er in das Amt trat *).

Regenauer trat bei dieser Veränderung des Ministeriums nicht sogleich von seiner Stelle zurück. Aber nach wenigen Tagen schon sah er klar ein, daß er weder mit den Principien noch mit den dieselben vertretenden Personen in der Regierung zusammengehen könne. Er bat den Großherzog um seine Entlassung, welche ihm denn auch in den gnädigsten Ausdrücken gewährt wurde, sowie überhaupt der Großherzog dem verdienten Staatsmanne und treuen Diener sein anerkennendes Wohlwollen fortwährend bewahrte und bewies.

Der Gedanke lag für Regenauer sehr nahe, auch aus der zweiten Kammer auszutreten. Aber sein Pflichtgefühl und die Liebe zu dem Lande bestimmten ihn auszuharren, so daß er noch bis zu dem J. 1863 Mitglied der Kammer

*) Ueber den badischen Kirchenconflikt und dessen ganzen Verlauf bis zu dem Eintritt des neuen Ministeriums gibt eine vollständige und unparteiische Darstellung: Die katholische Kirche im Großherzogthum Baden. Von Dr. Karl Bader, großherzogl. Baurath. Freiburg, Herder 1860.

blieb. Von den Gegenständen, welche in diesen Jahren (1860 bis 1863) zur parlamentarischen Verhandlung kamen, interessirten ihn außer der neuen Gesetzgebung über die Kirchen- und Schulverhältnisse, wobei er zu der kleinen conservativen Minorität der Kammer gehörte, besonders die deutsche Frage, der preußisch-französische Handelsvertrag und die badische Bank-Frage.

Von den zuletzt genannten drei Gegenständen hatte Regenauer nur hinsichtlich des ersten derselben Gelegenheit sich öffentlich in der Kammer auszusprechen. Die deutsche Frage kam auf dem Landtage von 1861 zur Sprache, bei Gelegenheit der Verhandlungen der Antworts-Adresse auf die Thronrede (13. Dezember 1861). Man weiß, daß die badische Regierung damals dem deutschen Nationalverein ihre volle Protektion zuwendete und daß Freiherr von Roggenbach mit großem Eifer für den deutschen Bundesstaat unter der Suprematie Preußens wirkte. Regenauer war ein entschiedener Gegner dieser Politik. Er hielt stets den sogenannten großdeutschen Standpunkt fest und sprach sich in diesem Sinne auch bei den oben bezeichneten Kammerverhandlungen aus*). Die Hauptgedanken dieser Rede lassen sich etwa in folgender Weise andeuten. Nachdem der Redner sich sehr nachdrücklich gegen das Treiben des Nationalvereines ausgesprochen, macht er darauf aufmerksam, was man dem bisherigen deutschen Bunde ungeachtet seiner Unvollkommenheit doch immerhin zu danken habe. Verbesserung desselben sei anzustreben, und zwar, wenn anders möglich, eine verstärkte Centralgewalt mit Volksvertretung. Von der Bildung der Centralgewalt durch den Dualismus der beiden Großmächte sei nichts Ersprießliches zu erwarten; die Trias habe vielleicht mehr Aussicht auf schließliche Gutheißung, als man

*) S. Auszug aus den Verhandlungen der zweiten Kammer über die Adresse auf die Thronrede, 13. Dezember 1861. Karlsruhe, Braun 1861. S. 13—17.

gewöhnlich anzunehmen pflege. Träger der einheitlichen Centralgewalt könne nur Preußen oder Oesterreich seyn; in beiden Fällen seien große Schwierigkeiten. In Preußen bestehe ein Partikularismus der es fast unmöglich machen werde, daß Preußen in Deutschland aufgehe; überdieß sei dort in vielen Kreisen eine Selbstüberschätzung, welche für das übrige Deutschland etwas Abstoßendes habe. Andererseits sei es nicht absolut unausführbar, daß Oesterreich der Träger der deutschen Centralgewalt sei. Dann sagt der Redner zum Schluß:

„Ich kann mir recht gut denken, daß für die Verfassung unseres großen Vaterlandes eine Form gefunden wird, an die wir jetzt vielleicht Alle nicht denken, wir nicht und das Ministerium nicht. Wir werden uns ihr fügen, ob Groß- oder Kleindeutsche. Will der große Kaiserstaat in diese Verfassung eintreten, so werden und können wir das nicht hindern. Will er dagegen nicht eintreten, so können und werden wir ihn nicht zwingen. Man sagt, er werde nicht wollen. Ich weiß dieses nicht. Eines aber weiß ich, das Eine nämlich, daß das deutsche Volk, um zu seyn was es seyn soll, das große Culturvolk von 45 Millionen in der Mitte Europa's, der aufrichtigsten innigsten Verbindung nicht nur mit den deutschen Theilen des österreichischen Kaiserstaates, sondern mit diesem in seiner Gesammtheit dringend bedarf. Und ich gestehe Ihnen offen, daß ich einen engern Bundesstaat ohne die innigste Verbindung mit Oesterreich für das Wohl und die Macht und die Geltung des Vaterlandes entschieden weniger angemessen halte, als den jetzigen wenn auch noch so mangelhaften Staatenbund."

Was den zweiten der oben angeführten Gegenstände betrifft, den preußisch-französischen Handelsvertrag vom 2. August 1862, so war Regenauer nicht in der Lage in der Kammer seine Stimme vernehmen zu lassen, welche als die Stimme eines der ersten Sachverständigen in jedem Falle eine große Beachtung hätte finden müssen. Der genannte Vertrag wurde nämlich den Ständen zwar sofort zur Zustimmung vorgelegt;

auch eine Commission zur Prüfung derselben gewählt, unter deren Mitgliedern Regenauer war. Diese Commission wählte auch in ihrer Majorität einen Berichterstatter in der Person des Abgeordneten Knies. Aber sie vertagte ihre kaum begonnenen Berathungen nach dem Bekanntwerden der österreichischen Vorschläge vom 10. Juli 1862. Ganz im letzten Stadium zu einer Zeit als Regenauer nicht mehr Mitglied der zweiten Kammer war, wurde dieser wichtige Gegenstand in der Kammer ohne alle Berichterstattung, ohne alle Diskussion zur Rechtfertigung des gefaßten Beschlusses, durch einfache Annahme des Handelsvertrags erledigt.

Obgleich Regenauer keine Gelegenheit hatte, sein Urtheil in der Kammer abzugeben, so weiß man doch wie er darüber dachte. Dieser Vertrag, angeblich die Hebung des auswärtigen Verkehrs der Zollvereinsstaaten bezweckend, war in Regenauer's Augen nichts als ein Akt der kleindeutschen Politik. Der Vertrag sollte eine künftige Zolleinheit mit Gesammt-Oesterreich unmöglich machen, und vorerst Kleindeutschland auf volkswirthschaftlichem Gebiete darstellen, wo dann nur noch ein Schritt bliebe zu dessen Herstellung auf politischem Gebiete. Daß der Vertrag in volkswirthschaftlicher Beziehung mehr Frankreich als dem Zollverein dienlich sei, das schien Regenauer unzweifelhaft. In diesem Sinne schrieb er eine Reihe von Artikeln, die in dem „Badischen Beobachter" und später in einer eigenen Broschüre gesammelt erschienen (S. unten Abschn. IV). Außerdem hatte aber der unermüdlich thätige Mann kurz nach dem Zusammentritt jener Commission der Kammer, deren Mitglied er war, und welche in ihrer Mehrheit sich für die Annahme des Handelsvertrags erklärte, zum künftigen eventuellen Gebrauch ausgearbeitet ein ausführliches „Gutachten der Minorität der Zoll-Commission der zweiten Kammer über den preußisch-französischen Handelsvertrag vom 2. August 1862."

Ueber die badische Bank-Frage, den dritten der oben genannten Gegenstände, kam eine Vorlage der Regierung an

die zweite Kammer durch den Handelsminister Mathy in der Sitzung vom 22. Juni 1863. Es wurde zur Prüfung derselben eine Commission gewählt, zu deren Mitgliedern auch Regenauer gehörte. Der Landtag war jedoch seinem Ende viel zu nahe, als daß die wichtige, überdieß auch nicht mit Gunst aufgenommene Vorlage der Regierung gründlich in der Commission berathen und geschäftsmäßig in der Kammer erledigt werden konnte. Der Gegenstand blieb also auf sich beruhen. Regenauer der das Bedürfniß und die Gewohnheit hatte, wenn er sich für einen wichtigern Gegenstand interessirte, denselben sich selbst und unter Umständen auch für Andere durch eine schriftliche Behandlung klar zu machen, schrieb bei dieser Veranlassung eine „Abhandlung über die Errichtung einer badischen Zettelbank", die er jedoch nicht im Drucke herausgab. Derselbe Gegenstand kam auf dem Landtag 1864 wieder vor durch eine neue Regierungsvorlage. Zu jener Zeit war Regenauer nicht mehr Mitglied der Kammer; aber sein Interesse für den Gegenstand war geblieben. Er war mit dem Gesetzentwurf so wie er vorgelegt war, durchaus nicht einverstanden; er hielt ihn in mehreren Punkten für mangelhaft und besonders wegen der ganz maßlosen Bevorzugung tadelnswerth, welche die Statuten der neu zu errichtenden Zettelbank einigen wenigen Bank-Concessionären auf Kosten des Landes, der Staatskasse und der künftigen Bank-Aktionäre zuzuwenden beabsichtigten. Er hielt sich für verpflichtet seine Mitbürger darüber aufzuklären, und that dieses in einer Reihe von Artikeln in einer badischen Zeitung*), welche durch die Klarheit und Schärfe der Darstellung mit aller Beobachtung eines maßvollen Anstandes als Muster des polemischen Styles gelten können. Die Mehrheit der zweiten Kammer versagte ihre Zustimmung zu dem Gesetzentwurf, unerachtet der angestrengtesten, ja heftigsten Vertheidigung desselben von Seiten des Handelsministers Mathy.

---

*) Badischer Beobachter 1864 im April und Mai.

Dieß war die politische Thätigkeit, so war der politische Charakter Regenauer's als Regierungsmann und als Abgeordneter des Volkes: von Anfang bis zu Ende sich gleich bleibend, fest, redlich; auf den Grundlagen der Religion und der Moral beruhend; durch hellen Verstand und praktische Einsicht geleitet; treu dem Fürsten, voll warmer Liebe für sein Heimathland und für das gemeinsame große deutsche Vaterland.

IV. Schriftstellerische Arbeiten.

Die schriftstellerischen Leistungen Regenauer's gehören sämmtlich in den Kreis der Nationalökonomie und Kameral-Wissenschaft, jenes Faches welchem er vorzugsweise seine wissenschaftlichen Studien gewidmet hatte und welches zugleich den Gegenstand und das Ziel seines amtlichen Berufes ausmachte. Nebenbei behandelte der viel beschäftigte Mann zuweilen in der Tagespresse auch andere Tagesfragen von allgemeinerm Interesse.

Die schriftstellerischen Arbeiten Regenauer's lassen sich in folgende drei Classen abtheilen. Sie sind nämlich entweder lediglich durch geschäftliche und amtliche Zwecke hervorgerufen und nur allein darauf gerichtet; oder sie behandeln wenn auch in naher Verbindung mit praktischen und amtlichen Zwecken ihren Gegenstand doch zugleich nach allgemeinern wissenschaftlichen Gesichtspunkten und als wissenschaftliches Problem; oder endlich sie gehören in das theoretische allgemein wissenschaftliche Gebiet.

Zu der ersten dieser drei Classen gehörig sind außer einigen Sammlungen von Verordnungen über einzelne Zweige der badischen Finanzverwaltung, insbesondere hier namhaft zu machen: Beiträge zur Statistik der badischen Staats-Finanzen (Karlsruhe Müller 1851)*) und die Denkschrift

*) Rau, Archiv der politischen Oekonomie X. Bd. S. 356, gibt

des großherzoglichen Finanzministeriums über die dermalige Lage des badischen Staatshaushaltes (Karlsruhe 1855).

Unter den Schriften der zweiten Classe ist zuerst anzuführen eine Abhandlung über die Verwaltung der landesherrlichen Zehnten und deren Verwandlung in ständige Renten (Karlsruhe 1829). Es ist dieses die Schrift, worüber Regenauer mit Rotteck eine literarische Fehde hatte *); ferner drei Abhandlungen über ein gemeinsames Zoll- und Handels-System Deutschlands. Alle diese Abhandlungen, von welchen die erste als selbstständige Schrift, die beiden andern in der „Deutschen Vierteljahrschrift" erschienen sind, wurden durch den Zusammentritt des deutschen Parlaments zu Frankfurt und die daran geknüpften Hoffnungen veranlaßt **). Auch ist hier zu nennen eine kleine Schrift, die der Verfasser herausgab ohne sich zu nennen, und welche einer der vielen Beweise seines Strebens ist überall gemeinnützig und helfend zu wirken: Betrachtungen über Gründung von Leihe- und Sparkassen für gering bemittelte Staatsbürger Badens (Karlsruhe 1850).

Der preußisch-französische Handelsvertrag vom 2. August 1862 war für Regenauer ein Gegenstand gewissenhafter Prü-

---

darüber im Eingange einer ausführlicheren Recension folgendes Urtheil: „Dieses Buch ist ein ausgezeichnetes Werk, welches sich vermöge der Reichhaltigkeit, Gediegenheit, Schärfe und Klarheit des Inhalts jeder bisher erschienenen Finanzstatistik eines einzelnen Staates zur Seite stellen kann, ja die meisten derselben übertrifft."

*) S. Hermes XXX. Bd. 2. Heft. S. 276. Hesperus.

**) Beleuchtung des von Abgeordneten des Handelsstandes im November 1848 der deutschen Reichsversammlung vorgelegten Entwurfs zu einem Zolltarif für das vereinte Deutschland. Von F. A. Regenauer, großherzogl. bad. Staatsrath a. D. Karlsruhe 1849. — Vorschläge zu den Grundbestimmungen für das gemeinsame Zoll- und Handels-System Deutschlands; in der Deutschen Vierteljahrschrift 1848. Nr. 43 und 44. — Betrachtungen zum Memorandum des Reichs-Handelsminister Duckwitz die Zoll- und Handelsverfassung Deutschlands betreffend. Von F. A. Regenauer, großherzogl. bad. Staatsrath a. D. Deutsche Vierteljahrschrift 1848. 4. Heft. 2. Abtheilung.

fung und ernster Sorge. Er theilte seine Einwendungen und Bedenken dem Publikum mit in einer Reihe von Aufsätzen in einem Karlsruher Zeitungsblatte (Karlsruher Anzeiger, später Badischer Beobachter genannt), welche nachher in einer Broschüre gesammelt erschienen *). Auch die im Jahre 1863 dem Abgeordnetenhause des österreichischen Reichstags vorgelegten Entwürfe einer neuen Steuergesetzgebung nahmen sowohl das wissenschaftliche Interesse Regenauer's, als sein auf deutsch-patriotischer Gesinnung beruhendes Interesse für die Geschicke des Kaiserstaates in Anspruch. Er gab darüber in der Zeitschrift „Austria" (1863, Beilage zu Nr. 6) mit Nennung seines Namens sein Gutachten ab, welches große Anerkennung in den sachverständigen Kreisen fand **).

Die wichtigste aber der in dieser Classe anzuführenden literarischen Arbeiten Regenauer's ist die Schrift über den Staatshaushalt des Großherzogthums Baden ***). Dieses Werk wurde mit dem größten Beifalle aufgenommen, nicht bloß in den öffentlichen Beurtheilungen in der Presse, sondern auch in den dem Verfasser zugekommenen zahlreichen Briefen der ausgezeichnetsten Fachmänner in Deutschland.

Aus der dritten der drei oben angegebenen Classen der schriftstellerischen Arbeiten Regenauer's, nämlich aus der Classe der nicht vorzugsweise zu praktischen und geschäftlichen Zwecken des badischen Finanzwesens, sondern zu einem allgemeinen theoretischen und wissenschaftlichen Zweck unternommenen Ar-

---

*) Der preußisch-französische Handelsvertrag und die Zolleinigungs-Vorschläge Oesterreichs. Freiburg, Herder 1862.

**) Vergl. Dr. Gustav Höfken's Beurtheilung in der Oesterreichischen Wochenschrift. 1863. II. Bd. S. 705.

***) Der Staatshaushalt des Großherzogthums Baden in seinen Einrichtungen, seinen Ergebnissen und seinen seit der Wirksamkeit der landständischen Verfassung eingetretenen Umgestaltungen. Ein Handbuch der badischen Finanzverwaltung von Dr. Franz Anton Regenauer, großherzogl. bad. Staatsminister der Finanzen a. D. Karlsruhe, Müller'sche Hofbuchhandlung 1863.

beiten ist nur eine anzuführen: ein leider unvollendet gebliebenes Lehrbuch der Finanzwissenschaft. Regenauer hatte dieses Werk, als die reifste Frucht seiner Studien und Erfahrungen, in den letzten Jahren begonnen, und es war bereits ziemlich weit gediehen; da rief ihn der Tod ab. Es ist gewiß ein auf's höchste zu beklagender Verlust für die Wissenschaft und die Praxis, daß es diesem Finanzmanne von so umfassendem Wissen, so reicher Erfahrung, so vortrefflicher Darstellungsgabe nicht vergönnt war, dieses Werk zu vollenden.

V. Persönlicher Charakter.

Wir haben bisher den äußern Lebensgang, die amtliche, politische, literarische Thätigkeit Regenauer's geschildert. Es bleibt uns jetzt noch übrig von dem persönlichen Charakter des Mannes, von seiner Individualität als Mensch ein Bild zu geben, sei es auch nur eine Zeichnung der Hauptzüge in einfachen Umrissen.

In Regenauer sehen wir einen Mann, der mit glücklichen Naturanlagen an Leib und Seele ausgestattet, uns als Gesammtcharakter und Signatur erkennen läßt: eine Harmonie des ganzen Wesens der Person, ein Ebenmaß und Gleichgewicht der verschiedenen Kräfte. Diese Harmonie zeigt sich bei ihm zwischen Kopf und Herz, zwischen Verstand und Gefühl. Sein Verstand war scharf und klar, aber nicht kalt und gemüthlos; sein Gefühl lebhaft und zum Wohlwollen gestimmt, aber weder leidenschaftlich, noch zu weich; seine Willenskraft fest und selbstständig, ohne starr oder herrschsüchtig zu seyn. Diesen Gesammtcharakter der Persönlichkeit finden wir unmittelbar oder in seinen Wirkungen in den einzelnen Seiten und Aeußerungen der Individualität Regenauer's, in seinem moralischen und intellektuellen Wesen und in den einzelnen Eigenschaften desselben.

Regenauer war ein edler sittlicher Charakter. Seine Moralität war nicht auf den kalten kategorischen Imperativ eines philosophischen Systems gegründet, noch auf eine sub-

jektive selbst gemachte Lebensansicht, welche sich mit den eigenen Schwächen und verkehrten Leidenschaften oft nur zu leicht zu vertragen weiß; sondern sie war gegründet auf Religion, also auf eine feste, über der Willkür des Einzelnen stehende Grundlage, welcher sich der Einzelne als einer unbedingten Norm freiwillig unterwirft und woher er zugleich die Kraft schöpft dieses thun zu können: Regenauer war ein Christ und ein treuergebenes Mitglied der Kirche. In diesem Boden wurzelten seine guten sittlichen Eigenschaften und Tugenden; seine strenge Rechtlichkeit und Gerechtigkeit; seine Uneigennützigkeit, seine Sittenreinheit; seine Pflichttreue nach allen Beziehungen, in der Treue und Ergebenheit gegen den Fürsten, in der gewissenhaften unermüdlichen Pflichterfüllung seines Amtes im Staate, wie als Familienvater im Hause.

Diese pflichtmäßige Haltung in allen Verhältnissen des Lebens war stets verbunden mit Wohlwollen und Menschen-Freundlichkeit. So zeigte er sich in dem allgemeinen geselligen Verkehr. Damit verband er, unbeschadet der guten und feinen Formen des Umganges die ihm von Natur eigen waren, und unbeschadet der Anforderungen seiner amtlichen und gesellschaftlichen Stellung, eine bemerkenswerthe Einfachheit und Anspruchslosigkeit des Benehmens. Von seinen Untergebenen forderte er im Dienst, was seine eigene Pflicht von ihnen zu fordern ihm auferlegte, und er wußte zu diesem Zwecke seine Autorität geltend zu machen. Aber außer der gerechten und unparteiischen Würdigung, die jede Person und jede Leistung bei ihm fand, wendete er gerne jedem seine fördernde Theilnahme und wohlwollende Sorgfalt zu, wo sich dazu die Gelegenheit ergab. Am liebsten erschloß sich, wie natürlich, sein wohlwollendes Herz und die ganze Freundlichkeit seines Gemüthes im Kreise der Seinigen, umgeben von seinen Kindern und Enkeln, in deren Mitte er die liebste Erholung von den Geschäften und eine reiche Quelle der Lebensfreude fand.

In der Sphäre seines intellektuellen Lebens trat besonders ein klarer Verstand als charakteristische Eigenschaft hervor.

Diese Eigenschaft zeigte sich bei Regenauer als eine natürliche Anlage schon während seiner Jünglingsjahre in seinem Talent und in seiner Liebe für das Studium der Mathematik. Die deutliche Anschauung, die sichern Begriffsbestimmungen, die scharfe Logik der Beweisführung und der präcise Ausdruck des mathematischen Vortrags gewährten seinem Geiste nicht minder Befriedigung als sie für denselben das wirksamste Bildungsmittel waren. Die dadurch gewonnene Befähigung und Richtung seines Geistes wendete er dann später im praktischen und amtlichen Leben auf das glücklichste an. Namentlich beruht darauf seine Gabe präciser und klarer Darstellung in jeder mündlichen und schriftlichen Mittheilung seiner Gedanken. Da aber bei Regenauer der kalte und bloß formale Verstand nicht über Gebühr vorwiegend, viel weniger ausschließlich sein geistiges Leben beherrschte, sondern mit Wärme des Gefühls und mit Tiefe des Gemüthes verbunden war, so beeinträchtigte diese mathematische Correktheit seines Denkens nicht seine übrige Lebensanschauung, und trat bei seiner Auffassungs- und Darstellungs-Weise niemals in trocknen Formeln und in einem bloßen Schema auf, sondern sie war wie das fest stützende, aber nicht sichtbare Knochengerüste eines lebendigen Leibes.

Auf dieser geistigen Individualität Regenauer's beruhte es auch, daß weder seine mathematischen und fachwissenschaftlichen Studien, noch seine Amtsgeschäfte, welche letztere fast alle Zeit des gewissenhaften und unermüdlich thätigen Mannes in Anspruch nahmen, sein geistiges Leben ganz ausfüllten. Außer dem lebhaften Interesse, welches er den wichtigern allgemeinen politischen Tagesfragen, sowie den Zuständen unseres badischen Landes und des großen deutschen Vaterlandes widmete, fand er Zeit und fühlte sich geistig angeregt, sich nicht selten mit den classischen Schriftstellern des Alterthums zu beschäftigen, unter denen ihn besonders Tacitus, Horaz und Cicero anzogen. Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich, daß der Verewigte einmal mit ihm über die

schöne von Wüstemann*) veranstaltete Sammlung interessanter Stellen aus den römischen Classikern, welche er durchgelesen hatte, mit lebhaftem Interesse sich unterhielt. Aus dem Kreise der christlichen Literatur war ihm Thomas von Kempis ein besonders werthes Buch. Nicht selten las er Morgens, bevor er an seine Berufsthätigkeit ging, daraus ein Capitel. Sehr gerne las er auch gute Werke der französischen Literatur. Es war nach seiner geistigen Individualität natürlich, daß ihm die Klarheit der Darstellung und die Präcision des Ausdruckes, wodurch sich die Erzeugnisse dieser Literatur in der Regel empfehlen, besonders wohl gefallen mußten.

Ein solcher Mann war der badische Finanzminister Regenauer. Wir haben keine Lobschrift über ihn schreiben sondern ihn einfach so schildern wollen, wie er uns im Leben erschienen ist. Wir sind auch entfernt von dem Streben, ihn durch eine Idealisirung seiner guten Eigenschaften höher zu stellen als er gestellt zu werden verdient; das wäre ganz im Widerspruche mit dem Geiste und mit der Art des Verewigten. Es ist ja auch kein geringes Lob, das man dem Dahingeschiedenen gewiß unbestreitbar geben kann, indem man mit einfachen Worten sagt: er war ein braver Mann und Familienvater, ein treuer, vaterlandsliebender Bürger und ein ausgezeichneter Finanzminister. Nur das Eine möge uns noch zu bemerken vergönnt seyn: wir haben in einem an Jahren schon weit vorgerückten Leben manche Männer kennen gelernt, welche in einzelnen Theilen der geistigen Begabung, in einzelnen Eigenschaften des Charakters und den daraus hervorgehenden Leistungen, den von uns hier geschilderten über-

*) Promptuarium sententiarum ex veterum scriptorum romanorum libris. Gotha 1856. Dieses Buch lag beständig auf seinem Arbeitstisch, sowie ein anderes ähnliches: Georges Gnomologia sive veterum latinorum sententiae, quae aut quid sit aut quid esse oporteat in vita breviter ostendunt (Lips. 1863) — und neben ihnen Thomas a Kempis De imitatione Christi.

troffen haben mögen; aber es ist uns noch kein Mann vorgekommen, der in seinem ganzen Wesen eine solche Harmonie der verschiedenen Kräfte, Anlagen und Bestrebungen, eine so glückliche Mischung der Elemente des Charakters gezeigt; Keiner der so von seiner Jugend an bis zum Ende der Laufbahn ein solches unverkennbares Gepräge der Klarheit, Reinheit und Lauterkeit in seinem ganzen Wesen bewahrt hätte.

Dieser innern Harmonie und diesem glücklichen Gleichgewichte in dem persönlichen Charakter Regenauer's entsprach ein ähnliches erfolgreiches Leben und Wirken. Zwar hatte auch er der Wandelbarkeit der irdischen Dinge seinen Tribut zu zollen. So glücklich, ja glänzend seine amtliche Laufbahn und Thätigkeit war, so sah er dennoch zweimal unerwartet sich genöthigt, aus seinem ehrenvollen und mit dem besten Erfolg geführten Amte als Leiter der badischen Staatsfinanzen zurückzutreten; und auch in seinem sonst so schönen und glücklichen Familienleben fehlte es nicht ganz an einzelnen Schicksalsschlägen und Trübungen. Aber als er von seinem hohen Staatsamte zurücktrat, blieb ihm nicht bloß ein reines Gewissen, sondern auch die Achtung des Fürsten und seiner Mitbürger; und wenn er im übrigen Leben nicht von schmerzlichen Prüfungen ganz frei war, so war doch des Erfreulichen, was ihm beschieden war, ein größerer Theil. So war Regenauer's Leben und Wirken ein schönes und gesegnetes; und so wird auch bei Allen, welche den trefflichen Mann nach seinem öffentlichen Wirken kannten und würdigten, oder ihm im Privatleben näher standen, das Andenken an ihn gesegnet bleiben.

Deutsche Rechtsalterthümer.

1. Aug. Fr. Gfrörer: Zur Geschichte deutscher Volksrechte im Mittelalter. Herausgegeben von Professor Dr. J. B. Weiß. Zweiter Band. 1866.

Wenn der Verfasser, um uns ein culturgeschichtliches Bild Deutschlands zwischen dem 7. und 9. Jahrhundert zu geben, im ersten Bande mehr die staatsrechtliche Seite festhielt, so wendet er sich im vorliegenden zweiten Bande dagegen den privatrechtlichen Beziehungen zu und schildert in seinem vierten Buche, welches den ganzen Band füllt, die Zustände der Unfreien, welche freilich die größte Masse des Volkes ausmachten. Die Volksrechte behandeln diese zahlreiche Classe als Werthgegenstand, daher zwar nicht unbedingt barbarisch; doch als Eigenthum nicht viel über den Hausthieren stehend und gänzlich in der Gewalt ihrer Herren. Diese Willkür zu durchbrechen, da sie bei der gesetzlichen Schutzlosigkeit der Rohheit leidenschaftlicher Ausbrüche schrankenlosen Spielraum darbot, war ein unbestreitbares Verdienst der Kirche, welches Gfrörer in das gebührende Licht zu setzen bemüht ist.

Zu den hiezu von der Kirche in Bewegung gesetzten Mitteln und nach unsäglichen Anstrengungen wider die Hab-

sucht der Reichen und das Besitzrecht der minder Begüterten durchgeführten Maßregeln gehörte 1. die Darstellung der Freilassung als eines vor Gott verdienstlichen Werkes, wobei freilich die Kirche am meisten gewann; denn die Mehrzahl der Freigelassenen fiel pro animae remedio des Donators mit ihrem Zinse der Kirche anheim; 2. wurde der Rechtsgrundsatz durchbrochen, daß alles Eigenthum des Sklaven dem Herrn gehöre, indem man ihm die Erwerbung eines wenn auch geringen Eigens möglich machte. Der 3. Haupthebel zur Erleichterung der Unterdrückten bestand in Einschränkung des Sklavenhandels, indem man denselben theils ganz verbot, z. B. außer Landes oder an Heiden, oder durch lästige Formalitäten zu erschweren und dadurch zu vermindern suchte. Besonders interessant ist hier der Einfluß der Juden auf den Handel mit Menschenfleisch (Cap. III. p. 35). Mit unablässigem Eifer bekämpfte die Kirche 4. den Satz von der argen Hand, wobei ihr die Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe, also auch der unter Sklaven geschlossenen und das frühzeitig erworbene Asylrecht trefflich zu statten kamen. Das 5. Mittel zur Hebung des Looses der Hörigen bestund darin, daß ihnen die Kirche die Klöster, die Pflanzschulen des Kirchendienstes und der Wissenschaft öffnete, weil hiemit nothwendig die Freilassung verbunden war. Endlich 6. beförderte die Kirche nicht nur die Freilassung, sondern sorgte auch für die Zukunft derselben durch Begabung mit Präkarien aus dem Kirchengute, so daß die Synoden gegen die mitunter zu weitgehende Mildthätigkeit einschreiten und festsetzen mußten, daß keine solche Ausstattung den Betrag von 20 Goldschillingen (im heutigen Werth von 3500 fl.) überschreiten sollte, womit schon ein ganz anständiges Anwesen zu erwerben war (S. 18 — 113).

Hierauf schildert der Verfasser eingehend die Lebensverhältnisse der verschiedenen Classen der Unfreien und zwar zuerst der Haussklaven oder Sindmannen. Dieß führt ihn zu den Handwerken, und obwohl er unter diesem Gesichts-

punkte, wie gewöhnlich, Bayern sehr unterschätzt, da er außer der l. Baiw. nur eine sehr unzulängliche Kenntniß der bayerischen Stift- und Traditionsbücher hat, so muß er wenn auch mit Widerstreben zugeben, daß im Bauwesen (S. 148) die Bayern den andern Deutschen voraus waren. Denn während in Schwaben noch keine Spur von Maurer-Handwerk auftaucht, werden in Bayern die Barschalken der Kirche durch l. Baiw. I. 13 verpflichtet Steine und Kalk nach der Stadt zu fahren, und entwickelte sich neben der ländlichen Bauart aus Holzfächern und Getäfel eine eigenthümlich städtische, von welcher schon in frühester Zeit Beweise gegeben werden (Aribo v. S. Emmer. und Meichelb. hist. Fris. I. 3. Mon. b. XXVIII[b] p. 62). So war Bayern das älteste rein deutsche Land dießseits des Rheines, wo die altdeutsche Zimmerart der Maurerkelle und dem Hammer des Steinmetzen weichen mußte (S. 151).

Selbstverständlich entwickelten sich die zum einfachsten Lebensbedarf unumgänglich nöthigen Gewerke aus der Thätigkeit der Haussklaven und Mägde des germanischen Haushalts, obwohl die Gesetze der Kaiser Constantin, Valentinian und Justinian eine lange Reihe höherer Handwerke aufzuzählen wissen. Erst allmählig mit Vervielfältigung ihrer Kunstprodukte vermehrten und entwickelten sich auseinander die einzelnen Arbeiterclassen. Wir möchten deßhalb auch nicht mit dem Verfasser behaupten, daß sich z. B. das Zimmer-Handwerk erst später mit der Wagnerei vereinigt habe, weil das französische Wort charpentier (Zimmermann) aus dem carpentarius (Wagner) der römischen Rechtsbücher entsprang (S. 173). Im Gegentheile dünkt uns gerade diese Namens-Abstammung ein Beweis, daß die Einfachheit der Lebensverhältnisse ursprünglich keine Trennung zwischen den Werkzeugen und Handgriffen des Wagners und Zimmermanns gestattete und erst später mit Vervielfältigung der Wagengestelle und der damit verbundenen besondern Ausprägung entsprechender Werkzeuge und Handgriffe das Wagnerhand-

werk als ein selbständiges aus dem großen Kreise der Holz-Arbeiter sich individualisirt habe. So muß der Verfasser selbst eingestehen, daß die Gewerbe des architectus, Baumeister, structor, Maurer, und lapidarius, Steinmetz, ursprünglich in dem des fränkischen macio (französisch maçon) zusammenflossen. Allerdings trug die Verfeinerung des Geschmackes, die Entwicklung des Luxus und der behaglichen Lebenslust das ihre dazu bei, diese Individualisirung und Vermehrung der Gewerke zu begünstigen. Vor allem mächtig wirkte hierauf der sich über alle nordischen Reiche ausbreitende Handel, obwohl auch die Pracht und der Prunk des Königthums, sowie die civilisatorische Macht der Kirche diese Vervielfältigung der Arbeiterclassen wesentlich befördern halfen. Dennoch kann man mit Gfrörer insoferne übereinstimmen, daß wenigstens alle Gewerke, welche dem Luxus der Wohnung, der Kleidung und überhaupt dem städtischen Comfort dienen, sich von den großentheils unbekannten Punkten aus, wo sie seit den Zeiten römischer Herrschaft fortbestanden hatten, über das ganze karolingische Reich verbreitet hatten (S. 184).

Wenn aber auch bei den Deutschen die Gewerbe ursprünglich nur von Sklaven betrieben worden waren, und sich die Freien vom Handwerke ferne hielten, weil demselben der Makel sklavischen Wesens anklebte, so hatten doch verschiedene Ursachen zusammengewirkt, um eine Masse kleiner Freien in Armuth und Dürftigkeit zu stürzen, welche durch Pachtungen und Barschalksverträge mit der Krone oder größern Herrn sich und ihre Familien zu erhalten suchten. So wie sich aber erwies, daß mit der aufsteigenden Entwicklung der Gewerbe das Handwerk zu ehrenvollem Brode und zur Freiheit führte, konnte es nicht fehlen, daß sich die kleinen verarmten Freien zu diesem Erwerbszweig drängten. Gfrörer weist aus den Urkunden der Abteien von St. Denis und Corbie nach, daß im 9. Jahrhundert die Meister, welche den Werkstätten der Handwerkssklaven als Werkführer vorstanden, in der Regel freie waren. Denn wenn auch der

Stand der Lehrlinge und selbst der Gesellen, juniores, ein hartes Verhältniß der Unterwürfigkeit gegen den Meister, ja einer gewissen Knechtschaft und niedriger Dienstesleistungen nach sich zog, welches einerseits bis in die ersten Anfänge des gewerblichen Lebens hinaufreichte, andererseits selbst mit der Aufhebung des Zunftzwanges nicht einmal vollkommen getilgt werden konnte, so schloß doch endlich selbst für diejenigen, welche von Haus aus Hörige waren, das erlangte Meister-Recht zugleich die Freilassung in sich und sowohl die Natur der Sache, als die Bedeutung der urkundlichen Worte: liberatio, liberandi sunt, liberantur, nöthiget den Begriff in dieser Weise zu ergänzen (S. 190).

Da solchergestalt das Handwerk zur Freiheit führt, die freien ländlichen Handwerker aber immer nur die Minderzahl der vorhandenen bilden, indem der Aufschwung der Industrie offenbar von den städtischen Gewerken ausgeht, so führt das Entwicklungsverhältniß den Verfasser auf das Städtewesen, dessen Ursprung oder Weiterbildung dem Königthume, der Kirche und dem Handel zu verdanken sind (S. 197). Unter den Städten, welche im 9. Jahrhundert im austrasischen Frankenreiche genannt werden, zählt Gfrörer in Alamanien 10, in Bayern mit Ostmark und Nordgau 14, im mainischen Francien 4, im rheinischen Francien 14, in Friesland 7, in Thüringen 2, in Sachsen 12 als größere Orte auf, welche fast immer als Bisthümer bezeichnet werden. Daß der Verfasser bei dieser Aufzählung eine statistische Genauigkeit hätte beobachten sollen, wird Niemand begehren; doch hätten, um nur bei den Orten in Bayern stehen zu bleiben, neben den Königspfalzen Ingolstadt und Lutrahof immer noch Orte wie Dingolfing, wo mehrere Landtage gehalten wurden, Osterhofen und Moosburg, ferner Oetting und Aibling, wo sich die karolingischen Herrscher wiederholt aufhielten, neben Mais in Tyrol, Trient und Innichen u. s. w. eine Erwähnung verdient. Nebenbei widmet Gfrör[illegible] lung der Markgrafschaften an d[illegible] [illegible] gehende

Besprechung. Hieran reiht sich von selbst ein Bild städtischen Lebens, wozu dem Verfasser das Lobgedicht des Venantius Fortunatus auf Mainz aus dem 6. Jahrhundert (S. 256) und des Aquitaniers Ermold Nigellus auf Straßburg aus dem 9. Jahrhundert (S. 267) die betreffenden Anhaltspunkte und Farben in der Ausführung darbieten.

In den letzten Capiteln, welche die Reallasten und Dienstbarkeiten, nämlich den Pachtzins (S. 275) und die Frohnden (S. 292) behandeln, bekämpft der Verfasser die bisherige Behauptung, daß Germanien unter Karl dem Großen ein durchaus ackerbauendes Land gewesen sei, indem er zahlreiche und unzweideutige Beweisstellen aufführt, daß nicht bloß in den gallischen, sondern auch in den deutschen Provinzen des karolingischen Reiches ein Geldverkehr stattfand, der sich bis auf die niedersten Classen herab erstreckte. Nach den Aufzeichnungen der Zinsbücher der Abtei Prüm und Lorsch bespricht der Verfasser die verschiedenen Gilten und Dienste und zwar 1) Thiere oder Erzeugnisse der Viehzucht. Außer Widdern, Schafen, Lämmern, Schweinen und Frischlingen, welche je nach den Jahren und der Mastung meist zu Geld angeschlagen sind, werden auch noch Zugochsen zum Armee-Fuhrwesen und Pferde theils zum Botendienste, theils für den Heerbedarf — paraveredum infra regnum et in hostem — von den Zinshöfen gestellt. 2) An Erzeugnissen des Bodens wird Waizen, Roggen, Gerste und Haber nach Malter und Simri eingedient. Ueberdieß wurde noch gemalzte Frucht zum Bierbrauen geliefert und zwar im 8. Jahrhundert, und selbst noch später bis in's 12., Haber (bracium ist der mittelalterliche Kunstausdruck) und nur ausnahmsweise wurde aus dem rauhen Spelt gebraut. Daneben mußten die Zinsbauern den eingedickten Saft der Brombeeren (brambeeran) liefern, welcher moratum hieß. Ob aber das neben brace stehende moaticum aus jenem Worte verderbt sei, wie der Verfasser S. 285 behauptet, wollen wir dahin gestellt lassen, indem es auch möglicherweise aus dem zum Biersieden

nöthigen Maisch = ahd. moas, muos, Brei, entstanden seyn kann. Der Wein wurde nach Eimern, Ohmen und Fuhren oder Karren gemessen und gaben 5 Eimer oder Gelten eine ama oder Frohnohm, und 6 Ohm eine Fuhr oder carrada, so daß diese 1000 Pfund oder 260 Maß ausmachte. Doch stand der Wein in niederm Preis, indem die Fuhre auch mit 6 Denaren (etwa 6 fl. 30 kr.) abgelöst werden konnte. Außerdem wurde Flachs oder Lein nach Pfunden und Spulen eingedient, die Mästung herrschaftlicher Thiere, Rinder und Schweine, ausbedungen und aus dem Ertrag der Wälder Brenn- und Bauholz geliefert.

3) Frohnden. a) Hand- und Spanndienste. Die Jahresfrohnden bezogen sich auf die Bebauung des Herrenlandes und schwanken zwischen 6 Wochen und einem Tage. In der Regel hatte der Hintersasse wöchentlich eine bestimmte Anzahl von Tagen auf den Feldern der Herrschaft zu arbeiten, ohne daß die Art und Weise der Arbeit festgesetzt ist. Eine zweite Classe der Frohnden dagegen nimmt darauf Rücksicht, indem darin bestimmt wird, wie viele Tagwerke, jurnales, der Fröhner im Frühjahr oder Sommer zu pflügen habe. Andere Frohnden sind weder der Zeit noch dem Gegenstand nach gemessen, sondern „servit sicut ei praecipitur“, also nach der Willkür des Amtmannes. Neben den landwirthschaftlichen Frohnden gab es noch Fuhren zu Wasser und zu Land mit Getreide, Wein, Holz, Salz, Kalk, Dünger ꝛc., welche für die Herrschaft geleistet werden mußten. Die Weiber zinsender Bauernhöfe hatten Zinstücher theils aus herrschaftlichem, theils aus selbst erzeugtem Wollenstoffe (sarcile) oder Lein (camisile) zu liefern, welche in der Regel 10 Ellen lang und 2 bis 4 Ellen breit waren. Auch diese Zinstücher waren zum Geldwerth angeschlagen. Als Waldzins hatten die Bauern der pflichtigen Gemeinden an Nutzholz Balken, Dielen, Latten, Stangen, Pfähle, Gerten, Schindeln, Fackeln, Faßdauben und Reife zu liefern, eine bestimmte Anzahl herrschaftlicher Schweine in ihren Gemeindewaldungen zur Eichelmast zu halten und

außerdem aufgelesene Eicheln und Brombeeren schäffelweise an die Frohnhöfe abzuliefern. b) Die Ackerbaufrohnde, die wichtigste Art derselben, wurde einerseits nach der Zeit gemessen, indem der Frohnbauer allein oder mit seinen Sklaven wöchentlich 2 bis 3 Tage, selten täglich auf dem Herrnfelde zu arbeiten hatte. Andere Hintersassen waren nur zu gewissen Arbeitstagen, 14, 6, 5, u. s. w. im Jahre verpflichtet. Nach der Jahreszeit zerfiel die Ackerfrohnde in zwei Haupt-Abschnitte, zur Winter- und Sommersaat, wo der frohnpflichtige Bauer eine Anzahl Aecker zu bestellen hatte. Zur Erndte, Weinlese, Heumahd bot der Verwalter die Hintersassen centenenweise auf. Bei diesen Tagesfrohnden reichte die Herrschaft den Nahrungsbedarf, eine entsprechende Anzahl von Brod- und Fleischportionen und Bier. c) Zum Botendienste mußten die Grundholden Pferde bereit halten; doch wurde derselbe auch zu Fuß oder zu Schiff geleistet. Diese Schar-Männer, scararii, hatten sonst wenig Gilten oder Frohnden zu leisten, wurden aus den Hörigen zu diesem Dienste befördert und daher von Andern beneidet. d) Nachtfrohnden, wactae, wurden zur Bewachung der Garben in der Erndtezeit, zur Sicherung der Herrschaftsgebäude und während der Biersud- und Backzeit angeordnet. Eine wacta betrug 15 Nächte; doch gab es auch Beispiele von doppeltem und dreifachem Wachdienst im Jahre und wird ausdrücklich bemerkt, daß dafür keine Atzung gereicht wurde, sondern der Bauer von dem Seinigen, de suo, zu zehren hatte. e) Unter den Gilten zählt der Verfasser alle Reichnisse auf, welche er schon oben aus den Erzeugnissen der Viehzucht und des Bodens abgeleitet hatte. f) Als außerordentliche Gilten führt er endlich an: 1) das Königshuhn oder Königsferkel zur Bewirthung des Königs; 2) die Grabsteuer, von welcher der Pfarrer ein Drittel empfing, während dem Abte zwei Drittel zufielen; 3) das Besthauptrecht oder die cormeda, vom Verfasser ganz richtig von küren und Miethe abgeleitet. Die Aufzählung der Frohnden und Gilten erhält aber nur dann

ihre wahre Bedeutung, wenn man sie mit der Größe und dem Werthe der Güter in Vergleich setzt. So wird alles eingetheilte Land in Mansen oder Huben geschieden, von welchen ein Hofbauer auch mehrere in Besitz haben konnte. Außerdem gab es halbe und Viertelmansen und manche Hintersassen hatten nur ein Häuschen nebst einem Wiesfleck oder Garten. Denn mit dem Anwachsen der Bevölkerung wurden die Landparcellen immer mehr verkleinert, so daß oft einzelnen Höfen Salland zugetheilt werden mußte, um den dichtgedrängten Unterpächtern einige Erleichterung zu verschaffen.

Aus dem bisher Mitgetheilten ersieht der Leser, daß der literarische Nachlaß Gfrörers bei weitem nicht den Inhalt der Volksrechte erschöpft, weßhalb der Herr Herausgeber denselben ganz richtig nur als einen Beitrag zur Geschichte deutscher Volksrechte betrachtet wissen will. Denn der erste Band enthält nur, wie gezeigt wurde, die Standesverhältnisse und Einiges über das Gerichtsverfahren, während der größte Theil des letztern und das ganze eigentliche Staatsrecht unberührt blieben. Im vorliegenden zweiten Bande aber findet sich aus dem Privatrechte nur das Sachenrecht und auch dieses nur theilweise behandelt; vom Vertrags-, Familien- und Erbrecht kein Wort; ebensowenig aus dem Kreise des Strafrechtes, wenn man nicht einzelne Bemerkungen über Wergeldverhältnisse hieher ziehen will. Jedenfalls mußten die Vorträge mehr enthalten, als die hinterlassenen Collegien-Hefte; denn der Verfasser verweist zu wiederholten Malen auf spätere Erläuterungen und Ausführungen, welche aber in dem Vorhandenen nicht zu finden sind. Wir haben daher eigentlich nur einen Torso vor uns, aus dessen Ueberresten wir auf die Beschaffenheit des ganzen Werkes nur Schlüsse zu ziehen vermögen. Denn wenn auch der Herausgeber zu den eifrigen Zuhörern des Verfassers gehörte, so ist es doch selbstverständlich, daß er über den Inhalt des literarischen Nachlasses Gfrörers nicht hinausgehen konnte und so wenig

ihm die Pietät erlaubte, an demselben herumzuschnitzeln, so wenig war zu erwarten, daß er von dem Seinigen hinzuthun würde, wenn es auch dem Leser wünschenswerth erscheinen dürfte, über einen und den andern Gegenstand des Verfassers Ansicht, wenngleich aus zweiter Hand zu erfahren.

Uebrigens können wir auch bei der Besprechung dieses Bandes nicht verschweigen, daß der Verfasser für einen nüchternen Geschichtsforscher der Phantasie allzu sehr die Zügel schießen läßt und daß es ihm alsdann wie allen phantasiereichen Schriftstellern passirt, in dem Zeugenverhöre nicht objektiv genug zu verfahren, sondern unter den Quellen eine solche Auswahl zu treffen, wie sie eben seiner Lieblings-Meinung am meisten zusagt. Hiefür ließen sich, wie bereits bei Besprechung des ersten Bandes geschehen, auch hier eine Menge Belege anführen; doch mag Einer genügen. Der Verfasser hat es sich in den Kopf gesetzt, in den Aerzten der Franken, Alamannen und Bayern freie, mit gerichtlicher Beweiskraft ausgerüstete Techniker zu finden, deren Beruf zwischen Gewerbe und Wissenschaft die Mitte halte; denn die eigenthümliche Rechtsverfassung der alten Deutschen machte tüchtige Wundärzte zum öffentlichen Bedürfnisse (S. 153 ff). Nun stellt der Verfasser die magern Stellen der Salica, Alamannica und Baiwarica, in welchen das Gesetz auf ärztliche Thätigkeit recurrirt, zusammen und schließt dann mit zugedrückten Augen und im Galopp: nach l. Alam. t. 59, 4 ist der Arzt befähigt, auf dem mallus Beweise zu führen, also fungirt er als technischer Zeuge, also war er ein F r e i e r. Ferner mußte er auch leicht zur Hand seyn, also hatte jeder Gerichts-Bezirk seinen eigenen G e r i c h t s a r z t und weil in den karolingischen Capitularien kein Wort von Errichtung der M e d i z i n a l-S c h u l e n steht, so folgt natürlich, daß diese Bildungsanstalten in die Zeit der Merowinger hinaufreichen. Nun hätte zwar der Umstand, daß in Urkunden des frühen Mittelalters Aerzte neben Haussklaven genannt werden — und Gfrörer führt selbst eine davon an — zur Vorsicht mahnen sollen; aber die bevorzugte Stell-

ung, welche die öffentlichen Aerzte nach dem Codex Theodos. und den Digesten im römischen Reiche einnahmen, verleitet den Verfasser, die von ihm erfundenen Gerichtsärzte der Franken u. s. w. den römisch-byzantinischen Stabsärzten, archiatris zu vergleichen.

Die angezogene Stelle der Alamannica besagt aber nur, daß der Arzt im Falle des Verlustes beweisen müsse, daß er das verlorene Knochenstück wirklich aus der Wunde herausgenommen habe — tunc ille medicus hoc comprobet, quod verum fuisset, quod de ipsa plaga os tulisset. Hiemit ist aber keinerlei gerichtliche Funktion ausgedrückt und solche Beweisführung konnte jedem Sklaven auferlegt werden. Es stürzte also schon mit diesem hypothetischen major das ganze syllogistische Gebäude des Verfassers. Aber wir haben noch ganz andere Bedenken gegen seine Schlußfolgerungen. Wo in allen Volksrechten ist eine einzige Stelle, welche bezeugt, daß der Arzt vor Gericht um sein technisches Urtheil befragt worden sei? Nirgend und niemals; und es bedarf die ganze Vorliebe des Autors für gewagte Sätze, um auf germanischen Dingstätten Gerichtsärzte fungiren zu lassen. Im Gegentheile gaben die Bestimmungen der leges barbarorum den Richtern selber die Kriterien an die Hand, wonach die Verletzungen beurtheilt werden sollten, ob z. B. das Blut zur Erde floß, oder der Knochen entblößt, oder eine Körperhöhle geöffnet wurde, wie weit ein exfoliirter Knochen wider den Schild geworfen gehört werden mußte u. s. w. Der Germane, der einen freudigen Waffentod einem siechen Daseyn vorzog und bei Verwundungen an die Pflege von Frauenhänden gewohnt war, verachtete auch den Mann, der sich mit der Heilung der Siechen abgab — ein Vorurtheil, welches seine Nachwirkung bis in unser aufgeklärtes Jahrhundert erstreckt. Denn in den Armeen der unzweifelhaft höchst intelligenten Preußen und natürlich auch der im Verhältnisse minder intelligenten Klein- und Mittelstaaten rangirt noch heutigen Tages auch der höchst chargirte Militärarzt, selbst wenn er summa cum laude aus dem Doktorexamen hervorgegangen wäre, hinter

dem jüngsten Lieutenant, und es muß schon als ein Fortschritt angesehen werden, daß die Aerzte jetzt wenigstens ohne Cautionsstellung Kuren unternehmen dürfen und bei unglücklichem Ausgange derselben nicht an die Verwandten des Patienten zu beliebiger Maßregelung ausgeliefert werden, wie solches das Westgothenrecht anordnete (Vergl. Sprengel, Geschichte der Medizin II. 458).

Die etymologischen Erläuterungen, zu denen der Verfasser gerne die Veranlassung ergreift, werden um so weniger genügen, als die Sprachwissenschaft nicht von Lichtblicken der Phantasie gefördert werden kann. Außer der oben gegebenen Erklärung der cormeda (S. 357) als Kurmiethe können wir eigentlich nur noch bei aspellis (S. 49) mit dem Verfasser übereinstimmen, da er dieses Wort an ahd. spel = historia, sermo anknüpft, so daß also die Bedeutung Kirchspiel (Zöpfl, Rechtsgeschichte S. 939) erst in den erweiterten Begriff fällt, soweit nämlich die Sprache der Kirche reichte (Graff, Sprachsch. VI. 333). So wurde spel, das Wort (wovon engl. spell, buchstabiren, erzählen) zum abgezogenen Rechtsausdruck für Königsschutz, und aspellis = der Friedlose ist wörtliche Uebersetzung von extra sermonem positus. Daß aber das Wort gleichbedeutend mit Mundium und Wergeldclasse sei, erhellt aus der trespellia der l. Salica tit. 66 §. 3, welche nur den dreifachen Königsschutz oder die Verdreifachung des ursprünglichen Wergeldes ausdrückt.

Den wasilus der l. Alam. addit. I. 8 hält der Verfasser ohne nähere Begründung für eine Sonde (S. 155). Allerdings können wir auch nicht mit Merkel (l. Alam.) und Graff (I. 1063) übereinstimmen, welche das Wort ags. vaes, nord. vasl = humor anknüpfen, denn es ist von keinem Ausfluß die Rede: si nervora (Sehnen) tetigerit ut ibi wasilus intrat. Da aber in den correspondirenden Stellen (l. Alam. 65, 5 und 6): ut focus non intret . . . si autem ferrum calidum intraverit, unzweifelhaft von einem chirurgischen Instrument die Rede ist, so kann wohl auch unter dem einzubringenden

wasilus kaum an die Spitze eines Schwertes, Messers ꝛc. (Kehrein: hwaffei und hwazzjan) gedacht werden. Ich halte mich daher berechtigt, das mhd. waizel = Leinwandschleiße herbeizuziehen, da man die Wunden, besonders tiefere mit Charpie zur Blutstillung ausstopfte, wie es in mittelalterlichen Urkunden wiederholt heißt: eine Wunde, die „waizelns und hefftens bedarf." Auch heffwaissel und waytzelsalb kommen vor (Schmellers Wörterbuch IV. 173) und das Wort findet sich nicht nur in Schwaben (Augsburger Stadtrecht) sondern auch in Bayern und Oesterreich, wo man aber schon theilweise dafür maissol braucht und maezleiche wunden kennt (Ruprechts von Freising Rechtsbuch in Westenrieders Beitr. VII. 29). Wasilus ist also der nhd. Quellmeißel.

Wenn der Verfasser ferner unter Chwilti Werch doch nur Hurerei verstehen will (S. 130), so hätte ihn dieses Wort wohl an den alamannischen Brauch des Kiltganges (vergl. Stalders schweiz. Idiotikon II. 101) erinnern und auf andere Schlüsse führen können. Die Muthmaßung des Verfassers muß aber als unhaltbar zurückgewiesen werden; denn da in der angeführten Stelle nur von den Fröhndiensten der Mägde im Frauenhaus die Rede ist — et hoc quod Alamanni Chwilti Werch dicunt non faciant — die Mägde also davon ausgenommen werden, die Preisgebung des Leibes aber um so weniger unter die Dienstbarkeiten gerechnet werden darf, als das jus primae noctis wenigst in Deutschland nicht nachweisbar ist (Zöpfl, Rechtsgesch. S. 388): so muß das räthselhafte Wort unter den Begriff der Scharwerke fallen. Scherz (Gloss.) hat zwar Wiltwerker = mercatores pellium ferinarum; doch ist wohl in obigem Zusammenhang kaum an Kürschnerarbeit zu denken. Dagegen finde ich im Vocabularium von 1618: wilde Wachten = excubitores (Schmeller Wörterbuch IV. 206), und da die Wachten am Herrnhof und anderwärts (wactae S. 335) unter den Frohnden aufgezählt werden, so dürfte es wohl dem Sachverhalte am meisten entsprechen, daß die Mägde von Nachtwachten befreit seyn sollen.

Haistaldi (S. 327 und 334) wird nicht erklärt; es gehört zu ahd. hagastalt und bedeutet einen kleinen Hörigen, welcher kein erbliches Lehn hatte, sondern nur ein Häuschen mit höchstens einem Wiesfleck und Antheil an der Gemeinde-Nutzung besaß. Dadurch wurde diesen Leuten die Verheirathung erschwert und so bildete sich der Begriff von Hagestolzen. — Camum hält Gfrörer (S. 339) mit Ducange für ein keltisches Wort. Da aber schon der Redner Priskos in seinem Gesandtschaftsbericht aus dem 5. Jahrhundert (Scr. byz. Niebuhr I.) meldet, daß in Dacien, wo damals Gothen und Gepiden saßen, der Gerstentrank camos hieß, so ist das Wort unzweifelhaft nicht aus dem Keltischen, sondern aus dem Altdeutschen in das mittelalterliche Latein übergegangen (Graff IV. 315), und camba das Bräuhaus schreibt sich eben daher. — Durascura (verderbt auch durasluwa, dauralwe geschrieben) will der Verfasser (S. 306) von dem keltischen dardus = Eiche herleiten. Abt Cäsarius erklärt aber: sunt cortices, qui excoriantur de arboribus quas vulgariter appellamus Lovete. Wir haben also ein romanisches Wort, welches aus lat. durus und corium Schaale, Rinde entstanden ist; daher das mittelalterliche excoriare schälen und coriarius der Lohgerber.

Unzweifelhaft aus dem Lateinischen stammen die folgenden Worte: caula (S. 309) noch in den Form. Salomonis ein Pferch und Viehstall (Quellen zu der Gesch. VII. p. 211). Daraus hat sich der abgezogene Begriff einer darauf lastenden Abgabe, eines Pachtzinses gebildet, daher caulagium bei Ducange, das spätere französische culage, welches in der Bedeutung von bumede, Baumiethe, maritagium, Schürzenzins (Grimm Rechtsalterthümer S. 383) als Anerkennung des Mundiums vorkommt. Ocina (S. 308) ist als Sudhaus richtig erkannt; es leitet sich aber ohne Frage aus einer Verderbniß des lat. Wortes officina = werkhus (Dieffenbach, Gloss. 394) her so wie ina nur aus dem lat. aenum, enum = ain erin hafen, (analog Inn von Aenus) erklärt werden kann.

Doch genug der Bemerkungen. Wir dürfen unter diesem sowie unter manchem andern Gesichtspunkte an ein Werk, welches durch den Tod des Verfassers unterbrochen wurde, nicht allzu strenge Anforderungen stellen; denn dasselbe wäre wohl in mancher Hinsicht anders ausgefallen, wenn der verdiente Forscher seine Vollendung hätte überblicken können und ihm der unerbittliche Sensenmann nicht gleichsam die Feder aus der Hand genommen hätte. Also wollen wir mit billiger Nachsicht auf seine Mängel blicken und das Gediegene und Schöne erkennen, dem sein Streben gewidmet war.

II. Georg Pfahler: Handbuch deutscher Alterthümer. Frankfurt, Brönner 1865. gr 8. S. VIII und 777.

Das vorliegende Buch ist, durch die Preisaufgabe der Commission für deutsche Geschichte bei der bayerischen Akademie hervorgerufen, nach dem von derselben festgesetzten Programm, welches den Zeitraum von den Uranfängen bis zu Karl dem Großen festhielt, bearbeitet, konnte aber wegen Terminsverspätung nicht mehr zur Bewerbung eingereicht werden. Der Verfasser hat die einzelnen Theile in eine gegliederte Ordnung gebracht und behandelt im 1. Buch das deutsche Volk und seine Stämme, wobei er sich über die Ursitze und die ältesten Namen verbreitet, die ersten geschichtlichen Nachrichten über West-, Nordsee-, Ostsee- und skandische Germanen zusammenstellt, dann die Völkerwanderung nach den einzelnen Stämmen und in ausführlicher Weise (S. 82—452) die germanischen Reiche der Burgunder, Westgothen, Vandalen, Ostgothen, Longobarden und Franken beschreibt. Das 2. Buch bespricht die öffentlichen Rechtsverhältnisse (S. 455—561) und zwar: Beschaffenheit von Land und Einwohnern; Zustand der Freien und Unfreien; Recht und Verfassung, Herkommen und Obrigkeiten; Heer- und Kriegsverfassung, Waffen, Kriegsflotte; Gericht und Strafe, Verbrechen.

Haistaldi (S. 327 und 334) wird nicht erklärt; es gehört zu ahd. hagastalt und bedeutet einen kleinen Hörigen, welcher kein erbliches Lehn hatte, sondern nur ein Häuschen mit höchstens einem Wiesfleck und Antheil an der Gemeinde-Nutzung besaß. Dadurch wurde diesen Leuten die Verheirathung erschwert und so bildete sich der Begriff von Hagestolzen. — Camum hält Gfrörer (S. 339) mit Ducange für ein keltisches Wort. Da aber schon der Redner Priskos in seinem Gesandtschaftsbericht aus dem 5. Jahrhundert (Scr. byz. Niebuhr I.) meldet, daß in Dacien, wo damals Gothen und Gepiden saßen, der Gerstentrank camos hieß, so ist das Wort unzweifelhaft nicht aus dem Keltischen, sondern aus dem Altdeutschen in das mittelalterliche Latein übergegangen (Graff IV. 315), und camba das Bräuhaus schreibt sich eben daher. — Durascura (verderbt auch durasluwa, dauratwe geschrieben) will der Verfasser (S. 306) von dem keltischen dardus = Eiche herleiten. Abt Cäsarius erklärt aber: sunt cortices, qui excoriantur de arboribus quas vulgariter appellamus Lovete. Wir haben also ein romanisches Wort, welches aus lat. durus und corium Schaale, Rinde entstanden ist; daher das mittelalterliche excoriare schälen und coriarius der Lohgerber.

Unzweifelhaft aus dem Lateinischen stammen die folgenden Worte: caula (S. 309) noch in den Form. Salomonis ein Pferch und Viehstall (Quellen zu der Gesch. VII. p. 211). Daraus hat sich der abgezogene Begriff einer darauf lastenden Abgabe, eines Pachtzinses gebildet, daher caulagium bei Ducange, das spätere französische culage, welches in der Bedeutung von bumede, Baumiethe, maritagium, Schürzenzins (Grimm Rechtsalterthümer S. 383) als Anerkennung des Mundiums vorkommt. Ocina (S. 308) ist als Sudhaus richtig erkannt; es leitet sich aber ohne Frage aus einer Verderbniß des lat. Wortes officina = werkhûs (Dieffenbach, Gloss. 394) her so wie ina nur aus dem lat. aenum, enum = ain erin hafen, (analog Inn von Aenus) erklärt werden kann.

Doch genug der Bemerkungen. Wir dürfen unter diesem sowie unter manchem andern Gesichtspunkte an ein Werk, welches durch den Tod des Verfassers unterbrochen wurde, nicht allzu strenge Anforderungen stellen; denn dasselbe wäre wohl in mancher Hinsicht anders ausgefallen, wenn der verdiente Forscher seine Vollendung hätte überblicken können und ihm der unerbittliche Sensenmann nicht gleichsam die Feder aus der Hand genommen hätte. Also wollen wir mit billiger Nachsicht auf seine Mängel blicken und das Gediegene und Schöne erkennen, dem sein Streben gewidmet war.

II. Georg Pfahler: Handbuch deutscher Alterthümer. Frankfurt, Brönner 1865. gr 8. S. VIII und 777.

Das vorliegende Buch ist, durch die Preisaufgabe der Commission für deutsche Geschichte bei der bayerischen Akademie hervorgerufen, nach dem von derselben festgesetzten Programm, welches den Zeitraum von den Uranfängen bis zu Karl dem Großen festhielt, bearbeitet, konnte aber wegen Terminsverspätung nicht mehr zur Bewerbung eingereicht werden. Der Verfasser hat die einzelnen Theile in eine gegliederte Ordnung gebracht und behandelt im 1. Buch das deutsche Volk und seine Stämme, wobei er sich über die Ursitze und die ältesten Namen verbreitet, die ersten geschichtlichen Nachrichten über West-, Nordsee-, Ostsee- und skandische Germanen zusammenstellt, dann die Völkerwanderung nach den einzelnen Stämmen und in ausführlicher Weise (S. 82—452) die germanischen Reiche der Burgunder, Westgothen, Vandalen, Ostgothen, Longobarden und Franken beschreibt. Das 2. Buch bespricht die öffentlichen Rechtsverhältnisse (S. 455—561) und zwar: Beschaffenheit von Land und Einwohnern; Zustand der Freien und Unfreien; Recht und Verfassung, Herkommen und Obrigkeiten; Heer- und Kriegsverfassung, Waffen, Kriegsflotte; Gericht und Str[illegible]chen.

Das 3. Buch enthält die häuslichen und bürgerlichen Lebens-Verhältnisse (S. 565—616), also: Haus und Familie, Ehe, Krankheiten, Bestattung; Leben und Sitte, Wohnung, Kleidung, Speise rc. Das 4. Buch endlich schildert Bildung und Culturverhältnisse (S. 619—772), wobei Götterlehre und Priesterthum, Sprache und Schrift, Handel und Verkehr einer gedrängten Darlegung unterzogen werden.

Im Allgemeinen bietet das Buch eine recht brauchbare Zusammenstellung aller mit dem frühesten Alterthum unseres Volkes in Beziehung stehenden Gegenstände und Verhältnisse dar, wie solches auch von einem mit den Quellen seiner Aufgabe und den Leistungen seiner Vorgänger auf diesem Gebiete wohl vertrauten Forscher nicht anders zu erwarten ist. Seit J. Grimm die Schachte unserer vaterländischen Archäologie nicht nur anschürfte, sondern auf das eifrigste anbaute, lockten seine viel versprechenden Erfolge eine große Anzahl tüchtiger Forscher auf die angebahnten Wege, und Namen wie Zeuß, Manso, Aschbach, Papencordt, Gaupp, Phillips, Waitz für die Spezialgeschichte der ältesten Germanenreiche, Zöpfl, Merkel, von Maurer, Wilda für die Rechtsgeschichte, Simrock, Wolf, Mannhardt, Uhland für die Mythologie, Graff, Schmeller, Müller, Förstemann für die Geschichte der Sprache und noch viele Andere liefern den Beweis, daß der Bearbeiter einer deutschen Alterthumskunde weniger um Material verlegen zu seyn braucht, als vielmehr um die Bewältigung des Stoffes innerhalb gewisser Schranken. Auch hierin hat Herr Pfahler den Anforderungen vollkommen Genüge geleistet, wie aus der mitgetheilten Uebersicht des Inhalts erhellt und es verdient alle Anerkennung, daß der Hr. Verfasser das überaus weitläufige Gebiet ohne auffallende Lücken auf dem Raume von nicht ganz 49 Bogen zu behandeln im Stande war.

Wir glauben den Autor am besten zu ehren, wenn wir auf diejenigen Punkte hindeuten, wo wir im Einzelnen Mängel zu erblicken vermeinen; das Interesse, das wir an der ver-

dienstlichen Arbeit nehmen, gibt sich dadurch sprechender kund, als wenn wir sie mit einem allgemeinen Lob absänden. Es ist einleuchtend, daß der Verfasser in einem Handbuch sich nicht auf kritische Deduktionen und umständliche Widerlegungen einlassen konnte, sondern bei Darstellung des gegenwärtigen Standpunktes der deutschen Alterthumskunde sich zunächst auf die Ergebnisse seiner Vorgänger stützte. Doch wäre es vielleicht gut gewesen, wenn er in Fragen, wo diese Vorgänger mit den Quellen in Widerspruch gerathen, sich weniger referirend und nachgiebig verhalten hätte, sondern mit kritischer Schärfe mehr dem Wortlaute der letztern gefolgt wäre. Grimm und Zeuß sind zwar auch für uns Autoritäten ersten Ranges; aber doch möchten wir nicht dem Erstern mit dem Verfasser (S. 48) bis zur Vermischung der Gothen mit den Geten folgen; denn die letztern waren schon Jahrhunderte lang den Alten bekannt, als die erstern noch an den Gestaden des suevischen Meeres saßen. Deßgleichen widerstreitet es den Quellen, Catwalda für einen Gothen auszugeben (S. 28 und 47), bloß weil sein Name den gothischen Auslaut a enthält; denn derselbe kommt auch in Suevennamen vor und nach Tacitus (Annal. II. 62) war Catwalda ein von Marbod vertriebener edler Sueve, der bei den Gothen nur als Flüchtling lebte. Die Baiwaren erklärt Hr. Pfahler (S. 40) nach obigen Forschern kurzweg für Nachkommen der Markomannen, welche ihren „keltischen" Namen von dem in Baia verkürzten Boiohemum geschöpft hätten; aber das Baias des Geogr. Ravenn. IV. 18 ist gar nicht Böhmen, sondern ein viel östlicher gelegenes Gebirgsland, welches an Dakien grenzte und — vare wird im Ahd. nie in der Bedeutung von Einwohner angewendet (Quitzmann, Abstammung der Baiw. S. 44). Es muß daher als rationeller angesehen werden, die Bayern von den vertriebenen beiden Gefolgschaften des Marbod und Catwalda, bai-waras, abzuleiten, woraus sich sprachrichtig auch ihr Name mit allen seinen Formen entwickelt, wie das Quitzmann nachgewiesen hat. Eher möchten wir dem Verfasser

nachsehen, wenn er im Zweifel läßt, ob die Baiwaren zu Anfang des 6. Jahrhunderts unter gothischer Oberherrschaft gestanden haben (S. 258 und 323), obwohl auch hier schon Paul Diac. II. 15 die entscheidende Angabe enthält: Raetiae I. et II. inter Alpes consistunt, so daß also diesseits des Alpengürtels zur Gothenzeit kein unterworfenes Rätien mehr bestand. Auch über die Entscheidungsschlacht zwischen Franken und Alamannen steht der Verfasser unentschieden (S. 323), und obwohl er die schlagende Stelle aus der V. Modesti kennt, so vermischt er jene doch mit der frühern Schlacht bei Zülpich, aus welcher der Ripuarierkönig Sigbert ein lahmes Bein davon trug.

Wenn wir in diesen und ähnlichen Punkten eine größere kritische Selbstthätigkeit gewünscht hätten, so ist es dagegen durchaus irrthümlich, wenn der Verfasser die Eroberung der Süddonauländer durch die Römer in das Jahr 32 v. Chr. verlegt (S. 7); denn dieselbe fand erst nach 15 v. Chr., d. h. 739 U. C., in welchem Jahre Rätien und Vindelikien von Drusus und Tiberius unterworfen wurden, statt. Ferner wird Sonihilde (S. 371) zu Herzog Grimoalds Schwester gemacht; sie heißt aber (Fredeg. ad a. 741) neptis Pilitrudae (Grimoalds Gemahlin), war also dessen Sohnestochter, da keine Schwester von ihm bekannt ist. Willkürlich ist ferner (S. 182) die Behauptung, daß die Chiliarchen den Adel der Vandalen gebildet hätten; denn dieselben waren ursprünglich nur militärische Befehlshaber, wie thyuphadus und hundaphadus bei den Westgothen (Commandanten über 1000 und 100) und die Grafen bei den austrasischen Völkern, welche eigentliche Beamte des Königs erst später in den Dienstadel erhoben wurden. Dagegen ist es nicht zu billigen, wenn der Verfasser (S. 556) auch hierin Grimm folgend in den bayerischen Adelsgeschlechtern medianos sieht, und sie mit der alamannischen Mittelclasse zusammenstellt; denn die fünf bayerischen Adelsgeschlechter heißen im Gesetzbuche T. III. 1. selbst primi post agilolvingas und haben ein höheres Wergeld

als die alamannischen primi; der alam. medianus ist aber gar kein Adeliger, sondern nur ein Vollfreier, während der minofledus ein commendirter Freie ist (Zöpfl, Rechtsalterth. II. 208), also gar keine Vergleichung zwischen den alam. und baiwar. Volksclassen stattfinden kann. Ferner müssen wir beanstanden: die Verwechslung des Rennthiers (S. 463) mit dem Schelch, unter welchem Pfeiffer (Germania VI. 2) den ausgestorbenen Riesenhirsch nachwies; weiterhin die Beschränkung nach Waitz, daß nur Gaufürsten hätten ein Kriegsgefolge halten dürfen (S. 518), denn wenn schon in der Regel nur ein adeliger und reicher Mann die Last eines Comitats zu tragen vermochte, so widerspricht doch Tacitus (Germ. 13 und 14) obiger Beschränkung; ebenso die Vermengung der Sagibaronen mit den Grafen (S. 545), als ob letztere die erstern ersetzt hätten, während doch dieselben als Spruchfreie den vorsitzenden Grafen zur Seite standen (l. Sal. Herold. LVII. 4). Auch scheint sich der Verfasser über fredum und bannus nicht vollkommen klar zu seyn, indem er unter ersterem den niedrigeren Bußansatz von 12, unter letzterem die höhere Friedensbuße von 60 Sol. versteht; beides sind aber Synonyma und bedeuten in gleicher Weise das Friedens- oder Königsgeld, nur daß der erstere Ausdruck mehr dem Zeitraum der Volksrechte, der letztere dagegen den Capitularien entspricht und das suevische oder alamannisch-bayerische Fredum einen niedern Ansatz von 12 und einen höhern von 40 Sol., der fränkische Bannus eine niedere Buße von 15 und eine höhere von 60 Sol. kannte.

Der ausführlichen geschichtlichen Darstellung mit 450 Seiten gegenüber sind die übrigen drei Bücher vom öffentlichen und häuslichen Leben, Mythologie und Sprache mit 320 Seiten, welche also die eigentliche Alterthumskunde umfassen, an Raum sehr benachtheiligt. Es finden sich daher auch in diesen Büchern die meisten Lücken. Namentlich ist es die Darstellung der Götterlehre, welche unsern Ansprüchen am wenigsten genügt. Allerdings bietet der Gegenstand bei

der planmäßigen Vernichtung aller Quellen die bedeutendsten Schwierigkeiten; doch haben die Erfolge rüstiger Forscher den Beweis geliefert, wie Scharfsinn und glückliche Combination sonst wenig beachtete Angaben und noch dauernde Volksgebräuche, besonders wenn diese auf der Grundlage urväterlichen Aberglaubens ruhen, zu günstigen Resultaten zu verwenden im Stande sind. Da der Verfasser bei seiner Archäologie auch die skandinavischen Germanen im Auge behält, so wollen wir es ihm am wenigsten zum Vorwurf machen, daß er das Göttersystem der Edda, wie Grimm, Simrock und Andere, zur Grundlage der deutschen Götterlehre macht, obwohl auch hierin bei aller Verwandtschaft ein unverkennbarer Unterschied zwischen Skandinaven und Deutschen geherrscht haben muß. Aber wir hätten namentlich gewünscht, daß der Verfasser den Unterschied der beiden Göttersysteme der Asen und Wanen, welcher sich ganz unzweifelhaft auf eine nationelle Verschiedenheit zwischen den Sueven und übrigen Germanen zurückführen läßt, besonders in's Auge gefaßt hätte. Statt dessen aber mischt er die wanische Freyja unter die Asen und die asische Frigg unter die Wanen, während doch Frigg als Odhins Gattin, aber nie als Göttermutter erscheint, und Freyja, welche zwar unter die Asen Aufnahme fand, nur ein Ausfluß ihrer Mutter Nerthus ist. Diese letztere, unter verschiedenen Namen die große National-Gottheit der Suevenvölker, führte nach Tacitus (Germ. 9) bei einem Theil derselben den Namen Isis, was den Verfasser kurzweg bestimmt, hierin den ägyptischen Isisdienst zu erkennen. Wenn aber Demeter, Kybele, Artemis, Isis, Astarte nur Personifikationen derselben mütterlichen Gottheit sind, und der Dienst der erstern historisch nachweisbar von den Hyperboreern, also aus dem Norden nach Griechenland und Asien gelangte (Creuzer, Symbolik II. 37, 117, 123 ꝛc.), so ist wohl statt einer gemuthmaßten Einführung aus Aegypten die Annahme viel natürlicher, daß sich bei jenen Sueven der Dienst der Fruchtbarkeit und Segen spendenden Göttermutter auch unter ihrem

ursprünglichen Namen erhalten habe. Wie Tacitus berichtet, daß man das Schiff der Göttin, woraus er auf die fremde Einführung ihres Dienstes schloß, herumgetragen habe, so singt das Annolied von den Bayern V. 314: iri ceichin noch du archa havit; der Sänger mußte also gesehen haben, daß die Bayern noch im 10. Jahrhundert ein Schiff unter ihren Feldzeichen trugen, mag man nun darunter die suevische Liburne der Isis oder eine symbolische Erinnerung an die Einwanderung des Suevenvolks zur See erkennen.

Bei der Darstellung der Götterdämmerung (S. 638) sind Schmellers muspilli und die noch vorhandenen bildlichen Darstellungen des ragnarökr (Quitzmann, die heid. Religion d. Baiw. S. 207 ff.) ganz übersehen. Wenn wir auch mit dem Verfasser insofern einverstanden sind, als er bei den Germanen keinen besondern Priesterstand anerkennt (S. 646), so können wir ihm darin um so weniger beipflichten, daß er (S. 649) nach Grimm's Vorgang die Priesterin mit der Hexe zusammenstellt. Unter den Gebräuchen fehlt (S. 588) die Schiffbestattung, für welche sich ausreichende Andeutungen finden (Quitzmann, heid. Rel. S. 263); Egerten sind nicht agri inculti (S. 606), sondern Aecker welche während der Brache zum Wiesbau verwendet werden; der altgermanische Felderwechsel, wovon sich noch Ueberreste erhalten haben, ist gar nicht berücksichtiget.

Ueber die Rechtsalterthümer hatten wir schon mehrmals Gelegenheit unsere Ansicht auszusprechen. Besonders mangelhaft erscheint der Abschnitt von den Verbrechen — auf vier Seiten zusammengedrängt, während gerade hierin die Volksrechte am umständlichsten sind. Das Rubrum unwan der l. Baiw., die Verbrechen wider die Religion und complicirte Verbrechen sind gar nicht aufgenommen. Der Sklavenverkauf war nicht bloß außer Landes (S. 486) sondern auch an Heiden verboten. Wie schon bemerkt wurde, daß Verfasser die Thätigkeit der Sagibarones mit der des Comes identificirt, so vermischt er auch (S. 545) den comes mit dem judex,

deren richterliche Funktionen durch die Volksrechte genau geschieden werden. Namentlich weisen die Rechtsbücher der Alamannen und Bayern dem judex eine ganz bestimmt ausgezeichnete Stellung an. Wenn der Verfasser (S. 548) wähnt, Montag und Donnerstag als besonders geeignete Gerichtstage annehmen zu dürfen, so übersieht er, daß nach l. Alam. und Baiw. der Samstag als Gerichtstag wenigstens von der Geistlichkeit durchzusetzen versucht wurde, wiewohl vergeblich; denn der Dienstag (Erchtag, Zinstag) blieb wahrscheinlich nach ältestem Brauch der Gerichtstag. Ungenügend ist (S. 551) die Darlegung des Instituts der Eideshülfe. Denn wenn auch nach dem Herkommen der Familie ursprünglich die Mitschwörer aus den Blutsverwandten genommen wurden, so kennen die Volksrechte doch nur mehr einige Fälle, in welchen die Sacramentales de suo genere genommen werden; ferner werden sie nicht immer zur Hälfte vom Kläger, zur andern Hälfte vom Beklagten genommen, sondern nur in gewissen gesetzlich bestimmten Fällen, während sonst auch der Beklagte wählen kann, quales ipse invenire potuerit. Nur wenn sich Kläger und Beklagter in die Wahl der Eideshelfer theilen durften, konnte der Beklagte einen Theil z. B. auf 5 je 3 oder 2 verwerfen, aber nie statt der vom Kläger zu wählenden Hälfte eine geringere Zahl Selbstgewählter stellen, wie Verfasser behauptet. — Das dem Buch angehängte Register überrascht durch seine Magerkeit; gerade für den Zweck eines Handbuchs ist ein recht vollständiges und leicht übersichtliches Register ein wesentlicher Behelf.

All diese Ausstellungen, deren ja auf einem so schwierigen Gebiet auch die fleißigste Arbeit des Einzelnen nicht entrathen kann, hindern uns nicht, unsere eingänglich ausgesprochene Anerkennung zu wiederholen und das Werk des Herrn Pfahler, die Frucht einer vieljährigen mühsamen Forscherarbeit, als allgemein brauchbares Handbuch, das eine wirkliche Lücke ausfüllt, aufs wärmste zu empfehlen.

XXXIII.

Ulrich von Hutten in Frankreich.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß in den Tagen allgemeiner politischer und moralischer Zersetzung jedesmal der Geist Ulrich's von Hutten heraufbeschworen wird. Derselbe, einer Zeit angehörend in der das Göttliche und Menschliche herabgewürdigt ward in einer in Deutschland früher nie gekannten Weise, machte als die Reformatoren auftraten, Epoche durch seine maßlosen Ausfälle auf das weltliche und kirchliche Regiment seiner Zeit, hierin ein treuer Schildknappe jenes theologischen Vorgängers selbst, durch welchen das revolutionäre Princip in Deutschland hinein geschleudert wurde, ein Princip welches im westfälischen Frieden seine reichsgesetzliche Grundlage, zu Rastadt und Lüneville seine Ausbildung, in den Reichsdeputations-Verhandlungen zu Regensburg, wo die fürstlichen Laien sich gegen die geistlichen Stiftungen verbanden, um sie gleichsam als Nationalgüter zur Vertheilung unter sich einzuziehen, keineswegs noch seinen Abschluß fand, indem auch bis heute die letzten Consequenzen noch nicht gezogen oder verwirklicht sind.

Sonderbar, daß in jedem solchen Zeitabschnitte sich Verehrer Huttens finden, die auf ihn hinweisen, seine Schriften herausgeben oder übersetzen, ja ihn öfters als das Vorbild

der deutschen Jugend preisen. Wir übergehen gerne das vorige und das jetzige Jahrhundert in seinen ersten Jahren, indem die Andeutung genügt, daß der bekannte Ernst Joseph Hermann Münch, ehemaliger Professor an der Kantonsschule zu Aarau „des teutschen Ritters Ulrich von Hutten sämmtliche Werke“ sammelte und herausgab*) — „collegit edidit annotationibus illustravit“: lautete die stolze Aufschrift der fünf Bände dieser Berliner Ausgabe, die damals als das Nonplusultra deutschen Fleißes und Ausdauer gepriesen wurde, bis der Bonner Jurist Professor Eduard Böcking jüngst eine neue prachtvolle Ausgabe seines Hutten lieferte**) und den Beweis erbrachte, daß Münchs Ausgabe ein Sudelwerk und gar nichts werth sei. Freilich ließ er die andere Frage unbeantwortet, ob Hutten einer solchen Mühe werth sei, die der Bonner Gelehrte mit Unterbrechung und Hintansetzung seiner mehrfach begonnenen juridischen Werke ihm widmete, und des Geldes welches dem huttenlustigen Publikum zu zahlen zugemuthet wird, gleichsam als wäre der Hutten das Wunderbuch, bezüglich dessen der Engel der deutschen Menschheit zuruft: „tolle, lege!“ Daß in Huttens Schriften sich auch ein Buch „De Guajaci medicina et morbo Gallico“ befindet in welcher er seine eigene Krankheit und die in selbiger mit diesem Wunderholze gemachten Erfahrungen beschreibt, ist eine bekannte Sache, ob auch hier der deutschen Jugend zur Nachahmung, ist eine unentschiedene Sache, es sei denn daß es zum heute so sehr gepriesenen Fortschritt gehört, Alles zu versuchen! Wie einst Münch, jener Joseph Hermann Münch, das Stück eingeleitet, ist bekannt. „Der Tribut, den eine über sein Zeitalter erhabene, oder dasselbe durch überlegene Kraft mitbildende Männergestalt dem Gemeinen entrichten muß, um daran gemahnt

*) Berlin 1823, bei Reimer, 5 Bde.

**) Ulrichi Hutteni, Equitis Germani, opera quae reperiri potuerunt omnia edidit Eduardus Böcking. Lipsiae in aedibus Teubnerianis 1861—64. 5 Vol. und Suppl. I.

zu werden, daß sie noch an den Staub mit allen Fesseln der Naturnothwendigkeit gebunden sei, ist häufig sehr hart, und der einzige Pfeiler gewesen, an welchen werthlose Zeitgenossen oder unwürdige Nachkommen mit Verhüllung ihrer eigenen Blöße sich anzuklammern vermögen. Die schwache Seite eines solchen Mannes, von der Scheelsucht eines feigen Buben aufgefaßt, kann dann nicht genug, um das bleibende Verdienst herabzuwürdigen, durch alle Generationen durch ausgetrommelt werden. Einen solchen Tribut mußte auch Ulrich von Hutten entrichten. Die Verirrungen eines Augenblicks hatten ihm schon in früheren Jahren ein Uebel zugezogen, das die Blüthe seiner physischen Kraft zerfraß, obgleich der Geist ungeschwächt und über die Schmerzen Herr, keck bis an's Ende sein großes Ziel verfolgte. Dieß Uebel war es aber auch, welches ihn gerade in der herrlichsten und ereignißreichsten Epoche seines Auftretens dem Vaterlande und der Freiheit Teutschlands zu früh entriß." (Tom. III. p. 231—232.)

Daß solcher Huttenspuck in Deutschland möglich sei, in Deutschland von dem allerdings der Reformator schreiben konnte: „Adorabunt stercora nostra", ist leicht erklärlich, daß aber auch in Frankreich sich ein solcher Huttenverehrer finden würde, ist überraschend und doch hat er sich gefunden. Im südlichen Frankreich erschien: Livre du chevalier Allemand *Ulric de Hutten* sur la maladie française et sur les propriétés du bois de Gayac. Orné d'un portrait de l'auteur. Précédé d'une notice historique sur la vie et ses ouvrages. Traduit du latin, accompagné de commentaires, d'études médicales, d'observations critiques, de recherches historiques et bibliographiques. Par le *Dr. F. F. A. Potton*, ancien Président de la société impériale de Médecine de Lyon, Membre de l'Académie des Sciences, Belles-Lettres et Arts de la même ville, *Lyon*. Imprimerie de Louis Perrin. 1865. LXXXIII und 218 Seiten in prachtvoller Ausstattung und alterthümlichem der Zeit des Hutten entsprechenden Drucke. Muß sich da nicht die deutsche Jugend der Ehre freuen die ihrem Lands-

mann nicht auf deutscher Erde sondern selbst in Frankreich zu Theil wird in einer Zeit, wo jeder Judenjüngling voll Haß gegen das Christenthum ein Ulrich von Hutten werden möchte, um der häßlichen „Trias" den Garaus zu machen, nachdem wie sie glauben der Sturz des neuen Babylon ohnehin gekommen ist! Mag sich nicht diese Jugend der französischen Galanterie erfreuen, von der dieses Buch so schlagende Zeugnisse ablegt?

Für denkende Leute aber liegt in der Entstehungsgeschichte der Uebersetzung der Trost, daß der Fasching nicht allein in Deutschland zu Hause ist. Denn wie einstens der deutsche Verfasser das Buch über seine Krankheit einem deutschen Fürsten widmete, so widmet der französische Uebersetzer dasselbe Werk zwei treuen Freunden. Allerdings ein eigenthümlicher Dedicationsgegenstand alter Freundschaft, der nicht eben jedem Gefühle zusagen möchte! Allein noch mächtiger wird das Schlaglicht auf die Denkweise der heutigen Zeit geworfen, erfährt man erst, welches die Entstehungsweise der französischen Uebersetzung dieses huttenischen Buches ist. Von schweren Familien-Heimsuchungen betroffen sucht der Verfasser seinen Trost in der Uebersetzung — der Hutten'schen Syphilis! „Das Buch welches ich jetzt veröffentliche, ist von mir vor achtzehn Jahren übersetzt worden; ich war damals schwer betroffen in meinen Freuden und Hoffnungen als Familien-Vater; ich suchte vergebens in der medicinischen Praxis Zerstreuung für meinen Schmerz; ich war unfähig zu anhaltenden Studien und auf einen Punkt gerichteter Geistesthätigkeit; da fiel mir durch Zufall das Werk Ulrichs von Hutten in die Hände." Als der edle Anicius Manlius Boethius, verläumdet einen Aufruhr gestiftet zu haben, zu Pavia im Kerker lag und vom Kaiser Theodorich zum Tode verurtheilt wurde, schrieb er mit männlich christlichem Muthe seine wundervolle Schrift de consolatione philosophiae. Als der große aber unglückliche Savonarola im Kerker lag, bearbeitete er in einer heute noch die Welt ergreifenden Weise den Psalm „Miserere

mei Deus". Der Franzose schöpft Trost in der Bearbeitung der Syphilis! Ist dieses Vorkommniß nicht auch ein Zeichen der Zeit? Dr. Potton erzählt nun weiter, wie er mit der größten Sorgfalt jeden Satz, jeden Gedanken, jedes Wort, jede Allegation Huttens verfolgt und geprüft habe, gleichwie er auch die vorhandenen einst „cum privilegio" gedruckten Ausgaben dieses Morbus Gallicus verglich, wobei er denn sagt: „Es gibt wenige Autoren, deren Schriften sich einer so ausgedehnten Verbreitung erfreut haben, wie dieses Buch Huttens. Aber allerdings waren es vielmehr seine Bücher über Theologie, über religiöse Polemik und Philosophie, seine Satyren, seine Pamphlete die ihm ein glänzendes Renommee verschafft und ihn zu einem der populärsten Männer in Deutschland gemacht haben."

Wirklich ist es so, und war es so in Deutschland zu verschiedenen Zeiten. Verse- und Pamphleteschreiben macht berühmt. Und sich wechselseitig berühmt zu machen, das haben zu allen Zeiten die Herren verstanden die da die Ehre haben sich einander anzugehören. Vaterland, Deutschland, Germania u. s. w. waren fort und fort die beliebten Schlagwörter mit denen man zu fechten verstand, freilich immer nur mit Worten, höchstens sich hinter die vorgeschobene rohe oder bornirte Masse stellend und seine eigene Macht an Schwachen ausübend, wie dieses auch der große deutsche Ritter an armen Mönchen that.

Dr. Potton glaubt nun auch die Franzosen auf das Leben Huttens, als des Autors der Maladie française aufmerksam machen zu müssen, da man in Frankreich von seinem Leben überhaupt wenig kenne: „en général peu connue en France." Er gibt nun seinen Franzosen eine Charakteristik Huttens, des kleinen schmächtigen Ritters mit dem freilich die geharnischte Figur der dem Buche vorgehefteten Lithographie nicht stimmt, in den Worten: „C'est une des figures, les plus extraordinaires, un des caractères les plus accentués du XVI. siècle. Il a conquis parmi ses contemporains,

conservé en Allemagne parmi ses successeurs, une autorité qu' expliquent ses écrits et ses actes.“ Fragt man aber die eigentlichen Zeitgenossen über das Ansehen, welches Hutten sich erworben hatte, so findet man deutlich, daß außer einigen Humanisten bei denen das wechselseitige Anräuchern und Besingen auch Mode war, nur die Leute ihm Weihrauch streuten die seiner zur Durchführung ihrer Umsturzplane bedurften. Umsturzmänner sehen sich aber in allen Jahrhunderten ähnlich und allerdings gleichen solchen Vorgängern auch die „Successeurs“, welche weit geschäftiger zu seyn pflegen, als das conservative Element sich zeigt, und gewiß nie eines wenn auch alten Instruments vergessen, welches unter ihrer Hand sich noch Töne entlocken ließ. So ist es mit Hutten dessen Schriften, vielleicht Böcking ausgenommen, vollständig und in der Originalsprache zu lesen kaum ein Mensch mehr über sich gewinnen wird, wie denn auch diejenigen die sich an Uebersetzungen wagten, im Anschlusse an die Verleger wohl schlechte Geschäfte machten. Davon dürfte der bekannte Band „Hutten“ von Strauß das beredteste Zeugniß abgeben, wenn man auch die Biographie Huttens — das beste Buch was der Pseudobiograph des Heilandes je geschrieben — mit Interesse las.

Unser Franzose leitet übrigens seine Biographie Huttens mit den Worten ein: „Man hat weder Lob noch Tadel in den Urtheilen über Hutten gespart. Seine Werke haben das Schicksal aller derjenigen gehabt, welche gegen die überlieferten Ideen verstoßen und einen neuen Horizont eröffnen. Die Einen haben bewundert und überschwänglich gerühmt, was die Andern getadelt und schonungslos verurtheilt haben. Den ersteren ein Heros, ein hervorragendes Genie und großer Charakter, war er den letztern ein Mensch, dessen Hochmuth und Frechheit die einzige Stärke war auf dem Wege zum Umsturz alles Bestehenden.“ Daß das letztere Urtheil das richtigere sei, müssen wohl alle bekennen die sich je mit den Schriften des Ritters beschäftigt haben. Mit der Flucht aus

dem Kloster zu Fulda fing Huttens Unglück an, der um so verbissener ward, je mehr ihn Mißgeschicke auf allen Seiten verfolgten, von denen die Lustseuche, die sich der junge Mensch bald darauf zugezogen, nicht das geringste war. Wohl kein Wunder wenn sich ehrenhafte Leute, ja selbst der eigene Vater von ihm ferne hielten. Unser Franzose schreibt: „Dès cet instant abandonné par son père, mais fort de sa volonté et de sa conscience (es gibt auch Charaktere, die stark genug sind ihr Gewissen zu überhören) Hutten commence une vie d'aventures, de tribulations et de malheurs auxquels la mort seule doit mettre un terme.“ Allerdings läßt sich keine bessere und vollendetere Bezeichnung für Hutten finden als die eines Aventuriers, eines literärischen Abenteurers, der immer schnell ausgab was er eingenommen hatte! „La poésie“ — so sagt Dr. Potton — „parfois lui ouvre la demeure des hommes de lettres et le palais des grands; leur générosité lui accorde quelques secours.“ Allein wie bei allen fahrenden Rittern so auch bei Hutten: „ses ressources s'épuisent rapidement.“ Aber, setzt der Verfasser bei, „seine Energie wußte sich immer wieder zu helfen.“

Die eigentliche öffentliche Berühmtheit Huttens beginnt nach Potton mit dem Auftreten des Ritters gegen den fürstlichen Mörder seines Vetters. „Von da an datirt die Autorität und der Einfluß den Hutten auf die öffentlichen Angelegenheiten und die Schicksale des Landes gewann; sein Name wurde augenblicklich populär und er blieb fortan ein Signal und eine Fahne.“ Es ist eine bekannte Sache, wie schnell Jemand populär werden kann; oft eine einzige Rede à tempo (man denke an so manche Volks- und Kammerredner), ein Druckbogen dessen Inhalt einer augenblicklichen Volksstimmung geeignete Worte verleiht, reicht hin den Mann berühmt zu machen. Freilich währt die Berühmtheit oft nur von heute bis morgen. Doch versteht die Zeit auch manchmal aus einem solchen Phänomen auf längere Dauer Capital zu machen, und ein solches Phänomen war eben Ulrich von

Hutten zunächst für den Protestantismus, wie denn in eigenthümlicher Weise die eigentlichen Vergötterer Huttens lauter Protestanten sind. Schon der einzige Brief Huttens an Luther von 1520: „Vive Libertas! Christus adsit! Christus juvet! Ferunt excommunicatum te. Quantus Luthere, quantus es, si hoc verum est“ — wäre vielleicht heute noch hinreichend unter gegebenen Verhältnissen dem Haupte in dem sich solche minervische Kraft befindet, die Unsterblichkeit zu sichern. Und wie viele solcher großartigen Gedanken durchsprühten das Haupt des deutschen Ritters! Gedeckt von Sickingens Mauerzinnen konnte Hutten seine Schmähschriften aussenden, denen Dr. Potton jedoch eine allzugroße Wirksamkeit beilegt, wenn er schreibt: „Eine beträchtliche Anzahl von Schriften aus der Feder Ulrichs erscheint in den Jahren 1520 und 1521, die hervorragendsten derselben fallen in diese Zeit und werden mit fieberhafter Thätigkeit unter dem Volke verbreitet, um es loszureißen vom Papste. Seine Bemühungen sind von Erfolg gekrönt, die erschütterten Massen folgen ihm entschlossen nach, die Bauern, die Handwerker, die Bürger, der kleine Adel eignen sich die Reformideen an.“ Der Einfluß von Huttens Schriften, deren beste in lateinischer Sprache geschrieben waren, konnte schon ihrer ganzen Anlage nach nicht so bedeutend seyn, da er der Muttersprache weit weniger mächtig war als der lateinischen, wie die Uebersetzungen beweisen die er von seinen lateinischen Schriften selbst fertigte. Wollte man ihn nach dem Werth seiner Schriften benennen, dann gebührt ihm eher das Prädikat lateinischer als deutscher Ritter. Wenn aber unser Franzose schreibt: Lorsque le terrain lui semble suffisamment préparé, de la parole Ulric passe à l'action, pousse le cri de guerre: Mori possum, servire non possum; ecquis pro publica libertate audet cum Hutteno mori? — ein Sprüchlein das Hutten unbeschreiblichen Ruhm bereitete und heute noch öfters als Motto gebraucht zu werden pflegt von solchen, die gewaltig erschrecken würden, wenn von dem „mori“ im Ernste die

Rede je werden sollte — so bleibt es immerhin merkwürdig, daß Dr. Potton das an den Herzog Friedrich von Sachsen gerichtete Briefsprüchlein verstümmelte; denn es lautet: ... servire non possum, neque Germaniam servientem videre possum". Freilich mag sich der Franzose einer Zeit erinnern, wo diesen Theil des Sprüchleins keine deutsche Seele zu citiren sich getraute, wo deutsche Fürsten und deutsche Universitäten (die immer den zweiten Platz einzunehmen pflegen, als Nummer 3 kommt das Volk) die gehorsamsten Diener des französischen Kaisers und seiner Brüder waren; eine Erscheinung die sich auch heute wieder unter gleichen Verhältnissen trotz des Fortschrittes erneuen würde!

Ob nun die Franzosen durch Potton's Darstellung, aus der wir nur noch die schriftstellerische Würdigung desselben beifügen: „Ulric dans sa révolte contre la tradition et la théologie ancienne, en voulant clore le passé et inaugurer l'avenir, en proclamant la liberté de conscience fondée sur l'examen individuel et en se vouant à sa conquête, a été entraîné, pour établir et défendre ses formules contre l'orthodoxie romaine, à des actes, des moyens, des excès, des mensonges que la conscience et la philosophie réprouvent" etc. — eine richtige Anschauung von dem deutschen und fränkischen Ritter gewinnen, bleibe dahin gestellt. Bei deutschen Männern steht das Urtheil fest, welches weder durch Phrasen in deutscher noch französischer Sprache geändert werden kann: Hutten war kein Charakter! Seine Maladie française selbst fällt nicht in den Kreis der Besprechungen, mit denen sich die historisch-politischen Blätter zu befassen haben.

XXXIV.

Reisenotizen über Kunst.

Von Dr. A. Reichensperger.

III. Bern.

Obgleich ich schon öfter Bern gesehen hatte, war es mir doch eine rechte Freude, wieder einmal während einiger Tage dort verweilen zu können. Mit einer derartigen Stadt wird man eben niemals fertig; immerfort entdeckt man darin neue Schönheiten oder doch Curiosa. Zeiller nennt dieselbe in der Merian'schen Topographie der Schweiz „ein lustig, sauber und wohl erbawte Statt, in welcher man meistentheils unter den Schwibbögen gehen kann.“ Diese Schwibbögen, oder modern ausgedrückt: Arkaden, charakterisiren auch dermalen noch in hervorstechender Weise die auf der Aarumflossenen Landzunge hingelagerte Hauptstadt des Rüchtlands, unter den Schweizerstädten jedenfalls die interessanteste und hervorragendste. Durch solche, die Straßen entlang sich ziehende Lauben sorgte das Mittelalter nicht selten für den Comfort der Ortseinwohner, Zweckmäßigkeit und Schönheit miteinander verbindend. Der Prinzipalmarkt zu Münster in Westfalen mag als Beispiel aus Deutschland angeführt werden. Gewisse „Gebildete“, ein angesehener Gastwirth an der Spitze, haben

sich hier zwar alle Mühe gegeben, durch Herabreißen der Giebel ihrer Häuser und sonstige „Verschönerungen“ den mittelalterlichen Charakter zu verwischen, wohl damit das als ultramontan verschriene Münster doch einigermaßen sein „Zeitbewußtseyn“ dokumentire; allein mit den fatalen Bogengängen ist gar so schwer fertig zu werden, viel schwerer als mit den stattlichen Thorthürmen aus der heroischen Zeit Münster's, welchen man längst schon glücklich den Garaus gemacht hat. Wenn nicht die jüngst erfolgte Restauration des dortigen gothischen Rathhauses und so manche andere Erscheinung darthäten, daß die moderne Flach- und Gleichmacherei in der Hauptstadt Westfalens doch noch keineswegs zu absoluter Alleinherrschaft gelangt ist, so würde ich zum Schutze gedachter Lauben auf die Rue Rivoli in Paris hinweisen, bei deren Anlage man, im vollen Lichte des 19. Jahrhunderts, diese mittelalterliche Einrichtung reproducirt hat. Im Uebrigen aber bin ich weit davon entfernt, das unabsehbare Einerlei der von den Tuilerien bis zum Hotel de Ville sich erstreckenden Pariser Straße als Muster zu empfehlen. Wie reich an Abwechselung sind dahingegen sozusagen von Schritt zu Schritt die durch Bern sich hinziehenden Bogengänge mit ihren stets wechselnden Wölbungen und Formen, ihren Läden und dem Einblick, welchen sie in das Innere der Wohnungen gewähren!

Unsere der Negation zugewendete Zeit liebt möglichst große Löcher und befriedigt ihr ästhetisches Bedürfniß dadurch, daß sie dieselben durch mächtige Spiegelscheiben abschließt, die Einen schon ängstlich machen, wenn man sie nur ansieht, wohingegen während der classischen Kunstperioden das Auge möglichst viel kunstgerecht gegliederte Form verlangte. Doppelt schlagend aber würde der Gegensatz zwischen dem Damals und dem Jetzt, wenn man erst das was hinter den Spiegelscheiben sich zu befinden pflegt, [illegible] demjenigen vergleichen könnte, was beispielsweise die [illegible]lalterlichen Kaufbuden in sich beschlo[illegible] Man denke [illegible] Ausstellungen

des damaligen Kunsthandwerks an den Schaufenstern von Ulm, Augsburg, Nürnberg, Köln, Gent, Brügge u. s. w. nach Anleitung der in den Kirchen, Museen und Kunst-Kabinetten noch aufbewahrten Proben seiner Thätigkeit, im Vergleich mit demjenigen, womit die heutige Industrie das Publikum kauflustig zu stimmen und anzulocken sucht. Selbst bei den Goldschmieden begegnet man zumeist nur charakterloser, stumpfer, durch Maschinen geformter Dutzendwaare, an welcher kaum die Spur eines Hammers, Meißels oder Grabstichels, überhaupt der Einwirkung einer Menschenhand sich zeigt, von den sogenannten Galanteriewaaren-Läden gar nicht zu reden, deren bronzirter oder sonstwie überfirnißter und aufgestutzter Modeplunder geradezu des Aufhebens nicht werth ist. Für den also überall fehlenden Kunstwerth muß denn, wie gesagt, die Spiegelscheibe Ersatz bieten, oder wenn es dunkel geworden ist, eine brillante Gasbeleuchtung. Vergeblich sucht der solide Gewerbsmann solchen Zaubermitteln gegenüber sich zu behaupten; das Publikum will nun einmal belogen und betrogen seyn, und so wird denn auch sicherlich ganz bald gegen die Berner „Schwibbögen“ zu Felde gezogen werden, wie gegen die Danziger „Beischläge“, und ein neues Bern sich sieghaft auf gläsernen und gußeisenen Füßen erheben.

Man sagt den aus der Vorzeit stammenden Berner Häusern wie überhaupt den alten Wohnungen nach, sie seien dunkel und dumpf (auch Bädeker äußert sich, gerade mit Bezug auf Bern, dahin) und glaubt damit definitiv über die bürgerliche Architektur des Mittelalters den Stab gebrochen zu haben. Vor 20 bis 30 Jahren noch wollte man den gothischen Styl ebensowenig für neu zu erbauende Kirchen gelten lassen — an die altchristliche Basilika, so hieß es durchweg, müsse wieder angeknüpft werden — und Gott weiß, welche „Basiliken“ demzufolge zu seiner Ehre sich erhoben haben! So weit sind wir bereits gekommen, daß man gothische Kirchen unangefochten passiren läßt; noch ein weiteres

Menschenalter und auch die Profanarchitektur des Mittelalters wird wieder in das volle Bürgerrecht eingesetzt seyn, mögen auch die nach der akademischen Schablone aufschießenden ordinären Fensterkasten der Zahl nach wie der Sand am Meere sich immer mehr häufen. Unter dem Gesichtspunkte der Kunst kommen diese Produkte eben gar nicht in Betracht, so wenig wie etwa die Zelte, unter welchen eine vorüberziehende Zigeunerschaar sich gegen Wind und Wetter birgt.

Nein, wenn aus dem Mittelalter stammende Wohnungen dunkel und feucht sind, so ist nichts so wenig daran Schuld wie der gothische Styl. Fürs Erste sind in den meisten Orten nur die gothischen Häuser der ärmeren Leute übrig geblieben, welche zu allen Zeiten und unter allen Umständen mancherlei zu wünschen übrig ließen und lassen werden; die Reichen und Vornehmen haben, der Mode folgend, ihre stattlichen Behausungen abgerissen oder doch umgebaut. Sodann waren die mittelalterlichen Ortschaften mit Rücksicht auf die sie befestigende Umwallung zu möglichster Raumersparung gezwungen, und so mußte denn auch mit Luft und Licht ökonomisirt werden. Daß die gothischen Meister diese beiden Lebenselemente gerade so sehr zu schätzen wußten, wie wir heutzutage, beweisen die von ihnen erbauten Burgpaläste, Rath- und Zunfthäuser, Abteien und Klöster, überhaupt alle ihre Werke fast ohne Ausnahme, wo sie sich in voller Freiheit bewegen und dehnen konnten. Aber auch dermalen thut die Gothik wieder dort, wo sie von kundigen Meistern geübt wird, dar, daß sie nicht bloß an Schönheit jeden anderen Styl weit übertrifft, sondern daß sie auch allen Ansprüchen des modernen Lebens oder Luxus im höchsten Maße zu genügen im Stande ist. Ich könnte solche derzeitige Bauwerke in großer Zahl namhaft machen; es wird aber wohl schon die bloße Hinweisung auf England genügen, dessen Bewohner sich wahrlich besser als wir Festländer auf Comfort verstehen und immer mehr durch die That bekunden, daß sie denselben nirgendwo anders in solchem Maße finden, als gerade in

gothisch gebauten und eingerichteten Wohnungen. So viel beiläufig aus Veranlassung der Bädeker'schen Bemerkung, die jeder Tourist nachzubeten sich befleißigen wird, über ein landläufiges Vorurtheil woran selbst Solche, und zwar in nicht geringer Zahl, laboriren, welche im Uebrigen der mittelalterlichen Baukunst Gerechtigkeit angedeihen zu lassen gerne bereit sind.

In meinen Notizen über Freiburg im Breisgau habe ich bereits im Allgemeinen der öffentlichen Brunnen gedacht, denen man so häufig im südlichen Deutschland begegnet. Die Schweiz verdient in dieser Beziehung noch rühmlicher hervorgehoben zu werden. Das Volksthümliche, was diese Anlagen an sich schon haben, gibt sich hier durchweg auch in ihrer künstlerischen Ausschmückung zu erkennen. Wie das Brüsseler Manneke-Piß und das Nürnberger Gäusemännchen, der maskirte Affe auf einem Baseler Brunnen, mit einem Pfeil in der rechten, einer Traube in der linken Hand, anderwärts der Till Eulenspiegel u. s. w. dem Volkshumor, welchem sie entsprossen sind, Nahrung geben und jedem Kinde lieb geworden sind, so verschmähen es auch die alten Schweizer Brunnen, mit sogenannter klassischer Kunst zu kokettiren, während die neuesten (wie z. B. ein zu Basel in der Nähe der Merian'schen Kirche errichteter) schon einigermaßen auf „höhere Bildung" Anspruch machen zu wollen scheinen. Die auf die Religion des Volkes bezüglichen Ausschmückungen sind, aus nahe liegenden Gründen, ziemlich selten in der Schweiz; größtentheils schließen sie sich an lokale profanhistorische Erinnerungen oder Sagen an. Die Berner insbesondere schwelgten von Alters her förmlich in ihrem Wappenthiere, dem Bären (Mutz, Bätz), von welchem nicht bloß die Stadt, sondern auch das von ihr geprägte Geldstück der Batzen, den Namen erhalten haben soll. Als Herzog Berthold von Zähringen, der Vierte, mit der Anlage der Stadt sich trug, äußerte er eines Tages zu seinen Mannen, daß dieselbe nach demjenigen Thiere benannt werden solle, welches

er in dem sein nahegelegenes Schloß Nydeck umgebenden Eichenwalde fangen werde. Es ging ein Bär in die Schlinge; die Stadt ward also Bern genannt und überdieß ein Bärenhaus in der Nähe des sog. Zeitglockenthurms errichtet, worin ein Doppelpaar von Bären auf städtische Kosten seinen Unterhalt fand und stets mit Alt und Jung auf dem freundlichsten Fuße verkehrte. Wo nur immer thunlich, mußte der Volksliebling im Bilde angebracht werden, und wirklich erwiesen die Künstler sich wahrhaft unerschöpflich in Motiven, Attitüden und Costümen, um demselben neuen Reiz, neue Bedeutung zu verleihen. Davon geben namentlich auch die zahlreichen Brunnen Zeugniß, welche den Straßen einen so interessant-belebten Charakter gewähren, indem sie zugleich das Volksleben reflektiren und demselben gewissermaßen als Haltpunkte dienen. Bei einem dieser Brunnen treten indeß die ihn umtanzenden geharnischten Bären hinter der auf der Höhe desselben befindlichen Figur, dem „Kindli-Fresser", gewaltig in den Hintergrund, wofür der alte Mutz aber dadurch wieder vollauf entschädigt wird, daß er auf der Spitze eines anderen ganz in der Nähe befindlichen Brunnens mit Schild, Schwert, Helm und Banner thront, ein junges Bärlein zwischen den Beinen haltend. Besagter Kindlifresser ist eine der originellsten, drolligsten und gelungensten Compositionen in ächtem Volksstyle, die man sich denken kann. Einen Sack voll Kinder vor sich haltend, aus welchem einzelne entwischt sind oder eben noch zu entwischen suchen, verspeist der sitzende Botzemann in barbarisch-launigter Behaglichkeit ein armes Kleines, welches vergeblich sich sträubt und entgegenstemmt. Wohl um die Hauptfigur unserem „Zeitbewußtseyn" näher zu bringen, hat man dieselbe in unseren Tagen wohl zu einem Saturn zu stempeln versucht; allein es hilft nichts; der Mann ist und bleibt der alte Kinderfresser des Volksmärchens. Der Brunnen ist zwar in der Renaissance-Periode, aber noch ganz unter dem Einfluß des traditionellen Geistes errichtet, welcher noch fortzuleben scheint, da das Mo-

nument im Jahre 1857 renovirt und mit seinem ursprünglichen Glanze, in Farbe und Gold, wieder ausgestattet worden ist. Vielleicht verdankt der Brunnen zum Theile auch dem Umstande seine würdige Erhaltung, daß er sich als ein recht wirksames pädagogisches Hülfsmittel erweist. Welche Angst muß nicht in der That bei den kleinen und kleinsten Unholden sich einstellen, wenn die Mütter mit dem Kindli-Fresser auf dem Kornhausplatze zu drohen anfangen! Auch auf die artigen Berner Kleinen nimmt übrigens einer der vielen Brunnen in der Art Bedacht, daß von seiner Höhe herab ein Dudelsack-Musikant den einen Säulenschaft umtanzenden Kindern aufspielt. Wieder andere Brunnen sind im höheren, ernsteren Genre gehalten, indem sie z. B. eine Justitia, einen Rittersmann, einen Simson im Kampfe mit dem Löwen, Moses u. s. w, zur Schau tragen *).

Es wäre zu wünschen, daß irgend eine Akademie oder ein Kunstmäcen sich veranlaßt sähe, einen Preis auf die Abfassung einer ausführlichen Monographie über öffentliche Brunnen und Wasserwerke auszusetzen; jedenfalls gehört das Thema zu den interessantesten und praktisch nützlichsten auf dem Gebiete der Kunst sowohl als auf dem der Gesundheitspflege, so daß die so auffallende Vernachlässigung desselben in unserer Zeit den Lobrednern der letzteren, im Gegensatze zur Vorzeit, recht ergiebigen Stoff zum Nachdenken darzubieten geeignet erscheint. Statt überhaupt so viel über das Verhältniß des Zweckmäßigen zum Schönen und die Verbindung beider zu philosophiren, sollte man etwas mehr darauf bedacht seyn, diese Verbindung in der Wirklichkeit herzustellen:

---

*) Im Anfange der zwanziger Jahre sind gelungene Abbildungen mehrerer Berner Brunnen, darunter auch des Kindli-Fressers, von J. A. Klein in radirter Manier erschienen. Insbesondere zeichnet sich die Staffage durch meisterhafte Charakterisirung aus — ächte Darstellungen des Volkslebens.

re, non verbis philosophandum. Einzelnen Straßen Berns verleiht noch das offen sie durchfließende Quellwasser einen besonderen Reiz. Es erinnerte mich diese Eigenthümlichkeit an die Stadt Erfurt, deren Straßen gleichfalls in solcher Art erfrischt und belebt waren, bis die Polizei an der Ungenirtheit der munteren spiegelklaren Bächlein Anstand nahm und sie, zum großen Theil wenigstens, einmauern und gegen das Tageslicht absperren ließ. Es geht doch nichts über „geordnete" Zustände.

Unweit des Kindli-Fressers erhebt sich noch ein anderer merkwürdiger Zeuge des alten Bern, der oben im Vorbeigehen bereits genannte „Zeitglockenthurm". Sein Name rührt von einer in ihm befindlichen kunstreichen Uhr mit Glockenspiel her, in deren Mechanismus ebenwohl wieder Bären in ziemlicher Zahl eine Hauptrolle spielen. Vor jedem Stundenschlag halten dieselben auswärts vor einem sitzenden bärtigen Alten ihren Umzug, nachdem vorerst der oberhalb des letzteren befindliche Hahn mit den Flügeln geschlagen und gekräht hat. Mit dem Stundenschlag dreht der Alte ein Stundenglas, welches er in der Linken hält, um und zeigt durch Heben und Senken des Scepters in seiner Rechten und Oeffnen des Mundes, wie ein neben ihm stehender Bär durch Auf- und Abbewegen des Kopfes, die Zahl der Stunden an, welche ein Hanswurst mit dem Hammer auf eine Glocke schlägt. Ein dritter gellender Schrei des Hahnes bezeichnet den Schluß der jedesmaligen Aufführung. Auf die Gefahr hin, von allen „Gebildeten" beachselzuckt zu werden, lege ich hiermit das offene Geständniß ab, daß ich wohl eine Viertelstunde, in Erwartung des Schauspieles, gaffend vor dem Thurme gestanden habe und daß mir die endlich folgende Pantomime mehr Freude gemacht hat, als jemals ein Solo-Ballet in einer großen Oper, bekanntlich der sublimste Triumph moderner Virtuosität. Der „Fortschritt" scheint in Bern nicht das Ruder geführt zu haben, als die benachbarte Eisenbahnstation errichtet ward, die prächtige Gelegenheit hätte

sonst nicht unbenutzt bleiben können, mit dem unnützen Thurm und dem an die Kindheit des Menschenthums erinnernden Spielwerk kurzen Prozeß zu machen, zumal es dann in Einem hingegangen wäre, auch noch mit einem anderen in der Nähe gelegenen mittelalterlichen Recken, dem Goliaths-Thurm aufzuräumen, dessen finsterer Stolz sozusagen etwas Beleidigendes für die Frack-Menschen des neunzehnten Jahrhunderts hat. Nach der Stadtseite zu zeigt dieser Thurm eine große, spitzbogig überwölbte Oeffnung, worin eine mächtige bemalte Riesenfigur aus Holz steht, von welcher die vorgedachte Bezeichnung herrührt. Der Riese soll ursprünglich als heiliger Christoph im Genfer Dome seinen Platz gehabt haben, von dort in den Berner Dom und endlich, zufolge der Reformation, in unseren Thurm gewandert seyn, wo er dann zum Goliath umgetauft ward, zweifelsohne um nicht an „pfäffische Legenden" zu erinnern. Dem sei nun wie ihm wolle, ich an meinem Theile sage den Bernern aufrichtigen Dank dafür, daß sie dem alten Christusträger nicht schlechtweg den Garaus gemacht haben.

Die zwei erwähnten, auch künstlerisch bedeutenden Thürme sind nicht die einzigen Reste der früheren Befestigung; noch einigen anderen emeritirten gleichartigen Wächtern des Stadtfriedens hat man das Gnadenbrod gewährt; sie stehen da wie mächtige Sekular-Eichen, den Nachwuchs beschirmend. Auch das alte spätgothische Rathhaus (erbaut 1406--1426) steht noch ziemlich wohlerhalten aufrecht; nur im Innern hat der Ungeschmack des vorigen Jahrhunderts arge Verwüstungen angerichtet, dabei aber zum Glück wenigstens eine kunstreiche Wendeltreppe verschont, welche die untergeordneteren Räume mit einander verbindet, während eine prächtige Doppeltreppe aus Stein, ähnlich wie am Schlosse von Meißen, auswärts an die Hauptseite sich anlehnend, die Honneurs des Hauses macht, durch verschiedenes humoristisches Figurenwerk indeß zu erkennen gibt, daß in dem Rathssaale Leute Platz nehmen sollen, die, bei aller Grandezza, doch auch noch Spaß ver-

stehen und mit dem Volke in seiner Sprache zu reden wissen. Obgleich man den Bau eben nicht als großartig und der Bedeutung der Stadt entsprechend bezeichnen kann, so hat doch letztere mehr Veranlassung, stolz auf denselben zu seyn, als manche Reichshauptstadt auf ihre Königspaläste, oder um bei Verwandterem zu bleiben, als beispielsweise Berlin auf seinen neuesten Millionen-Rathhausbau, welcher nicht gothisch werden durfte, wie ihn F. Schmidt in seinem preisgekrönten Concurrenz-Plane entworfen hatte, weil das dem Zeitbewußtseyn widerstreitet, der aber auch nur insofern klassisch genannt werden kann, als er an das „rudis indigestaque moles" des Virgil, und zwar sehr stark, erinnert.

In welcher Richtung man auch Bern durchwandeln möge, immerfort stößt man auf etwas das Auge fesselndes; bald ist es ein Durchblick auf irgend eine durch den Zufall gebildete malerische Gruppe, bald ein kunstreicher Erker, hier in die Straßen hineinragende bemalte und vergoldete Wirthshaus-Schilder aus meisterhaft geschmiedetem Eisen, dort ein originell vorspringendes Dach, ein Sitzplatz vor der Hausthüre, eine schmucke Wetterfahne — Alles mit Lust und Verstand erdacht und ausgeführt. Welche geistige Bettelwirthschaft ist nicht im Vergleich damit unser heutiges Kunstleben! Vergebens mühen sich die modernen Architekten, nach allen Stylen umhertappend, im Schweiße ihres Angesichts ab; es will ihnen eben nichts in den Sinn kommen, was anderer Leute Sinn zu erfrischen und zu erfreuen geeignet ist.

Den monumentalen Glanzpunkt bildet in Bern wie fast in allen Städten des Mittelalters das Münster, die ehemalige Cathedrale. Dasselbe thront auf einer um mehr als 100 Fuß die Aar überragenden, ausgemauerten Terrasse, von welcher aus man in eine prachtvolle, von einer großartigen Bergkette umschlossene Landschaft hineinblickt. Welche Unzahl von Riesenwerken hat uns nicht das Mittelalter vermacht, und doch ist es zum Gemeinplatz geworden, daß der Katholizismus durch seine vielen Festtage und Andachtsübungen die Arbeit nicht

aufkommen lasse! Schon vor einer Cathedrale zweiten Ranges, zu welcher Kategorie die Berner gehört, stehend, kann man kaum begreifen, wie es möglich war, einen zugleich so kolossalen und so kunstreichen Bau aufzuthürmen, zumal mit so unvollkommenen mechanischen Mitteln, wie die damaligen gewesen sind. Die Erbauung des Münsters fällt in das 15. und das 16. Jahrhundert; derselbe zeigt uns mithin die Gothik in ihrer spätesten Entwickelung. Für nicht wenige Puristen genügt dieß schon, um den Stab darüber zu brechen, während meines Erachtens gerade diese Periode die unendliche Bildungsfähigkeit des gothischen Styles so recht in's Licht stellt. Wenn demnächst der Verfall desselben eingetreten ist, so hat dieß keineswegs sein Prinzip verschuldet; vielmehr ist der Verfall lediglich um deßwillen eingetreten, weil man von diesem Prinzip abfiel, indem man sich von den Reizen des Heidenthums bethören ließ. Die Menschen sind gar so sehr geneigt, ihre Schuld einer vorgeblichen Naturnothwendigkeit auf die Rechnung zu setzen.

Schon dieser Dom allein mit seinen so mannigfaltigen und vollendeten Bildungen erklärt es, daß im fünfzehnten Jahrhundert Bern neben Straßburg, Wien und Köln zu einem Hauptorte der Steinmetzen-Bruderschaft für ganz Deutschland erhoben ward. Von besonderer Schönheit ist das westliche Portal, dessen Figurenwerk das jüngste Gericht und darauf Bezügliches darstellt. Sehr treffend hat Schnaase (Geschichte der bildenden Künste, Bd. IV. Abth. 1 S. 415 ff.) diese geistvollen und tiefsinnigen Compositionen charakterisirt, wie sie uns hier und an so vielen Cathedralen des Mittelalters entgegentreten. Statt über die Alpen zu wandern, sollten unsere Bildhauer in Straßburg, Freiburg, Bern, Rheims, Chartres, Amiens u. s. w. ihre Studien machen oder fortsetzen gehen; es käme dann etwas Gescheidteres unter ihren Meißeln hervor, als jene traurigen Pseudoantiken, die weder griechisch noch deutsch, weder heidnisch noch christlich sind, die nicht leben und nicht sterben können. Namentlich würde

dadurch der den Bildhauern fast gänzlich abhanden gekommene architektonische Sinn sich wieder beleben, ohne welchen es geradezu unmöglich ist, etwas wahrhaft Monumentales zu schaffen, überhaupt große Kunstaufgaben zu lösen.

Das mit einem reichen Sterngewölbe überdeckte Innere macht einen imposanten Eindruck, obgleich ihm die Strenge der früheren Formgebung abgeht; trotz aller Bewegung der Linien herrscht darin noch immer ein großes, einheitliches Gesetz. Natürlich gewährt die Ausstattung kaum noch einen Begriff von der früheren Herrlichkeit; einzelnes sehr Werthvolles läßt indeß errathen, wie groß dieselbe war, so z. B. ein überaus kunstvoller Dreisitz von Stein für die beim Hochamte fungirenden Priester, ein Sakramentshäuschen aus vergoldeter Bronze, eine bei aller Einfachheit doch wahrhaft mustergültige Steinkanzel, eine Anzahl sehr figurenreicher Farbenfenster von vollendeter Technik, Chorstühle in Renaissance-Gothik mit eingestreuten Humoresken, wahre Meisterstücke der Holzschnitzkunst. Ob wohl dieß Alles als definitiv gerettet betrachtet werden kann? Für die Bejahung dieser Frage spricht der, dem Vernehmen nach, vom Kirchenvorstande gefaßte Beschluß, die im Chore abhanden gekommenen Farbenfenster durch neue ersetzen zu lassen; dahingegen gibt aber die unlängst stattgefundene Zerstörung des früher von mir noch in seiner Herrlichkeit gesehenen Lettner's wieder zu den ernstesten Besorgnissen Anlaß. Nur ein dazu gehörig gewesenes Wendeltreppchen, ein Prachtstück des edlen Steinmetzengewerkes, welches verschont blieb, läßt zur Zeit noch errathen, was da Alles dem Vandalismus als Opfer gefallen ist. Die Küstersfrau, welche mich umherführte, meinte, der Lettner habe abgerissen werden müssen, weil der Chor durch ihn abgeschlossen gewesen und die Kirche überhaupt verfinstert worden sei; mein Unwille kam ihr ganz unbegreiflich vor. Mit der Küstersfrau kann und will ich nicht rechten, nicht einmal mit dem reformirten Kirchenvorstande, welcher die Zerstörung angeordnet hat. Allein was soll man dazu sagen,

wenn man, wie nicht selten der Fall ist, auch auf katholischer Seite, bis zu hohen Regionen hinauf, jenes Urtheil der Küstersfrau laut werden und dasselbe etwa noch durch die moderne Phrase verstärken hört, der Priester dürfe von seinem gläubigen Volke durch solchen Abschluß nicht getrennt seyn? Doch nein, es ist das keine moderne Phrase; sie stammt vielmehr aus der Blüthezeit des Zopfstyles, aus jener Zeit welche das Sakramentshäuschen des Kölner Domes, ein wahres Kunstwunder, abreißen und in die Fluthen des Rheines versenken ließ, wohl damit nicht etwa reaktionäre Fanatiker der Gothik auf den Gedanken kommen könnten, dessen Wiederaufrichtung zu fordern. Um dieselbe Zeit begann, wie gesagt, auch das Wüthen gegen die Lettner, die, wohlgemerkt, nicht blos in Cathedralen und Stiftskirchen, sondern auch in gar vielen anderen Gotteshäusern, namentlich Pfarrkirchen, während des Mittelalters an die Stelle der Ambonen getreten waren, wie dieß unter Anderen von W. Pugin (Treatise on chancel-screens) und Viollet-le-Duc (Dictionnaire d'Architecture m. jubé) nachgewiesen worden ist und auch Schreiber dieses vielfach zu constatiren Gelegenheit gefunden hat. Zugleich mit den Lettnern verschwanden auch zumeist die über denselben hängenden, einen nothwendigen Kirchenschmuck bildenden Triumphkreuze, die, wie ein alter Liturgiker sagt, dem in die Kirche Eintretenden sofort sagen sollen, wer Herr im Hause ist, weil sie ebenwohl die „freie Aussicht" hemmten! In einer vom Abbé Bulteau verfaßten Monographie über die Cathedrale zu Chartres findet sich die Execution des Lettners derselben, welcher nebst dem von Notre-Dame zu Paris für den schönsten in Frankreich galt, urkundlich beschrieben. Dieselbe fand auf Grund eines Gutachtens des Dombaumeisters Louis, zufolge Beschlusses des Bischofs und des Capitels, in der Nacht vom 24. auf den 25. April 1763 statt; die Gebeine des Monumentes wurden zum Theile zerstampft und bei der gleichzeitig vorgenommenen Nivellirung des Fußbodens der Kirche zum Ausfüllen ver-

wendet, zum Theile in der, „als zu düster“, außer Funktion gesetzten Krypta vergraben. Hier entdeckte der mit der Restauration der Cathedrale beauftragte Architekt Lassus im Jahre 1849 die Trümmer, die eben noch ausreichten, um das Werk in seiner früheren Herrlichkeit auf dem Papiere zu reconstruiren. Das gleiche Schicksal traf den Lettner der Pariser Metropole und sehr viele andere noch; in aller Gemüthlichkeit ward immer weiter und weiter verjüngt und aufgeklärt, bis endlich der Nationalconvent und die Sansculotten das Geschäft in die Hand nahmen und im großartigsten Style fortführten*).

Wenn, wie die Lettner-Feinde stets wiederholen, eine möglichst freie Aussicht auf den Hochaltar wirklich vor Allem angestrebt werden müßte, so wären damit sämmtliche mehrschiffigen Kirchen ohne Ausnahme verurtheilt und wir hätten unser Ideal in der zirkelrunden Frankfurter Paulskirche zu erkennen. Wie sündlich würde sich alsdann Clemens Brentano vergangen haben, indem er diese Kirche nebst dem anstoßenden Thurme als eine Pastete mit einer Flasche Champagner daneben bezeichnete! Möge diese Abschweifung etwas

---

*) Es sei gestattet, eine Stelle aus der Schrift Montalemberts: Du Vandalisme et du Catholicisme dans l'art (p. 101) hier einzufügen, in welcher dieser ritterliche Vorkämpfer für die ächtkirchliche Kunst die Manie charakterisirt, womit der Klerus während des 18. Jahrhunderts gegen Alles, was gothisch war, zu Felde zog. „Ils procédaient avec une logique désespérante à la destruction méthodique de tout ce qui devait leur rappeler le mieux la glorieuse antiquité du culte, dont ils étaient les ministres. Il ne serait peut-être pas resté une seule de nos églises antiques, si ces masses indestructibles n'avaient fatigué leur déplorable courage; mais on peut juger de leur esprit de destruction par certaines façades et certains intérieurs, qu'il ont réussi à arranger à leur gré. C'est grâce à eux, qu'on a vu tomber ces merveilleux jubés, barrière admirable entre le Saint des Saints et le peuple des fidèles.“

dazu beitragen, daß man zu dem Althergebrachten zurückkehrt, oder daß doch wenigstens der Würgengel an dem aus der glorreichsten Periode der Kirche noch zu uns Herübergeretteten vorbeizieht!

Da der Contrast schon als solcher einen eigenthümlichen Reiz hat, so verfügte ich mich vom Münster aus direkt zu dem im Jahre 1857 vollendeten Bundes-Rathhaus. Bädeker qualificirt dasselbe als einen „prachtvollen Flügelbau aus Quadern, im florentinischen Palaststyl." In der That ist — was schon rühmliche Anerkennung verdient — der Bau aus wirklichen und nicht aus Cement-Quadern (wie sie in Berlin und anderen Hauptstädten an der Tagesordnung sind) aufgerichtet. Was aber den „florentinischen Palaststyl" anbelangt, so habe ich mich vergebens angestrengt, um Analogien mit den palazzi Gherardesca, Strozzi, Riccardi, dem Palazzo Vecchio und del Podestà ausfindig zu machen; meine Erinnerung an die so lebhaft von mir bewunderte mittelalterliche Baupracht der Hauptstadt Toskanas, jetzt Jungitaliens, wollte mir höchstens einen schwachen Vergleichungspunkt in der Monotonie des Palazzo Pitti darbieten, dessen ganze Romantik eben nur noch in den kolossalen Felsblöcken besteht, aus welchen er aufgeschichtet ist, während vom Felsengeiste der früheren Generationen nichts mehr davon in die Erscheinung tritt. Es ist so ungefähr, als wenn ein Louis XIV. bei irgend einem Hoffeste, mittels einer Löwenhaut und einer Keule, sich als Herkules maskirt präsentirte. Indessen zeigt sich doch in dem Bundes-Rathhause noch immer mehr Leben und Bedeutung, als in dem Zürcher Central-Polytechnikum; eine mißlungene Nachahmung des Florentinerthums mag auch noch so wenig der Schweiz zu Gesicht stehen (ob wohl dieselbe, wie Piemont, ihren Schwerpunkt nach Florenz zu verlegen gesonnen ist?), so arg wie ein Zerrbild des Hellenenthums schreit sie doch keinesfalls dagegen an. Der Architekt des Bundes-Rathhauses scheint seine Vorlegeblätter zwar fleißig studirt, aber nicht recht verdaut zu haben; jedenfalls fehlte

es ihm an der alles Einzelne bemeisternden und einheitlich gestaltenden construktiven Kraft. So zum Beispiel ruhen die Gewölbe der unteren Halle bei verschiedenen Spannweiten alle auf gleich starken Pfeilern, was ein überaus störendes Mißverhältniß erzeugt. Ein mittelalterlicher Baumeister hätte sich so etwas nie zu Schulden kommen lassen; er würde etwa durch hängende Schlußsteine wenigstens die Proportionen gewahrt haben, falls überhaupt eine solche Gesammt-Anlage ihm in den Sinn gekommen wäre; allein unsere heutigen Baumeister sind zu sehr an's bloße Umschlagen des Lineals gewöhnt, um durch irgend eine geschickte Wendung sich aus der Verlegenheit ziehen zu können. Weiter steht das Treppenhaus in keinem Verhältniß zur Totalmasse des Baues, gußeiserne Säulchen erinnern an die traurigste Sorte von modernem Betteluxus; die Bemalung der Wände ist mattsüßlich; in keinem einzigen Raume tritt uns etwas entgegen, was an die solide Kunstpracht der alten schweizerischen Baudenkmale auch nur angränzt. Darüber kann man sich denn in dem „Salon des Antiques" zu trösten suchen, wo Gyps-Abgüsse von allerhand Antiken (das Mittelalter ist kaum vertreten) in Reih und Glied aufgestellt sind, wohl um den Touristen zu zeigen, daß man nicht bloß in Zürich, sondern auch in Bern recht wohl weiß, welche Stunde geschlagen hat. Denjenigen Touristen, welche noch nicht auf solcher Höhe angelangt sind, rathe ich, sich statt der Gypse die Sammlung aller Schweizertrachten in der Gemälde-Gallerie anzusehen, ganz insbesondere aber möchte ich dem schweizerischen Landvolke den Rath ertheilen, vor diesen Bildern, statt in den Magasins de Modes praktische Bekleidungs-Studien zu machen.

Vor dem Bundes-Rathhause hat man einen monumentalen Brunnen errichtet. Daß es ein Brunnen ist und nicht irgend ein trockenes Stand- oder Reiterbild, wie man sie jetzt pilzartig allerwärts hervorwachsen macht, um den Künstlern Gelegenheit zu geben ihre akademischen Modell- und Pferde-Studien zu verwerthen, verdient lobende Anerkennung;

allein warum frostige Allegorien, klassische Schwäne, nichtssagende Ornamente auf einem Boden, der so reich an historischen Erinnerungen und den trefflichsten Vorbildern ist?

Ein anderes, vor etwa 20 Jahren auf dem Münsterplatz errichtetes Monument, die Reiterstatue Berthold's von Zähringen, des Erbauers der Stadt, ist zwar durch die dargestellte Person historisch, nicht aber in der Art seiner Ausführung. Es erinnert einigermaßen an den Gottfried von Bouillon auf der place royale in Brüssel, der seinerseits wieder an die Kunstreiterhelden des Circus Renz erinnert, oder doch jedenfalls für einen gottbegeisterten mittelalterlichen Kreuzzugshelden viel zu viel Theatralisches an sich trägt. Das Einzige, was hier einigermaßen an's Mittelalter erinnert, sind die auf dem sehr ungothischen, viereckigten Fußgestelle in Relief angebrachten gothischen Schnörkel oder Abc-Buchs-Zirkelschläge. Die allermodernste Lumperei ist durch ein das Monument umgebendes, bronzefarbig angestrichenes Gitter aus Gußeisen (!) repräsentirt, obgleich man doch ganz in der Nähe vor dem Hauptportale des Münsters ein vorzügliches Muster ächter Schmiedekunst zur Hand hatte. Indeß die Berner können sich auch in dieser Hinsicht auf die in Belgien wie fast allerwärts herrschende Mode, ja selbst auf das Rauch'sche Friedrichs-Monument in Berlin berufen, dessen Umgitterung gleichfalls aus einer Eisengießerei stammt, obgleich doch hier wahrlich die Kostenfrage nicht in Betracht kam. Wollen oder sollen unsere Renaissancisten nun einmal schlechterdings kolossale Reiterstandbilder anfertigen, so sollten sie sich doch nicht bloß auf Studien im Marstall, überhaupt an der Natur beschränken, sondern auch Stylmuster sorgsam in's Auge fassen, wie z. B. das Colleoni-Monument von Verrochio zu Venedig, dessen Haltung und Durchführung Alles in den Schatten drängt, was unsere Zeit in der fraglichen Art geleistet hat. Das Wort „Styl" ist dermalen in Aller Mund; wie Wenige aber wissen, was es eigentlich

bedeuten soll, und wie viel Wenigere noch vermögen es That werden zu lassen!

Die meisten Reisenden pflegen zweifelsohne den ausgestopften Thieren aus dem Wege zu gehen; für das naturhistorische Museum von Bern rathe ich jedenfalls eine Ausnahme eintreten zu lassen. Trotz meiner besonderen Vorliebe für die auch hier stark vertretenen Bären, sind diese es doch nicht, welche mich zu der Ertheilung des vorstehenden Rathes veranlassen, auch nicht die Gegenstände aus Japan, Canada und Pompeji die da mit allen möglichen anderen Dingen bunt durcheinander gewürfelt sich präsentiren, wie es die moderne Vielseitigkeit erfordert; das Alles wird in meinen Augen durch den gleichfalls hier aufbewahrten Kunstschatz überboten, welcher den Bernern nach der gegen Karl den Kühnen im J. 1476 bei Granson gewonnenen Schlacht als Beute zufiel. Insbesondere ist der prachtvolle Feldaltar, ein mit Filigran, Edelsteinen und feinster Miniaturmalerei geschmücktes Diptychon, eine wahre Perle, wie denn überhaupt die mittelalterlichen Kleinkünste unter dem Protektorate des ebenso kunst- und prachtliebenden als tapferen und hochfahrenden Burgunders ihre Sonnenhöhe erreichten. Einen mehr als seltsamen Contrast mit diesem Heiligthum bilden die ihm zur Seite und gegenüber befindlichen chinesischen Figuren aus Muscheln, Reptilien in Spiritus-Flaschen rc. Könnte sich nicht, etwa im Münster, ein geeigneterer Platz für die kostbare Trophäe ausfindig machen lassen? In Nürnberg, Danzig, Lübeck und an so vielen anderen Orten stößt sich das protestantische Bewußtseyn nicht daran, daß solche Gegenstände in den Kirchen Obdach behalten oder finden; warum sollte es in Bern anders seyn, zumal da das Münster ja ohnehin noch Heiligen-Figuren in ziemlicher Anzahl birgt? Für die Siegesfahnen, welche ehedem das Münster schmückten, böte dieser Feldaltar den würdigsten Ersatz.

Von Herzen wünsche ich der Stadt Bern eine glänzende Fortentwickelung, auch in materieller Beziehung; möge sie

aber zugleich das alte Erbe in Ehren zu halten wissen! Gar manches Merkwürdige ist leider bereits verschwunden, wie z. B. ein im Merian'schen Werke beschriebener „sonderlicher Stuhl auf offener Gassen mit einer großen Schaar Bären gezieret und mit einem Gitter umbgeben, auf welchen der Schultheiß zu sitzen pflegt, wenn er ein Malefitz-Person verurtheilet"; und das Neuerstandene ist im Allgemeinen wenig geeignet, über den Verlust an Altem zu trösten. Was insbesondere die neuen Bauwerke anbelangt, so ist ihnen nur die Solidität des Materiales nachzurühmen, im Uebrigen bekunden sie die platte Ideenlosigkeit des „modernen Baugeschmackes" in unzweideutigster Weise. So der Eisenbahnhof und die daran anstoßenden, über einen einzigen Leisten geschlagenen Straßen; so die neue Riedegbrücke, an deren vier Ecken man absichtlich vier ganz gleiche würfelförmige Häuschen errichtet zu haben scheint, damit sie ja einen Gegensatz zu der alten malerischen Kurzweil bilden; so das neue Bären-Prytaneum mit seiner mißverstandenen Zinnenkrönung und den beliebten, modern-gothischen, achtseitigen Würsten an den Ecken u. s. w. Nur die noch im Baue begriffene katholische Kirche macht, im Ganzen genommen, eine erfreuliche Ausnahme in dieser Architektur-Misère, wie weit sie auch noch davon entfernt ist, das so überaus schmeichelhafte Lob Bädekers zu verdienen, welcher sie als „eine Rheimser Cathedrale im Kleinen" bezeichnet. Ein Franzose, Deperthes, soll den Plan dazu entworfen haben, welcher an den normannischen Baustyl erinnert. Abgesehen davon, daß der Thurmhelm nicht genug Masse darbietet, stehen die einzelnen Theile des Baues in einem richtigen Verhältniß zueinander, was heutzutage schon viel sagen will, und ihn namentlich vortheilhaft von der Merian'schen Kirche in Basel unterscheidet. Das treffliche Material, grünlich-gelber Haustein, ist auch im Inneren unangestrichen gelassen, selbst die Gewölbe aus Backstein zeigen ihre Naturfarbe und sind bloß sorgfältig ausgefugt. Vielleicht hat man sich in ersterer Beziehung das Münster zum Muster

genommen, welches, wie auch der herrliche Wormser Dom, noch niemals von Schmiertöpfen heimgesucht worden ist. Wollte doch endlich das System wieder Wurzel fassen, nur da zu bemalen, wo es in wahrhaft kunst- und stylgerechter Weise geschehen kann, den ordinären Tüncher aber stets ferne zu halten! Die Kirche hat ein Querschiff, in dessen Giebelwänden sich Rosetten-Fenster befinden, eine Form welche in Deutschland viel zu sehr außer Gebrauch gekommen ist. Wie sehr würde nicht der Kölner Dom dadurch gewonnen haben, wenn Herr Zwirner dessen Querschiff durch solche Fenster, statt durch von der Thurmfaçade genommene Copien erleuchtet hätte. Schon aus gedachter Anordnung könnte man sehen, daß der Baumeister ein Franzose war; die kräftige Durchführung im Einzelnen (die Gräte scheinen mir sogar überkräftig ausgefallen zu seyn) zeigt, daß derselbe sich vorzugsweise der Frühgothik zugewendet hat; was auch unseren angehenden Gothikern dringend zu rathen wäre. Durch Heideloff und Hoffstadt hat die Nürnberger Exuberanz von vorneherein in Deutschland ein gewisses Uebergewicht gewonnen; mit Leistenwerk und Durchbrechungen, mit Fialen, Wimbergen und allerhand Zirkelschlägen glaubte man und glaubt man noch wirklich vielfach, sich als Gothiker ausweisen zu können, worüber denn das eigentliche Wesen der Sache vernachlässigt ward und wird. Mir ist immer ängstlich zu Muthe sobald ich nur Fialen sehe, die jetzt jeder Schreiner und Zinkgießer im Griff hat.

Der gelungenste Theil der katholischen Kirche zu Bern scheint mir die unter derselben befindliche Krypta zu seyn, in welcher bereits Gottesdienst stattfindet. Die Altäre für die eigentliche Kirche sollen aus Marmor in Vevey angefertigt werden — wenn da nur etwas Rechtes herauskommt! Zwei moderne, süßlich-matt polychromirte Statuen in der Unterkirche kamen mir zu groß vor und lassen auch sonst zu wünschen übrig. Im Thurme hängen bereits zwei schöne, in Aarau gegossene Glocken. Noch vieles Steinornament bleibt an Ort und Stelle

nachzuarbeiten, wie denn überhaupt die gänzliche Fertigstellung des Bauwerks durch weitere freiwillige Spenden bedingt ist. In Bern leben nur etwa 2000 Katholiken; die Pfarrei dehnt sich aber weit in's Oberland aus. Eine ungewöhnliche Energie und Opferwilligkeit gehörte dazu, ein so großartiges Unternehmen binnen 5 bis 6 Jahren so weit zu führen. Die Stadt Bern, als solche, hat nichts beigesteuert, obgleich doch schon die Rücksicht auf die bauliche Verschönerung derselben dazu aufforderte; allein die Toleranz darf ja überhaupt bekanntlich nur gegen die Katholiken angerufen werden, nicht von ihnen.

Vor meinem Scheiden von Bern hätte ich mir gerne Photographien der vielen Merkwürdigkeiten mitgenommen; die betreffenden „Künstler“ scheinen indeß die alten Sachen zu ignoriren, wohl wegen mangelnder Nachfrage von Seiten des Publikums, welches seine Albums lieber mit Genrebildchen füllt, als mit den Kunstvermächtnissen der Vergangenheit. So blieb mir denn nichts übrig, als meine Wahrnehmungen in dem so schönen und interessanten Bern mittels der Schreibfeder nothdürftig für die Erinnerung zu fixiren.

XXXV.

Elisabeth von Frankreich, Schwester Ludwigs XVI.

Dem historischen Bilde der Prinzessin Lamballe reihen wir heute den Lebensabriß der andern Freundin und Schicksalsgefährtin der unglücklichen Königin Marie Antoinette an: den Lebensabriß der edelsinnigen Prinzessin Elisabeth von Frankreich. Wenn schon die älteren geschichtlichen Mittheilungen über das dritte Schlachtopfer aus dem Königshause Ludwigs XVI., seine Schwester Elisabeth*), uns diese fürstliche Dame als die verehrungswürdigste aller Frauen am bourbonischen Hofe schildern, so liefern uns ihre zahlreichen von Feuillet de Conches (1861 — 1865) veröffentlichten Briefe, gegen deren Aechtheit, weil deren Quellen überall angegeben werden, kein Zweifel erhoben werden kann, den Beweis, daß dieselbe an wahrer Frömmigkeit, Wohlthätigkeit und gemüthvoller Humanität über alle ihre fürstlichen Zeitgenossen hervorragte.

*) Außer der von uns benützten Schrift Ferrands sind anzuführen: *Guemard*, Madame Elisabeth (Paris 1802); *Parisset*, Vie d'Elisabeth de France (Paris 1814); *Chaureau-Lagarde*, notes sur le procès de Marie Antoinette et Madame Elisabeth (Paris 1816), und neuestens *Compardon*, le tribunal révolutionnaire de Paris (Paris 1866) Bd. I. S. 316 ff.

Die Entrüstung und der Schmerz über das ihr durch die unentschuldbare Grausamkeit der verworfensten Revolutionsmänner gewordene Loos ward nicht bloß durch ihre Freunde und Freundinen, sondern durch Alle die sie kennen lernen konnten, getheilt, und schon 1795 setzte ihr der gewesene Parlamentsrath Ferrand (nach der Restauration von 1814 königlicher Staatsminister) in seinem zu Regensburg erschienenen Eloge funèbre de Madame Elisabeth etc. ein Denkmal, aus dem wir diese edelste der Frauen in anziehendster Weise kennen lernen. Obgleich reicher an Herzensergießungen über das traurige Schicksal der Prinzessin als an eingehenden Nachrichten über ihr Leben, war diese, 1814 nochmals veröffentlichte, Schrift doch lange die Hauptquelle, aus welcher andere Biographen schöpften, unter Anderen auch Michaud im 13. Bande seiner Biographie universelle (1815). Seine Mittheilungen werden jetzt in umfassendster Weise durch die angeführten Briefe ergänzt, deren Feuillet's erster Band 28, der zweite 41 und der dritte 45 enthält. Sie kamen dem Herausgeber von Seite der Familien zu, an deren Ahnfrauen sie gerichtet waren *).

Man kann im Leben der edeln Prinzessin vier Perioden unterscheiden: die ihrer Kindheit und Jugend, die ihrer friedlichsten Tage bis 1789, die ihrer Erlebnisse von da bis zu ihrer Einkerkerung mit der Königsfamilie den 10. August 1792, endlich die mit ihrer Ermordung am 10. Mai 1794 endigende ihres Aufenthalts im Gefängnisse des Tempelhauses. Erst über die zweite und dritte dieser Perioden enthalten ihre Briefe, von 1782 an, höchst interessante Aufschlüsse.

*) Im vorigen Jahr erschien zu Hamburg in der Agentur des Rauhen Hauses auch ein deutsches Schriftchen: „Elisabeth von Frankreich. Das Bild einer Heldin im christlichen Entsagen und Dulden." Vom Verfasser der Makrina. — Die pietistische Feder, der es entstammt, verleugnet sich nicht. Sonst ist es ein warm und lebendig geschriebenes Büchlein, an dem wir nichts auszusetzen finden als die etwas ungerechte Behandlung der Königin Marie Antoinette.

Nach den Mittheilungen Ferrands*) und Michaud's, die wir zu unsern Führern nehmen, hatte die am 23. Mai 1764 zu Versailles geborne Prinzessin ursprünglich einen lebhaften eigenwilligen Charakter. Sie verlor ihre Eltern ehe sie drei Jahre alt war, den Vater, den von Fenelon erzogenen höchst ausgezeichneten Herzog von Burgund, Ludwigs XV. ersten Dauphin 1765, und ihre Mutter Marie von Sachsen 1767. Man übergab das fürstliche Kind der Gräfin von Marsan, Erzieherin der „Enfants de France", welche alsbald die guten und schlimmen Eigenschaften ihres Charakters erkannte, und einerseits durch mütterliche Liebe, andererseits durch strenge Consequenz die letztern so glücklich bekämpfte, daß nach ihrer ersten heiligen Communion die Prinzessin als ein Muster der Frömmigkeit und der edelsten Gesinnungen sich zeigte. Die Gräfin hatte sich die im königlichen Damen-Institut Saint-Cyr gebildete Baronin von Mackau zur Gehülfin erwählt. Beiden blieb Elisabeth ihr ganzes Leben hindurch als erprobten und von ihr aufs höchste verehrten Freundinen zugethan. Sie erhielt von ihnen auch durch Charakter und Bildung hervorragende Gespielinen; darunter die Tochter der Frau von Mackau und ein Fräulein von Causan, ihre Busenfreundin welche sie so sehr liebte, daß sie fünf Jahre lang ihre zum Namensfeste erhaltenen Diamanten verkaufte, um der theuren Freundin zu ihrer einstigen Verheirathung einen Brautschatz geben zu können. Die Erste ward Gemahlin des Marquis vom Bombelles**), Ahnherrn

*) Es stand uns nur die erste Auflage von Ferrands Schrift zu Gebot.

**) Der Marquis von Bombelles war in Bitsch geboren, längere Zeit französischer Gesandter an verschiedenen Höfen, emigrirte später, trat als Wittwer in den geistlichen Stand und starb 1823 als Bischof von Amiens im 78. Jahre seines Lebens. Er hatte drei Söhne deren jüngster, Carl, Hofmeister des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich und Maximilians von Mexiko war.

der jetzigen Träger dieses Namens in Oesterreich, die Letzte die des Marquis von Raigecourt. Die große Mehrzahl der von Feuillet de Conches veröffentlichten Briefe der Prinzessin Elisabeth sind an diese Familien gerichtet *).

Ihr Hauptlehrer war der ehrwürdige 1794 in Chartres gestorbene Abbé von Montegut. Zu ihren Lieblingsstudien gehörte die Botanik, worin der königliche Leibarzt Lemonier sie unterrichtete; auch liebte sie zu zeichnen und zu malen und hatte für diese Kunst wirklich Talent.

Im J. 1781 kaufte ihr Bruder von der Prinzessin von Guemenée für sie einen reizenden Landsitz zu Montreuil, ganz nahe bei Paris. Es ward ihr Lieblingsaufenthalt; sie brachte da einen großen Theil der schönen Jahreszeit zu in Gesellschaft der ihr liebsten Freundinen, hatte übrigens dort eine vollständige Hofhaltung mit einem Hofkaplan, einem Beicht-Vater, Hofdamen, Cavalieren, Stallmeister, Sekretär u. s. w. Ihre Wohlthätigkeit für die armen Familien des Orts und der Umgegend war so groß, daß sie schon in diesem frühen Alter von Allen hoch verehrt war. Sie besuchte von da aus oft das von der Frau von Maintenon gegründete Institut von Saint-Cyr, dessen Zöglingen sie ihr größtes Wohlwollen zuwandte. So verbrachte sie theils dort, theils in Versailles fünf frohe Jahre. Aus diesem Abschnitt ihres Lebens existiren vier Briefe, deren erster vom J. 1782 an die Marquisin von Loran ihre Hofdame, und drei (vom 27. Nov. 1786, 9. April und 2. Juli 1787) an ihre Freundin von Bombelles, deren Gemahl bis 1789 Gesandter in Portugal war, gerichtet sind **). Die drei letzten überströmen von Ergüssen der zärtlichsten Gefühle für die, wie es scheint, eifrig mit ihr correspondirende Freundin, enthalten Schilderungen ihres

*) Sie wurden dem Herausgeber von den Nachkommen der beiden Damen mitgetheilt. Auch Ferrand hatte einige derselben schon erhalten und Stellen daraus in seinem Schriftchen mitgetheilt.

**) Feuillet de Conches, III, p, 73. 143. 181. 255.

Stilllebens zu Montreuil, das Lob der ihr Gesellschaft leistenden Damen und Herren, vor allen der ihr so theuren Raigecourt so wie der Herzogin von Duvas. Der zweite und dritte Brief enthält auch einige politische Mittheilungen, namentlich über die Entlassung des wegen Unterschleifs verdächtigten bekannten Finanzministers von Calonne und die Meldung des Zusammentritts der vom König einberufenen Notabeln. In allen spricht sich die zärtlichste Theilnahme für ihr „liebes Herz" aus, wie sie die Bombelles nennt, Heiterkeit des Gemüthes, verbunden mit Beurtheilung der allerdings schon unerfreulichen politischen Vorgänge. Sie endigt scherzend den Brief vom 2. Juli 1787 mit der Phrase: „sie werde jetzt Billard spielen und müsse wie Plinius den sie gelesen, den Brief mit einem Lebewohl schließen, bedaure aber in diesen trockenen Worten nicht ihr ganzes Gefühl für sie aussprechen zu können."

Elisabeth war in jener Zeit um ihrer Frömmigkeit und Wohlthätigkeit halber so berühmt, daß 1786 Herr von Beausset, Bischof von Alais, im Namen der Stände von Languedoc in einer Ansprache sie als einen Engel der Tugend und des Friedens pries.

Beim Herannahen der großen Umwälzung war ihr Charakter in jeder Beziehung ausgebildet, und überragte an Stärke und Festigkeit bei weitem den ihres Bruders, Ludwigs XVI., dem sie wohl manchen vergeblichen Rath ertheilte. Ihre Briefe aus diesem dritten Abschnitte ihres Lebens beginnen den 15. Juli 1789, worauf in diesem Jahre noch vier weitere, und im J. 1790 etliche zwanzig folgen, alle an Frau von Bombelles gerichtet, deren Gemahl 1789 Gesandter in Venedig geworden war. Im J. 1790 schrieb sie ebenso fleißig an Frau von Raigecourt, die im Oktober nach Trier emigrirte.

Ihre Briefe, besonders die an die Erstere, sind so zu sagen eine fortlaufende Chronik der politischen Ereignisse und des Fortganges der Revolution, den sie voll Schmerz, jedoch

muthvoll verfolgte, beängstigt von trüben Ahnungen einer schlimmen Zukunft. Sie berichtet der Freundin die Erstürmung der Bastille, die Invasion des Schlosses zu Versailles, die dem König gewaltsam abgenöthigte Uebersiedlung nach Paris und die Scenen im Stadthause daselbst; gibt dann Nachricht von den Beschlüssen der Nationalversammlung, wodurch die bisherige Verfassung der Monarchie von Grund aus zerstört wird, namentlich die Vernichtung der Feudalität, die Confiskation des Kirchenvermögens, aus der sie traurige Folgen für die Religion voraussagt. Sie thut dieß mit merkwürdiger Ruhe und Fassung. Nebenbei schildert sie ihr Stillleben zu Montreuil, erzählt von ihren Besuchen in dem geliebten St. Cyr, dessen alsbaldige gewaltsame Umgestaltung (nachdem im Oktober 1790 seine Besitzungen als Nationalgut verkauft worden) sie dann später tief beklagt. Wir ersehen ferner aus denselben, daß die Prinzessin im Februar 1790 einem Te Deum für den Fortgang der Revolution beiwohnen mußte; wir vernehmen ihre schmerzliche Klage über die unverdiente Hinrichtung des Marquis von Favras (23. Februar 1790), der den Versuch, den König aus seiner schmählichen Abhängigkeit zu befreien, am Strange büßen mußte. Nicht selten spielt sie auf die Schwäche des Königs an, der so nachgiebig sei, daß er nach und nach die wesentlichsten Kronrechte verliere, „weil seine Seele so schön sei, daß er von Intrigue keinen Begriff habe." Sie bedauert fortwährend, daß die Nichtswürdigen (les monstres) den Sieg über die ehrlichen Leute davon trügen. Den 27. Juni 1790 schreibt sie von St. Cloud aus, wo sie von Anfang dieses Jahres verweilte, daß sie recht bald nur den Namen Mademoiselle Capet führen werde (was 1792 wirklich eintraf). Den 15. Juli meldet sie das bevorstehende Föderationsfest auf dem Marsfelde, an welchem aber die königliche Familie nicht Theil nehmen werde.

Es handelte sich im September 1790 die finanzielle Lage des nun emigrirten Marquis von Bombelles zu verbessern, und zwar durch eine Unterstützung des Hofes von Neapel;

zur großen Freude der Prinzessin ward dieses, wie sie den 13. März 1791 schreibt, ihm zu Theil. Am 13. Oktober schreibt sie an dessen Gemahlin, sie habe ihr Testament gemacht und bittet sie, von ihren Haaren welche der Frau von Raigecourt zu geben. In ihrem Briefe vom 29. Juni hatte sie sehr energisch ihren Unwillen über die Emancipation der Juden, als der unversöhnlichsten Feinde der Christen ausgedrückt; im Februar 1790 desgleichen über die sogenannte Constitution civile du Clergé. Sie kann nicht begreifen, wie Emigrirte wieder nach Frankreich zurückkehren mögen, freut sich, daß ihr Bruder Graf Artois zu Venedig in Sicherheit sei, will aber selbst nicht auswandern. Im August 1790 erstattete sie ihrer Familie sowie der Frau von Raigecourt Bericht über die Militär-Revolution in Nancy und deren glückliche Beendigung durch den Marquis von Bouilli, den 6. September über das Abtreten des ihr verhaßten Ministers Necker. In einem Briefe an Frau von Bombelles vom 16. Oktober drückt sie ihre Besorgniß über die Emigration der Frau von Raigecourt aus, schreibt aber dann von deren Gelingen; den 3. November berichtet sie von Marie Antoinette's geheimen Unterredungen mit Mirabeau.

Im Jahr 1791 ist die Zahl der an Frau von Raigecourt geschriebenen Briefe viel größer als die an Frau von Bombelles; zuweilen schreibt sie beiden denselben Tag und über dieselben Ereignisse, z. B. über den am 2. April 1791 erfolgten Tod Mirabeau's, von dem sie der erstern sagt: er habe den Beschluß ausgeführt in die andere Welt zu gehen, um zu hören, ob man dort die französische Revolution gut heiße; es werde aber ein schreckliches Erwachen für ihn gewesen seyn. Seine Ankunft jenseits, so schreibt sie der letztern, müsse grausam gewesen seyn. Sie scheint die Negociation Marie Antoinette's mit ihm mißbilligt zu haben. Im Januar 1791 meldet sie der Frau von Bombelles, man habe in der Kirche von St. Roch, wo sie dem Gottesdienste beigewohnt, sich mit den Kirchenstühlen herumgeschlagen. Auch

über den Fluchtversuch und die Rückkehr aus Varennes macht sie, jedoch keine belangreichen Mittheilungen, lobt indessen das Benehmen Petion's und Barnave's auf letzterer. Ihre politischen Gesinnungen stimmen mit denen ihres emigrirten Bruders Artois überein, dessen Schritte ihr genehm sind; sie beklagt daher, daß der König sich mit ihm entzweie. Sie hofft nur von der Intervention der europäischen Mächte eine bessere Zukunft, erkundigt sich daher auch bei ihrer Freundin Raigecourt in Trier über das Gerücht eines Congresses in Aachen. England und Preußen traut sie nichts Gutes zu. Sie fürchtet, des Königs Annahme der Constitution könne die gewünschte Intervention vereiteln, wohnt dem nach deren Annahme im September stattgehabten Te Deum nicht bei, erscheint aber den Abend dieses Tages in der Oper und sucht überhaupt sich äußerlich gleichmüthig zu zeigen, worüber Frau von Raigecourt sie tadelt. Im Innern ihres Gemüthes leidet sie furchtbar, namentlich wegen der Zerwürfnisse zwischen den beeidigten und den eidverweigernden Priestern. Sie ist eifrigst bestrebt, durch religiöse Ergebung sich zu stärken, um die schrecklichen Schicksale des königlichen Hauses zu ertragen.

Der letzte von Feuillet de Conches mitgetheilte Brief der Prinzessin ist vom 4. Oktober 1791. Nach Michaud soll sie noch bis zum 10. August 1792 mit auswärtigen Mächten zum Zwecke der Befreiung der königlichen Familie correspondirt haben.

Aus der eben beschriebenen Periode seit 1789 erzählen ihre Biographen Züge ihrer Wohlthätigkeit und ihres Opfermuthes. In jenem Jahre soll sie beim Hereinbrechen der Hungersnoth ihre sämmtlichen Einkünfte zur Ernährung der Armen verwendet haben. Beim Tuileriensturm vom 20. Juni 1792 stürzte einer der Mordlustigen, sie für die Königin haltend, mit gezücktem Schwert auf sie zu, wurde aber durch den Zuruf ihres Stallmeisters: „es ist nicht die Königin", zurückgehalten. Sie richtete dann an diesen die denkwürdigen Worte: „weßhalb den Mordlustigen enttäuschen? Sie hätten

dem Menschen vielleicht ein schwereres Verbrechen erspart!" An demselben Tage rettete sie durch ihre Geistesgegenwart drei Soldaten der Gardes du Corps.

Die bisher benützten Biographen berichten weiter nichts aus ihrem Leben vom Oktober 1791 bis zur Flucht der königlichen Familie in die Nationalversammlung am 10. August 1792. Sie ging mit den Ihrigen dahin, hörte die Verhandlungen über die Absetzung des Königs mit an, und ward nach mehrtägigem Aufenthalt im Gebäude der Versammlung nach dem Tempel verbracht und dort eingekerkert. Man verdankt Herrn von Beauchesne*) genaue Mittheilungen über das der edeln Prinzessin dort gewordene Loos.

Anfangs war die Familie in den kleineren Tempelthurm zusammengedrängt. Elisabeth bewohnte zuerst mit Madame de Tourzel die ehemalige Küche der Templer. Nach deren Wegführung (20. August) ward ihr ein tieferes Stockwerk angewiesen, das sie zugleich mit ihrer Nichte, der nachherigen Herzogin von Angouleme inne hatte. Ihre Lebensweise war die folgende. Morgens begab sie sich mit der Königin und den königlichen Kindern in das eine Stiege höher liegende Gemach des Königs zum Frühstück. Während desselben brachte der allein der Familie gelassene treue Diener Hue die Zimmer der Damen in Ordnung und machte die Betten. Um 10 Uhr stieg gewöhnlich die ganze Familie in das Zimmer der Königin hinab, das nur durch ein Vorzimmer von dem der Prinzessin Elisabeth getrennt war. Ludwig XVI. gab dann seinem Sohne Unterricht in der französischen und lateinischen Sprache, in der Geschichte und Geographie; Marie Antoinette ihrer Tochter, der jetzt vierzehnjährigen Prinzessin Charlotte, eine Lehrstunde, und Madame Elisabeth unterrichtete dieselbe im Zeichnen. Um 2 Uhr nahm man im Gemach des Königs das Mittagsmahl; nach demselben veran-

---

*) In dem ausgezeichneten Werke über Louis XVII. T. I. p. 172 ff.

laßten ihn die Damen, um ihn vom Lesen abzuhalten, mit der einen oder der anderen eine Partie Triktrak oder Piquet zu spielen. Um 4 Uhr hielt er gewöhnlich eine kurze Siesta, während welcher der Dauphin seine Aufgaben einübte, die er beim Erwachen des Königs hersagte, worauf er im Zimmer der Prinzessin Ball oder ein anderes Spiel spielte. Um 7 Uhr saß die ganze Familie um einen Tisch, an welchem die Königin oder Elisabeth etwas zu lesen pflegte. Um 8 Uhr nahmen die Kinder im Zimmer der letzteren das Nachtessen ein, meistens unter den Augen des Königs oder der Königin, und wurden darauf, nachdem sie ein frommes Gebet gesprochen, zu Bett gebracht.

Wenn später der König sich in sein Schlafzimmer zurückzog, blieben die beiden hohen Damen noch beisammen, stickten oder besserten schadhafte Kleidungsstücke aus; oft that dieß Elisabeth allein noch spät in der Nacht. Ihre einsamen Stunden brachte die Prinzessin mit Beten zu. Sie flehte zu Gott um Muth, Standhaftigkeit und Ergebung; einst traf sie der Diener Hue auf den Knien liegend und bat sie ihr Gebet zu vollenden, nach dessen Beendigung sie ihm sagte: „Es ist weniger für den unglücklichen König, für den ich bete, als für das verirrte Volk; möge Gott sich erweichen lassen und einen Blick des Erbarmens auf Frankreich werfen. Haben wir Muth, Gott sendet uns keine größeren Drangsale als die, welche wir ertragen können" *).

Den 29. Sept. 1792 wurde auf Befehl des National-Convents der König von seiner Familie getrennt. Marie Antoinette und Elisabeth weinten heiße Thränen, doch gestattete man ihnen zuweilen gemeinsame Mahlzeiten. Am 26. Okt. mußten die Gefangenen in den endlich wohnbar gemachten großen Tempelthurm übersiedeln. Ludwig XVI. erhielt mit seinem Sohne das zweite, die Königin mit den

*) Beauchesne I. 204.

Prinzessinen das dritte Stockwerk. Elisabeth hatte hier ein besonders schlecht möblirtes Zimmer und schlief in einer eisernen Bettlade. Man durfte sich jedoch gegenseitig besuchen. Zweiunddreißig mehr oder weniger gut besoldete Personen hatten die Gefangenen zu bedienen, d. h. zu bewachen und auszuspioniren. Die seitherige Lebensweise der Familie wurde indessen fortgesetzt. Die Behandlung durch die Wärter, Aufseher u. s. w. ward aber täglich rücksichtsloser und roher. Der seit Kurzem der Märtyrer-Familie gegebene und mit rührender Treue den König bedienende Clery trug Sorge für die Befriedigung der unabweislichen Bedürfnisse in Kleidung, Nahrung u. s. w. Die hohe Dame bediente aber auch den unglücklichen Monarchen und theilte mit Clery die Geschäfte. Nachdem am 11. Dezember der Anklage-Proceß Ludwigs XVI. vor dem National-Convent begonnen hatte, nahm man den sämmtlichen Gefangenen alle schneidenden und stechenden Instrumente ab, so daß Madame Elisabeth, als sie ein Kleidungsstück ihres Bruders reparirte, den Faden mit den Zähnen abbeißen mußte*).

Am Tage da der König vor diesem Gerichte stand, hatte Elisabeth Gelegenheit den treuen Diener Clery allein zu sprechen; in der Ueberzeugung, ihr Bruder werde unzweifelhaft geopfert werden, bat sie den braven Mann inständig, so lange er noch lebe für dessen Pflege Alles aufzubieten. Dieser Unterhaltung wegen verdächtig geworden, durfte Clery die Prinzessinen nicht mehr sehen. Doch ward er Vermittler eines Briefwechsels zwischen ihr und dem König, wobei ihm einer der Gefangenwärter Namens Turgy behülflich war. Es wurden nämlich in einem Garnknäuel Elisabeth einige Briefchen ihres Bruders übermacht. An einem Schnürchen ließ sie dann von ihrem Fenster aus Nachts die Antworten vor die Fenster des Bruders herab, und zog auch wohl Erwiderungen herauf.

*) Ebendas. p. 280 f. 289, 302, 330, 338, 362.

Auf diese Weise wurden die Damen vom Verlaufe des Processes unterrichtet und gaben dem Könige Nachricht von ihrem Befinden. Den Abend vor seiner Hinrichtung ward dem unglücklichen Monarchen gestattet seine Familie zu sehen; mit unbeschreiblichem Schmerze hängten sich alle an ihn, es war eine herzzerschneidende Scene. Er nahm seiner Tochter und seinem Sohn das Versprechen ab, seinen Tod nicht zu rächen. Er mußte ihnen versprechen, den andern Morgen von ihnen Abschied zu nehmen, ersparte ihnen aber diesen unendlichen Schmerz auf Bitten Edgeworths, seines Beichtvaters. Durch Clery ließ er ihnen sein Lebewohl und einige Andenken übermachen *).

Als um 10 Uhr ein Ausrufer auf der Straße vor dem Temple die Hinrichtung des Königs verkündigte, rief Elisabeth: Nun jetzt sind die Ungeheuer befriedigt! Den 7. Februar richtete ein Dichter einige sehr gelungene Trostverse an die Königin und Elisabeth, welche Clery, jetzt ihr Diener, mit Clavierbegleitung vor ihnen sang und später die Kinder wiederholten. Die hohen Frauen schlossen sich auf das innigste aneinander an, so daß Marie Antoinette, zu deren Befreiung ein Plan gemacht worden, es ausschlug die Freundin im Gefängniß zurückzulassen. Die Gefangenen waren der schnödesten Behandlung ausgesetzt. Alle paar Tage erneuerten sich die Nachsuchungen in ihren Zimmern. Am 4. Juli 1793 ward der außerhalb Frankreich als Ludwig XVII. anerkannte Dauphin gewaltsam seiner verzweifelnden Mutter entrissen und dem rohen Schuhflicker Simon im Tempel übergeben, dessen Behandlung darauf gerichtet war, den vortrefflichen Knaben physisch und moralisch zu Grunde zu richten, was dem Ungeheuer nur zu gut gelang. Den 2. August wurde die Königin in die Conciergerie verbracht, um nach zehn langen Wochen einer scheußlichen Kerkerhaft vor das Revo-

*) Ebendas. I. 372. II. 8, 13, 19, 23, 52, 88.

lutionstribunal gestellt und am 16. Oktober zum Tod verurtheilt zu werden.

Elisabeth's Trennungsschmerz von der Freundin war herzzerreißend. Von da an war sie allein mit ihrer theuren Nichte Charlotte, nur äußerst selten und nicht ohne Gefahr konnten sie über den, obschon in demselben Gebäude mit ihnen eingekerkerten Prinzen etwas erfahren. Den 7. Oktober, eine Woche vor Marie Antoinette's Verurtheilung, wurde im Tempel das schauderhafte Verhör vorgenommen, in welchem der durch Branntwein berauschte Prinz Gräßlichkeiten über seine Mutter unter Anhörung der von Entsetzen erstarrten hohen Damen aussagen mußte; darnach selbst die an sie selber gerichteten scandalösen Fragen vornehmen. Die Hinrichtung Marie Antoinette's fand den 16. Oktober statt. Morgens 5 Uhr schrieb sie den letzten Brief ihres Lebens an die Prinzessin Elisabeth*). Sie empfiehlt der treuen Freundin darin ihre Kinder, bittet keine Rache zu nehmen und betheuert, daß sie als aufrichtige katholische Christin ihrer Unschuld bewußt mit Seelenstärke in Gottes unerforschliche Rathschlüsse dem Tode entgegengehe. Auf dem Schaffot angekommen rief sie dem Scharfrichter zu: „macht schnell!" worauf sogleich ihr Haupt fiel.

Die Schauderperiode der Schreckenszeit hatte schon begonnen. Das Guillotiniren war an der Tagesordnung; die Girondisten fielen, dann Danton, der das Revolutionstribunal am 5. Juli 1793 hatte dekretiren lassen, und mit andern Terroristen auch der Schuster Simon.

Die beiden königlichen Prinzessinen, einen Augenblick getrennt, lebten wieder zusammen, waren aber den größten Entbehrungen ausgesetzt und von der Außenwelt so abgeschnitten, daß sie in gänzlicher Unkunde blieben von dem was täglich ganz Paris erfuhr. Elisabeth vertrat Mutterstelle bei

*) Er ist gedruckt bei Beauchesne II. 127; vergl. 103, 107—119.

ihrer Nichte und suchte sie auf das kräftigste in der Tugend und Frömmigkeit zu stärken. So kam der Mai 1794 heran, da wurde sie am Abend des 9., als sie eben zu Bette gehen wollte, durch einen starken Lärm vor ihrem Kerkerzimmer erschreckt; die Thüre ward geöffnet und ihr von einem Conventscommissär befohlen sofort hinunter zu gehen. Auf die Frage: „wird meine Nichte allein hier bleiben?" war die Antwort: dieß ginge sie nichts an. Und als sie unter Thränen letztere umarmend sagte: „sei ruhig, ich komme wieder herauf!" rief der Commissär ihr zu: „nein, du wirst nicht zurückkommen, setze deine Haube auf und gehe hinunter!" Man entreißt die verzweifelnde junge Prinzessin ihren Armen; unter dem Zuruf: „sei muthvoll, den Mahnungen deines Vaters und den guten Grundsätzen deiner Mutter getreu; denke an Gott!" verließ die Tante sie, um sie nie wieder zu sehen. Elisabeth von Frankreich betrat ihren Todesgang.

Man visitirt ihre Taschen, bringt sie in einem Fiaker nach der Conciergerie, um 12 Uhr Nachts vor den Untersuchungs-Richter Namens de Liege, der ein erstes Verhör vornahm, und nach wenigen Stunden vor das Revolutionstribunal selbst, wo das zweite stattfand (den 10. Mai). Es dauerte einige Stunden; man beschuldigte sie der Theilnahme an den Verbrechen des „Tyrannen" ihres Bruders gegen die Nation, ging aber schnell zum Ausspruche des Todesurtheils über*). Man hatte ihr in Chauveau-Lagarde einen Vertheidiger gegeben. Dieser erklärte, es finden sich weder Proceßakten noch irgend sonstige Beweise vor, und sprach zuletzt die Worte aus: „Die welche am Hofe das vollkommenste Muster aller Tugenden war, kann unmöglich Frankreichs Feindin seyn." Der Präsident R. P. Dumas (der noch in demselben Jahre selbst guillotinirt wurde) nahm ihm das Wort, ihm vorwerfend daß er die öffentliche Sittlichkeit corrumpire!

---

*) Herr Compardon theilt in dem oben angeführten Werke die Protokolle beider Verhöre mit.

Als Elisabeth den König einen Tyrannen nennen hörte, soll sie gesagt haben: ihr nennt meinen Bruder einen Tyrannen'; wäre er es gewesen, so würdet ihr nicht hier seyn, und ich stände nicht vor euch*). Man endigte schnell das Verfahren, verweigerte ihr einen Beichtvater und transportirte sie mit 24 andern Schlachtopfern auf den Richtplatz. Am Pontneuf entfiel ihr der Schleier, so daß die Blicke aller auf die wohlbekannte Prinzessin gerichtet waren.

Auf dem Schaffot angekommen erhielt sie den letzten Platz um zuzuschauen, wie alle andern, großentheils Damen aus den ersten Familien Frankreichs, guillotinirt wurden. Als diese aufgerufen wurden, ihr Haupt dem Henkerbeil preiszugeben, verneigten sich alle vor der Prinzessin; zwei ihrer Mitschlachtopfer, die Schwester Malesherbe's und die Wittwe des vorher hingerichteten Ministers Montmorin, baten sie um einen Abschiedskuß, den sie ihnen auch gestattete. Ihre letzten, an den Scharfrichter gerichteten Worte waren: „Um des Himmels willen, bedecken Sie meinen Busen“**).

Während dieses vor sich ging, frug ihre unglückliche Nichte einen der Wache haltenden Municipalsoldaten: was aus ihrer Tante geworden sei, und erhielt zur Antwort: „sie nimmt frische Luft ein!“ Als sie hierauf die Bitte aussprach, mit ihr oder mit ihrer Mutter (deren Tod sie nicht kannte) vereinigt zu werden, erhielt sie den Bescheid, man werde deßhalb anfragen. Sie verblieb bekanntlich noch anderthalb Jahre im Tempel, worauf sie die Befreiung erlangte.

Elisabeth war dreißig Jahre alt als ihr Haupt fiel.

---

*) Die Protokolle enthalten die Aeußerung nicht.

**) Beauchesne II. p. 176—179 Lamartine, histoire des Girondins VIII. p. 92—96. Nach letzterem gaben alle die Schlachtopfer ihr den Abschiedskuß.

XXXVI.

Historische Novitäten.

I. Die Rheinpfalz in der Revolutionszeit von 1792 bis 1798 von Dr. Fr. Xav. Remling. Zweiter Band. Speyer, Bregenzer 1866.

Die Histor. - polit. Blätter haben schon im zweiten November-Hefte des vorigen Jahres ein Referat über den ersten Band des obigen Werkes gebracht. Der zweite Band erscheint uns noch interessanter, und so ist eine ausführliche Darstellung seines Inhaltes unsern Lesern gewiß nicht unerwünscht.

Der Schluß des Jahres 1793 zeigt uns die unglückliche Niederlage der verbündeten deutschen Armee und die abermalige Eroberung und Besetzung der Rheinpfalz durch die Franzosen. Namenloses Elend hatte die systematische Ausplünderung der französischen Ausleerungs-Commission über die Pfalz gebracht. Die Verwüstung schien nicht mehr ärger werden zu können. Und doch wurde es noch viel ärger. Franzosen und Deutsche machten sich die folgenden Jahre hindurch den Besitz der Pfalz gegenseitig streitig und kämpften heiß um das Land. In solcher Weise hinüber und herüber gezerrt, verliert die schwer verwundete Provinz ihre letzten Lebenskräfte.

Auf der Kreisversammlung zu Frankfurt wurde am 10. Januar 1794 der Beschluß gefaßt, daß alle zum oberrheinischen Kreise gehörigen Stände des rechten Rheinufers ihre Unterthanen zur Bewachung und Vertheidigung dieses Ufers aufbieten und bewaffnen sollten. Auch Kurpfalz stimmte dem Beschlusse bei. Der Fürstbischof Franz Ludwig von Würzburg und Bamberg unterstützte ihn aufs kräftigste. Der österreichische General Graf Wurmser wendete sich auch an den Fürstbischof Styrum von Speyer, der sich damals wieder in Bruchsal aufhielt, und suchte ihn zur Theilnahme am Schutze des Vaterlandes zu bewegen. Doch Graf Styrum hatte bereits den größten Theil seines Landes an die Franzosen verloren und sah sich außer Stand gesetzt irgend eine Hülfe zu leisten. Die Erträgnisse seiner ihm noch gebliebenen drei Aemter auf dem rechten Rheinufer erreichten die Summe von 80,000 fl., während er 130,000 fl. zur Besoldung seiner Diener- und Beamtenschaft ausgeben mußte. Er hatte bereits angefangen sein Silber in die Münze zu geben, um das Deficit zu decken. Der Kaiser dachte indessen ernstlich an eine allgemeine Volksbewaffnung zum Schutze des Vaterlandes und der Reichsfeldmarschall Herzog Albrecht trat zu dem Zwecke in Unterhandlungen mit Kurpfalz. Doch es kam nichts Rechtes zu Stande, und man verhandelte noch mit diesem säumigen Reichsstande, als die Franzosen bereits auf das rechte Rheinufer übersetzten!

Unterdessen wurden auf dem linken Rheinufer gegen Mainz abwärts bald die Preußen von den Franzosen, bald diese von jenen in kleineren Gefechten besiegt. Die Städte Kreuznach, Kirchheimbolanden, Grünstadt, Frankenthal und Worms waren die Kampfobjekte, die man sich gegenseitig wieder und wieder entriß. Speyer war noch immer von den Franzosen besetzt und wurde von ihnen bis auf den letzten Heller ausgeplündert. Der Magistrat wendete sich an das österreichische Generalcommando und auch an den preußischen Oberbefehlshaber in Mainz, den Grafen von Möllendorff,

daß sie der unglücklichen Stadt doch Hülfe bringen möchten; doch dieß war vergebens. Preußen wollte Oesterreich in der gemeinsamen Gefahr nur um den Preis von 22 Millionen Thaler unterstützen, welche Oesterreich nicht zu bieten vermochte, da es selbst 400,000 Mann auf seine eigene Rechnung unter Waffen hatte.

Wenn Preußen jetzt nicht durch Holland und England dafür bezahlt worden wäre, so hätte es sogar Mainz im Stiche gelassen, und sich ohne alle Rücksicht auf die dem deutschen Vaterland drohende Gefahr mit der Armee über Köln auf sein eigenes Gebiet zurückgezogen. So brachten es England und Holland zu Stande, daß außer einer Armee von 80,000 Mann Oesterreichern und 26,000 Mann Reichs-Truppen, welche von Mainz bis Basel aufgestellt waren, noch eine andere von 55,000 Preußen, Sachsen und anderen Reichstruppen zwischen Güntersblum und Kreuznach gegen die Franzosen aufgeboten wurde. Täglich finden jetzt Kämpfe und Scharmützel statt, welche uns der Verfasser mit einer Lokal- und Urkunden-Kenntniß erzählt, die sein Buch theilweise zu einer förmlichen Kriegschronik macht. Eine sehr denkwürdige und blutige Episode bildet die Erzählung von der Erstürmung des durch die Preußen besetzten „Schänzels" bei Edenkoben am 13. Juli 1794.

Trotz der entschiedenen Vortheile, welche die Verbündeten am 20. September 1794 bei Kaiserslautern über die Franzosen gewannen, zogen sich die Preußen doch jetzt schon immer weiter zurück und überließen selbst Kusel den Franzosen. Am 21. Juli 1794 zogen letztere in diese Stadt ein, welche sie unter himmelschreienden Unthaten niederbrannten auf den bloßen Verdacht hin, es seien in Kusel falsche Assignaten verfertigt worden, welcher sich zuletzt als so vollständig ungegründet herausstellte, daß der ganze grausame Vorgang den Charakter eines Mordbrenneraktes annimmt.

Doch in Speyer war das Elend nicht minder groß. Die schon so oft gebrandschatzte Stadt sollte abermals 100,000

Franken an die Republik bezahlen; damit aber das Geld auch wirklich bezahlt würde, ließ der Convent dem Herkommen gemäß eine Anzahl von Bürgern als Geißeln nach Landau abführen. Der Magistrat von Speyer dachte anfangs um Gnade nachzusuchen, unterließ es jedoch auf den Rath des Senators Weiß welcher bemerkte: „Ich möchte der rasenden Rotte in Paris jetzt nicht einmal die Stadt Speyer in's Andenken bringen, sie wäre im Stande, wie der Conventsdeputirte Rühl schon früher vorschlug, zu dekretiren: daß die Stadt Speyer angezündet werden solle, wenn in der angesetzten Frist nicht bezahlt werde." Die Bürger vermochten nur noch 16,960 fl. aufzubringen, denen aus milden Stiftungen noch 10,000 fl. zugeschossen wurden; die fehlende Summe wurde durch den Diakon Mayer in Bayern und Schwaben und zum Theil auch im nördlichen Deutschland aus milden Gaben zusammengebracht. Aber selbst als die Speyerer das geforderte Lösegeld für die Geißeln bieten konnten, wurden ihnen noch tausend Chicanen bereitet, bis dieselben endlich glücklich in die Heimath zurückkehren konnten.

Unterdessen waren die Oesterreicher am Niederrhein besiegt und auf das rechte Rheinufer zurückgedrängt worden; auch am obern Rhein machten die Franzosen immer weitere Fortschritte. Mitte Oktober 1794 hatten sie auch Worms und die ganze Rheinpfalz wieder besetzt mit Ausnahme der Rheinschanze bei Mannheim, die übrigens nach einem heftigen Bombardement am 24. Dezember ebenfalls in ihre Gewalt kam. Die Belagerung von Mainz war nun ihr nächstes Ziel, das sie ebenfalls bald erreichten.

Inzwischen war Robespierre gestürzt worden und hatte am 28. Juli sein Leben auf dem Schaffot geendet. Von diesem Momente an zeigte sich das Benehmen der Franzosen in dem eroberten Rheinlande viel rücksichtsvoller und menschlicher. Sie bemerkten jetzt die Gräuel, welche ihre Kriegshorden verübt hatten und bemühten sich dieselben vorerst durch ebenso schmeichlerische als hochtrabende Proklamationen aus

dem Andenken der Rheinländer zu verwischen. Doch diese wußten zu gut, was ihnen geschehen war, um es sich in dieser Weise ausreden zu lassen. Der Convent sah sich deßhalb gezwungen, im Beginne des Jahres 1795 einen Stellvertreter der französischen Nation, den Bürger Joseph Becker nach Landau zu senden, um dort und in allen übrigen Städten und Dörfern der Pfalz nähere Untersuchungen über den durch die Ausleerungs-Commission und die französischen Soldaten gemachten Schaden anzustellen. Joseph Becker ging hiebei mit unparteiischem Ernste zu Werke und legte dann einen Bericht an den Nationalconvent vor, der so wichtig ist, daß wir ein paar Hauptstellen desselben hier anführen zu müssen glauben. Er schreibt:

„Es kommt mir unendlich schwer an, liebe Collegen, Euch diesen Bericht zu erstatten, dessen Detail eure Herzen mit Schmerz und Unwillen erfüllen wird; denn die Geschichte der Räumung der Pfalz muß als eine Compilation von Monstrositäten, Schändlichkeiten, Plackereien, Diebstählen und Räubereien angesehen werden. Diese Commission, deren Zweige sich bis in's Unendliche ausgebreitet hatten, war ganz der Ansicht der Decemvire angepaßt; sie unterstützte vortrefflich ihren höllischen Plan, und hat alles gethan, um den französischen Namen in diesen fruchtbaren Gegenden zu einem Gegenstande des Abscheues und der Verwünschung zu machen. Stellet Euch eine Bande wilder und barbarischer Menschen vor, die unter der Leitung eines Oberhauptes, des René Legrand, der eine geheime Commission und Instruktion, von Saint Just und Lebas unterschrieben, in der Tasche hatte, sich nach allen Gegenden dieses schönen Landes vertheilet, alle gesellschaftliche Ordnung umstößt, Schrecken und Verzweiflung in der Seele aller friedlichen Bewohner, selbst bis in die Hütte des Armen, verbreitet, ihm mit kaltem Blute alles, wessen er zu seiner Subsistenz benöthigt ist, wegnimmt, die Häuser vom Dache bis in den Keller spolirt, alles bis auf die Schlösser an den Thüren abreißt und ihm alles raubt, was sich fortschaffen läßt, Gold, Silber, Möbel, Wäsche, Kupfer, Zinn, Korn, Gerste, Roggen, Hafer, Stroh, Heu, Pferde, Rin-

der, Kühe, Schaf- und Schweinheerden, und der, wenn die Unglücklichen sich beklagten, mit einem höhnischen, beleidigenden Lachen zur Antwort gibt: „„Alles ist unser! Ihr sollt nichts behalten, als die Augen zum Weinen!““

„Bürger! ich habe eure ganze Aufmerksamkeit nöthig, um Euch die nicht zu berechnenden Hülfsmittel aller Art anschaulich zu machen, welche eines der gesegnetsten Länder der Republik darbot, ein Land das an Wein, Getreide, Vieh, Branntwein und Waaren von allen Gattungen einen solchen Ueberfluß hatte, daß, wenn die Einkassirungen und Transporte von biedern und tugendhaften Männern, von Republikanern, geleitet und vollstreckt worden wären, die ihre Hände ebenso rein zu erhalten gewußt hätten als ihre Herzen, die Nation über 200 Millionen aus diesem Lande gezogen und unsere Rheinarmee 15 Monate lang im Ueberflusse gelebt haben würde. Aber Alles ist von diesen ungetreuen Agenten verschleudert, gestohlen und geplündert worden, indem sie das Schönste und Beste für sich behielten, und in die Magazine der Republik nur Schofelzeug und Sachen bringen ließen, die nicht des Fuhrlohnes werth waren. Ich habe zwar noch keine genaue und allgemeine Uebersicht der Summen, welche sowohl in den Nationalschatz geliefert, als von den verschiedenen Gliedern der Commission erhoben worden sind. Es war dieß unmöglich, weil verschiedene Gemeinden nicht erschienen waren, indem sie theils durch den Schrecken, der sie noch immer beherrscht, und theils aus den oben angeführten Ursachen davon abgehalten worden, und dann, weil verschiedene Originalquittungen spolirt, andere verbrannt, und wieder andere nach Mannheim geflüchtet worden waren, um sie in Sicherheit zu bringen. Unterdessen beträgt das Facit der Quittungen, die mir vorgelegt wurden und die ich mit dem Namen derer, so die Gelder erhoben, habe einregistriren lassen, die Summe von 3,345,783 Livres, 7 Sous, 11 Deniers, da doch unser College Cambon nur die Ablieferung von 130,000 Livres an den Nationalschatz angezeigt hat.“

„Hierbei sind noch nicht die ungeheuren Summen mit in Anschlag gebracht, welche sich die ungetreuen Agenten haben auszahlen lassen, ohne Scheine auszustellen. Manche ließen sich Summen von stärkerem oder geringerem Betrage zahlen, um

einer Gemeinde ihre Orgel, oder eine größere oder kleinere Glocke, oder den Einwohnern ihr Vieh zu lassen: aber einige Tage nachher wurde dieses von ihren Nachfolgern doch weggenommen, und selbst durch die Urkunden, die ich in Händen gehabt habe, wird es höchst wahrscheinlich, daß dergleichen Räubereien und Erpressungen unter ihnen verabredet waren" (S. 169 ff.).

Doch sehen wir, wie sich das Kriegsdrama in der Pfalz unterdessen weiter entwickelt. Preußen schloß am 6. April 1795 mit Frankreich den Baseler Frieden, in welchem es sich als deutscher Reichsstand von der Fortsetzung des Krieges lossagte und sich hinter die von Ostfriesland südlich bis an die Lippe und von da nach Höchst am Maine hinlaufende, Hessen-Darmstadt umschließende und sich dann bis an den Kocher in Schwaben und um Franken bis nach Schlesien hinwindende Demarkationslinie zurückzuziehen und bei dem Kampfe der Franzosen gegen Deutschland von nun an sich neutral zu verhalten verpflichtet hatte. Dadurch fiel die ganze Last des Krieges Oesterreich zu. Die Franzosen nahmen am 20. September Mannheim ein, das durch kurpfälzische Truppen auffallend schlecht vertheidigt war und nach kurzer Beschießung übergeben wurde. Doch jetzt ermannten sich die Oesterreicher wieder; sie schlugen die Franzosen am 24. September 1795 bei Handschuhsheim, vertrieben sie am 29. Oktober desselben Jahres aus Mainz, erstürmten am 14. November Lambsheim und nahmen am 21. November Mannheim wieder ein und machten die ganze Besatzung von 9792 Mann Franzosen mit ihrem Commandanten zu Kriegs-Gefangenen. Der österreichische Feldmarschall von Clerfayt ließ nun den kurpfälzischen Minister von Oberndorf, den pfalz-zweibrückischen Minister Abbé von Salabert, den kurpfälzischen Regierungsrath von Awans, den Oberst von Reibeld und den Sekretär Schmitz unter militärische Wache stellen, weil sie, und namentlich Salabert, beschuldigt waren, Mannheim nach zu geringem Widerstand in die Hände der Franzosen gegeben zu haben.

Im Anfange des Jahres 1796 gingen die Vortheile, welche die Oesterreicher errungen hatten, wieder verloren. Später kamen sie zwar wieder auf kurze Zeit in den Besitz der Pfalz, aber zuletzt fiel dieselbe doch wieder den Franzosen in die Hände. Der Stadtrath von Speyer, welcher sich am Schlusse von 1795 nach dem Abzuge der Franzosen den alten reichsstädtischen Gesetzen gemäß reconstituirt hatte, mußte sich auf das Allerheiligenfest 1796 wieder in einen neufränkischen Munizipalrath umwandeln!

Die harten Niederlagen, welche Oesterreich im Monat November des Jahres 1795 in Italien bei Bassano, Roveredo und Arcole erlitt, ließen ihm wenige Truppen zur Vertheidigung des Rheines übrig. Die Rheinpfalz lag jetzt ohnmächtig in den Händen der französischen Sieger. Und immer noch suchten die raubgierigen Franzosen nach Beute; wie Vampyre hatten sie sich in den Körper des armen Landes festgesaugt. Sehr bezeichnend ist in dieser Beziehung ein Brief, den der französische General Oudinot von Speyer aus an den Kriegs-Commissär Latrobe schrieb, als man in dem ausgeraubten Lande wiederholte Lieferungen ausschrieb und eine Haussuchung anstellen lassen wollte, um die gewünschten Gegenstände zu finden: „Was Teufels", schreibt der General, „soll denn schon wieder die Haussuchung bedeuten? ... Ich werde, hole mich der Teufel, dem Ding einen Zaum anlegen. Denn es ist wahrhaft unanständig, so viele Mittel der Verzweiflung zu erfinden. Stellen Sie dieß ab, Bürger, ich fordere Sie hiezu auf im Namen der Gerechtigkeit und meines Widerwillens gegen willkürliche Maßnahmen." Doch selbst dieses kräftige Schreiben nützte nichts und die Aussaugung dauerte fort.

Der Friedensschluß von Campo Formio am 19. Oktober 1797 bestätigte das französische Besitzrecht auf das linke Rheinufer, und so war denn die schöne Pfalz am Rhein ihren Quälern und Drängern vollständig in die Hände gegeben. Aber trotzdem wollten die Pfälzer noch nicht französisch seyn;

auch jetzt noch hielten sie an dem deutschen Vaterlande und an ihren ehemaligen Landesherrn mit Treue fest. Die Bürger von Edenkoben, Neustadt und Zweibrücken zeigten ihre Mißstimmung gegen das französische Regiment zum Theil dadurch, daß sie die am Tage aufgerichteten Freiheitsbäume Nachts wieder abhieben, oder daß sie sich bei den Vereinigungs-Festen nur in schwächster Anzahl betheiligten und dieselben sogar häufig störten.

Höchst komisch erscheinen uns heut zu Tage die von den „Patrioten", d. h. den Anhängern der französischen Republik, damals beim Aufrichten der Freiheitsbäume und bei dergleichen Veranlassungen veranstalteten Festlichkeiten. Das Höchste wurde in dieser Beziehung zu Neustadt a. d. H. geleistet. Der Raum erlaubt uns nicht, die Schilderung des betreffenden Aufzuges hier einzufügen. Aber wir können es uns nicht versagen, wenigstens die zwei ersten von Herrn Remling mitgetheilten Strophen der bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich gesungenen Freiheitshymne von Friedrich Lehne hier anzuführen; sie lautet:

„Wohlan! so schwingt den Freiheitshut
Mit losgewundener Hand
Zum blauen Himmel hoch empor,
Und ruft mit lautem Jubelchor:
Heil dir o Vaterland!
Dich drückt nicht mehr der Knechtschaft Joch,
Die Pfaffenschlange saugt
Nicht mehr des Bürgers Blut, —
Er lacht wenn sie in schnöder Wuth
Gift und Flammen haucht."

Ein anderes bei dem Buchdrucker Kranzbühler zu Speyer im Drucke erschienenes Freiheitslied hatte folgende Anfangsstrophen:

„Heil, Glück und Himmels Segen ström'
Auf unser treues Land;
Wir schützen es mit Gut und Blut,
Und trotzen der Tyrannen Wuth
Bis an des Grabes Rand.

Wir schwören, gleich und frei zu sein,
Und für die Nation
Zu stehen gleich dem Fels im Meer,
Bis Keiner von uns allen mehr
Sich beugt vor einem Thron.
Und du, Aristokratenbrut!
Geh' hin und schäme dich;
Denn wer mit frohem Dank nicht ehrt,
Was uns geschah, der ist's nicht werth;
Geh' hin und beff're Dich."

Es klingt wie Hohn der Verzweiflung, wenn man in Speyer, der durch die „große Nation" so gänzlich verwüsteten ehemaligen Reichsstadt solche Lieder sang! Die Franzosen hatten übrigens eine Art von Freibeuter- und Zigeunerleben zum offiziellen Ton ihrer Freiheitsfeste gemacht. Als zufolge Direktorialbeschlusses vom 30. August 1797 das republikanische Neujahrsfest auf den 22. September festgesetzt und dann auf diesen Tag zu Neustadt gefeiert wurde, ließ der dortige französische General Fauconnet an 15 Ortschaften des Bezirkes den Befehl ergehen, innerhalb 24 Stunden eine bestimmte Quantität Butter, Eier, Schinken, gedörrte Zungen, junge und alte Hühner, Kapaune, Gänse, Enten, Speck, Grundeln, Forellen, Krebse und Wein zum Feste einzuliefern. Die Forstleute erhielten die Weisung, hiezu das benöthigte Roth-, Schwarz- und Federwildpret herbeizuschaffen. Am Vorabende des Festes hatten alle Kinder aus dem Armenhause in dem Hofe des Generals zu erscheinen, um dort das zusammengebrachte Federvieh zu rupfen, welches am folgenden Tage verspeist werden sollte. Am Tage des Festes selbst zeigten sich jedoch die Soldaten schwierig und weigerten sich den Eid der Treue auf die Republik zu leisten, „weil man ihnen Sold und Unterhalt verweigere und sie den armen, ausgehungerten Einwohnern zur Last fallen lasse." In das „vive la nation" stimmten aus demselben Grunde außer den Offizieren nur wenige Soldaten ein.

Indessen, die Französirung ging trotz des Widerstrebens

der ordentlichen Bauern und Bürger, unter dem tollen Jubel des „patriotischen“ Gesindels und im Schatten der französischen Bajonette unaufhaltsam weiter. Die Grundsätze und das System der französischen Constitution arbeiteten in dieser Beziehung wie eine Maschine. Am 23. Januar 1798 wurde durch den zum Vorstand, Ordner und Verwalter der eroberten Rheinlande ernannten Bürger Rudler die neue Eintheilung der eroberten Länder veröffentlicht. Die Rheinpfalz gehörte zum Donnersberger-Departement. Es wurde nun sofort die französische National-Lotterie, die französische Cocarde und der französische republikanische Kalender eingeführt, nach welchem sich männiglich zu richten hatte, und welcher als eines der tauglichsten Mittel erklärt wurde, die Königs-, Adels- und Priesterherrschaft bis auf ihre letzten Spuren vergessen zu machen. In der That wurde dieses Ziel großentheils erreicht. Nachdem am 7. März 1801 durch den Reichstag zu Regensburg der Friede von Lüneville genehmigt und zwei Tage später vom Kaiser bestätigt worden war, war die Rheinpfalz nun förmlich mit Frankreich vereinigt. Dann folgte die napoleonische Periode, in der die Pfalz mit dem Imperator in den Kampf zog und seine Gesetze empfing, und so ist es nicht zu wundern, daß in unserer Heimath die Erinnerung an „die alte Herrschaft“ fast vollständig verwischt wurde, so daß jetzt nur Wenige mehr da sind, in denen das Gedächtniß daran fortlebt.

Herr Domcapitular Remling ist Einer der Wenigen, der diese Erinnerung bewahrte, sie durch fortwährendes geschichtliches Quellenstudium pflegte und frisch erhielt. Darum war es auch nur ihm möglich, die zum Theil in Privatbesitz befindlichen Quellen so vollständig aufzusuchen und den geschichtlichen Inhalt derselben so richtig und wahrheitsgetreu darzustellen. Die persönliche Erinnerung leitete ihn überall und unterstützte ihn bei seiner Arbeit. Es mag vielleicht Einer oder der Andere der „geschulten und kritisch gebildeten“ Adepten aus der privilegirten Schule der Geschichtsbaumeister

mit etwas vornehmem Naserümpfen das nicht vollkommen stylgerecht abgefaßte Buch betrachten; wir haben diesen Herren gegenüber nur den einen Wunsch, daß es ihnen allen auch gelingen möge, mit gleichem Fleiß und mit gleicher Sachkenntniß, mit gleicher Wahrheits- und Vaterlandsliebe den geschichtlichen Stoff zu behandeln, wie es Herr Remling in seinem Buche gethan hat.

II. Zur Kloster-Geschichts-Literatur Frankreichs.

1) L'Abbaye de *Notre-Dame-de-Lône* et ses succursales de l'ordre de Cluny, étude historique d'après les documents originaux, avec carte et plan des lieux par *P. Dhetel*, membre de la Société française d'archéologie et de la Commission des antiquités de la Côte-d'Or. Dijon. S. E. Rabutot. 1864. 324 pag.

2) Histoire de l'Abbaye de *N.-D. de Coulombs*, rédigée d'après les titres originaux par *Lucien Merlet*, Archiviste, secrétaire de la Société archéologique d'Eure-et-Loir. Chartres. Garnier. 1864. XII. und 254 pag.

3) Histoire de l'Abbaye royale de *Saint-Benoît-sur-Loire*. Par l'Abbé *Rocher*, chanoine d'Orléans, ancien curé de Saint-Benoît-sur-Loire etc. Ouvrage orné de 21 planches et précédé d'une lettre de Mgr. Dupanloup, évêque d'Orléans à l'auteur. Orléans H. Hérluison. 1865. XII. und 579 pag.

Die Erscheinungen eines jeden Jahres auf dem französischen Literaturgebiete zeugen dafür, wie man sich in Frankreich mit Vorliebe bestrebt, die Geschicke und Geschichte der zumeist durch die Revolution und ihre Folgen zu Grabe gegangenen Ordenshäuser zu bearbeiten und so gleichsam den letzten Tribut zu erweisen, den man lieben Gestorbenen in einer Leichenrede zu erweisen pflegt. In Wirklichkeit machen

die Geschichten solcher durch die Unbilden und Ungerechtigkeiten der Zeit zerstörten Gotteshäuser den Eindruck den der Hörer oder Leser einer Leichenrede empfindet; denn bei Aufführung und gerechter Rühmung anerkannter Wirksamkeit und Verdienste waltet im Hintergrunde immer das wehemüthige Gefühl: „Er ist nicht mehr!“ So auch abermal hier, wo solche Werke aus drei verschiedenen Diöcesen Frankreichs, Dijon, Chartres und Orleans vorliegen, Zeugen dafür, daß sich an den verschiedensten Orten Frankreichs das Bestreben kund gibt die „Gallia Christiana“*) zu ergänzen, oder auch für deren Weiterbau neue Bausteine beizutragen.

Anlangend nun das Werk über die Abtei Notre-Dame-de-Lône, so empfiehlt solches der Bischof François von Dijon als eine nützliche und erwünschte Arbeit mit vorbehaltslosem Lobe. Der Verfasser selbst theilt sein Werk in eilf Bücher, deren Inhaltsübersicht hier folgen möge. Ueber die Urgeschichte oder über die älteste Zeit konnte derselbe eben auch nicht mehr geben als was bereits der große Geschichtschreiber des Benediktiner-Ordens, Mabillon gab: Nolim praeterire hoc loco id quod legisse memini in quadam notitia de abbatia Beatae Mariae apud Ladonam; quam abbatiam venerabilis memoriae Theodoricus rex Francorum, nempe Childeberti minoris filius, fundasse memoratur et dotasse ad hoc, ut dicta abbatia secunda sedes esset Ecclesiae Cabillonensis ad celebrationem sacrorum ordinum et ceterorum ecclesiastici ordinis officiorum, et quam exemerat ab omni exactione tam regum ejus successorum quam civilis dignitatis principum. Quam concessionem Robertus Francorum rex anno

*) Wir meinen hier das große und bedeutende Werk: Gallia Christiana, seu series omnium Archiepiscoporum, Episcoporum et Abbatum Galliae etc. Parisiis 1715 — 1785. XIII Tomi in Folio. Erst der jüngsten Zeit blieb es vorbehalten den XIV. Band zu vollenden und Band XV und XVI in Lieferungen herauszugeben.

1032 Remis suis litteris confirmavit, uti legitur in charta *Galtherii* Episcopi Cabillonensis, hanc abbatiam Monasterio Cluniacensi concedentis sub speciali jure ecclesiae seu prioratus Vergiacensis anno supra millesimo trigesimo sexto*). Das Jahr der ursprünglichen Gründung soll 637 seyn, wie Andere behaupten; allein eine eigentliche Stiftungsurkunde der reichlich ausgestattet gewesenen Abtei ist nirgend mehr auffindbar.

Dhetel zerlegt seinen Geschichtsstoff in vier große Abtheilungen als a) die Abtei Lône unter der Regierung der ursprünglichen Aebte; b) dieselbe unirt mit der Kirche von Chalon; c) dieselbe affilirt in Spiritualibus der Congregation von Cluny und zunächst dem Kloster Saint-Vivant; und endlich dieselbe als Priorat auch in Temporalibus mit demselben Kloster Saint-Vivant unirt. Die erste Epoche umfaßt das 7. bis 10. Jahrhundert, die zweite das 11. und 12., die dritte aber, die Vereinigung mit Cluny betreffend, schließt die Jahre 1136 bis 1616 in sich. Ueber Cluny sagt der Verfasser: „Cluny fut la plus haute expression de l'influence des idées cénobitiques et réformatrices au X. siècle.“ Die vierte endlich hervorgerufen durch das Gelüsten des Jesuiten-Collegiums zu Dole auf die Abtei beginnt 1616 und endet mit deren Untergange im Jahre 1790.

Es folgt nun die Besitzbeschreibung so wie die Geschichte der mit dem Kloster verbunden gewesenen Succursalpfarreien, welche letztere Abschnitte im Grunde größeres Interesse gewähren als die ältere Geschichte selbst, die bei dem Mangel von Urkunden und bei dem Abgange hervorragender Persönlichkeiten wirklich dürftig erscheint; indessen bei ersterer doch die alten Sal-, Grund- und Lagerbücher benutzt erscheinen, wobei die Ortslage durch Karten verdeutlicht wird.

2. Die Diöcese Chartres war reich an herrlichen Abteien,

---

*) Mabillon. Annales Ordinis S. Benedicti. I. 229.

doch die bedeutendste war die Benediktiner-Abtei „Unserer Frau“ zu Coulombs, die zur Zeit der Revolution 58 Pfarreien und 80 Lehngüter besaß, über welche sie die Oberherrlichkeit übte. Und jetzt? Die Antwort gibt der Verfasser Merlet mit den Worten: „Coulombs hatte ehedem einen europäischen Ruf: wer kümmert sich heute darum? Die Gelehrtesten entstellen selbst seinen Namen und wissen sozusagen seine Geburtsstätte nicht mehr. Sein berühmtes Reliquiarium, welches die Pfarrkirche noch besitzt, ist der Vergessenheit anheimgefallen; sein Hospitium existirt nicht einmal mehr dem Namen nach; die Abteigebäude sind in eine Bürgerwohnung umgewandelt; die Kirche hat nichts mehr als Säulenschäfte; bald wird man sagen können: etiam periere ruinae!“ Leider hat jeder Theil des deutschen Landes seine Coulombs, und jene Theile italienischer Zunge, die der Sardenkönig an sich gerissen, werden bald auch nur noch Ruinen aufzuweisen haben! Sind es ja die religiösen Institute immer, an denen die Revolution, die Geld braucht, ihr Müthchen kühlt. Sind solche dann verschwunden oder in Strafanstalten und dergl. umgeändert, dann lebt allerdings im Volke die Erinnerung der besseren Zeit und der Wohlthaten fort, die einst von hier aus dem Volke zuflossen.

Der Stifter dieser Abtei war Hugo, der Vater Hugo Capets, gestorben 986, dessen Neffe (996 Bischof von Beauvais) Roger vorläufig Weltgeistliche einführte, bis es möglich würde an deren Stelle die Cluniacenser treten zu lassen, was sein Neffe Bischof Odolrich von Orleans bewerkstelligte. Von hier an (1023) begann mit Berengar eine Reihe von 35 nach der Regel gewählten Aebten, unter denen höchst merkwürdige Erscheinungen, indessen vom 36. an (1515) bis zum 52. und letzten (1782—1790) der Unfug der königlichen Nomination oder der Commende-Aebte einriß, obschon sich auch hier Männer fanden, die sich vortheilhaft auszeichneten das Wohl der Abtei fest im Auge haltend. So findet sich ein Abt Carl Seiglière de Boisfranc der die Abtei 63 Jahre (1678 — 1742) inne

hatte, weil sie ihm als 6jährigem Knaben bereits übertragen worden war, indessen er als Mann sehr vortheilhaft für selbe wirkte. Das Buch selbst, ungemein nett ausgestattet, ist eine schöne Bereicherung der Klostergeschichten, und um so werthvoller als ihr das Manuscript des vorletzten Abtes Leonard d'Espagnac (gest. 21. Juli 1781) zu Grunde liegt, der es verstanden hatte, die Geschichte anziehend zu schreiben. Als merkwürdig verdient noch der Reliquiencult bemerkt zu werden. Eine solche Reliquie erbat sich 1422 leihweise Heinrich V., König von England. Den Schluß des Buches macht ein Anhang von neueren sich auf die letzten Geschicke der zur Demolition bestimmt gewesenen und 1846 endlich gänzlich demolirten Abtei beziehenden Urkunden. Wahrlich, *etiam periere ruinae!*

3. Weit glücklicher war das Geschick der Abtei Saint-Benoit-sur-Loire, deren Geschichte in dem dritten von Rocher mit besonderem Fleiße gearbeiteten, und sehr schön ausgestatteten, Werke vorliegt; und gewiß wenn eine Abtei einer abermaligen Geschichte würdig war, so ist es das berühmte „Coenobium Floriacense seu Sancti Benedicti ad Ligerim." Das ist es auch was Bischof Dupanloup in seinem geistreichen Schreiben an den Verfasser betont. „Vous avez resolu d'étudier cette antique abbaye, de la faire connaître, et de révéler au monde cette grandeur passée, que les révolutions avaient ensevelie sous des ruines. Le beau livre que vous offrez au public est le fruit de cette généreuse pensée" . . . „Cette pensée sublime ne se réalisa nulle part avec plus de grandeur et de succès que dans l'abbaye dont vous avez fait l'histoire; et Fleury ou Saint-Benoit-sur-Loire fut l'asile de l'étude et de la piété, dans les temps mêmes où la barbarie et l'ignorance allaient se repandant partout, et menaçaient d'inonder le monde." Rocher selbst theilt sein Werk in zwei Haupttheile, deren erster in 17 Capitel zerfallend sich mit der äußeren und innern Geschichte des Klosters befaßt, indessen der zweite in fünf Capiteln sich

den architektonischen und artistischen Theil zum Gegenstande eingehender Besprechung wählte. Gibt nun das erste Buch im Capitel I das Leben und die Wirksamkeit des „Patriarchen" Benedikt als Gegenstand der Betrachtung, so geht Capitel II auf die erste Gründung der Abtei Fleury ein, die mit einer Mission des heil. Maurus innig zusammenhängt. Dieselbe entstand unter Clotar III. um das Jahr 641 durch den Abt von Saint-Aignan Leodebold, der auch sterbend noch für die Stiftung sorgte, die unter 77 Wahläbten bis 1488 fortbestand, indessen von da bis zur Zeit der Revolution noch 22 Commendatär-Aebte folgten! Es bestand in diesem Hause eine innige Verbindung mit der Urstätte der Benediktiner, dem Monte-Cassino, von woher auch der Leib St. Benedikts, wie die Chroniken erzählen, nach Fleury kam, laut der dortigen Denkschrift

ANNO . DNI. 660. 5 IDUS JULII . REGNANTE
CLODOVICO . DAGOBERTI . FILIO . CORPUS . S.
BENEDICTI . PER . BEATUM . AIGULPHUM . MONACHUM
E. CASSINENSI . MONTE . IN . HOC . FLORIACENSE.
MONASTERIUN . TRANSLATVM . EST . ABBATE.
S. MUMMOLO.

die freilich an einem chronologischen Gebrechen leidet. In Folge dieser Reliquien-Uebersetzung hieß das Kloster fortan Saint-Benoit, welches sich schon im Laufe des 8. Jahrhunderts durch seinen wissenschaftlichen Sinn auszeichnete. Im 9. Jahrhundert steht Abt Theodolf (803 — 81) obenan (homme . . . célèbre à tant de titres!), wie denn in diesem Jahrhunderte ein besonderes günstiges Geschick über dem Kloster waltete, bis die Normannen ihre verwüstende Einfälle machten, durch welche das Kloster in jeder Rücksicht, besonders aber auch bezüglich seiner Disciplin zurückkam, deren Wiederherstellung beim Beginne des 10. Jahrhunderts dem heil. Odo (930 — 943) vorbehalten blieb. Odo bildet einen Glanzpunkt dieser Periode. Auch der heil. Oswald ist in dieser Periode eine merkwürdige Erscheinung. Zu Ende des

10. Jahrhunderts standen Kloster und Schule zu Fleury in voller Blüthe. Für letztere war namentlich der Scholaster Abbon, später der Zahl der Heiligen eingereiht, ungemein thätig, wie solches in den Capiteln VII und VIII ausgeführt wird. Im höchsten Flore stand die Abtei im 11. Jahrhundert, welches zugleich die Zeit der großartigsten baulichen Unternehmungen geworden war. In diese Zeit fällt der Bau der großen Muttergottes-Basilika, die heute noch als Kirche dient. Das 12. Jahrhundert ist für Fleury zunächst das Jahrhundert der Wunder und königlicher Besuche, wie denn sich König Philipp I. das Kloster selbst zu seiner Grabstätte erwählte. Besonders wird das Jahr 1130 als ein glückliches gepriesen: „Il eut le triple honneur de donner l'hospitalité à un saint, à un pape et à un roi.“ Der Heilige war St. Bernard, der Papst Innocenz II., der König Ludwig VI. Auch das 13. Jahrhundert ging noch im Ganzen glücklich vorüber, indessen das 14. und 15. die Stiftung nicht mehr in jener glücklichen Lage der Vergangenheit fand. Durch verschiedene Einflüsse und unbefugte Einmischungen sank das Kloster, und dieser Verfall gab den damals gesuchten und gewünschten Anlaß zu Commendatär-Aebten, denen gewöhnlich die Einkünfte das Werthvollste an diesen heiligen Stiftungen waren. Der erste dieser Aebte von 1486—1507 war Johann de la Tremouille. Derselbe unglückliche Zustand zeigte sich auch im 16. Jahrhundert. Wenn fortan auch diese Art von Aebten blieb, so war das 17. Jahrhundert ein für die Hebung des Klosters an sich glückliches, indem dasselbe auf Betreiben seines Commendatär-Abtes, des Jean-Armand du Plessis Cardinal de Richelieu, der Congregation des heil. Maurus einverleibt wurde, welche die Abtei in Wirklichkeit reformirte, wenn auch das Kloster nicht mehr jene Bedeutung gewinnen konnte, welche es in alten Tagen hatte. Auch es ve[illegible] äkularisation in Folge des bekannten Revolutions-[illegible] alle geistliche Corporationen aufhob.

Noch gibt der Verfasse[illegible]r genau

LVIII.

stellung der wirklichen und Commendatär-Aebte ein Verzeichniß der Beneficien und Einkünfte der Abtei, die in 16 Bisthümern zerstreut lagen! Merkwürdig ist die Uebersicht des Territorial-Besitzes, wie sich solcher in den ersten sieben Jahrhunderten (vom 7. bis 13.) in überraschender Weise bildete und zunahm, um im 14. Jahrhundert allmählig wieder abzunehmen. Mit der Vereinigung des Klosters mit der Congregation des heil. Maurus traten geordnete Verhältnisse ein, besonders wurden die Bezüge des Commendatär-Abtes auf 20,000 Liver fixirt.

Ein erfreuliches Bild bietet Cap. XVII als Anhang zur Geschichte gehörend, welches die Wiederherstellung des Benediktiner-Ordens in Frankreich behandelt. Auch in Saint-Benoît erstanden durch Bischof Dupanloups Fürsorge die Bénédictins-Prêcheurs wieder und hielten am 7. Februar 1850 ihren Einzug, um am folgenden Tage installirt zu werden. Der Fundator dieser Prediger-Congregation ist P. Maria Johann Baptist Muard.

Der zweite Theil des Werkes (Recherches archéologiques sur l'ancien monastère, l'église et la ville de Saint-Benoît-sur-Loire) verfolgt die Baugeschichte durch alle Jahrhunderte, und gibt eine genaue mit Abbildungen illustrirte Beschreibung der Kirche, die eine merkwürdige Erscheinung zunächst des 11., 12. und 13. Jahrhunderts bleibt. Auch das Grab des Königs Philipp I. findet seine Beschreibung. Die Hände der Revolution haben es freilich wie alles Andere verunehrt. Auch der Kirchenschatz wird besprochen. Ihn hat die Revolution, so groß und bedeutend er auch war, gleichfalls verzehrt. „Cependant un petit reliquaire extrêmement curieux a été conservé intact parmi les objects, sans valeur apparente, jetés au rebut.“ Es ist dieß das merkwürdige Reliquiarium des heil. Mommolus aus dem 13. Jahrhundert.

Dieses die kurze Uebersicht der drei Klostergeschichten, die im Zusammenhalte mit der reichen Literatur dieser Art, welche die jüngsten Jahre hervorbrachten, den unumstößlichen Beweis liefern, daß in Frankreich weit mehr Sinn für diesen

so merkwürdigen Zweig der Literatur ist als in Deutschland, wo sich kaum ein Verleger an den Verlag einer solchen Arbeit wagt, es sei denn der Verfasser entschädige ihn für jeden Verlust, indem oft die interessantesten Arbeiten, die geschenkt mit großem Beifalle aufgenommen werden, kaum 40 bis 50 Käufer finden. Auch ein Zeichen der Zeit!

XXXVII.

Lindemann's Geschichte der deutschen Literatur.

Schon bei dem Erscheinen der ersten Lieferungen dieser jetzt vollendeten Literaturgeschichte *) haben wir es mit Freuden begrüßt, daß wir nun endlich auf katholischem Boden ein Handbuch der Nationalliteratur bekommen werden, das den Anforderungen der Neuzeit entsprechen und sich mit Ehren dem beliebten Vilmar'schen Buche an die Seite stellen könne. Nun es fertig da ist, möchte man sich eigentlich wundern, wie es möglich war, daß ein Buch dieser Art so lange auf sich warten lassen konnte. Denn als ein dringendes Bedürfniß war es längst allgemein erkannt und verlangt, und der Weg dazu war auch gewiesen. Nicht bloß durch das schöne Muster des Protestanten Vilmar, sondern auch durch eine katholische Leistung, durch unsern trefflichen Eichendorff.

*) Geschichte der deutschen Literatur. Von W. Lindemann. Freiburg, Herder 1866. VII. 714 S.

In der „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" von Eichendorff lag gewissermaßen ein Grundriß vorgezeichnet, wie eine compendiöse Darstellung der deutschen Literatur vom katholischen Standpunkte angefaßt werden sollte. Eichendorff war es, der mit kräftiger Betonung neben den nationalen zugleich den religiösen Gesichtspunkt stellte, von dem aus er den großen Entwicklungsgang des literarischen Lebens beurtheilt wissen wollte und beurtheilte. Er sagte geradezu: „Alle Revolutionen der Poesie sind durch die Religion gemacht worden. Genau genommen ist die Geschichte der poetischen Literatur, dem Kreislauf des Blutes vom und zum Herzen vergleichbar, eigentlich nichts Anderes als das beständig pulsirende Entfernen und wieder Zurückkehren zu jenem religiösen Centrum." Der Sänger und Geschichtschreiber der Romantik wollte indeß nur in großen Zügen einen gedrängten Ueberblick über Gang und Gestaltung der deutschen Literatur geben, er hat es darum mit Absicht vermieden, den streng chronologisch-geographischen Weg einzuschlagen und in die Einzelnheiten einzugehen. Er gibt nur die Creme seiner Studien; er streift in hohem Fluge über die Gipfel und Wipfel des deutschen Dichterwaldes hin. Aber eben der entschiedene christliche Standpunkt, den er festhält, die feine Charakteristik, die durch die Prägnanz der Worte so treffend individualisirt, und der fesselnde Ideenreichthum, der in dem Buche niedergelegt ist mit dem Schwung und Zauber des Poeten, werden dieser geistvollen Schrift immerfort ihren Werth erhalten. Obgleich übrigens Eichendorffs Literatur-Geschichte für die Zwecke eines Handbuchs nicht eingerichtet ist, so muß mit um so größerer Befriedigung die erfreuliche Thatsache verzeichnet werden, daß dieselbe gegenwärtig in dritter Auflage ausgegeben werden kann*).

---

*) In der Sammlung: „Joseph Freiherrn von Eichendorff's Vermischte Schriften", in fünf Bänden, Paderborn, F. Schöningh, 1866. Die beiden ersten Bände enthalten die Literaturgeschichte.

Die eigentlichen Zwecke eines Handbuchs hat nun Lindemann in's Auge gefaßt und im Allgemeinen aufs beste erreicht. In der Gesammtauffassung stellt er sich neben Eichendorff, in der Behandlungsweise schwebte ihm Vilmars Werk vor, nur daß er für die Gliederung seines Stoffes eine bessere Eintheilung wählte, wofür ihm der Vorgang Göbeke's maßgebend war. Hr. Lindemann zeigt sich als einen gebildeten Kenner des weiten, in unsern Tagen so emsig angebauten literarischen Gebietes, so daß die Verwerthung der wesentlichsten Forschungen der Neuzeit fast durchwegs ersichtlich ist. Dazu hat er auf Gebieten, wo er sich weniger sicher fühlte, fremden Beirath nicht verschmäht, der ihm von zwei Gelehrten aus München zukam: dem Vorwort zufolge rühren von Dr. Birlinger die sprachlichen Bemerkungen in den ersten drei Büchern und sonstige Ergänzungen her, von Dr. Bach die Bearbeitung des Passus über die Mystiker des 14. Jahrhunderts. Es ist ein Fortschritt der neuern Literatur-Geschichtschreibung und ein Zeichen für die Ausbreitung der germanistischen Studien überhaupt, daß auch die Sprache und ihre Entwicklung in den jeweiligen Culturperioden in einem Handbuch einläßlicher behandelt werden kann.

Eben aus der Sprache hat der Verfasser den Eintheilungsgrund für die Hauptabschnitte seines geschichtlichen Stoffes abgeleitet. „Die sprachliche Entwicklung", sagt er, „legt eine Dreitheilung nahe und stellt als Marksteine den

---

(Durch die Beigabe eines guten Registers, welches dieselbe für den augenblicklichen Gebrauch handsamer machte, würde sich der Herausgeber gewiß den Dank Vieler verdienen.) Die drei weitern Bände sollen enthalten: „Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts"; „Zur Geschichte des Dramas"; „Aus dem literarischen Nachlasse Eichendorffs." Wir können diese Sammlung nur aufs lebhafteste der allgemeinen Aufmerksamkeit empfehlen. Eichendorff wahrlich verdient es, daß das katholische Deutschland auch seine prosaischen Schriften in Ehren halte.

Anfang der Kreuzzüge und die Kirchenspaltung in die Literatur-Geschichte hinein.“ Demzufolge bildet er drei große Längen-Abschnitte: das altdeutsche Sprachidiom, von den ältesten Spuren deutscher Sprachdenkmäler bis gegen das Jahr 1150 (Kreuzzüge); mitteldeutsches Sprachidiom, umfassend die erste Blütheperiode unserer Literatur nebst dem Uebergang in die bürgerliche Dichtung; Entwicklung des neuhochdeutschen Sprach-Idioms, von der Kirchenspaltung bis zur zweiten Blüthen-Periode in der classischen Dichtung und romantischen Schule. Für die weitere Gliederung innerhalb dieser drei Hauptabschnitte zerlegt er dann den Stoff in acht Bücher, welche die Entfaltung der Poesie nach den jeweils in den Vordergrund tretenden Gattungen und Nebengattungen berücksichtigen und in Grenzen abstecken. Darnach umfaßt das erste Buch: Reste der vorchristlichen Poesie und Poesie der Geistlichen; das zweite: Blüthe der epischen Volkspoesie und der höfischen Kunstpoesie (1150—1300); das dritte: bürgerliche Dichtung, Volkslied und Entwicklung der deutschen Prosa (1300—1517); das vierte: langsames Vorschreiten fremder Einflüsse, besonders des Classicismus (1517—1618); das fünfte: gelehrte Dichtung (vom dreißigjährigen bis zum siebenjährigen Krieg); das sechste: zweite Blüthenperiode in der classischen Dichtung (vom siebenjährigen bis zum großen Weltkrieg); das siebente: romantische Schule (Zeit des Weltkriegs und seiner Nachwehen); endlich das achte Buch: Ringen nach neuen Stoffen und Formen.

Schon in dieser zweckmäßigen Anordnung und Einrichtung des Buches, noch mehr aber in der größeren Reichhaltigkeit unterscheidet sich Lindemanns Literaturgeschichte zu ihrem Vortheile von der Vilmars. In der Aufzählung der älteren Dichter und Gedichte ist er genauer, er hat in der spätern Zeit namentlich die katholischen Dichter mehr berücksichtigt, und hat endlich am Schlusse mit einem Ueberblick der neuesten Literatur eine angenehme Zugabe geliefert, die man bei Vilmar ungerne vermißt. Denn wenn auch über

den Werth und Zusammenhang noch im Fluß begriffener Erscheinungen kein endgültiges Urtheil gefällt werden kann, so ist eine Ueberschau über die gegenwärtige Literaturbewegung doch in allen Fällen erwünscht. Was wir dem Verfasser zum Verdienst rechnen, ist ferner daß er auch für die Prosa den Kreis der Besprechung weiter gezogen hat, als sein Vorbild. Das springt z. B. bei der Vergleichung des Passus über die Chronisten, sowie über die Ausläufer der Mystik, dann der volksthümlichen Literatur überhaupt auf den ersten Blick in die Augen. Zu dieser Erweiterung zählt außerdem die unter dem Namen „Wildlinge" zusammengefaßte Blumenlese über Dialog- und Grobianus-Literatur, über Pritschenmeister, Todtentänze, sog. maccaronische Gedichte und andere Sonderlinge der literarischen Produktion.

Einen selbstverständlichen Vorzug besitzt Lindemanns Werk für katholische Leser in der geschichtlichen Darstellung des Kirchenliedes vor und in dem Zeitalter der Reformation, worüber man uns in nichtkatholischen Büchern noch bis in die jüngste Zeit mit der verjährten falschen Tradition zu bedienen pflegte und wahrscheinlich trotz Meister's Forschung über das Kirchenlied*) auch ferner zu bedienen nicht aufhören wird. Eine bündige Klarlegung des Verhältnisses in einem Compendium war daher selbst Vilmar gegenüber nicht überflüssig. Uebrigens ist auch der Reformation und ihrer Poesie alle Billigkeit widerfahren, und das Gleiche ist von der Charakteristik der Periode, die mit dem 30jährigen Krieg beginnt, zu sagen. In beiden Zeitabschnitten, wie immer in

*) Das verdienstliche Werk: „Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen" von K. S. Meister, von welchem 1862 bei Herder in Freiburg der erste Band erschien, scheint leider auch in katholischen Kreisen noch nicht die gebührende Schätzung zu finden; wenigstens warten wir seit vier Jahren vergebens auf das Erscheinen des zweiten Bandes. Möchte eine thätigere Theilnahme des Publikums letzteres recht bald ermöglichen!

Zeiten des Verfalls, spielt die Satyre eine Hauptrolle, und dieser wird denn auch von Lindemann der gehörige Platz eingeräumt. Unter den Satyrikern der Reformationsperiode finden wir zum erstenmal auch den durch Gödeke der Vergessenheit entrissenen muthigen und witzkräftigen Barfüßer-Mönch Johannes Ras aus Franken gewürdigt; unter den Satyrikern des Gottsched'schen Zeitalters den ebenfalls lang übersehenen, durch Ebeling (Geschichte der komischen Literatur in Deutschland) wieder an's Licht gezogenen katholischen Dichter Lindenborn (1712—50), den „Kölnischen Diogenes" von originellem Humor. Vilmar hat in seiner eilften Auflage (1866) weder für den Einen noch für den Andern Platz.

Den jüngsten Forschungen der Germanisten scheint Lindemann auch in kleineren Dingen aufmerksamer gefolgt zu seyn, als jener. Noch in seiner neuesten Auflage nimmt z. B. Vilmar den Namen des Dichters Heinrich Frauenlob als bloßen aus dem Lob der Frauen zugelegten Beinamen, während Heinrich Kurz aus dem Gedichte eines dem Frauenlob befreundeten Sängers nachgewiesen, daß es der wirkliche Name des Meißner Sängers sei. Lindemann hat diesen Nachweis berücksichtigt, wenn er auch die Frage noch nicht als abgeschlossen betrachtet. Daß aber Frauenlob ein Familienname war, scheint uns durch eine weitere ebenfalls gleichzeitige Notiz bekräftigt, welche Höfler in seinen Beiträgen zur Geschichte Böhmens mittheilt. Dort macht der Kanzler des Kaisers Karl IV. in einem lateinischen Schreiben an den Erzbischof von Prag auf das Gedicht eines deutschen „Magister Joannes Frauenlob" aufmerksam, den er „vulgaris eloquentiae princeps" nennt*). — Einen Gegenstand lebhafter Controverse bildet bekanntlich die Frage nach dem Verfasser des Nibelungenliedes. Nun hat Franz Pfeiffer

*) Die ganze Stelle ist abgedruckt im II. Bd. der Beiträge zur Geschichte Böhmens: „Die Krönung K. Karls IV. nach Johannes dictus Porta de Avonniaco", herausgegeben von C. Höfler. Prag 1864 S. VI und VII.

in einer eigenen Schrift mit philologischem Scharfsinn als ersten Bearbeiter den Minnesinger Kürnberger aufgestellt und begründet, eine Ansicht die unter den Kennern immer mehr Boden gewinnt. Vilmar nimmt davon weder bei seiner Behandlung des Nibelungenliedes noch bei der Würdigung Kürnbergers irgendwie Notiz, und bloß in den hinten angefügten Noten erwähnt er die Pfeiffer'sche Hypothese ohne jegliche Bemerkung. Anders Lindemann. Er geht auf die Erörterung ein und gibt dem Leser in Kürze einen Ueberblick über den Stand der Frage. In der That ist der Gegenstand der Erörterung werth und kann um so weniger mehr umgangen werden, als jene Aufstellung heute nicht mehr die Ansicht eines Einzelnen ist. Gleichzeitig mit Pfeiffer kam H. Holland auf anderem Wege und ohne von dessen These eine Ahnung zu haben, auf den gleichen Schluß (in seiner schönen „Geschichte der altdeutschen Dichtung in Bayern"). Dr. Bartsch in seiner Ausgabe des Nibelungenliedes entscheidet sich ebenfalls für Kürnberger, und neuestens lesen wir, daß auch der feine französische Literaturforscher Gaston Paris selbstständig zu derselben Annahme gelangte.

Aus den wenigen Andeutungen ersieht man, daß es der Verfasser an Sorgfalt und umsichtiger Prüfung nicht hat fehlen lassen und daß er, wo ihm die eigene Prüfung nicht möglich war, die bedeutenderen Vorarbeiten mit Verständniß für die Darstellung zu benützen wußte. Daß auch er bei alledem Manches übersehen und was Vollständigkeit betrifft, nicht immer das Erreichbare geleistet, was Auffassung und Behandlung betrifft, nicht überall das Ausschlaggebende getroffen hat, wird man bei einer Arbeit von dieser Art und Ausdehnung mit billigem Auge betrachten müssen; ohnehin muß dem subjektiven Standpunkt jedes Darstellers etwas zu gut gehalten werden. Der Unparteilichkeit halber sollen jedoch auch in dieser Beziehung einige Punkte namhaft gemacht werden.

Vor Allem hätte das biographische Moment mehr Berücksichtigung finden dürfen, was nur bei der Minderzahl der

Dichter in wünschenswerthem Maße geschehen ist; es ist das keineswegs so gering anzuschlagen, als es der Verfasser zu halten scheint. Sodann sind die Inhaltsangaben und die Auszüge aus größern Dichtungen zuweilen mager und farblos ausgefallen. Ebenso lassen die Anmerkungen, welche die Nachweise und Ausgaben verzeichnen, manches zu wünschen; heute fordert man in diesem Punkte mehr Accuratesse auch für ein Compendium. Ueber Lücken, die uns an etlichen Orten aufgefallen, wollen wir uns nicht allzusehr aufhalten, und nur auf einige katholische Namen hinweisen die wir auf die Liste der Vermißten setzen mußten, während doch deren Berücksichtigung im ausgesprochenen Plane des Buches liegt. Zunächst und zumeist aus der neuern Zeit. Während die Verfasser der Bremer Beiträge bis auf den letzten verschollenen Namen figuriren, Mittelmäßigkeiten wie Jordan, Schlönbach, Bube ꝛc. einen Platz finden, blieb manchem wackern katholischen Autornamen der Eintritt verwehrt, der mindestens der einfachen Erwähnung ebenso werth gewesen wäre. Wo ist z. B., um nur von den Todten zu reden, Ernst Koch, der Liederdichter und Verfasser des Prinz Rosa Stramin, wo Beda Weber, J. Friedrich Schlosser, Eduard Michelis, unter den Dialektdichtern der schwäbische Humorist Sebastian Sailer († 1777) und Andere?

Auch in der ältern Zeit könnte die eine oder andere Partie größere Ausfüllung vertragen. So wäre es kein Schade gewesen, wenn der ältesten Klosterpoesie mehr Acht geschenkt worden wäre. Denn wenn auch die Sprache der Mönche die lateinische war, so haben wir es doch ihrem ästhetischen Sinn und Fleiße zu verdanken, daß uns ein Theil unserer Nationalepen erhalten blieb. So ist z. B. der Tegernseer Froumund, der uns in Ruodlieb ein so schönes episches Idyll aus der alten Heldensage gerettet hat, eben nur mit knapper Noth zum Namensaufruf gekommen und Ruodlieb selber gar nicht näher charakterisirt. Die Periode der Sprachverwilderung nach der Reformation führte leider nochmals zur lateinischen Dichtungsweise zurück und hat manchen hochbegabten Geist

dem deutschen Parnaß entzogen. Man ist gewohnt hier nur den Jesuiten Balde zu erwähnen; und allerdings ist er der bedeutendste. Aber immerhin sind neben ihm noch Individualitäten wie Dantiskus (der Ermeländer Bischof), Bissel (aus Schwaben), Franz Neumayr (aus München) rc. wenigstens nennenswerth. Es ist W. Menzels Verdienst, die katholischen lateinischen Dichter des 17. Jahrhunderts wieder in die Erinnerung eingeführt zu haben (vergl. Deutsche Dichtung II. 234—258).

In der Gruppe der geistlichen Minnesinger vermissen wir unter andern die Schwester Mechtild Prediger-Ordens (um 1250). Dr. Greith, der jetzige Bischof von St. Gallen, hat in seinem herrlichen Buche über „die deutsche Mystik im Predigerorden" reichhaltige Proben ihrer geistlichen Minne-Lieder und Sittengedichte mitgetheilt (S. 222—277) und bemerkt von denselben: „sie zeichnen sich nicht nur durch hohen Schwung, tiefe Innigkeit und Gedankenfülle, sondern auch durch ihr Alter aus, und sind für die deutsche Literatur schon in dieser Rücksicht bemerkenswerth, weil sie zwischen den Jahren 1250 — 70 verfaßt, somit viel älter als die bekannten geistlichen Gesänge Johann Taulers und die allegorischen Gedichte Heinrich Suso's sind, welche Schwester Elsbeth Stagel in deutsche Reime brachte." Da wir von dieser sinnigen Sängerin nicht nur die Gedichte sondern auch den Namen kennen, so ist ihre Einzeichnung in die Literaturgeschichte künftig unerläßlich.

Bei dem schon erwähnten Satyriker Johannes Nas bringt dagegen der Verfasser seinestheils eine Beschwerde vor, die offenbar des Guten zu viel thut. Er bemerkt vorwurfsvoll, daß dieser katholische Polemiker „noch des unparteiischen Literaten harre, der ihn nach Verdienst würdige", und klagt am Schlusse noch einmal: „hier ist wiederum ein Punkt in der Literatur-Geschichte, an dem wir die Versäumniß der Katholiken beklagen müssen." Gleichwohl aber führt er zuletzt in einer Note die Schrift von Schöpf über „Johannes Nasus" (Innsbruck 1860) an. Das sieht fast aus, als ob er diese Schrift

erst während des Drucks oder etwa durch die nachträgliche Ergänzung eines der beiden Mitarbeiter kennen gelernt habe, und dann vergaß, das im Text Gesagte, was eigentlich ein Widerhall von Gödeke ist, zu restringiren. Denn allerdings konnte seinerzeit Gödeke, der zuerst wieder auf diesen Satyriker aufmerksam machte, in seinem Grundriß (I. 385) noch klagen: „Es ist auffallende Vernachlässigung, daß von katholischer Seite diesem Polemiker bisher noch keine Aufmerksamkeit gewidmet wurde." Aber seitdem nun Schöpfs Buch erschienen, ist der Vorwurf, wenigstens in dieser Allgemeinheit, nicht mehr gerechtfertigt. Denn die Schrift von P. J. Schöpf ist eine verdienstvolle gediegene Monographie, auf den Grund sorgfältig durchforschter Quellen (namentlich aus dem Provinzialarchiv in Hall) ausgearbeitet, wie wir bei dem Erscheinen derselben auch in diesen Blättern (Bd. 46, S. 546 ff.) berichtet haben*). Herr Lindemann hätte bei Schöpf viel genauere Daten, als ihm Gödeke an die Hand gab, sowohl über das Leben als über die Schriften des schlagfertigen Franziskaners gefunden, der als einer der bedeutendsten und populärsten Prediger in Franken, Bayern und Tyrol Außerordentliches leistete und als Weihbischof von Brixen, von Erzherzog Ferdinand hochgeehrt, auf dem Landtage zu Innsbruck erst 57jährig am 16. Mai 1590 starb. Er hätte dort das Verzeichniß von 39 Schriften des Satyrikers und unter Anderm den Nachweis gefunden, daß Fischarts „Aller Praktik Großmutter" (1572) die fünf Jahre früher erschienene Schrift von Nas „Practica Practicarum" (Ingolstadt 1567) nicht nur nachgeahmt, sondern förmlich geplündert hat. Damit soll nicht gesagt seyn, daß für den witzreichen Barfüßermönch nicht noch mehr geschehen könne. Eine Auslese aus den Werken des Nas wäre eine lohnende Arbeit, und von dem braven Schöpf

*) Ein hübsches Lebensbild von Nas hat darnach auch Dr. H. Holland entworfen in seinen „Deutschen Charakterbildern" (1864) S. 89—94.

hätten wir sie auch zu erwarten gehabt; leider ist er darüber weggestorben. Vielleicht findet sich ein Ordens- und Geistes-Verwandter, der die Arbeit in die Hand nimmt.

Doch genug der Einzelnheiten. Wir könnten noch manches Andere herbeiziehen, aber sämmtliche Ausstellungen sind nicht erheblich genug, um unser allgemeines Urtheil über das tüchtige Buch Lindemanns zu beschränken. Ohnedieß kann eine künftige Auflage, die wie wir hoffen wollen nicht lange auf sich warten läßt, den kleinen Mängeln und Lücken leichtlich abhelfen. Auch die Darstellung Lindemanns ist eine löbliche. Zwar wird in dieser Hinsicht Vilmar nicht leicht zu übertreffen seyn; die geistvolle Auffassung, der weite historische Blick und der vom Hauch der Poesie bestreifte Vortrag der die Jugend erobert, das sind Vorzüge des Vilmar'schen Buches, die es sobald nicht in Schatten stellen lassen. Lindemanns Styl ist kühler, schlichter, ohne doch des Schmucks zu entbehren. Er zeichnet sich aus durch Klarheit und bündige Ausdrucksweise, eine Behandlungsart die auf das Sachliche gerichtet ist und doch belebt genug, um an geeigneter Stelle ansprechend auf die Einbildungskraft zu wirken. Herr Lindemann befleißigt sich durchwegs einer maßvollen Unbefangenheit; in der Gruppirung wie in der Schätzung der literarischen Produkte verräth sich ein sinniger Geschmack, und in der Charakteristik der Perioden und der Hauptwerke wird man weder das gereifte Urtheil noch eine wärmere mild anregende Darstellung vermissen.

Somit wünschen wir dem wackern Werke ein rasche Verbreitung in allen Cirkeln und Anstalten, und mit der Zeit auch, sowohl zu seiner eigenen weitern Vervollkommnung als auch zur Ehre des katholischen Publikums, das Glück seines protestantischen Vorgängers, die eilf Auflagen der Vilmar'schen Vorlesungen.

XXXVIII.

Zur Kunstgeschichte.

Der Todtentanz in der Marienkirche zu Lübeck. Nach einer Zeichnung von C. J. Milde, mit erläuterndem Text von Prof. W. Mantels. Lübeck 1866. 14 S. Text und 8 Taf. Lithogr. gr. Fol.

Das Todtentanzbild zu Lübeck ist ein lehrreicher Beweis für die traditionelle Treue, mit welcher sich volksthümliche Vorstellungen und Begriffe nicht allein in Märe, Sage und in Rechtsalterthümern, sondern ebenso im Gebiete der Kunst forterben und erhalten.

Dem ersten Ansehen gemäß reicht das in der Marien-Kapelle von Lübeck befindliche Bild nicht über das vorige Jahrhundert hinauf; denn es ist auf Leinwand gemalt und mit dem bestimmten Jahre 1701 bezeichnet. Deßungeachtet ist die Darstellung eine ältere; schon das Costüm, welches dem 15. Jahrhundert angehört, ist ein Bürge dafür. Demnach ist das in Rede stehende Leinwandbild als die Copie eines früheren höchst merkwürdigen Werkes zu betrachten. Aus der strengen historischen Untersuchung ergibt sich der Beweis von selbst.

Ein sichere Nachricht verbürgt die Thatsache, daß der Rath

der Stadt bereits im J. 1350 in Folge des „schwarzen Todes“ ein solches Gemälde fein säuberlich und kunstreich habe abschildern lassen. Das Bild ging offenbar verloren über oder unter einem neuen Werke dieser Art, welches durch die Pest-Jahre von 1463 und 1464 hervorgerufen und bereits 1588 und 1642 abermals restaurirt wurde. Im Jahre 1701 wurde das Holztafelbild auf Leinwand copiert und zwar mit Beibehaltung der „vorigen sonderbaren Trachten“; die alten Verse wurden durch matte neuhochdeutsche ersetzt. Das Alles ist durch gleichzeitige, sehr genaue Rechnungen erwiesen.

Die Länge des Bildes beträgt ungefähr 91 Fuß; rechnet man ein ausgefallenes Stück quer vor der 1799 erhöhten Ausgangsthüre dazu, so ergibt sich ein stattlicher Streif von beiläufig 100 Fuß. Die Höhe ist 6 Fuß und 8 Zoll. Im J. 1783 erschien eine Abbildung davon. Auch einige Restaurationen ergingen noch über dieses Bild von 1701, zuletzt noch 1852 durch den Maler Milde, dem wir auch die gewissenhaften Zeichnungen verdanken. Soviel im Allgemeinen. Nun noch einige weitere Bemerkungen.

Die Kapelle, in welcher der Todtentanz abgebildet ist, liegt an der Nordseite der Hauptkirche Lübecks. Man hat auch anderswo die Bemerkung gemacht, daß diese Darstellungen nach Norden, als der von Licht und Leben abgewandten Himmelsgegend, wozu ja nach altgermanischer Vorstellung auch der Leichenstrand und die Unterwelt der Abgeschiedenen gelegen, angebracht sind. Ebenso ist es der Fall in der Marienkirche zu Berlin, ebenso in der Klosterkirche Chaisedieu (Auvergne), in der Dominikanerkirche zu Straßburg; auch die ehemaligen Todtentänze zu Cherbourg und zu St. Paul in London lagen gegen Norden.

Ein weiterer Werth und zugleich ein sicherer Beweis für das höhere Alter dieser Schöpfung liegt in den Costümen, welche der Maler vom J. 1701, soweit er selbe noch verstand, mit rühmenswerther Treue wiedergegeben hat. Es ist

die allgemeine burgundische Tracht des 15. Jahrhunderts, welche vielleicht zu der voreiligen Annahme verführen könnte, in dem Künstler einen Niederländer zu suchen. Die Darstellung des Herzog (seine Person ging freilich 1799 durch den Ausbruch der bewußten Thüre verloren, kommt aber auf der obgenannten Abbildung von 1783 noch deutlich vor), der Ritter mit dem Eisenhute (Salade) und dem Halsschirme (Barthaube), der Edelmann mit dem Falken auf der Faust, angethan mit der Sendelbinde, dem ausgezaddelten Umbehang und den zierlichen Schnabelschuhen, der Jüngling, ein wahres Modebild des 15. Jahrhunderts, und die Jungfrau mit dem unvergleichlichen Kopfputze — sie haben den ächt mittelalterlichen Schnitt, welchen kein Maler des 18. Jahrhunderts zu erfinden im Stande gewesen wäre. Dazu kommen die absichtlich ungelenken, in sich aber geistreichen Stellungen des Todes, der nach der älteren Darstellungsweise noch mit muskulösem Oberkörper, nicht als entfleischtes Beingerippe sich zeigt. Hier ist er nichts als eine eingefallene, zusammengeschrumpfte Leiche, nicht mit nackt daliegenden, nur mit stärker hervortretenden Knochen, von einem gut großen Grabtuch mit malerischen Draperien ächt tänzermäßig bedeckt. Erst das spätere 16. Jahrhundert zeigt ihn als häßliches Skelett. Auch die abwechselnde Landschaft und die darinnen erscheinende Stadt — welche dem früheren Lübeck beiläufig gleicht — hat den alterthümlichen Charakter. Dazu ist die ganze Gruppirung der Tanzenden eine alte. Wer daran zweifeln sollte, für den hat der Maler von 1701 sein eigenes Machwerk, drei kleine Figürchen (zur Seite des Wucherers) im Costüm seiner Zeit, wie zur Vergleichung, daneben gestellt.

Was uns aber absonderlich erwähnenswerth erscheint, ist daß die ganze Darstellung noch nicht in einzelne Bilder zerfällt, sondern so ziemlich einen Reigentanz bildet, somit an die alten dramatisirten Bühnenstücke dieser Art gemahnt. Schauspiele solcher Art, in denen der Tanz des Todes tragirt wurde, hat die deutsche Literatur schon im 14. Jahrhundert

besessen und gingen solche selbst im 16. Jahrhundert noch als Fastnachtsspiele über die Bretter. So ein Spiel wurde auch zu Paris 1424 und zu Besançon 1453 aufgeführt. Aus den älteren Versen der Lübecker Todtentänze — denn es wurden bereits 1496 und 1520 derartige Bilder mit Texten gedruckt und sogar in dänischer Sprache 1530 und 1540 nachgebildet -- glaubt man noch die alte richtige An- und Widerrede leicht herauszuhören. Unser Todtentanz von der Lübecker Marienkirche hält obendrein noch die alte Grund-zahl der Paare, vierundzwanzig, in voller Reinheit fest, wie es bei den aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammenden handschriftlichen Todtentanzbildern der Fall ist. Der Lübecker Druck von 1496 hat dagegen 28 Paare und der Druck von 1520 bereits 30 Paare; die Todtentänze zu Klein- und Groß-Basel erweiterten die Zahl der Paare gar schon auf neununddreißig.

So erweist sich denn die Nachbildung dieses in seiner Art ältesten und nach vielerlei Richtungen hin merkwürdigsten Werkes als ein sehr dankenswerthes und lehrreiches Unternehmen, welches hoffentlich in der Folge zu weiteren Vergleichen ermuthigen mag.

XXXIX.

Zeitläufe.

Die Lage und die Aussichten der österreichischen Monarchie.

Den 12. Oktober 1866.

Fünfzig Jahre lang unter dem deutschen Bund, Jahrhunderte lang im alten Reich haben sich alle Blicke zuerst nach Wien gewendet, wenn irgend eine deutsche Schwierigkeit sich erhob. Das hat jetzt aufgehört in der neuen Welt Mitteleuropa's, wo es für „Deutschland" nicht einmal mehr einen Namen gibt. Wer wissen will was aus uns werden soll, der muß jetzt in Berlin und Paris nachfragen. Denn Preußen und Frankreich heißen nun die Faktoren der deutschen Frage, und Oesterreich für sich allein wird die preußische Politik an der Erreichung ihrer äußersten Ziele nicht mehr hindern, wenn ihm nicht durch das Angebot einer mächtigen Allianz von außen der Anstoß dazu gegeben wird. So viel ist sicher.

Wird aber diese mächtige Allianz sich einstellen und aufdrängen? Ich will nicht der Verlockung nachgeben an der Hand des Lavalette'schen Rundschreibens vom 16. September eine abermalige Untersuchung über diese Frage anzustellen, um welche von jetzt an die europäische Politik als um ihre Axe sich dreht. Einige Andeutungen werden vorerst genügen.

Der stellvertretende Minister hat in seinem Rundschreiben das von Aerger, Ingrimm und Steinschmerzen verzerrte Gesicht des Imperators mit dicker Schminke weiß und roth angestrichen, auch einige Schönheitspflästerchen auf den Ueberzug gesetzt. Das Material der Verschönerung hat ausschließlich Oesterreich geboten; nur durch die ganz neue Lage des Kaiserstaats an der Donau vermag der Minister Eine tröstliche Seite an der neuen Lage Frankreichs aufzuweisen. Daß „die Coalition der drei nordischen Höfe gebrochen sei", preist er als den großen Gewinn der jüngsten Ereignisse; mit andern Worten: zuvor war die Allianz Oesterreichs für die große Nation nicht zu haben. Die „Freiheit der Allianzen" erklärt er dann als das neue Princip welches Europa regiere; mit andern Worten: jetzt aber ist die Allianz Oesterreichs endlich zu haben für die grandiose Schluß-Unternehmung, welche für die nächsten Stunden nach der Pariser Weltausstellung anberaumt ist. Der Minister macht sodann noch besonders aufmerksam: „Indem Oesterreich, seiner italienischen und germanischen Sorgen enthoben, seine Kräfte nicht mehr in unfruchtbarer Nebenbuhlerschaft verzehrt sondern in Osteuropa concentrirt, steht es immer noch als eine Macht von 35 Millionen Seelen da, die keine Feindseligkeit und kein Interesse von Frankreich scheidet." Mit andern Worten: seitdem die österreichische Monarchie nicht mehr verantwortlich ist für das linke Rheinufer und nicht mehr zur Sicherung Deutschlands das Glacis der Alpen zu behaupten hat, seitdem ist sie der würdige und natürliche Bundesgenosse Frankreichs.

Das wären also nach der Auffassung des französischen Ministers die Aussichten Oesterreichs in seiner neuen Lage und diese Aussichten könnten sich allerdings sehr lukrativ gestalten. Gleich nachdem Herr Lavalette die neue Vertheilung der europäischen Streitkräfte aufgezählt, schiebt er den bedeutsamen Satz ein: „Eine unwiderstehliche Macht treibt die Völker zur Einigung in großen staatlichen Massen und verdrängt die mittleren Staaten." Man hat diese Worte

ausschließlich von Belgien und der Schweiz verstehen wollen, mit deren Einverleibung sich Frankreich gelegentlich für die excessive Vergrößerung Preußens entschädigen wolle. Allein es ist von allen „mittleren Staaten“ ohne Ausnahme die Rede, und was wäre selbstverständlicher als die bestgelegenen derselben, wenn sie auf der Seite des besiegten Preußens stehen, dem natürlichen Bundesgenossen Frankreichs zufallen zu lassen? Andernfalls müßten diese süddeutschen Staaten, wenn sie nämlich nicht zu dessen Gegnern stehen wollten, mit ihrem eigenen Geld und Blut dem beutegierigen Ausland die schönsten deutschen Landstriche erobern helfen, für die sie keineswegs so wie Oesterreich durch den Prager Frieden der Verantwortung enthoben, ja die zum Theil ihr eigenes Gebiet sind.

Es bedarf nur eines Blickes auf diese heillose Combination, die leider durch die himmelschreiende Willkür des preußischen Umsichgreifens nur allzu wahrscheinlich geworden ist, um zu verstehen warum wir am Tage des Unglücks in Böhmen vorausgesagt haben, daß unsere mittelstaatliche Stellung noch viel schlimmer und verzweifelter seyn werde als die Oesterreichs, und daß ebenso für Preußen und seinen Sieg noch lange nicht aller Tage Abend gekommen sei. Man hat in ganz Europa gehört, wie vor der letzten preußischen Kammer den gepreßten Lippen der Minister bei jeder Gelegenheit die ängstliche Warnung entschlüpfte: „wir haben nun wohl zugegriffen, aber die größere Kunst wird es seyn zu behalten!“ Je mehr andererseits die süddeutschen Staaten entschlossen sind sich nicht zum Werkzeuge Frankreichs herzugeben, daher auch den im Prager Frieden anbefohlenen „Südbund“ (besser gesagt neuen Rheinbund) nicht zu gründen, anstatt dessen sich vielmehr enge an Preußen anzuschließen zur gemeinsamen Vertheidigung gegen das Ausland — je mehr, sage ich, die süddeutschen Staaten zu einer solchen Politik entschlossen sind, je entschiedener sie mit anderen Worten den einzigen Weg betreten auf welchem die Erhaltung der deutschen Grenzen in

ihrer Integrität möglich ist: desto mächtiger wird Frankreich durch die Eskamotirung aller seiner Pläne in die feindliche Aktion hineingedrängt und Oesterreich aller Voraussicht nach in die Allianz mit derselben. Nichts ist gewisser als daß wir heute schon vor diesem latenten Dilemma stehen. Bereits erzählen die Zeitungen von dem peinlichen Aufsehen welches in Frankreich um sich greife über die Symptome einer heimlichen Verständigung zwischen Preußen und Bayern, und bald werden die hinkenden Boten von der untern Donau berichten, daß man in allen Gassen Wiens von diesem Allarm das Pariser Echo vernehme.

Es ist wahr wie Lavalette sagt: Oesterreich mußte seiner „italienischen und germanischen Sorgen" enthoben seyn, ehe Frankreich auf seine Allianz reflektiren konnte. Es ist aber ebenso wahr, daß eine solche Allianz nur dann wirksam werden kann, wenn Frankreich Willens ist den österreichischen Bundesgenossen von neuem mit deutschen Sorgen auszustatten. Freilich in ganz anderer Weise als vorher. In seinem berühmten Briefe vom 11. Juni hat der Imperator sich für die Nothwendigkeit einer „großen Stellung Oesterreichs in Deutschland" ausgesprochen; er dachte damals an ein dreigetheiltes Deutschland auf der Basis des alten Bundes. Damit ist es jetzt für immer vorbei. Es ist keine Gestaltung der deutschen Nation mehr möglich die dem alten Bunde oder gar dem alten Reiche ähnlich sähe. Sehr möglich aber ist die eigentliche Mainlinie, d. i. die Theilung des vormaligen Bundesgebiets unter die zwei Großmächte. Dieser Möglichkeit hat augenscheinlich auch der Prager Friede die Thüre offen gelassen. Wenn Oesterreich eine Zukunft haben soll, so muß es wieder in ein engeres Verhältniß zu Deutschland gelangen, und geschieht diese Wiederverknüpfung mittelst einer fremden Allianz, so kann es nur seyn durch Einverleibung deutscher Territorien. Sei es dießseits des Mains wenn die süddeutschen Staaten auf der Seite des besiegten Preußens stehen, sei es in Schlesien wenn dieselben den norddeutschen

Bund mit bekriegen halfen: immerhin wird die Vergrößerung Oesterreichs mit deutschen Ländern die unbedingte Voraussetzung einer französisch-österreichischen Offensiv-Allianz seyn.

Daß diese traurigste aller Eventualitäten im Schooße der deutschen Zukunft bereits empfangen ist, liegt so klar vor Augen, daß selbst der preußische Siegesjubel die Stimme schwerer Besorgnisse nicht zu überschreien vermochte. Zuvor hatte Preußen nichts zu fürchten von Frankreich, es konnte mit seinen westlichen Provinzen an der Seite des Imperialismus ruhig schlafen, denn der Angreifer hätte unfehlbar zugleich Oesterreich und den ganzen Bund als Feinde vor sich gehabt. Seitdem es anders geworden auf der böhmischen Wahlstatt, muß das vergrößerte Preußen vor den Anschlägen des feindlichen Auslandes zittern, keine Stunde des Tages und der Nacht kann man sich mehr sicher fühlen in Berlin und die preußischen Minister sagen selber mit Recht, daß in Folge des Siegs und seiner Früchte die permanente Kriegs-Bereitschaft für Preußen zur Nothwendigkeit geworden sei. Die Rache wird versucht werden, das wissen sie; langsam und bedächtig wenn der dritte Napoleon das Leben noch eine Zeitlang behält, rascher und vielleicht mit der Eile einer tobenden Windsbraut wenn er die blinzelnden Augen plötzlich schließen sollte.

Es gäbe nur Ein Mittel um aus dieser höchst unbefriedigenden Lage einen friedlichen Ausgang zu finden: Preußen müßte selber bemüht seyn sich und das übrige Deutschland wieder in ein näheres Verhältniß zu Oesterreich zu bringen. Das soll auch der anfängliche Plan der sogenannten Hochconservativen in Berlin gewesen seyn, und neuerlich geben sogar auch liberale Stimmen den Rath, Preußen möge zu demselben Zweck und um aus Oesterreich eine deutsche Ostmark im wahren Sinne des Wortes zu machen, das weiland Gagern'sche Programm und die Reichsverfassung von 1849 annehmen. Eine ähnliche Gestaltung wäre in der That vielleicht möglich gewesen; wenn Preußen in kluger Mäßi-

gung seinen Sieg nicht weiter ausgebeutet hätte als zur Einverleibung von Schleswig-Holstein und zur Durchführung des Reformvorschlags des Grafen Bismark vom 10. Juni. Aber die rechtslose Willkür der preußischen Annexionen hat Alles verdorben. Mit einem Staat, der nur auf die Gelegenheit lauert um in seinem Heißhunger die Nachbarstaaten aufzufressen, ist weder ein Reichs- noch ein engeres Bundesverhältniß möglich. Wenn es den Berliner Staatsmännern gelingt, so kann auf diesem Wege das ganze ehemalige Bundesgebiet preußisch werden; ein Reich aber mit einem Reichsoberhaupt und einer die innere Selbstständigkeit garantirenden Verfassung kann daraus nie und nimmer hervorgehen. Es ist ominös und bezeichnend daß auch die prädestinirte Reichshauptstadt hat preußisch werden müssen. Sollte es bei diesen preußischen Annexionen sein Bewenden haben, so stünde am Ende der deutschen Entwicklung Berlin als deutsches Paris da, nichts weiter. Darum ist aber auch das Gelingen einer solchen Politik in und mit deutschen Landen die baarste moralische Unmöglichkeit, und schon darum ist der Protest des Königs von Hannover lange nicht so aussichtslos wie es momentan scheinen mag.

Ich habe gesagt: Oesterreich muß wieder in ein deutsches Verhältniß hineinkommen, es muß dieß um so mehr da Preußen durch seine Annexions-Politik jedes engere Bundesverhältniß nach den frühern Projekten der kleindeutschen Partei selber unmöglich gemacht, und damit einen Weg betreten hat der, consequent verfolgt, zur Losreißung der deutschen Provinzen des Kaiserstaats und zur Zertrümmerung der Habsburgischen Monarchie führen müßte. Wessen die neue Politik Preußens fähig ist, das hat sie schon während des Kriegs durch den famosen Aufruf an die Czechen und durch die futilen Manöver mit der „ungarischen Legion“ bewiesen. Wollte man aber auch solche Maßregeln, ebenso wie die italienische Allianz, als Kriegsmittel entschuldigen, so hat doch jedenfalls die Politik Preußens durch die Annexion der vier Staaten

einen grundrevolutionären Charakter angenommen, der seine natürlichen Wirkungen zunächst im Innern geäußert hat. Die conservative Partei Preußens ist aufgelöst, diese sogenannten Conservativen können keinen Conservativen der andern deutschen Länder mehr zu ihren Gesinnungsgenossen zählen; die fortschrittlichen Parteien hingegen gehen innerlich und äußerlich gestärkt aus der Krisis hervor. Sie unterstützen jetzt den Grafen Bismark und so participiren sie an seinem Nimbus. Man höhnt darüber, daß diese vor wenigen Monaten noch so widerhaarigen Kammerhelden dem verhaßten Minister jetzt wie gezähmte Vögel aus der Hand fressen; aber sie wissen sehr gut warum: er ist jetzt ihr mächtigster Patron.

Wir wollen die Symptome bitterer und steigender Gereiztheit nicht aufzählen, die das Verhältniß Oesterreichs zu Preußen seit dem Friedensschluß charakterisirt. Diese Verbitterung hält keinen Vergleich aus mit der gegen Frankreich nach dem unglücklichen Kriege von 1859, und sie ist um so bedrohlicher da sie viel weniger in persönlichen Gefühlen der Kränkung wurzelt als in der Natur der Dinge und in dem bestimmten Bewußtseyn, daß mit einem solchen Preußen kein Friede, kaum ein Waffenstillstand möglich sei. Jüngst ging durch alle Zeitungen wieder die Nachricht, daß Herr von Beust, das sächsische Chamäleon und der frivole Hauptkaiseur unseres Unglücks, österreichischer Minister des Auswärtigen werden solle, und Wien hat diese Nachricht ohne — schallendes Gelächter aufgenommen. Ein Zeichen wie weit die Dinge gekommen sind! Wenn Gott nicht Wunder thut, so wird aus einer derartigen Stimmung des Wiener Hofs und der unendlichen Mehrheit des Volks die österreichisch-französische Allianz nicht nur hervorwachsen können, sondern hervorwachsen müssen, also das größte Unglück welches die deutsche Nation treffen könnte, unabwendbar seyn.

Wir haben von der Schuld daran Oesterreichs Politik nie freigesprochen und sind jetzt noch nicht geneigt es zu thun. Man hätte in Wien den Krieg wegen Schleswig-

Holstein um jeden Preis vermeiden sollen und wir haben die Concessionen seinerzeit namhaft gemacht, durch welche der Bruch so lange hätte hinausgeschoben werden können, bis erstens die österreichische Stellung in Italien durch den Einsturz der in allen Fugen krachenden Schöpfung Cavours wieder gesichert, und zweitens in den innern Verfassungsfragen des Reichs fester Boden gewonnen gewesen wäre. Auf diesem Wege hätte Oesterreich wieder innere und äußere Festigkeit erlangt, Preußen dagegen wäre durch den Einsturz der revolutionären Italia una wieder ohne „natürlichen" Bundesgenossen gewesen wie vorher. Durch den deutschen Krieg hingegen konnte Oesterreich nur verlieren, aber nie und nimmer einen wesentlichen Vortheil erreichen. Nicht nur Frankreich sondern auch die „bundestreuen" Alliirten selber hätten sich alsbald ins Mittel geworfen, damit dem geschlagenen Preußen durch die siegreichen Waffen Oesterreichs nicht zu wehe geschehe. Deutschland wäre mit dem neuen Mittelstaat jenseits der Elbe beglückt worden, in Berlin hätte die extremste Fortschrittspartei ihren unbeschränkten Herrscherthron aufgeschlagen, im Uebrigen wären die Dinge im Bunde wesentlich bei dem alten Misere geblieben. Denn nur deßhalb hatten die „bundestreuen" Alliirten zum Kriege gedrängt, damit ihrem Partikularismus nicht Präjudicirliches widerfahre. Wenigstens insoferne möchte man fast der Meinung zustimmen, daß der Sieg Preußens trotz Allem auch sein Gutes habe, als dadurch allein der gräuliche Rattenkönig der deutschen Frage zerhauen und diese Angelegenheit aus der Sackgasse in der sie bei all dem betäubenden Geschwätz und Geschrei nicht mehr vorwärts und nicht mehr rückwärts zu bringen war, hinausgeworfen werden konnte.

Man hat unsere Ansichten und Rathschläge vor dem Krieg vielfach mißverstanden und übel aufgenommen, man hat uns sogar imputirt als forderten wir Oesterreich zum Ausscheiden aus Deutschland auf. Dieß ist uns so wenig in den Sinn gekommen, daß wir jetzt noch für Oesterreich die Nothwen-

digkeit behaupten in irgend einer Weise in unserm Deutschland wieder Fuß zu fassen. Vor dem Kriege haben wir der Wiener Politik bloß angerathen durch Concessionen bezüglich Schleswig-Holsteins und in der Reformfrage sich aus den „deutschen Händeln" zurückzuziehen, um vor Allem den Rücken gegen Italien sicher zu stellen. Wie ganz anders sähe es jetzt aus in der Welt, wenn eine solche Politik kluger Mäßigung eingeschlagen worden wäre? Das Königreich Italien wäre wahrscheinlich heute schon durch eine furchtbare Explosion in Atome zersprengt, und was das für Preußen bedeutet hätte, das weiß jetzt jedes Kind, seitdem Benedek in Böhmen unterlag, weil fast die Hälfte der österreichischen Armee von den Schaaren Viktor Emanuels in Venetien festgehalten war. Ohne den Ausbruch des Kriegs mit Preußen wäre es aber überall in Italien ergangen wie jüngst in Palermo. Das ist jetzt allgemein bekannt und soeben versichert in der „Kreuzzeitung" selbst ein genauer Kenner Italiens dieselbe Thatsache. „Nur der Krieg," sagt er, „hat Italien gerettet; vor Sadowa schwebte Italien wie Hamlet zwischen der Idee von Seyn und Nichtseyn . . . Dieser Zustand würde schließlich Italien zu einer That der Verzweiflung getrieben oder in einen politischen Marasmus der schlimmer als der Tod, versenkt haben."

Oesterreich ist — wir haben das wiederholt auseinander gesetzt — mit der Absicht in den Kampf eingetreten unter Wahrung der Waffenehre seiner „italienischen Sorgen" freiwillig sich zu entledigen, dafür aber seine deutsche Stellung auf doppeltem Wege zu verstärken, sowohl durch territorialen Zuwachs in Schlesien als durch eine reichsverfassungsmäßige Bändigung des besiegten und geschwächten Rivalen. Ein Hauptmotiv dieser Politik lag namentlich auch in der Rücksicht auf die inneren Parteien der Monarchie. Man hätte den excessiven Forderungen der Ungarn unbedenklicher nachgeben können, wenn man wieder breitern und festern Fuß in Deutschland gewonnen hätte. Dieser Gesichtspunkt hat

die österreichische Politik vor und nach dem Frankfurter Fürstentage hauptsächlich geleitet; die magyarische Partei war daher einverstanden mit allen aufregenden Schritten gegen Preußen und derselbe Gedanke hat sie auch ausgesöhnt mit dem deutschen Krieg. Faßt man nun diese mehr oder weniger ausgesprochenen Hintergedanken der österreichischen Kriegspolitik scharf in's Auge, so ergibt sich das sprechendste Bild der unerträglichen Lage in welche die Monarchie durch die Niederlage in Böhmen versetzt werden mußte.

„Siegen wir nicht, dann gibt es kein Oesterreich mehr," so sagte am Vorabend jener Schreckenstage ein hervorragendes Mitglied der kaiserlichen Diplomatie. In der That: das heutige Oesterreich ist nicht mehr Oesterreich. Die Weltstellung in Italien verlieren und in Deutschland dafür nicht nur nichts gewinnen sondern vom deutschen Verband auch noch völlig losgerissen werden, die deutsche Kaiserkrone ideell an den Hohenzoller, die eiserne Krone in Natura an den Vicekönig Garibaldi's abtreten müssen — man wäre wahrlich fast versucht für den noch übrigen Ländercomplex der Habsburgischen Monarchie nach einem andern Namen sich umzusehen. Was aber noch das Bedenklichste ist: Oesterreich kann sich nach solchen Verlusten seiner äußern Stellung nicht auf sich selbst zurückziehen, um sich zu sammeln und seine Kräfte zu centralisiren wie Rußland nach dem Krimkrieg; das hindern seine nationalen Parteien jetzt mehr als je und das tief geschwächte Centrum ist diesen Parteien gegenüber rathloser und hülfloser als je. Inzwischen haben sich die lauernden Rivalen links und rechts im Innern unberechenbar verstärkt; Italien consolidirt sich, sei es auch meinetwegen für die Republik, und in den Berliner Kammern ist das Fest der Versöhnung zwischen dem Militär-Königthum und den mächtigen Fortschrittsparteien geräuschvoll gefeiert worden. In Italien die dynastische Reaktion am Erlöschen, in Preußen kein Verfassungsstreit mehr; hier blühende Finanzen und unbegrenzter Credit, in Oesterreich das finanzielle Elend dem Höhepunkt

nahe; zu dem Allem hier nichts als nationales Geheiß und centrifugale Reaktion, nichts als Verfassungsstreit in jedem einzelnen Kronland dießseits und jenseits der Leitha wie im Centrum des Reichs — so kann es nicht fehlen, daß der Vergleich mit den feindlichen Nachbarn Oesterreich noch schwächer erscheinen lassen muß als es an sich vielleicht ist.

Man hat in Wien hauptsächlich im Vertrauen auf die Fortschrittsparteien in Preußen und in den übrigen deutschen Ländern den gefährlichen Wurf gewagt; schon darum war uns diese unselige Kriegspolitik stets im höchsten Grade zuwider. In Wien glaubte man durch das Auftreten für den Augustenburger die gesammten liberalen Parteien in Deutschland sozusagen beim Wort zu nehmen und an sich zu ziehen; man vertraute insbesondere daß die preußische Fortschrittspartei es zum Kriege gar nicht kommen lassen werde, ja man betrachtete sie nahezu als eine österreichische Partei. Diese Partei, meinte man, werde eine so furchtbare Opposition gegen den verhaßten Minister auf die Beine bringen, daß dem König nur die Wahl bleibe mit der Bismarkischen Politik zu brechen oder im Rücken der ausmarschirenden Armee die Revolution entstehen zu sehen. Ohne diesen verhängnißvollen Irrthum wäre es schwerlich zum Kriege gekommen, sagte der Abg. Simson in der Sitzung der Berliner Kammer vom 11. Sept. und er fährt fort: „Ich kann mir einen von Staatsgefühl verlassenern Irrthum nicht vorstellen als den derjenigen Männer welche die süddeutsche Politik in den letzten Monaten geleitet haben. Macht ihr Thun nicht den Eindruck als hätten sie sich vorgestellt, weil wir mit unserer Regierung in einem — so Gott will am Montag vor acht Tagen für immer zu Grabe getragenen — Streite um die Verfassung lagen, darum würden wir uns mit Vergnügen von unsern Gegnern zerreissen lassen?“ So war es allerdings.

Nun kann man freilich nicht sagen, wie es im Falle der Niederlage mit Preußen ergangen wäre. Der Sieg aber hat dem Grafen Bismark den innern Frieden gebracht,

während er die Partei- und Verfassungswirren Oesterreichs unlösbarer gemacht hat als je. Nachdem Oesterreich, gehorsam der Germanisirungs-Politik seiner deutsch-liberalen Partei, in den Jahren 1856 und 1857 versäumt hatte, zu einer Zeit wo noch mäßige Concessionen selbst von den Magyaren mit befriedigtem Dank angenommen worden wären, seine nichtdeutschen Völker zu begütigen: geht die Regierung nun schon zum zweitenmale nach einer großen Niederlage daran, die widerstrebenden Elemente mit den Interessen des Gesammtstaats zu vereinigen. Jedesmal bietet sie größere Concessionen an und verlangt geringere Opfer für die Reichseinheit vom nationalen Partikularismus; und jedesmal macht dieser noch größere Ansprüche und verweigert unbedingter die Rücksicht auf die Nothwendigkeiten der centralen Regierung. Man hat in Wien vor dem Krieg die Forderungen des ungarischen Landtags, dessen Comité-Bericht auf eine fast absolute Verläugnung der „gemeinsamen Angelegenheiten" hinauslief*), nicht annehmbar gefunden; wird der neuerdings bevorstehende Pesther Landtag mildere Saiten aufziehen? Gewiß nicht; die Magyaren werden starrer als je auf ihrem Schein bestehen, und was dann?

Ich war ursprünglich gesonnen wieder einmal etwas näher auf die inneren Verwicklungen Oesterreichs einzugehen; aber die Feder sträubte sich doch wieder in diesen juristisch-antiquarisch-rabulistischen Urwald einzudringen, wo kein Menschenauge mehr Pfad und Ausweg zu entdecken weiß.

---

*) Die Pesther Thronrede vom Dec. 1865 proklamirte die gemeinsame parlamentarische Behandlung der im Oktober-Diplom aufgezählten Gesammtstaats-Angelegenheiten als unwiderrufliche Ausgleichsbedingung. Der Commissions-Entwurf des Pesther Landtags aber beschränkt sogar in Finanz- und Militärsachen die Gesammtstaats-Angelegenheiten auf einen unendlich viel engern Kreis und perhorrescirt die gemeinsame parlamentarische Behandlung glattweg.

Nur auf Einen Punkt in der Beurtheilung des schwierigen Thema's möchte ich aufmerksam machen. Liest man die deutsch-liberalen Blätter, so möchte man meinen, es liege nur an der reaktionären Bosheit oder an dem verblendeten Eigensinn der Wiener Regierung, wenn nicht längst zum Heile Oesterreichs ein „zufriedenes Ungarn“ hergestellt sei. Was heißt aber Ungarn zufrieden machen, jene Nation von Staatsmännern und Advokaten deren conservativster Vertreter, noch dazu Vicepräsident der Ofener Statthalterei, bei der letzten Adreßdebatte erklärt hat: alle Revolutionen seien in seinen Augen verwerflich, nur die ungarische nicht, diese sei wohlberechtigt gewesen? Es heißt ihre dualistischen Forderungen durch die Anerkennung der Gesetze von 1848 krönen; diese Gesetze aber bedeuten nicht mehr und nicht weniger als die Abdankung des Kaisers in Ungarn und die Ausscheidung Ungarns aus Oesterreich, nachdem Oesterreich so eben erst aus Deutschland ausgeschieden worden ist.

Dann allerdings wären die Magyaren „zufrieden.“ Aber abgesehen davon wie bei solchen Verzichten der Centralregierung der staatliche Fortbestand des Reichs noch möglich seyn sollte — die anderen Völker der Stephanskrone wären dann um so unzufriedener. Die Croaten, welche von den 1848ger Gesetzen schlechterdings nichts wissen wollen und insbesondere eine eigene und unmittelbare Vertretung (und nicht eine im ungarischen Landtag zu wählende) in dem künftigen Organ für die gemeinsamen Angelegenheiten verlangen; die Slovaken und die Serben, welche letztern bereits Protest dagegen erhoben haben, daß die magyarischen Parteiführer im Namen aller Völker Ungarns mit dem Kaiser unterhandeln sollten; endlich die Sachsen, die Rumänen und überhaupt drei Viertheile von Siebenbürgen welche nun einmal nicht nach Ungarn, sondern nach Oesterreich gehören wollen. Wenn also auch der Kaiser um den Preis der Zerreißung des eigenen Reichs die nationale Hegemonie des Magyarismus etabliren wollte, so würde sich die große

Mehrheit welche von den andern Bevölkerungen Ungarns gebildet wird dagegen empören, und die Krone hätte mehr Feinde als je.

Ist es denn aber möglich, daß die deutsch-liberale Partei solche Verwilligungen an Ungarn wie sie von den 1848ger Gesetzen gefordert sind, wünschen kann? Man muß hier unterscheiden. Die Vernünftigeren, wie die jüngst zu Aussee versammelten „Autonomisten", wollen den magyarischen Dualismus allerdings durch den Vorbehalt der gemeinsamen Angelegenheiten modificirt wissen. Die Herren begehen nur den Einen Fehler, daß sie immer nicht sagen, wie denn der Kaiser bei den Magyaren die nun einmal von keiner Modifikation hören wollen, diese Politik durchführen soll. In die zweite Kategorie gehören die eigentlichen Centralisten. Unter Schmerling fanden diese Herren drei bis vier Jahre lang schlechthin kein Abkommen mit den Magyaren möglich außer auf der Basis der Februarverfassung und des Eintritts der Ungarn in den Wiener Reichsrath. Jetzt sind dieselben Leute in's gerade entgegengesetzte Extrem übergesprungen: den Magyaren sollen alle ihre Forderungen unbesehen gewährt werden, damit — das nämlich wäre der Profit — der engere Reichsrath in seinem Kreis wieder von Wien aus germanisiren und centralisiren könnte. Alle die Preßorgane und die Adressen liberaler Gemeinderäthe welche mit gewohnter Phrasenmacherei und juristischer Wortklauberei gegen das Patent vom 20. Sept. 1865 auftreten und die Wiederberufung des durch dieses Patent suspendirten Reichsraths verlangen — sie alle gehören in die Kategorie der gedachten centralistischen Politiker.

„Uns Deutschen" — so hat einer derselben kurz nach der großen Niederlage geäußert — „liegt es jetzt ob, mit allen Hebeln auf den Dualismus hinzuarbeiten, der, je strikter er durchgeführt wird, uns eine desto stärkere Stütze gegen die föderalistischen Strebungen bieten wird" *). Aus diesem Diktum leuchtet der Zweck klar hervor. Wie die Magyaren

*) Augsburger Allg. Zeitung vom 10 Aug. 1866.

im Pesther Landtag, so möchten diese Deutschen in dem Wiener Reichsrath eine centralisirende Herrschaft über die widerstrebenden Völker führen. Im Föderalismus hassen sie den realen Gegensatz ihrer Tendenz. Wollte aber der Kaiser um den Preis der Zerreißung des eigenen Reichs neben der nationalen Hegemonie des Magyarismus die constitutionelle Hegemonie des Deutschthums etabliren, so würde sich auch dießseits der Leitha die große Mehrheit der anderen Bevölkerungen in den deutsch-slavischen Kronländern gegen das auferlegte Joch empören. Die Czechen würden nicht kommen, die Polen würden nicht kommen, von allen Slaven würden sich wohl nur die Ruthenen herbeilassen und der Reichsrath welcher als Rumpf aufgehört hat, finge dießmal gleich als Rumpf wieder an.

Zum Glück hat sich Graf Belcredi bis jetzt am Ruder erhalten, und nach den neuern Maßnahmen in Galizien zu urtheilen, scheint die Regierung entschlossen weder der einen noch der andern extremen Partei nachzugeben. Daher das neuerliche Geschrei über die angebliche Begünstigung des Slavismus, gegen welche man sogar die drohende Stellung Rußlands als Schreckmittel in's Feld führt. Aber es bleibt kein anderer Ausweg. Wollen die Ungarn durchaus keine Vernunft annehmen und bestehen sie insbesondere darauf jede Verständigung über die gemeinsamen Angelegenheiten worin der Schwerpunkt der ganzen Verfassungsfrage liegt, unbedingt zu vereiteln, dann wird die Centralregierung sich einstweilen mit den Landtagen behelfen müssen die eines guten Willens sind, und so ihren eigenen guten Willen beweisen. Es wird so wenigstens für die Zukunft nichts verdorben und aus der Hand gegeben. Daß der Wirrwarr füglich nicht mehr größer werden könne, geben selbst centralistische Blätter zu und die finanziellen Rücksichten dürften in einer Zeit wo die Nothwendigkeit oder Räthlichkeit einer Zinsenreduktion, d. h. eines partiellen Staatsbankerotts öffentlich erörtert wird, bei der Verfassungsfrage auch nicht mehr maßgebend seyn. Das liberale Herrenhaus-Mitglied,

welches unter dem Namen Anastasius Grün allbekannt ist, soll schon vor zehn Monaten geäußert haben: „er sehe ein Chaos kommen, dem nur ein Herrgott mit einem absolutistischen Donnerwetter ein Ziel setzen könne.“ War diese Prophezeiung vor dem Krieg gegründet, so ist sie gewiß jetzt um so gegründeter.

Aus der ganzen Lage ergibt sich, daß Oesterreich eines Erfolgs nach außen auch zu dem Zwecke bedarf, um sich aus seinen innern Verlegenheiten herauszureißen. Das wird täglich klarer. An gebotenen Gelegenheiten wird es nicht fehlen, denn in der großen Krisis ist nur ein Stillstand, kein Abschluß eingetreten und die eigentliche Katastrophe steht immer noch bevor. Sie wird unfehlbar mit dem Einsturz des Halbmond-Reiches verbunden seyn. Bei dieser Umwälzung ist Oesterreich ohnehin der Nächstbetheiligte und es wird sich hoffentlich fortan um so mehr als solcher fühlen und geriren, nachdem ihm auf dem westlichen Verbindungsgang so schnöde die Thüre gewiesen worden ist. Was immer für Wege aber die einstige Kaisermacht Deutschlands zu ihrem besten Ziele einschlagen wird — wir anderen Deutschen haben das Recht verloren Oesterreich zu tadeln und zu verurtheilen, wenn es ganz und gar seine eigenen Wege geht, ohne alle Rücksicht auf diejenigen welche gestern noch seine Genossen zu Schutz und Trutz im „unauflöslichen Bunde“ waren.

Wie schwer fällt mir in diesem Moment die Consequenz der großen Veränderung auf das Herz! Lange Jahre hindurch war es das Erste und Letzte meiner politischen Gedanken, jedesmal festzustellen welches die im deutschen Interesse gerathene und gebotene Politik Oesterreichs wäre. Jetzt gibt es kein Deutschland und kein gemeinsames deutsches Interesse mehr, jedenfalls nicht mehr für Oesterreich. Soweit sind wir gekommen; und in natürlicher Folge davon kann und darf ich Oesterreich zu keiner Politik mehr rathen: denn ich könnte in die Lage kommen eine Politik anrathen zu müssen die zur abermaligen Zerreißung der deutschen Nation, zur Abtretung

ihrer schönsten Länder an das Ausland, zur Verschlingung meines eigenen engern Vaterlandes führen würde.

Warum auch nicht! Mit dem erhaltenden Princip der österreichischen Politik hat es nun einmal ein Ende: nachdem die Legitimität nirgends sonst mehr in Europa eine Stätte findet, kann der Eine nicht, wenn ich mich so ausdrücken darf, fortfahren andern Leuten den Narren zu machen. Wo Alle zugreifen nach Lust und Vermögen, da muß endlich auch der Letzte aufhören traktatmäßige Askese zu üben. Man hat seit fünfzehn Jahren oft geklagt über das unsichere Tasten und die Halbheit der österreichischen Politik; in der orientalischen Krisis vor zehn Jahren sind diese Schwächen bereits in einem Maße hervorgetreten, das uns selber am meisten in Bestürzung versetzt hat. In der That ist damals schon der Grund zu der jüngsten Niederlage und zu allem Unglück gelegt worden, das seit 1859 über das Reich und über uns gekommen ist. Oesterreich hing eben zwischen dem alten und dem neuen Europa wie zwischen Thür und Angel; seiner traditionellen Politik war die Basis unter den Füßen geschwunden und eine neue war noch nicht gefunden. Das ist jetzt vorbei, seitdem Preußen dem Faß den Boden ausgeschlagen hat. Die Politik Oesterreichs steht nun auf rein naturrechtlicher Basis; und tritt es wieder in eine große Aktion ein, so wird sich Niemand darüber zu beklagen haben, daß Oesterreich abermals auf halbem Wege stehen bleibe, um abermals zwischen zwei Stühlen niederzusitzen.

XI.

Zur Abwehr in Sachen Dante's.

(Vom Rhein.)

Herr Dr. Hermann Grieben hat endlich in der Kölnischen Zeitung vom 26. August eine geharnischte Erklärung ergehen lassen gegen den Aufsatz: „Dante am Arno und am Rhein“, welchen die Histor.-polit. Blätter vor acht Monaten gebracht haben. Er beschuldigt dessen Verfasser, eine „dreiste Verdächtigung“ gegen ihn „losgelassen“, geflissentlich „falsches Zeugniß“ geredet, „leichtfertige Unwahrheiten“ vorgebracht zu haben.

Behauptet und unwidersprechlich nachgewiesen habe ich in jenem Aufsatz eine sehr genaue Uebereinstimmung zwischen dem Giornale del Centenario und der „Studie“ von Grieben. Vorausgesetzt habe ich und glaubte zur Ehre der Kölner Zeitung voraussetzen zu müssen und behaupten zu dürfen, daß „ohne Zweifel“ ihr Redakteur die Nummern 26 bis 41 (20. Oktober 1864 bis 20. März 1865) des Giornale gelesen haben werde, als er im April und Mai des Jahres 1865 seine Feuilletons-Artikel über Dante und im Herbste desselben Jahres die „Studie“ — „losgelassen“. Ich habe unbedenklich angenommen, daß wenn zwei Journalisten in den wunderlichsten Dingen mit einander übereinstimmen, Der von heute Dem von gestern seine Weisheit verdanke und nicht umgekehrt.

Dagegen versichert uns nun Herr Dr. Grieben, das Giornale del Centenario di Dante sei ihm „bis zu dieser Stunde — durchaus unbekannt" geblieben: seine jetzigen Ansichten über Dante habe er bereits 1845, 1853 und 1858 öffentlich vorgetragen und drucken lassen.

Ich meinerseits versichere ebenso bestimmt, daß ich vor dem Sommer oder Herbst 1865 von H. Grieben nie etwas gehört oder gelesen habe.

In der Sache selbst, an der Uebereinstimmung nämlich zwischen dem „Giornale" und der „Studie", wird dadurch nicht das Mindeste geändert. Es fragt sich nur, sind „Teodorani und Consorten" bei Herrn Grieben in die Schule gegangen, oder ist das Gegentheil der Fall. Einigermaßen zu Griebens Gunsten (wenn er es so nehmen will) spricht es, daß Teodorani im Giornale Nr. 32 p. 260 schreibt: Pochi anni or sono, in Stettino, il dottissimo Herrn (sic) Grieben pubblicava un opuscolo per dimostrare che non solo filosofia, ma religione e politica sono i cardini dell edificio dantesco, che, egli dice, dovrebbe considerarsi come il piu grande monumento scientifico e storico del secolo XIII. (Das klingt ja so schön, als wenn von Ozanam die Rede wäre.)

Wir hätten sonach die „Stimme" — in Pommern und am Rhein, das „Echo" am Arno zu suchen, nicht umgekehrt; Grieben berühmt sich größerer Schuld, als ich ihm (und seinen deutschen Lehrern) beizumessen geneigt war. Eine weitere Genugthuung wüßte ich ihm nicht zu geben, als daß ich in Zukunft „Grieben und Teodorani", nicht „Teodorani und Grieben" schreiben will.

Im Sept. 1866. G. S.

XLI.

Josephinische Silhouetten.

II. Die Behandlung der Bischöfe während der Josephinischen Regierung aktenmäßig dargestellt *).

Als Einleitung möge ein Drama dienen, dessen Akte wir dem kaiserlichen Resolutionsbuche entnehmen. Es handelt von der Entfernung des Erzbischofs von Görz Grafen von Edling aus seiner Diöcese und der Entsetzung von seinem Metropolitanstuhle. Aus Gewissenhaftigkeit und eingedenk seiner Pflichten gegenüber dem rechtmäßigen Primat der Kirche hatte der Erzbischof die Verordnungen in publico ecclesiasticis in seiner Diöcese nicht von den Kanzeln verkünden lassen, und sie auch nicht an den Klerus ausgesendet. Es folgen nun hier die Vorträge der geistlichen Hofcommission an den Kaiser, und die kaiserlichen Resolutionen hierüber.

„1782. 265. Vortrag. Die nicht befolgte Publikation der k. k. Verordnungen in publico ecclesiasticis an den Clerum von dem Erzbischof von Görz, dann die überhaupt

---

*) Die nachfolgende Schilderung ist durchwegs archivalischen, bisher unedirten Quellen entnommen. In derselben Weise wird der Verfasser eine Geschichte der ganzen Periode zusammenstellen.

Anm. d. Red.

darin erforderlichen Anstalten. 21. Februar 1782. R. (Resolution). In diesem höchst ärgerlichen und um ein Beispiel zu geben geeigneten Falle finde ich folgendes zu veranlassen nöthig. Es wird von Seiten der Görzer Landshauptmannschaft dem Bischof auf meinen Befehl bedeutet in Zeit von 24 Stunden alle ausgebliebenen Publikationen, wie sie sind, zu erlassen, hierauf sich alsogleich ohne Abwartung des Papstes oder anderer Ursachen wegen auf die Reise hieher sammt seiner Correspondenz zur Verantwortung und weiterer Verfügung zu begeben; verweigert er das erste oder das zweite, so soll die nämliche Landshauptmannschaft den Befehl haben ihme seine Dimission abzufordern und also aut aut in 24 Stunden zu bestimmen. Wegen dem Bischof von Lavant diesem ist ein angemessener Verweis wegen der Unterlassung der anbefohlenen Publikationen welche sogleich nachzuholen wären durch die Landesstelle zu geben. Joseph."

„17. März 1782. Die Anzeige wegen Anher-Reis des Görzer Erzbischofs betreffend: R. Dient zur Nachricht und bei seiner Ankunft ist ihm in pleno consilio ein anständiger Verweis wegen seiner unterlassenen Vollziehung der landesfürstlichen Verordnungen zu geben, seine darüber geführte Correspondenz einzusehen und Ihme zu bedeuten, daß da ich mich versehe daß ihm dieses künftig zur Warnung dienen werde, es Ihme nunmehro frei stünde wenn es Ihm beliebt, wieder nach Görz zurückzukehren. Joseph."

„Vortrag. In Ansehung des dem Erzbischof zu Görz zu gebenden Verweises in pleno consilio 20. März 1782. R. Bei meiner bereits erlassenen Resolution hat es sein Bewenden und was bisher nicht geschehen, kann jetzo noch geschehen, da zu unterschiedlichen Krankheiten es auch unterschiedliche Mittel bedarf, und da der Erzbischof nach letztem Berichte ehestens hier eintreffen wird, so kann es in der ersten Rathssession vor sich gehen, und was die Civiladministration meiner Landen anbelangt macht Pius VI. in Wien und Pius VI. in Rom keinen Unterschied. Joseph."

„Vortrag. Die von dem Erzbischof von Görz noch nicht befolgte Publikation der Verordnungen in publico ecclesiasticis 21. März 1782. R. Diese Behandlung welche die Kanzlei vorschlägt wäre wiederum den Maßnehmungen gerade entgegen. Sie müssen heute den Erzbischof zu sich kommen lassen und in Gegenwart des ersten Kanzlers, Vicekanzlers, Referenten und Correferentens von Ihme gegen Vorweisung dieses Berichtes fordern, daß er nicht aus dem Zimmer tretten solle, bis er an sein Consistorium in ihrer Gegenwart geschrieben, versiegelt und übergeben haben wird, wornach von demselben Alles ohne mindeste Ausnahme vorgeschriebener Massen publicirt werden solle — oder in Entstehung dessen soll er wieder nicht eher aus dem Zimmer gehen bis er nicht in ihrer Gegenwart schriftlich seine Demission eingereicht haben wird, welche Sie von ihm übernehmen werden. Dann haben Sie, da dieses Nachmittags vor sich zu gehen hat, den Bericht über dessen Ausschlag auch heute noch zeitlich in meine geheime Kanzlei abzuschicken, da es nöthig ist daß an dem heutigen Tage noch die Sache aut aut entschieden werde*) und erwarte ich daß Sie diesen meinen Befehl auf das pünktlichste und genaueste befolgen werden."

„Befolgt der Bischof den Auftrag, so hat er doch immer Morgen den vorgetragenen Verweis in pleno consilio zu erhalten (!); befolgt er ihn aber nicht, so ist ihm nach eingelegter Dimission zu bedeuten, daß er allsogleich weggehe und sich nicht mehr in seine quittirte Diöcese begebe. Joseph."

Wie die Verhandlung am 21. März 1782 ausgefallen, darüber war in den Resolutionsbüchern und sonstigen Akten nichts zu finden. Aus den folgenden Resolutionen zu schließen

*) Der Kaiser dringt deßhalb so sehr auf das heute (d. i. den 21. März 1782) weil am 22. März Pius VI. nach Wien kam, und Joseph somit in Furcht war, der Erzbischof könne in Anwesenheit des Papstes ermuthigt werden in keinen der aut aut Befehle einzugehen, und passiven Widerstand zu leisten.

scheint der Erzbischof in die Verkündigung der Verordnungen bedingnißweise eingewilligt zu haben; ein Umstand, der seine Resignation noch verzögerte.

„Vortrag. Der von dem Erzbischof von Görz befolgte allerhöchste Auftrag. 22. März 1782. R. Das Vergangene dienet insoweit zur Nachricht, das weitere wird der Erzbischof schon erfahren. Es ist ihme nur zu bedeuten daß er sich Morgen sogleich auf den Weg mache, damit er sich in seiner Diöces in den letzten Tagen der Charwoche wieder einfinde. Joseph."

„Vortrag. Die Correspondenz des Erzbischofs von Görz, dann die demselben gethane Vorhebung seines Ungehorsams in Nichtbefolgung verschiedener allerhöchster Befehle. 27. Mai 1782. R. Diese Anzeige dienet zur Nachricht. Das Breve ist weder in Originali noch in Abschrift dem Erzbischof zuzustellen, sondern in der Kanzlei wohl aufzubewahren." (Der Kaiser macht nun inmitte seiner Resolution einen Excurs über die Klostervorsteher, welchen von Rom aus bedeutet wurde ihre beschworenen Constitutionen zu halten und schließt:) „Es ist von den Ordensobern Alles was sie von den Generalen in Antwort erhalten haben mittelst der Landesstellen abzufordern, um nach dessen Einsicht das Nöthige ferners veranlassen zu können. Die übrigen Briefe können dem Erzbischof retentis copiis zurückgestellt werden. Joseph."

Die Naivetät mit welcher hier die als freisinnig gerühmte Regierung sich nach Willkür der Briefe und Akten eines Bischofs bemächtigt, war von jeher eine eigenthümliche Eigenschaft des Liberalismus. Vernehmen wir den fernern Verlauf der Geschichte mit dem Erzbischof von Görz.

„Nota vom 6. Oktober 1783 — womit die von dem Erzbischof von Görz Grafen von Edling eingelangte Resignation vorgelegt worden. R. Die von dem Erzbischof bereits eingelangte Resignation dient zu meiner Wissenschaft. Die geistliche Commission aber wird mir ehestens ihr Gutachten erstatten,

was für ein Unterhaltungsquantum dem Erzbischofen in Zukunft auszumessen sei. Joseph."

Aktenstück vom 6. Juni 1784. „Die Resignation des Erzbischofs von Görz betreffend: Allerhöchstes Handbillet. Lieber Graf Kollowrat! Da ihre Nota über diesen Vortrag maculirt worden ist, so schreibe ich ihnen dieses Billet mit meiner Resolution über den Vortrag der geistlichen Commission, da die Ursachen, die die Dimission des Erzbischofs von Görz nothwendig machen, wenn man ihn kennt sich sehen, und wenn man ihn spricht, hören lassen, so ist gewiß das beste Mittel seine Gewissensskrupel alle zu beheben, ihme sogleich zu befehlen daß er sich allsogleich in Person nacher Rom begebe und also er dem Cardinal Herzan dem Papste zur ohnfehlbaren Beurtheilung seiner erzbischöflichen Talenten*) vorgestellet werde, mehr orthodox und ausgiebiger kann wohl kein Mittel seyn und wenn seine Resignation alsdann nicht angenommen wird, so ist erst jenes der Temporalienſperrung vorzunehmen, und da die Abtheilung und Errichtung der Bisthümer dringend ist, so ist ihm aufzutragen seine Reise nach Rom zu beschleunigen. Ich sollte glauben, daß dieses Mittel wirklich das allerausgiebigste ist. 6. Juni 1784. Joseph."

Graf Edling mußte das Erzbisthum Görz resigniren, es wurde aus demselben das Bisthum Gradiska und dafür ein neues Erzbisthum in Laibach gemacht. Erst im J. 1830 gelangte das Erzbisthum wieder an Görz zurück.

Bei Anfertigung der Verordnungen und specieller auf Kirchenangelegenheiten abzielenden Erlasse wurde auf die feststehenden Normen des kanonischen Rechts oder besonderer Verträge oft gar keine Rücksicht genommen, so daß bisweilen wenn es absolut nicht ging, auch Regierungsbefehle wieder

---

*) Nun war aber der Erzbischof von der [illegible] er-
nannt; sollte er wirklich zu seinem Amt [illegible]
so würde die Schuld seine Ernenner getroff[illegible]

zurückgenommen oder doch modificirt werden mußten wie z. B. 1513. Vortrag (von 1782). „Das Gesuch des Bischofs Graf von Sierakowsky wegen der ihm zu verleihenden Administration in spiritualibus in der diesseitigen Krakauer-Diöces 27. Sept. 1782. R. Den Vicarium generalem Duval will ich mit den angetragenen 2000 fl. die einstweilige Administration dieses Bisthums verleihen und damit er die bischöflichen Funktionen verrichten könne, will ich denselben als König von Ungarn zu einem der Bisthümer in partibus die der König vergibt daselbst ernennen und er hat sonach die bischöflichen Weihen zu nehmen. Joseph."

Selbst über die kirchlichen Verhältnisse des eigenen Landes wußte man in der Kanzlei des Kaisers keinen Bescheid, daher mußte der Kaiser am 6. Januar 1783 seinen frühern Befehl zurücknehmen, denn die Titularbischöfe welche der König von Ungarn ernennt, haben nur den Titel und bekommen die Bischofsweihe nicht; der Kaiser sagt deßhalb unter obigem Datum: „In Folge meiner ertheilten Resolution ist dem Duval zu überlassen sich selbst in Rom um ein Bisthum in partibus zu bewerben, wobei sich hierorts lediglich connivendo zu verhalten. Joseph."

Hirtenbriefe wurden derartig mißtrauisch behandelt, daß Eine Censur derselben von Seite der kaiserlichen Censur-Behörde oft nicht genügte, und der Kaiser bisweilen selber eigene Einsicht verlangte wie im geistlichen Protokoll vom 25. Januar 1782 zu ersehen, wo es in Beziehung auf den Bischof von Königgrätz heißt: „Ist mir der Hirtenbrief noch zur nähern Einsicht vorzulegen."

Der Eid, welchen die Bischöfe dem Papste zu schwören haben, sollte nach Umständen abgeschafft werden oder mußte sich Modifikationen gefallen lassen.

„Geistlicher Vortrag vom 27. Januar 1782. R. ad 5. Da Petansky als Bischof in partibus wirklich confirmirt und consecrirt ist, welches doch sonst nach abgelegten Juramento papali zu geschehen pflegt, so ist bei Ertheilung des Placeti

Regli die Abschwörung dieses päpstlichen Gehorsamseides gänzlich abzuschlagen. Joseph."

„735. Vortrag (1782): Die Privilegien und Capitular-Statuten-Confirmation des Olmützer Erzbischofs 24. Mai 1782. R. Bei diesen Statuten ist unter der Rubrik Status personalis Jenes abzuändern, was sich nach Erhebung des Bisthums zu einem Erzbisthum nicht mehr schickt. In dem Introitu capitis secundi: De Electionibus ist der Ausdruck Bullas Summorum Pontificum, Rom. Imp. Diplomata wegzulassen und dafür secundum Serenissimorum Regum Bohemiae et Marchionum Moraviae Privilegia zu setzen" u. s. w. In diesem ganzen Rescript wird mit dem kanonischen und historischen Recht in gleicher Art aufgeräumt und geradewegs auf die Trennung vom römischen Primat hingearbeitet. „334. Vortrag. Mit Einbegleitung eines Vortrags der geistlichen Commission wegen des den inländischen Bischöfen bei künftiger Besetzung vorzulegenden Eides nach der in Frankreich üblichen Formel 27. August 1782. R. Diese von der Hofkanzlei entworfene Eidesformel ist für alle Bischöfe meiner deutschen Erblande bei künftiger Besetzung von nun an zur unverbrüchlichen Beobachtung vorzuschreiben. In Ansehung Ungarns ist sich lediglich an die von mir bereits dahin abgegebene Formel zu halten. Joseph."

Ueber die Verkündigung von Ablässen durch Tafeln durften die Bischöfe nicht mehr bestimmen. Der 831. Vortrag vom 24. November 1781 enthält eine kaiserliche Resolution von drei Seiten über eine Portiuncula-Ablaßtafel welche die Franziskaner von Laibach unter Richtachtung der kaiserlichen Verordnungen in Kirchensachen — vor ihrer Kirche aufgeheftet hatten. Zeigte sich ein Bischof als ein Werkzeug der Verordnungen, so wurde er der Ehre gewürdigt öffentlich den andern Bischöfen als Muster zur Nachahmung aufgestellt zu werden. So im 82. Vortrag 1782: „Ueber zwei Instruktionen an den Clerum von dem Bischof zu Gurk in Bezug auf die angeführte Toleranz 29. Januar 1782. R. Der Bischof, welchem

meine ausnehmende Zufriedenheit über seine in der Sache selbst so gründliche und richtige Belehrung des Cleri in meinem Nahmen zu erkennen zu geben, ist daher per privatas des Landeshauptmannes anzuweisen, daß er hiernach die dießfälligen Abänderungen sobald als möglich veranstalten und diesen andern Bischöfen zum Muster dienenden Hirtenbrief im Druck auflegen lassen möge. Joseph."

Die Verheißung von Bischofstühlen wurde an den Gehorsam gegen die Staatsgesetze in Kirchenangelegenheiten gebunden, und sonach die Verleihung von Bisthümern als Belohnungen von Seite des Kaisers bezeichnet. „306. Vortrag 1782. Das Gesuch des Brünner Bischofs um Beigebung und Ernennung des Domkapitularen zu Ollmütz Grafen Schafgotsche pro Coadjutore cum spe futurae successionis im Brünner Bisthum 11. März 1782. R. Diese Coadjutors-Ertheilung cum spe successionis kann für dermalen nicht statt haben, weil ich mir für künftige Eröffnungsfälle die Hände nicht binden will. Schaffgotsch soll sich nur bei diesen Umständen Meriten sammeln und sich als Domherr vom Bischof brauchen lassen, wo sich alsdann in der Folge zeigen wird, ob er dieser Gnade und dieses Amtes fähig ist. Joseph."

Der vom Probst Felbiger eingerathene Ritus für Trauungen und Begräbnisse für Akatholiken wird allen Bischöfen als Norm vorgeschrieben. „309. Vortrag 1782 Ueber die Aeußerung des Probsten Felbiger wie in Schlesien die katholischen Pfarrer in Ansehung der Akatholiken bei den Trauungen und Beerdigungen fürzugehen und was für ein Ritus hiebei beobachtet zu werden pflege. R. Bei so bewanden Umständen und da dieser Ritus in Schlesien per usum eingeführt ist, so ist solcher den gesammten Bischöfen hinauszugeben, damit sie sich darnach halten und ihre untergebenen Pfarrer darnach instruiren, da das Nach- und Nach-Einführen derselben nur zu mehreren Umständen, Mißvergnügen und Unter-

schied, weil ein jeder Diöcesan was anders thäte, Anlaß gebe. Joseph."

Die Bischöfe, welche um Erlaubniß ansuchten dem Papste Pius VI. bei seiner Anwesenheit in Wien ihre Huldigung darbringen zu dürfen, erhielten eine Antwort welche von einer sehr gereizten Stimmung des Kaisers Kunde gibt. „Vortrag. Die (Bitte?) von dem Prager Erzbischof und von dem Bischof zu Breslau sich bei der Ankunft Sr. päpstl. Heiligkeit nach den Osterfeiertagen anhero begeben zu dürfen 20. März 1782. R. Wien stehet Jedermann frei, der sich nicht in den Fall gesetzt hat, selbes vermeiden zu müssen, also können, Ihrem Vorwiz genüge zu leisten, Bischöfe herkommen oder ausbleiben, wie sie wollen. Joseph."

Als letzter Grund in mit den Bischöfen von Seite der Regierung gepflogenen kanonischen Erörterungen galt gewöhnlich die Sperre der Temporalien. „384. Vortrag 1782. Wegen Verweigerung der Ehedispense von dem zu Pola im Venetianischen wohnenden Bischof in Ansehung seiner Diöces in Krain 30. März 1782. R. Es ist nach dem Einrathen der Kanzlei mit der Sperrung der Temporalien gegen den Bischof sogleich fürzugehen und selbe in solang bis er den Verordnungen nachkommt fortzusetzen. Die Kanzlei hat übrigens nach ihren hier beigebrachten Grundsätzen und Einrathen allsogleich auch gegen alle übrigen renitirende sowohl auswärtige als inländische Bischöfe ohne Ausnahme in Bezug auf ihre im dießseitigen Lande gelegenen Temporalien zu verfahren. Joseph."

„382. Vortrag. Die Anstände des Bischofs von Chur wegen Publikation der in Kirchensachen erlassenen landesfürstlichen Verordnungen 30. März 1782. R. Ich beangenehme das Einrathen der Kanzlei und hat das Gubernium nach Verfließung dieser 14 Täg die Temporaliensperre ohne weitere Anfrage vorzunehmen, auch sofort wenn diese Sperre wirklich zu veranlassen nöthig befunden worden, nach deren Vollziehung davon die Anzeige zu machen. Joseph."

Einmal wurde die Temporaliensperre dem Cardinal

Dagegen versichert uns nun Herr Dr. Grieben, das Giornale del Centenario di Dante sei ihm „bis zu dieser Stunde — durchaus unbekannt" geblieben; seine jetzigen Ansichten über Dante habe er bereits 1845, 1853 und 1858 öffentlich vorgetragen und drucken lassen.

Ich meinerseits versichere ebenso bestimmt, daß ich vor dem Sommer oder Herbst 1865 von H. Grieben nie etwas gehört oder gelesen habe.

In der Sache selbst, an der Uebereinstimmung nämlich zwischen dem „Giornale" und der „Studie", wird dadurch nicht das Mindeste geändert. Es fragt sich nur, sind „Teodorani und Consorten" bei Herrn Grieben in die Schule gegangen, oder ist das Gegentheil der Fall. Einigermaßen zu Griebens Gunsten (wenn er es so nehmen will) spricht es, daß Teodorani im Giornale Nr. 32 p. 260 schreibt: Pochi anni or sono, in Stettino, il dottissimo Herrn (sic) Grieben pubblicava un opusculo per dimostrare che non solo filosofia, ma religione e politica sono i cardini dell edificio dantesco, che, egli dice, dovrebbe considerarsi come il piu grande monumento scientifico e storico del secolo XIII. (Das klingt ja so schön, als wenn von Ozanam die Rede wäre.)

Wir hätten sonach die „Stimme" — in Pommern und am Rhein, das „Echo" am Arno zu suchen, nicht umgekehrt; Grieben berühmt sich größerer Schuld, als ich ihm (und seinen deutschen Lehrern) beizumessen geneigt war. Eine weitere Genugthuung wüßte ich ihm nicht zu geben, als daß ich in Zukunft „Grieben und Teodorani", nicht „Teodorani und Grieben" schreiben will.

Im Sept. 1866. G. S.

über die Kirchenparamenten und vasa sacra an den Bischof gänzlich abzukommen, da die Vertheilung lediglich der Regierung und nicht dem Bischofe zusteht, und diesem nur obliegt ihr Regierung die der Kirchengeräthschaften bedürftigen Kirchen nahmhaft zu machen. Joseph."

Diese Erlasse über die Macht des Staates in den kleinsten Angelegenheiten des Kirchengutes waren eine Consequenz der Anschauungen, welche über das Gesammt-Kirchengut ausgesprochen wurden. „1345. Vortrag der Geistlichen Commission zur Erhebung des geistlichen Vermögens-Standes 4. September 1782. In der Resolution erklärt der Kaiser: daß der Ueberschuß des geistlichen Einkommens als ein für das Beste des Seelenheils bestimmtes Patrimonium sei, wobei die geistlichen Individuen und Gemeinden nur für ihre standesmäßige Nothdurft Fructuarii sind, und die sichere Verwendung des Ueberschusses für erst erwähnte Hauptbestimmung dem Landesfürsten als Tutori Supremo et Canonum Custodi gebührt."

Es war sicher eine der eigenthümlichen Verirrungen der Staatsomnipotenz, die mit allen Kirchengesetzen nach Willkür aufräumte: wenn diese sich eben deßhalb die höchste Beschützerin der Kirchengesetze zu nennen beliebte.

In derselben Resolution wurde Denunzianten eine Belohnung zugesichert. „Wer immer ein vertuschtes geistliches Dotations-Capital oder Reale oder Praetiosum angibt, solle unter Verschweigung seines Nahmens durch 3 Jahre das 4prozentige Interesse des Capitals des Schätzungspreises eines solchen Reale oder des aus dem Praetioso erlösenden Betrages zu genießen haben — ausgenommen er wäre der Besitzer selbst, oder ein Oberer der ein solches Capitale, Reale oder Praetiosum anzuzeigen selbst verbunden gewesen wäre."

„Handbillet vom 10. Sept. 1782 L. B. Reischach. Da das gesammte geistliche Vermögen künftig eine dem Besten der Religion weit angemessenere Bestimmung als bisher zu erhalten haben wird und dahero die Geistlichkeit außer der

Migazzi unter folgender sehr merkwürdiger Veranlassung angedroht. „301. Vortrag 1782. Wegen Publikation der landesfürstlichen Verordnungen die Lesung der Bibel und die Bulla Unigenitus bei dem Consistorium in Niederösterreich betreffend 30. März 1782. R. Dem hiesigen Cardinal-Erzbischof ist die unterlassene Publikation wegen des allgemeinen Gebrauches der Bibel behörig zu ahnden, und Ihme zu deren Kundmachung ein Termin von drei Tagen anzuraumen, nach deren fruchtlosen Verlauf ist gegen Ihme mit Sperrung der Temporalien fürzugehen welches Ihme zugleich im Voraus bedeutet werden kann. Im Uebrigen beangenehme ich das Einrathen der Kanzlei. Joseph."

War der Kaiser von der Straffälligkeit eines Geistlichen in Beziehung auf Moralität überzeugt, so wollte er einen solchen gegen seinen Bischof auch nicht in Schutz nehmen. Im nachfolgenden Falle ist freilich auch die sonderbare Ansicht ausgesprochen, Ordnung und Zucht in einem Kloster habe den Zweck den Mönchstand für Kirche und Staat unschädlich zu machen.

„810. Vortrag 1782. Die von dem Franziskaner-Mönch böhm. Provinz Markus Weiß gebetene Milderung seines unerträglichen Schicksals, dann Nachsicht des ihm von dem Prager Erzbischof angesetzten Probir- oder Marter-Jahrs 30. Mai 1782. R. Aus diesem ganzen erhellet sattsam, daß dieser ein sehr liederlicher Geistlicher ist und da bei dem Mönchstand Ordnung und Zucht das einzige Erhaltungsmittel ist womit sie für die Religion und den Staat unschädlich seyn können, so ist dieser Geistliche ohne sich weiter um denselben anzunehmen, seinem wohlverdienten Schicksale zu überlassen, da der Erzbischof wirklich mehr als er nach diesen Akten verdient gesorget habe. Joseph."

Die Bischöfe wurden aus der Verwaltung des Kirchen-Vermögens gänzlich hinausgedrängt. „1084. Vortrag. Geistl. Protokoll 18. Juli 1782. R. Hat es von der von der Nied.-Oestr. Regierung angetragenen Mittheilung des Inventarii

Domkirche zu bestimmen und das große und nicht nothwendige (!) Haus vom Kremsmünsterschen Stift so sich in Linz befindet, ist dem Bischofen zu seiner Residenz und zur Unterbringung der Domherrn zu widmen und sind mir Riß und Ueberschläg darüber vorzulegen. Joseph."

Auf eine Eingabe des neuernannten Bischofs von Linz, welche besagt daß das Haus durchaus zu klein sei um auch die Canonici in selbem unterzubringen, kommt ein neuer Erlaß: „Die Canonici sollen sich Wohnungen miethen und können sich somit einlogiren, wo es ihnen beliebig ist."

Als der neue Bischof von Linz Herberstein auch vom Kaiser über die Kleiderordnung des neuen Capitels sich Befehle einholen wollte — wies selbst der Kaiser dieses gefügige Ansinnen von sich zurück.

„Vortag. Ueber einige von dem neuen Bischof zu Linz Grafen Herberstein überreichte Punkten den Antritt seines Bisthums betreffend. 12. Mai 1784. R. Habe es der hiesige Erzbischof und der Bischof von Linz untereinander auszumachen, ob und was für ein Unterschied in der Kleidung zwischen den Domherrn der hiesigen Metropolitankirche und jenen der untergebenen Suffragankirche in Linz zu bestimmen sei. Joseph."

Obwohl der Kaiser selbst im Brevier Neuerungen durch Censurstriche willkürlich vornahm, wollte er eine solche Verfahrungsweise von Seite der Bischöfe nicht dulden. „1799. Vortrag. 13. Nov. 1782. Referent Abt von Braunau (der famose Aufklärer Rautenstrauch). R. Soll dem Bischof von Laibach förmlich zu erkennen gegeben werden, daß er alle vorzunehmende Veränderungen im Brevier unterlasse und sich mit wesentlicheren Sachen beschäftige als mit dem was im 2. Nokturn für Lectiones sind, da dergleichen Dinge neue Aergernisse und Aufsehen verursachen und zu nichts Wesentlichen führen. Joseph." „1821. Vortrag. 22. November 1782. Wegen der vom Bischof von Gurgg antragenden Brevierveränderung (Referent Abt von Braunau). R. Ist dem Bischof von Gurgg

Nutznießung alle weitere Disposition mit demselben eingestellt werden muß, so werden sie bei allen Landtafeln die Verfügung treffen, daß kein geistliches Capital aufgekündet werden darf u. s. w. Joseph."

Diese Omnipotenz in Schaltung und Waltung mit dem Kirchengut wurde auch bei Creirung neuer Bischofssitze mit aller Rücksichtslosigkeit gegen fremdes Eigenthum durchgeführt: „Allerhöchstes Handbillet (1783). Lieber Graf Kollowrat. Da ich in Linz einen Bischof zu ernennen für nöthig befunden habe, so habe ich hiezu den hiesigen passanischen Offizial Graf Herberstein ausgewählt. Sie werden ihm also solches zu wissen machen, und da er ohnedieß schon zum Bischof geweiht ist, so wird er auch gleich ohne Anstand sein Amt zu Linz antretten (!) und werde ich wegen seines auszuwerfenden jährlichen Unterhalts das nöthige allsogleich bestimmen, sobald mir der Vermögensstand der in meinen Landen befindlichen Passanischen Gütern wird bekannt seyn. Seine Diöces wird also aus dem ganzen Land Ob der Enns nebst dem Innviertl bestehen und wird auch seiner Zeit das nöthige wegen Errichtung eines Domkapituls Mir vorzuschlagen und zu überlegen seyn: ob es nicht das Kürzeste und Räthlichste wäre ihn als Abbé Commendataire des Stiftes Kremsmünster zu machen, so wie es der Erzbischof von Mecheln von einem dasigen Stift ist, der Prälat könnte immer gewählt werden und bliebe zur Verwaltung des geistlichen Hauses und der Wirthschaft vorbehalten, nur müßte er sich mit dem Abbé Commendataire wegen Ausmessung des Unterhalts für diesen letzten durch ein Pauschquantum einverstehen. Uebrigens macheten die Geistlichen dieses Stifts zugleich das Capitul aus, ausgenommen es entschließe sich der größte Theil des Passanischen Domkapituls ihr Domicilium zu Linz zu errichten. Von alle diesem werden sie die geistliche Commission benachrichtigen. 15. März 1783. Joseph."

„Vortrag. Die Wohnung für den neuen Bischofen zu Linz 29. Januar 1784. R. Die Linzerpfarrkirche ist zur

gehören die exemten Klöster unmittelbar unter den Papst. Der Bischof von Basel erklärte daher: „er wolle sich ohne ausdrückliche Einwilligung des römischen Stuhles diese Jurisdiktion nicht anmaßen."

Auch einige entschiedene Eingriffe in die bischöfliche Jurisdiktion sollen hier angeführt werden: „Vortrag. Geistl. Protokoll vom 26. Januar 1781. R. Begnehmige ich das Einrathen der Kanzlei. Es ist jedoch von denen nach dem Antrag des Prälaten von Braunau unter das Volk durch die Seelsorger zu bringenden Büchern das neue Testament keineswegs auszulassen, die Kanzlei hat ferner für die Verfassung guter Gebet- und Gesangbücher zu sorgen und besonders ein oder anderes altes in Böhmen unter dem Namen „„Cantionalen"" bekanntes aufsuchen zu lassen, auch selbes sodann einer guten theologischen Censur zu übergeben. Endlich ist von dem in Prag nach katholischen Principiis adoptirten Büchel: „„Religion der Unmündigen"" so lang der dortige Verlag die nöthige Quantität verschafft, hier kein Nachdruck zu gestatten. Joseph."

„Vortrag 16. Februar 1781. Das Verbot oder (?) die Dispensation des Fleischessens in der heurigen Fastenzeit. R. Placet. Jedoch solle sie (die Dispensation) bis auf die letzten Tage auch erstreckt werden, weil sie sonst nicht ausgiebig. Joseph."

Am 14. März 1781 erschien das Verbot der im Ausland gedruckten Missalien und Breviere, es schließt: „Bei dem verhängten Verbot der fremden Missalien und Brevieren muß die Kanzlei von nun an auch die Fürsehung fürdenken, damit derlei Werk hierlands ohne Abgang der Geistlichkeit verschafft werden mögen. Im Uebrigen wird künftig bei allen herausgebenden Patenten anstatt Joseph der Andere, Joseph der Zweite zu setzen seyn. Joseph." Wir sehen hier den Regenten, wie es ihm eben einfällt, mitten in die Verfügungen in ecclesiasticis seine persönlichen Angelegenheiten hineinmischen. . . . . . .

„161. Vortrag vom 23. März 1781. Die von dem Prager Erzbischof ansuchende Erlaubniß zu seiner Anhero-Reis (Wien). R. Dem Erzbischof kann sein Ansuchen ohne Anstand mit einem schicksamen Compliment über sein ruckgelegtes 50jähriges Priesterjubiläum gestattet werden. Joseph."

„475. Vortrag. Wegen der Kleidertracht für Weltpriester aus Gelegenheit des bischöflich Constanzer diesfälligen Mandati. 12. Juli 1781. R. Wegen des bischöflich Constanzisch. Generalis in Ansehung der Kleidungsart alldortiger Geistlichen beangenehme ich das Einrathen. Von einer gleichmäßigen Verfügung an sämmtliche Bischöfe der Erblande hat es aber sein Abkommen. Joseph."

Andererseits wurde den Bischöfen aufgetragen sich von nun an der Rechte des heil. Stuhles zu bedienen, und die von demselben verliehenen Privilegien aufzuheben. „507. Vortrag. Wegen Placito Regio über eine Exemtionsbulle der Augustiner zu Brünn, kraft welcher sie von der Erscheinung bei öffentlichen Bittgängen ausgenommen werden. 25. Juli 1781. R. Dieser Bulla ist das Exequatar zu verweigern, und weder das Original noch das Authenticum zurückzustellen sondern beides hier in der Kanzlei aufzubewahren, dem supplicirenden Prior aber zu bedeuten, daß dieser Bulla das Placetum Regium nicht ertheilt werde, sondern derselbe und das Convent in diesem Falle den Verordnungen des Ordinarij nachzuleben haben. Joseph."

Wie die „Geistliche Commission" bei ihren Eingriffen in das Kirchenregiment, und ihrer rabies de- und reformandi oft sich so sehr überstürzte, daß der Kaiser selbst sie zurechtzuweisen für gut befand, erhellt aus dem „1516. Vortrag. Wegen Haltung der Messe in deutscher Sprache. 27. Sept. 1782. R. Von diesem nur zu Absurditäten führenden Vorschlag ist gänzlich zu präscindiren, und hat die Commission sich mit wichtigern Gegenständen die ich ihr aufgetragen habe, hinlänglich zu beschäftigen und dergleichen Anträge und Hirngespinstereien von der Hand zu weisen. Joseph."

Nicht leicht wurde eine Gelegenheit unbenützt gelassen um den Bischöfen ihre Zurückstellung hinter die Regierung in geistlichen Angelegenheiten einzuprägen. Im Vortrag vom 28. November 1785 über eine Vorstellung der Fürst-Abtei von Säckingen heißt es am Schluß der Resolution: „Uebrigens aber, da wie in dem §. 1 von den Wahlsolennitäten die Rede ist, muß der landesfürstliche Commissär jederzeit vor dem Ordinario oder dessen Abgeordneten genannt werden. Joseph."

Während in Wien gegen die Kirche, ihre Institutionen, den Primat und den Klerus die Schleußen der Cloaken-Literatur geöffnet waren, kam es öfter vor daß Diöcesan-Schematismen, die doch nur trockene Orts- und Namens-Verzeichnisse enthielten, verboten wurden, wenn diese Schematismen von außerösterreichischen Bischöfen die aber in Oesterreich Diöcesan-Antheile besaßen, herausgegeben wurden. So erschien am 20. Februar 1784 (nach dem kaiserl. Resolutions-Buch) ein Verbot den Diöcesan-Schematismus von Passau in Ober-Oesterreich zu verkaufen.

Die Behandlungsweise der Bischöfe seitens der Regierung sollte durch einige Beispiele erläutert werden, welche bisher in den Archiven begraben und unbekannt waren. Diesem Vorhaben dürfte durch die gebrachten Anführungen Genüge geschehen seyn.

XLII.

Die Katholikenhetze in Preußen während des deutschen Kriegs.

Nichts ist natürlicher, als daß in einer Zeit wo die Ereignisse sich drängen und die Gemüther in fortwährender Aufregung und Spannung erhalten werden, der Eindruck den gewisse Vorkommnisse im Augenblick hervorrufen, durch neue und immer neue Ereignisse abgeschwächt wird und für diejenigen, welche nicht unmittelbar und nachhaltig davon berührt worden sind, binnen Kurzem vollständig verschwindet. Wenn schon dieser Umstand unser Vorhaben genügend rechtfertigt: die Thatsache der systematischen Katholikenhetze in Preußen kurz vor Ausbruch und im Verlaufe des deutschen Bruderkrieges zu constatiren, so wirkt doch vorzugsweise noch ein anderer Beweggrund bestimmend auf uns ein.

Es gibt nämlich Thatsachen für die man ein außerordentlich schwaches Gedächtniß hat, die man über Nacht, je nachdem sich die Gesammtsituation ändert, vergißt, die man läugnet, die man trotz der begeistertsten persönlichen Betheiligung von heute schon morgen verurtheilt, für die man bald nachher keine Erklärung und Entschuldigung zu finden vermag und die man ebendarum negiren und von den Tafeln der Geschichte einfach wegwischen zu dürfen glaubt. Je mehr wir

nun überzeugt sind, daß auch die schmachvolle Katholikenhetze in Preußen zu jenen Thatsachen gehört, die man wird todtschweigen wollen, um so näher liegt uns die Pflicht den Gegenstand einer Besprechung zu unterziehen; nicht, als wollten wir versuchen, all' die Pöbelhaftigkeiten aufzuzählen denen die Katholiken gleichzeitig fast überall im Lande ausgesetzt waren — wir hätten Folianten zu schreiben! Uns liegt vielmehr nur daran, den unreinen Strom der sein faules Wasser durch ganz Preußen ergossen, aufwärts bis zu seiner Quelle zu verfolgen.

Es war im Monat Mai d. Js., als plötzlich die „Norddeutsche Allg. Zeitung", das Organ des Ministerpräsidenten Grafen von Bismark, einen politischen Tagesbericht veröffentlichte, der den ausgesprochenen Zweck hatte, „die Evangelischen (namentlich) Oesterreichs zur Wachsamkeit aufzufordern, da sich das Haus Habsburg zu aller Zeit als der Todfeind der evangelischen Kirche (!) erwiesen habe und auch in neuester Zeit von Wien Erlasse ergangen seien, welche die Würde der Evangelischen beleidigen, welche im lauten Widerspruche mit völkerrechtlichen Verträgen stehen und in gewohnter Weise die Bestimmungen der Bundesakte mißachten."

Es war damals die Zeit, wo eine Appellation an den Fanatismus der mittel- und süddeutschen Protestanten dem preußischen Politiker zeitgemäß erscheinen konnte, um deutsche Bundesgenossen gegen Oesterreich zu erwerben; und wirklich haben wir die Vermuthung aufgestellt gefunden, daß dem Artikel des officiösen Organs allerdings die Absicht nicht fern gelegen habe auf das Verhalten der deutschen Mittelstaaten einzuwirken. Wir werden Gelegenheit haben, unsere Ansicht über diesen Punkt weitläufiger zu äußern.

Die Parole der Norddeutschen Allg. Zeitung war kaum ausgegeben, als aus dem katholischen Lager eine so kräftige und überzeugende Antwort ertönte, daß es unmöglich gewesen wäre derlei fanatisirende „politische Tagesberichte" noch ferner zu veröffentlichen, wenn solche Veröffentlichung

nicht zur Ausführung eines bestimmten Planes nothwendig gehört hätte. Wir lassen die energischen Worte der „Köln. Blätter" wenigstens im Auszuge folgen:

„Das heißt im gegenwärtigen Augenblick in einem ministeriellen Blatte und unter der Etikette eines „politischen Tageberichtes" vorgebracht, nichts anderes, als den Versuch machen, das religiöse Gefühl der deutschen Protestanten in religiösen Fanatismus umzusetzen und die Wucht dieses Fanatismus politisch gegen Oesterreich zu verwenden. Das ist eine Kriegsrüstung sauberer Art, würdig der Zeiten des dreißigjährigen Krieges.... Kommt der Krieg, so wird Preußen sich gegen Oesterreich schlagen wegen politischer Vortheile, Preußen wird im Sinne des zweiten Friedrich neue politische Eroberungen zu machen suchen — aber diesen Krieg so begründen, so gleichsam dazu auffordern, und die rein und ausschließlich politischen Motive nun durch religiöse zu schärfen zu suchen, das ist ein unbenennbares Verfahren. Die Nation braucht keinen Gustav Adolf mehr, sie hat an Einem übergenug gehabt für ewige Zeiten.... Indem wir unsererseits ein so schmachvolles Verfahren constatiren, hoffen wir daß die gesammte Presse in der rückhaltlosen Verurtheilung desselben mit uns übereinstimme, wie verschieden auch ihr politischer Standpunkt von dem unserigen sei. Wahrlich, unter allem Betrübenden, was der deutsche Hader in diesen letzten Wochen zu Tage gefördert, ist das Allerbetrübendste, daß ein Blatt von der Stellung der Norddeutschen Allg. Zeitung in dieser Weise und in diesem Augenblicke es wagen darf, das religiöse Gefühl leidenschaftlich aufzuregen und die „„Evangelischen Oesterreichs (natürlich auch ganz Deutschlands) zur Wachsamkeit aufzufordern"".... Hoffen und erwarten wir, daß kein österreichisches Blatt solche Provokationen mit gleicher Münze bezahlt!"

Die Abwehr der Köln. Blätter war verhallt; man nahm den Vorwurf eines „schmachvollen Verfahrens" ruhig hin und fuhr fort in der begonnenen Weise Politik zu treiben. Hatte die Norddeutsche Allg. Zeitung bald darauf den (übrigens nicht vorhandenen) „Zwiespalt der katholischen Dynastie in Sachsen mit dem evangelischen Lande" unter Hinweis

auf alle möglichen Gefahren besprechen zu müssen geglaubt, so beschwichtigte die fromme „Kreuzzeitung“ ihr „evangelisches Gewissen“ über ein Zusammengehen Preußens und Italiens gegen Oesterreich und nannte es Principienreiterei, wenn man sie anderweit an ihren bisherigen Standpunkt erinnerte. Der „Publizist“ verhöhnte Oesterreich wegen seiner Alliirten, als welche er das „Gebet“ und ein „verhätscheltes, anmaßendes Pfaffenthum“ anführte; die „Spenersche“ und andere Berliner thaten von ihrem Witze dazu was sie besaßen — und das geschah unter den Augen des königlichen Staats-Ministeriums!

Was konnte den „Provinzialzeitungen“, was den „Kreis“-, „Stadt“- und „Intelligenzblättern“ und den „Anzeigern“ aller Farben gelegener kommen, als die von den stimmführenden Organen proklamirte Ableitung der politischen Discussion auf religiöses Gebiet! Man kennt den Patriotismus einer gewissen Classe die sich conservativer Grundsätze rühmt, in der That aber auf jedes selbstständige Urtheil verzichtet und in serviler Wohldienerei alle Handlungen billigt, die den Tendenzen der jeweiligen Regierungsleitung zu entsprechen scheinen, deren conservatives Gewissen weit genug ist, um sich in ein Bündniß Preußens mit den italienischen Banditen zu finden, um der Vergewaltigung deutscher Reiche und Fürsten, um der Annectirung deutscher Lande das Wort zu reden, ja, um die Verleitung gefangener ungarischer Truppen zum Eidbruch und zur staatsverbrecherischen Revolution gegen ihren Kaiser und Herrn in der Ordnung zu finden. Für Leute dieses Schlages bedurfte es nur eines Winkes um sie zu überzeugen, daß jetzt die Zeit günstig sei, um ihren schwer verhaltenen Haß gegen Alles, was den katholischen Namen trägt, frei zu äußern. Mit einer Fruchtbarkeit, wie sie dem schleichenden Gewürm eigen ist, wurden nunmehr die ungeheuerlichsten, gemeinsten und schamlosesten Gerüchte erfunden und durch die Presse verbreitet, Gerüchte, wie sie eben nur die Bosheit ersinnen, nur die Dummheit glauben kann.

Kein Priester vom Bischofe bis zum letzten Kaplane blieb verschont, kein Laie der seinen Glauben offen bekannte, blieb unangegriffen. Bald hieß es, daß von katholischen Kanzeln in Preußen wie in Oesterreich „der Kreuzzug gegen das ketzerische Lutherthum gepredigt" und durch allerlei sinnlose Zeichen die Vernichtung Preußens und der baldige Sieg Oesterreichs symbolisch dargestellt worden. Besonders verbreitete sich dieses Gerücht durch den Delegaturbezirk des Breslauer Bisthums (Mark Brandenburg und Pommern) bis in die Lausitz und nach Schlesien. Bei der Gleichartigkeit und Gleichzeitigkeit der erwähnten Gerüchte trat nur zu deutlich hervor, daß dieselben von einheitlicher Leitung ausgehend, durch bestellte Colporteure umhergetragen wurden. Bald wieder sollten katholische Geistliche und Lehrer die österreichische Nationalhymne für das Frohnleichnamsfest eingeübt und an diesem Festtage öffentlich von Kindern und Gemeinden zu singen verlangt haben. Hier wurde auf den zur Täuschung Ungebildeter ersonnenen Armeebefehl Benedeks (eine Räuber-Proklamation), dort auf ein sogenanntes „böhmisches Kirchen-Gebet" (ein fluchwürdiges Machwerk das von Berliner und andern Zeitungen gläubig veröffentlicht ward) ausdrücklich hingewiesen, um dem Volke begreiflich zu machen, „daß ein verheerender Religionskrieg, blutiger als der dreißigjährige, bevorstehe, daß dieser Krieg lediglich von den katholischen Oesterreichern heraufbeschworen werde und daß Preußen in Gefahr schwebe, in einem Kampfe mit den rohesten Barbaren des Erdkreises (Kroaten, Panduren ꝛc.) die heiligsten Güter einzubüßen." (Wir weisen hin auf den Kreuzzeitungs-Artikel: „Oesterreich, unsere Armee und die Wahlen.")

Die ausgestreute Saat fing alsbald an emporzuschießen und Früchte zu tragen. Das ist die Zeit, wo sich dem intelligenten und allzeit geschäftigen preußischen Staatsbeamten ein weites Feld für seine Thätigkeit öffnet: die Zeit der Spionage, der Denunziationen, der landräthlichen Untersuchungen, der Gensdarmen-Uebergriffe, der confessionellen

Bierreden in und außer den Wirthshäusern, der schamlosen Verbreitung lügenhafter Gerüchte, der Pöbelhaftigkeiten, der Beschimpfungen und Insultirungen von Geistlichen und glaubenstreuen Katholiken auf offener Straße — und endlich des organisirten Aufstandes arbeitsscheuer Tagediebe gegen die katholische Bevölkerung.

Das sind viele und höchst gravirende Anklagen in einem einzigen Athemzuge! Freilich wohl; und doch der Rubriken noch nicht genug, um alle Vorkommnisse die wir zu beklagen haben, bequem unterzubringen. So müssen wir es z. B. dahingestellt seyn lassen, wie die Eröffnungsrede welche Se. Magnificenz der Rektor der Greifswalder Universität Prof. Dr. Becker am 15. Mai gehalten, am besten zu subsumiren wäre. „Es muß zum Kriege kommen zwischen dem protestantischen Norddeutschland und dem südlichen Oesterreich; denn in Oesterreich herrscht der starre päpstliche Katholicismus, der die Freiheit der Gedanken hindert": das war der Grundton dieser officiellen Rede über den „Gustavadolfs-Ritt in katholisches Land", gehalten an einer Universität die von mehr als hundert katholischen Studenten frequentirt wird.

Man soll uns nicht sagen dürfen, daß wir zu viel behaupten. Wir haben Beweise zur Hand. War es nicht Spionage, daß Polizeibeamte und Gensdarmen den Predigten der katholischen Geistlichen beiwohnten und über dieselben nach ihrer Auffassung und ihrem Bildungsgrade den Landräthen Bericht erstatteten? War es nicht Spionage, daß Stenographen an dem angeordneten Bettage in den katholischen Kirchen sich einfanden, ohne freilich ihre Thätigkeit entfalten zu können? War es nicht Spionage, daß ein gewisser Heinke, der sich eines Auftrages des Herrn Ministers des Innern und einer offenen Legitimation desselben rühmte, Schlesien und die Grafschaft Glatz bereiste um die Stimmung im Lande, namentlich unter der katholischen Bevölkerung zu erforschen und über das Verhalten der katholischen Geistlichen sich zu informiren? Und war es kein Uebergriff?

Herr an den Minister berichtete, wie katholische Geistliche, namentlich in der Grafschaft Glatz in ihren Predigten und auch sonst Propaganda für Oesterreich machten und wie es nothwendig sei, diesem Treiben durch Vermittelung der Bischöfe entgegenzutreten? Waren es nicht Uebergriffe, wenn die Privatgespräche von Geistlichen und Laien als Basis für eine Untersuchung und demnächstige Verfolgung ausgebeutet wurden, wenn Sicherheitsbeamte öffentlich Schimpfreden gegen alles Katholische vorbrachten, ruhigen Staats-Bürgern mit Gewalt drohten, wofern sie nicht eingeständen, daß und wieviel an Geld sie durch die Geistlichen nach Oesterreich gesandt hätten, wenn bewaffnetes Militär auf eine simple Denunciation hin in die Wohnung eines Geistlichen drang, um ihn wegen angeblicher vaterlandsverrätherischen Handlungen ohne Weiteres auf die Festung zu transportiren?

Doch genug davon! Das Wenige, was wir angeführt, mag zum Beweise dafür dienen, daß es einen Amtseifer gibt der den Behörden ebenso große Verlegenheiten zu bereiten vermag, als denjenigen gegen die er sich wendet, zumal wenn die Katholiken, gestützt auf ihre Schuldlosigkeit und auf ihr gutes Recht, derartige Ausschreitungen mit den ihnen zustehenden gesetzlichen Mitteln von sich abwehren. Und diese Abwehr ist dießmal, trotz der Duldsamkeit, die sonst oft an Indolenz grenzt, von den Katholiken großentheils geübt worden. Es war aber auch gar nicht anders möglich. Die erwähnten Ausschreitungen fielen nämlich zusammen mit den verdächtigenden Gerüchten die gegen jeden Katholiken in Umlauf gesetzt wurden, und mit den Brutalitäten zu denen der Pöbel, durch solche Gerüchte aufgereizt, sich verleiten ließ. Und hier wüßten wir in der That nicht, wo beginnen und wo aufhören, wenn wir jede Schandthat und Lüge dieser Art aufzählen sollten. Den oben mitgetheilten Gerüchten wollen wir hier nur noch einige beifügen. Zählt man zusammen, wie viel Geld allein aus dem Bisthum Breslau nach Oesterreich geschafft worden seyn sollte, so dürfte sich eine Summe von

mehreren hundert Millionen Thalern in Silber und Gold ergeben. Denn dem Herrn Fürstbischof von Breslau allein und seinem Domcapitel wurde ursprünglich die Kleinigkeit von 12 Millionen, dem bischöflichen Delegaten in Berlin zwischen 40 und 50 Millionen Thaler abgelieferter Gelder angedichtet, und es gab keinen Kaplan der nicht wenigstens einige Tausende collektirt und nach Oesterreich befördert hätte. Man hatte es gesehen, wie der Bischof an der Grenze angehalten und mit den Geldtonnen unter Eskorte nach Breslau transportirt worden war. Man wußte auch, von wie viel Mann (20) er bewacht wurde. Da hatten sich Geistliche in Särge und Kisten verpacken und in verrätherischer Absicht über die Grenze versenden lassen, da hielten sich ungarische Husaren in geistlichen Häusern verborgen, da hatten katholische Geistliche, die wer weiß wie viele Meilen von der Grenze entfernt wohnen, durch Fahnen von ihren Fenstern aus dem Feinde Zeichen gegeben.

Aber das sind Lächerlichkeiten, wird man uns einwenden, Mährchen die unglaublich und ebendarum unverfänglich sind. Keineswegs. Es handelte sich nicht mehr darum den Klerus und das Volk nach oben hin zu verdächtigen. Man mochte wohl auch in weiteren Kreisen inzwischen erfahren haben, daß das Einlenken gewisser Zeitungen in einen verständigeren Ton auf höheres Commando erfolgt und daß dieser Befehl durch das energische Einschreiten und die ernste Abwehr Seitens der hochwürdigsten Bischöfe (wir erinnern besonders an den Fürstbischof von Breslau) den höchsten Behörden abgenöthigt worden war. Nach oben hin waren wir Katholiken hinreichend denuncirt; jetzt galt es, uns dem Pöbel zu denunciren, uns einer urtheilsunfähigen Menge preiszugeben, die stets bereit ist das Ehrwürdige zu schmähen, das Unsinnigste zu glauben und die jede Gelegenheit ergreift um der innern Rohheit den entsprechenden Ausdruck zu geben. Und so geschah es.

Man drang in die Häuser von Geistlichen, ohrfeigte die

wehrlose Bedienung, erpreßte Geld und stieß Drohungen sowohl gegen die abwesenden Hausbewohner, als gegen die Katholiken überhaupt aus; man warf den Geistlichen die Fenster ein; man ließ (wir erinnern an den Vorfall in der Provinz Sachsen) Plakate an den Schenken anschlagen, auf denen außer Schamlosigkeiten die sich nicht wiedergeben lassen, die Worte standen: „Alle Katholiken sollen sterben. Zuerst soll der Kaufmann H., dieses katholische Unflath sterben, dann soll der katholische Pastor sterben!“ Man rief Geistlichen auf der Straße zu: „Da geht der verfluchte katholische Pfaffe her.“ Man warf mit Steinen nach katholischen Lehrern mit den Worten: „Steinigt den Hund!“ Man reizte die Schuljugend, so daß es zu förmlichen Kämpfen und zu Mißhandlungen der katholischen Kinder kam (wir erinnern namentlich an Sachsen und Pommern). Man organisirte eine Pöbelrevolte gegen die „guten Katholiken“ und plünderte und demolirte deren Häuser und Waarenlager ganz stylgerecht wie 1848 (wir erinnern an die Vorgänge zu Schwedt a. d. O. am 11. Juni d. J.). Man schlug Geistliche, wie dieß am hellen Tage in Breslau vorgekommen, man proklamirte in öffentlichen Lokalen eine Priesterverfolgung und es waren nicht etwa Fabrikarbeiter, sondern k. preußische Infanterie-Offiziere, die Crême der Bildung und Gesittung, welche am 3. Juli im Hotel de Rome zu Breslau, in Gegenwart eines Geistlichen der soeben 30 bis 40 barmherzige Schwestern auf den Kriegsschauplatz begleitet hatte, sich äußerten: „Es werde gut seyn, die katholischen Geistlichen zu kreuzigen, oder vielmehr, da dieß eine zu langsame Exekution, sie aufzuhängen.“ Man zerbrach in einer Nacht alle Denkmalkreuze auf einem katholischen Kirchhofe in Schlesien und ruinirte namentlich die Denkmale der Geistlichen. Man beschimpfte und warf mit Steinen die barmherzigen Schwestern in dem Augenblicke, wo sie vom Lazareth in ihre Wohnung sich begaben, und da sie auch durch solche Rohheit in ihrem gesegneten Wirken sich nicht beirren ließen, so ersann man die

wahrhaft teuflische Lüge, daß sie Schwefelsäure in die Wunden der kranken Soldaten gegossen hätten (geschehen zu Görlitz). Man warf mit Steinen nach dem Wagen des Fürstbischofs von Breslau, der als Landesverräther von Militärwachen umgeben seyn sollte, man insultirte ihn am hellen Tage auf offener Straße in der brutalsten Weise durch Schimpfreden und richtete auch an ihn die gemeinsten anonymen Zuschriften, nachdem man wiederholt versucht hatte, ehrenwerthe Geistliche durch anonyme Anklagen der raffinirtesten Art in den Koth zu ziehen. Einer von diesen Briefen ist in den „Breslauer Hausblättern von Dr. Wick“ veröffentlicht worden und wir können ihn hier zur Charakterisirung der agitirenden Bande gleichfalls folgen lassen.

„Breslau, den 3. Juli 1866.

Euer Eminenz mache ich hiermit ganz gehorsamst bekannt, wenn Hochdieselben die nichtswürdigen Handlungen, welche Sie aus übermenschlichem Katholicismus an den Tag legen (?), und werden fortfahren bloß den österreichischen (!) Gefangenen Erfrischungen auf dem Bahnhofe verabreichen zu lassen, und die preußischen Gefangenen (!!) ebenfalls nicht mit bedenken werden, so hat am längsten Ihr verstocktes und miserables katholisches Herz geschlagen, indem Sie in einer kurzen Zeit werden als Leiche daliegen. Zur Beachtung!

Mehrere Breslauer Einwohner.“

Wir schließen unsere Andeutungen, indem wir nur noch bemerken, daß jeder auch der kleinste unscheinbarste Ort von confessionell gemischter oder rein protestantischer Bevölkerung sein Contingent an Gerüchten, Verdächtigungen und thatsächlichen Ausfällen gegen die Katholiken gestellt hat.

Eines Tages wird man sich fragen, welche Haltung wohl die katholische Bevölkerung Preußens vor und während jener Zeit, die wir soeben beschrieben, beobachtet habe, welche scheinbaren Veranlassungen wenigstens vorgelegen haben, um eine Verfolgung zu organisiren die, abgesehen von den nicht unbeträchtlichen materiellen Schädigungen, sieben

Millionen preußische Unterthanen ungerechter Weise beunruhigt und an ihrer Ehre vor den Augen Europa's tief gekränkt hat? Wird man um die Antwort verlegen seyn? Nicht im geringsten; es liegen ja die Zeitungsblätter vor welche „aus der glaubwürdigsten Quelle", „von Augenzeugen", „von gut unterrichteter Seite", oder wenigstens wie die Kreuzzeitung „von einem verehrten Gönner aus der Provinz" unausgesetzt Berichte über vaterlandsverrätherisches Treiben der Katholiken gebracht haben. Man ignorirt die Proteste, die öffentlichen Nachweise, daß alle dergleichen Berichte Verläumdungen waren, man ignorirt die gerichtlich erzwungenen Widerrufe, das Einschreiten der zum Schutze herbeigerufenen Staatsanwaltschaft; man ignorirt Alles, citirt einen tausendmal widerlegten, lügenhaften Artikel als Geschichtsquelle — und das deutsche Philisterium ist überzeugt, daß das Verhalten der preußischen Katholiken ein besorgnißerregendes gewesen, ganz geeignet um Gegenmaßregeln zu provociren, wenigstens um die protestantische Bevölkerung zur Vorsicht zu mahnen. Wir wissen, daß man in solcher Weise Geschichte fabricirt und darum wird es uns gestattet seyn, jetzt wo die Situation noch unverändert besteht, wo Jedermann die Ereignisse noch frisch im Gedächtniß bewahrt, das Verhalten der Katholiken in kurzen Worten zu schildern.

Als die ersten Feldrufe gegen die Katholiken laut wurden, war das Staunen in den Kreisen redlich gesinnter Protestanten ebenso groß als bei uns Katholiken; denn Nichts, absolut Nichts lag vor, was einen Verdacht gegen die katholische Bevölkerung hätte erregen können.

Wir haben ein Recht, zu behaupten, daß Preußen mit der Treue und Hingebung, ja wir sagen nicht zu viel, mit der gutmüthigen Duldsamkeit seiner katholischen Unterthanen allzeit zufrieden seyn konnte und daß das Land in neuester Zeit wiederholt den Beweis empfangen hat, wie die Katholiken niemals zurückstehen, wo es gilt der Noth und Gefahr wirksam entgegenzutreten. Die Regierungen müssen es

wissen, daß der Klerus und das katholische Volk von dem Vorwurfe eines zweifelhaften Verhaltens frei sind, daß specifisch katholische Gegenden stets eine conservative Gesinnung bekundet haben, nicht nur bei den Landtagswahlen und bei den parlamentarischen Debatten, sondern und vorzugsweise in den Zeiten des Krieges, der socialen Noth, der Revolution. Lassen wir frühere Zeiten unbesprochen; aber wer erinnert sich nicht daran, daß im J. 1848, als alle Welt den Kopf verloren zu haben schien, Fürstbischof Melchior von Breslau, Cardinal von Diepenbrock es war, der sein bischöfliches Hirtenwort: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!" ernst und durchdringend in die weite Diöcese hineinrief. Man weiß es, welch' siegende Gewalt dieses Wort gegen die Steuerverweigerer geübt hat. Man weiß auch, daß die Volksredner auf den öffentlichen Plätzen einen ganz anderen Erfolg erzielt haben würden, wenn der katholische Klerus auch nur ein wenig lässig in der Erfüllung seiner Pflicht gewesen wäre, die Gläubigen ununterbrochen zur Unterthanen-Treue zu ermahnen. Klerus und Volk kamen ihrer Pflicht getreulich nach. Und das geschah damals, nach den tausendfältigen Kränkungen die wir kurz vorher während des Ronge-Skandals erfahren hatten. Und jetzt, jetzt sucht man uns zu Boden zu treten, während hundert Tausende von katholischen Staatsbürgern den Fahnen folgten und ihr heimathliches Familienglück, ihre Gesundheit, ihr Gut und Blut opferten, weil ihr Kriegsherr sie gerufen hatte. Keiner hat sich gesträubt, Keiner hat seinen Namen mit der Makel der Feigheit oder des Ungehorsams befleckt. Die Schlachtfelder Schleswigs, wo zumeist Katholiken fochten und bluteten, haben kaum aufgehört zu rauchen und es ist von neuem Blut in Strömen geflossen. Es waren fast nur Familienväter, katholische Oberschlesier die in den Gefechten bei Berun und Oswiecym niedergemetzelt wurden; sie sind willig in den Tod gegangen für ihren König und Herrn und haben der Welt nicht das Schauspiel jener ostpreußischen Landwehrmänner

gegeben die in Marienburg durch Linientruppen zur Ordnung und Disciplin gebracht werden mußten.

Jetzt sucht man uns als Landesverräther zu brandmarken, während die Priester und Ordensleute zu Hunderten auf die Schlachtfelder und in die Lazarethe eilen, um mit Lebensgefahr den unglücklichen Verwundeten und Sterbenden die Tröstungen der Religion zu spenden und Samariterdienste an ihnen zu üben; jetzt tritt man uns in den Staub, während die Katholiken so gut wie die Protestanten unaufgefordert ihre Habe opfern, um zur Befriedigung der vielen Bedürfnisse, die der Krieg veranlaßt hat, nach besten Kräften beizusteuern. Setzen wir den Fall, die Katholiken Preußens hätten in der That eine etwas reservirte Haltung beobachtet, sie hätten sich, wir wollen nicht sagen, schwierig sondern nur weniger theilnahmsvoll gezeigt in einem Augenblicke, wo die Regierung der Sympathien der Gesammtbevölkerung nicht wohl entbehren konnte — würde man sie haben verurtheilen oder auch nur anklagen dürfen? Ist wirklich Alles für uns hier zu Lande so geartet, daß wir mit Genugthuung jede behördliche Maßnahme annehmen, den Gehorsam mit Freudigkeit leisten können? Wir sagen es mit aller Offenheit, daß diejenigen sich in einer großen Täuschung befinden welche meinen, das Wohlverhalten der Katholiken in Preußen wurzele in einem anderen Boden als einzig in dem der christlichen Moral, welche uns gebietet der bestehenden Staatsregierung als der von Gott eingesetzten Macht Gehorsam zu leisten. Rücksichten der Dankbarkeit sind für uns nicht vorhanden. Wenn die Parität zur Wahrheit geworden seyn wird, wenn wir statt des zähen Widerstrebens auf das wir bei den Justiz- und Verwaltungsbehörden des Staates fast bei jedem Schritte stoßen, den wir vorwärts thun, jenes rücksichtsvolle Entgegenkommen, jene bereitwillige Unterstützung, jenen Schutz und jene Staatshülfen finden werden welche die „Landeskirche" des „paritätischen Staates" genießt, ja dann werden wir nicht mehr Grund haben von einer gutmüthigen Duldsamkeit zu

reden, die sich um Gotteswillen in die gegebenen Verhältnisse schickt; dann werden wir auch nicht anstehen, die Gesinnungen der Dankbarkeit zu bekunden, zu der man uns verpflichtet haben wird. Was wir bisher erlangten, das beruht nicht auf Gnadenakten sondern auf gesetzmäßiger Gewährung, wie sie berechtigten Ansprüchen ohne Rechtsverletzung nicht vorenthalten werden kann. Das ist unsere Stellung im Allgemeinen und genau so gestaltete sie sich gegenüber der Katholikenhetze von 1866. Wir haben keinen anderen Schutz genossen, als den welchen wir uns selbst verschafft haben.

Die Staatsanwälte, die Richter, die Schiedsrichter, die Zeitungsredakteure sind nicht unbeschäftigt geblieben. Aller Orten haben die Katholiken für ihre durchaus gerechte Sache die gesetzliche Hülfe beansprucht, die ihnen als Staatsbürgern gewährt werden mußte. Allerdings bleibt eine Unzahl von Kränkungen, von Schmähungen und Verdächtigungen, die auf geheime und um so unehrlichere Weise uns angethan wurden, im Schuldbuche der Gegner ohne Abrechnung eingetragen; aber gleichwohl sind sie der Verurtheilung nicht entgangen. Denn keiner der Tausende von versteckten Verläumdern ist auf öffentliche Herausforderung hervorgetreten, um die gegen die Katholiken vorgebrachten Anklagen unter Beweis zu stellen. Keiner ist hervorgetreten; alle haben den ihnen entgegen geschleuderten Vorwurf der „Lüge", der „Schurkerei", der „Niederträchtigkeit" auf sich sitzen lassen müssen, und darin liegt für uns eine genügende Rechtfertigung. Denn man muß nur wissen, mit welcher Genauigkeit die Worte unserer abwehrenden Proteste geprüft werden, mit welchem Eifer die Behörden darauf dringen, daß für jedes veröffentlichte Faktum unsererseits der Zeugenbeweis geliefert werde, wie eilig man Untersuchungen gegen diejenigen einleitet, die kein anderes Verbrechen begangen haben, als das für die Ehre einer guten und gerechten Sache in die Schranken getreten zu seyn. Gegen die Verläumder aber erhob sich Seitens der Behörden nicht einmal ein warnender Ruf. Wir

wollen zusehen, mit welchen Strafmitteln man staatlicher Seits vielleicht jetzt noch gegen diejenigen vorgehen wird, die in der That Haß und Verachtung gegen eine der staatlich anerkannten Religionsgesellschaften erzeugt haben, gegen die Redakteure z. B. von Herrn Braß angefangen, dem Leib-Publicisten des Grafen Bismark, bis zu dem letzten Winkel-Schreiber in der obscursten Provinzialstadt. Wir wollen zusehen, ob gegen die protestantischen Prediger, welche thatsächlich von der Kanzel herab den Krieg als einen Religions-Krieg proklamirt haben (wir erinnern z. B. an die Berichte aus Coblenz und Mark Brandenburg), jene Strenge gehandhabt werden wird, welche man gegen die katholischen Geistlichen, die dergleichen gethan haben sollten, anzuwenden drohte. Wir wollen abwarten, mit welchen Strafen man die Proselytenmacherei jener protestantischen Prediger und ihrer Helfershelfer ahnden wird, die sich nicht damit begnügten ganze Ballen von Traktätlein in die Waggons zu werfen, in denen gefangene katholische Oesterreicher befördert wurden, sondern auch auf den Schlachtfeldern erschienen und in den Lazarethen den Schwerverwundeten Schaudergeschichten über die Inquisition mit Abbildungen gräßlicher Marterwerkzeuge zusteckten, wahrscheinlich um durch solchen Lesestoff die Gemüther der Kranken zu erheitern und ihre Genesung zu befördern. Ohnehin muß man ja annehmen, daß auch den protestantischen Lazarethpflegern derselbe Revers vorgelegt worden sei, wie den katholischen Ordensfrauen, der Revers durch welchen sich letztere verpflichten sollten aller Proselytenmacherei fern zu bleiben.

Wir haben oben erwähnt, daß den officiösen Zeitungen nach Verlauf einer gewissen Zeit von maßgebender Seite Winke ertheilt worden seien, sich zu mäßigen. Hier, wo wir eben daran sind von unserer Schutzlosigkeit zu sprechen, nehmen wir keinen Anstand dieser Maßregel zu gedenken. Daß sie effektlos blieb, ist freilich ebenso wahr als erklärlich; denn die kleinstädtischen Lokalblätter welche sich ohnehin nur vom

Skandal zu nähren pflegen, fanden keine Veranlassung jene Zurückhaltung nachzuahmen, sie schienen sich vielmehr zu bemühen, die entstandene Lücke ihrerseits nach Kräften auszufüllen. Wäre den ersten Hetzartikeln der Norddeutschen Allg. Zeitung und der Kreuzzeitung eine energische Erklärung von Amtswegen gefolgt, in welcher die Staatsbehörden das Publikum vor jeder confessionellen Hetzerei unter Strafandrohung gewarnt und die Veröffentlichung confessionell aufreizender Artikel streng untersagt hätten, so wäre dieß ausreichender Schutz für uns gewesen und hätte zugleich den beruhigenden Beweis geliefert, daß die schon veröffentlichten Artikel zu dem officiösen Charakter der betreffenden Zeitungen in keiner Beziehung standen. Wir wissen wohl, daß die Behörden eine derartige amtliche Erklärung aus dem Grunde ablehnen zu müssen glaubten, weil dadurch dem Gegenstande eine höhere Bedeutung beigelegt würde als er verdiene, und weil dadurch die Spannung nur gesteigert worden wäre. Erfahrungsmäßig aber haben wir uns von der Richtigkeit dieses Calculs nicht zu überzeugen vermocht. Wo nämlich amtliche Erlasse wirklich veröffentlicht wurden, z. B. von Seite des Staats-Anwaltes in Küstrin, des Landrathes in Beuthen, der Regierung zu Liegnitz durch den Landrath von Löwenberg — überall haben sie sofort jenen erfolgreichen Einfluß geübt, den die Drohung mit polizeilicher oder gerichtlicher Verfolgung auf feige Verläumder stets hervorzubringen pflegt.

Uebrigens hätten wir uns Glück gewünscht, wenn die Zeitungen auf das von Oben empfangene Aviso sich einfach eines vollkommenen Stillschweigens befleißigt hätten. Denn die officiellen Wohlverhaltungsatteste, welche man nun hie und da den Katholiken auszustellen anfing, waren zum Theil wenigstens geeignet diese von neuem zu verletzen, statt sie zu beruhigen. So wählte z. B. die „Provinzialzeitung für Schlesien" d i e Form, daß sie die segensreichen Erfolge der preußischen Staatsleitung pries und dabei miterwähnte, „daß Preußen es verstanden habe (im Gegensatz zu Oesterreich),

innerhalb seiner Grenzen den confessionellen Riß der Deutschland immer trennte, durch seine weisen Maßregeln auszugleichen und die Katholiken zu guten Unterthanen heranzubilden." Es wäre zu viel gewesen, die Katholiken unumwunden „gute Unterthanen" zu nennen; darum warf man uns gleichzeitig den Vorwurf in's Gesicht. Vor Allem müssen wir jedoch an die höchste und darum bemerkenswertheste Kundgebung nach dieser Richtung hin erinnern, welche im „Staatsanzeiger", also nicht ohne hochamtlichen Charakter, erschien und in mehrere Zeitungen übergegangen ist. Wir wissen, daß diese Kundgebung in der That auf die Beruhigung der Katholiken und auf die Fernhaltung ungerechter Angriffe gegen sie berechnet war. Diese Bemerkung vorausschickend lassen wir den beregten Artikel selbst hier folgen, zumal wir über Inhalt und Form desselben eine Notiz beizufügen haben. Der „Staatsanzeiger" schreibt am 13. Juli:

„Eines der glänzendsten Zeugnisse dafür, daß Preußen seiner culturhistorischen Mission im Herzen Europa's mit Erfolg nachgekommen ist, erblicken wir jetzt insbesondere auch auf dem kirchlichen Gebiete. Der alte Grundsatz des Staates, der Freiheit des religiösen Bekenntnisses nicht nur, sondern auch dem Walten der großen Kirchengemeinschaften in ihren Rechten und Eigenthümlichkeiten die größte Rücksicht zu tragen und ihnen keine unberechtigten Schranken zu setzen, hat sich sowohl in dem großartigen Entwickelungskampfe Preußens für die nationalen Ziele Deutschlands, als auch in Beziehung auf die inneren Zustände des Staates treu bewährt. Die Bekenner der verschiedenen Confessionen stehen in seltener Eintracht, in der Vaterlandsliebe wetteifernd nebeneinander. Wie die evangelische Geistlichkeit, so haben ganz insbesondere auch die höchsten Würdenträger der katholischen Kirche in Preußen in der segensreichsten Weise eingewirkt, für den religiösen und politischen Frieden in der gegenwärtigen großen und verhängnißvollen Zeit die sichtlichsten Erfolge erzielt. Nirgends sind die etwa vorhandenen religiösen Gegensätze in den patriotischen Aufschwung störend eingetreten, überall hat sich im preußischen Volke, na-

mentlich unter den Bekennern der beiden großen Kirchengemeinschaften, die versöhnlichste Gesinnung, die gegenseitige Achtung des Bekenntnisses geltend gemacht. Und diese Gesinnung ist auch in Feindes Land zur Beseitigung des oft absichtlich ausgestreuten Mißtrauens und des künstlich erzeugten Hasses der Bevölkerungen von dem größten Werthe und von den günstigsten Folgen für unsere Söhne und Brüder in der Armee gewesen. So erntet Preußen auch auf dem Gebiete religiöser Toleranz und Freiheit Früchte, zu welchen seine Regenten Jahrhunderte hindurch den Samen gestreut."

Zuvörderst muß constatirt werden, daß, wenn diese Kundgebung den Katholiken hat zu Hülfe kommen wollen, sie leider zu spät kam und ihren Zweck daher verfehlen mußte. Denn vom 13. Juli an, wo dieser Artikel publik wurde, gab es Dank unserer Selbsthülfe nur mehr vereinzelte Schreier, die der Staatsanwaltschaft übergeben werden mußten. Die Kunde, daß die Justizbehörden ihrer Pflicht nicht ausweichen könnten, die entdeckten Verläumder mit den gesetzlichen Strafen zu belegen, hatte sich um diese Zeit weit genug verbreitet, so daß nur beispiellos tölpelhafte Subjekte sich noch zu derlei Unvorsichtigkeiten verleiten ließen. Trotz dieser Verspätung würden wir wenigstens die gute Absicht des „Staatsanzeigers" erkannt und anerkannt haben, wenn er mit drei Zeilen die confessionellen Hetzereien gemißbilligt, das Verhalten der Katholiken als ein loyales bezeichnet und die Verläumder mit den gesetzlichen Strafen bedroht hätte. Der Artikel enthält aber nur einen Panegyrikus auf die Regenten Preußens. Die Freiheit, heißt es, welche der Entfaltung der Kirchengemeinschaften gewährt worden, habe die schönen Früchte einer ausgezeichneten Toleranz erzeugt, so daß Protestanten und Katholiken in den Gesinnungen treuer, aufopferungsvoller Vaterlandsliebe einig seien. Das heißt mit andern Worten ziemlich ebenso viel, als daß der Staat es sei der die Katholiken zu guten Unterthanen herangebildet habe. Es ist jetzt nicht unsere Sache die gerühmte Ausübung des Staatsgrundsatzes,

wonach dem freien Walten der Kirche von jeher alle Rücksicht geschenkt worden sei, einer historischen Kritik zu unterziehen. Was aber die schönen Früchte der „Toleranz, der versöhnlichen Gesinnung, der Eintracht, der Achtung des religiösen Bekenntnisses" anbetrifft, so glauben wir oben die nothwendige Illustration für diesen Text geliefert zu haben. Hat der Staatsanzeiger vielleicht gefürchtet, daß ein Wort der Anerkennung die Katholiken in demselben Grade aufblähen würde, als es die Protestanten verletzen könnte? Sonst wüßten wir in der That nicht, warum der „evangelischen Geistlichkeit" im Allgemeinen nur die „höchsten Würdenträger der katholischen Kirche" gegenübergestellt werden, wo von einer segensreichen Einwirkung für den Frieden die Rede ist und warum auf der oft widerlegten Zeitungsnachricht bestanden wird, als sei in Oesterreich das Volk zum confessionellen Haß und Mißtrauen gereizt worden. Die höchsten katholischen Würdenträger Preußens beanspruchen das Lob das ihnen gezollt wird, nicht für sich allein, sondern sie sind stolz darauf ihrem gesammten Klerus das Zeugniß ertheilen zu können, daß Jeder in seinem Kreise bemüht gewesen ist, „für den religiösen und politischen Frieden in dieser verhängnißvollen Zeit einzuwirken", selbst dann als Hirten und Heerden unverschuldet beschimpft und verhöhnt wurden. Bezüglich der angeblichen Fanatisirung in Oesterreich aber wollen wir nicht auf die zahlreichen Widerlegungen hinweisen, die auf jede Verläumdung speciell erfolgten und auch in Preußen bekannt geworden sind, nicht auf die Thatsache, daß auch die leiseste feindselige Berührung der in Oesterreich so sehr protegirten Protestanten einen wahren Sturm des Wiener Preßpöbels gegen die Kirche hervorgerufen hätte; nur an die Ergebenheitsadresse der Wiener evangelisch-theologischen Fakultät und namentlich an den Bericht des General-Superintendenten Krause wollen wir erinnern — Aktenstücke die jede Verdächtigung der in Oesterreich katholischer Seits geübten Toleranz der Lüge überführen, die vor Aller Augen da liegen und auf die man sich

um so lauter berufen muß, je sorgsamer die Zeitungen deren Erwähnung vermeiden.

Zum Beweise übrigens, daß wir mit unserer Auffassung keineswegs allein stehen, und um den Eindruck zu zeichnen den der rühmende Hinweis auf die geübte Toleranz in einem Augenblick hervorrufen mußte, wo die schreiendste Intoleranz deutlicher als je zu Tage trat, lassen wir die Bemerkungen folgen, welche die „Breslauer Hausblätter" (Nr. 57) an den beregten Artikel des Staatsanzeigers geknüpft haben:

„Wir müssen gestehen, wir wurden in merkliches Erstaunen versetzt, als wir diese Zeilen lasen. Wahr ist, daß die Bekenner der verschiedenen Confessionen wetteifern in Vaterlandsliebe und daß nicht nur die höchsten Würdenträger des katholischen Klerus, sondern der katholische Klerus überhaupt für den religiösen und politischen Frieden getreulich gewirkt hat. Was aber die sichtlichen Erfolge anlangt, so haben diese in der Diözese Breslau eine eigenthümliche Beschaffenheit. Während unsere katholischen Soldaten im Felde kämpfen und bluten, während unsere barmherzigen und grauen Schwestern auf dem Kriegsschauplatze und in den Lazarethen mit Aufopferung die Verwundeten pflegen, während unsere barmherzigen Brüder und Elisabethinerinen ihre Klöster in Hospitäler verwandelt haben zur Aufnahme der Kranken und blessirten Krieger, während unsere Priester in großer Zahl freiwillig — oft auf eigene Kosten — nach den Schlachtfeldern eilen den Leidenden und Sterbenden geistlichen Trost und leibliche Hilfe zu bringen, während das katholische Volk aller Stände mit allen Uebrigen wetteifert in Opferfreudigkeit, müssen wir erfahren, wie gegen unseren Hochwürdigsten Herrn Fürstbischof und seinen Klerus, ja gegen die Katholiken überhaupt eine wahre Treibjagd von Lüge und Verläumdung veranstaltet wird, und wie keine Verdächtigung zu schamlos, keine Kränkung zu bitter ist, die man nicht erfände und übte gegen den katholischen Namen. Bereits ist der Hochwürdigste Herr Fürstbischof auf offener Straße in gröblichster Weise insultirt, ja selbst seine Diener in rohester Art mißhandelt worden. Bereits haben die Priester Hohn und Spott zu erdulden, wo sie er-

scheinen. Es ist kaum ein Winkel mehr in der großen und weiten Diöcese dahin sich dieses Treiben nicht erstreckte, selbst die Schulkinder sind von dem allgemeinen Fanatismus angesteckt — und das in einer Provinz die über die Hälfte katholisch ist. Wer aber beschreibt die Wuth gegen unsere Priester in den Missionen der Mark und Preußen!"

„Wir hoffen und erwarten, daß die Daten gesammelt werden und das Hochw. Fürstbischöfliche Ordinariat seiner Zeit vor Deutschland Zeugniß geben wird von der Art, in welcher man hier und in den Missionsbezirken die katholische Treue und Aufopferung gelohnt hat in dieser verhängnißvollen Zeit. Dem „Staatsanzeiger" scheinen diese Zuständlichkeiten, welche die Eintracht in ein allerdings nicht den Katholiken zur Last fallendes ungünstiges Licht stellen, nicht genügend bekannt zu seyn. Hier wissen davon Tausende Bitteres zu erzählen und können auch versichern, daß sie dieses unwürdige Treiben als vaterlandsschädigende Drachensaat ansehen."

Es erübrigt jetzt nur noch ein Wort über den Ursprung und die Ausbreitung der preußischen Katholikenhetze zu sagen. Natur- und sachgemäß wäre es jedenfalls, wenn wir an dieser Stelle einen amtlichen Bericht der Polizeibehörden veröffentlichen könnten, der all' die geheimen Gänge bloslegte und die intellektuellen Urheber in genauen Listen namentlich aufführte. Das wäre das geeignetste Mittel, um aller Welt die beruhigendste Auskunft darüber zu ertheilen, welch' zarte Rücksichten der freien unbehinderten Entfaltung der katholischen Kirchengemeinschaft und ihrem guten Recht von den Behörden geschenkt werden. Aber ach! in der drangvollen Zeit von der wir reden, war die Polizei beschäftigt genug, wenn sie nach österreichischen Spionen erfolgreich vigiliren und die politischen Gesinnungen ihrer nicht uniformirten Mitmenschen ergiebig auskundschaften wollte. Was kümmerte sie die Katholikenhetze? Daß wir eine Gefahr für's Vaterland darin finden, wenn ein namhafter Theil der Landesunterthanen in seinen heiligsten Gefühlen gekränkt, in

seinen theuersten Rechten verletzt wird, ist eben eine Privatansicht, die der Polizeimann zu theilen nicht verpflichtet ist. Auf eine aktenmäßige Darstellung der Genesis und der Ausbreitung der Verfolgung muß also vorläufig verzichtet werden; demnach gereicht es uns nicht zum Vorwurfe, wenn wir uns mit der Anführung unserer eigenen Wahrnehmungen begnügen.

Notorisch steht soviel fest, daß der ministeriellen Norddeutschen Allgemeinen und der Kreuzzeitung der Ruhm gebührt den Funken des Brandes in's Land geschleudert zu haben. Wenn man aus der Richtung von welcher her die ersten Allarm-Signale gegeben wurden, darauf hat zurückschließen wollen, daß die wohl organisirte Verfolgung schon beim Entwurfe und bei der Feststellung des Kriegsplanes gegen Oesterreich mit in Berechnung gekommen sei, so zeigt dieß nur, wie man aus der engen Verbrüderung Preußens und Italiens auch auf die volle Gleichartigkeit wie der Gesinnung so der Kampfesweise schließen zu dürfen gemeint hat. Und allerdings ist es ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß kurz vor Ausbruch des Krieges (am 9. Juni) im italienischen Parlament der Vernichtungskampf gegen die Kirche proklamirt wurde. „Bald, sofort müsse die Verfolgung beginnen, müsse der stets hindernde Einfluß der Kirche gebrochen werden; denn wenn man das vorgesteckte Ziel erreichen wolle, so seien zuvor die Gegner im Innern unschädlich zu machen." Von welcher Person der ähnliche Gedanke in Preußen ursprünglich ausgegangen, welche Stellung die Agitatoren bekleiden, die eine so ausgebreitete Thätigkeit entfaltet haben, das lassen wir füglich ununtersucht. Eins haben sie nicht verborgen und nicht verleugnen können, daß sie nämlich von dem glühendsten Hasse gegen die Kirche erfüllt und daß sie solidarisch unter einander verbunden sind. Es bedarf aber für uns keiner weiteren Kennzeichen; wir merken am bloßen Händedruck, auch ohne daß man uns Schurzfell und Kelle zeigt, mit wem wir es zu thun haben. Wer übrigens den

Ereignissen näher gestanden hat, dem drängten sich von selbst die Indicien einer intellektuell und materiell einheitlichen Leitung der Bewegung auf, die sich als Logenarbeit manifestirte. Wir erinnern beispielsweise an die Emissäre, welche zum Frohnleichnamsfeste die Mark Brandenburg und Niederschlesien bereisten und die bekannt gewordene Tendenzlüge in Umlauf setzten, daß die katholischen Geistlichen durch Zertrümmerung eines Topfes resp. Glases von der Kanzel herab den Untergang Preußens symbolisirt hätten. Insoferne nun diese geschlossene Brüderschaft auf allen hervorragenden Stellen durch ihre Mitglieder repräsentirt wird und bei dem Einflusse, den dieselbe an maßgebendem Orte übt, darf man allerdings behaupten, daß der Sturm, der Preußen durchbrauste, nicht in den Niederungen entstanden sei, sondern von den Höhen her wehte. Um den leitenden Gedanken der Bewegung: „Wenn wir an die Grenze marschiren, wollen wir keine Feinde im Rücken haben," praktisch zu verwerthen, war es nothwendig Haß und Mißtrauen gegen den Katholicismus und seine Bekenner in so hohem Grade zu erregen, daß Niemand mehr zweifeln konnte, wir Katholiken seien die „Feinde im Rücken." In solchen Fällen leistet nichts ersprießlichere Dienste, als ein Schlagwort. Welches Schlagwort erfand man? Wie auf ein strenges Commando legte man die alten, so beliebten Schimpfnamen einstweilen in die Reserve-Rüstkammer. Wir hörten weniger als sonst gegen „katholische Pfaffen", „Finsterlinge", „Ultramontane" und „Römlinge" losziehen; an Rom dachte man vorläufig nur in zweiter Linie. Dagegen erfand man für alle Katholiken, Priester wie Laien die sofort allgemein adoptirte Bezeichnung: „Oesterreicher"! Man identificirte uns also mit den Bekriegten, man schob uns deren Gesinnungen gegen Preußen unter, man stellte uns als die natürlichen Verbündeten des Feindes dar. Mit einem Worte: alle Vorwürfe, alle Anklagen die man gegen denjenigen in petto haben muß, gegen den man das Schlachtschwert ziehen will, sie alle faßte man zusammen

und suchte sie gegen uns zu schleudern, indem man uns Feinde, indem man uns „Oesterreicher“ nannte. Der gedankenlose Pöbel war durch dieses Schlagwort ausreichend belehrt, er kannte nun die „im Finstern schleichende Partei“ welche mitten im Lande die verderblichsten Pläne für den Untergang des Staates schmiedete, um falls der Sieg auf ihre, d. i. auf Oesterreichs Seite fiele, den „Hort des Protestantismus“, „die heiligsten Güter Preußens und Norddeutschlands“ zu schädigen. Man muß gestehen, der Operationsplan gegen die Katholiken war so übel nicht. Aus der Voraussetzung, daß wir Feinde des Vaterlands, Menschen von staatsgefährlichen Gesinnungen und Bestrebungen seien, ergab sich mit Nothwendigkeit, daß ein weiser Feldherr tela et arma, Offensiv- und Defensivwaffen gegen uns in Anwendung bringen mußte. Ja, daß man uns die Lebensluft vergiftete, daß man uns die Ehre heimtückisch stahl, war unter der gemachten Voraussetzung nur eine Vergeltung der unehrlichen Kampfesweise, die wir geübt. Unter der gemachten Voraussetzung! Aber wie in aller Welt kam man zu dieser Voraussetzung? Wir müssen bei der Beantwortung dieser Frage einen wunden Fleck unserer Gegner etwas unsanft berühren; indessen, wenn es sich darum handelt die Wahrheit zu sagen, schwinden zarte Rücksichten.

Man kam zu dieser Voraussetzung durch das eigene schlechte Gewissen und durch die daraus hervorgehende Furcht. Was nämlich die Männer von der Kelle anbetrifft, die den deutschen Bruderkrieg genau nach dem Muster des italienischen Raubkrieges schon so lange und so offen vorbereitet hatten, daß sie gar nicht daran denken diese vielfach constatirte Thatsache abzuleugnen, so sind dieselben bei ihrer langen Entwöhnung von allen Grundsätzen des positiven Christenthums gar nicht mehr fähig zu begreifen, daß es noch Menschen gibt die um des göttlichen Gebotes, um der Forderung ihrer Religion und um ihres Gewissens willen selbst dann Gehorsam mit Treue zu üben bereit sind, wenn sie nicht mit

jeder Aktion der herrschenden Gewalt einverstanden sind. Je klarer es aber den Agitatoren der Loge war, daß die Katholiken Norddeutschlands eine Art moralischen Selbstmordes begingen, wenn sie einem Kriege ihre Billigung schenkten der das Haus Habsburg nur deshalb führen sollte, um mit ihm die letzte Stütze der Legitimität und der alten Kirche in Deutschland zu brechen, um so höher stieg ihre Besorgniß, daß wir Katholiken jene unsauberen Mittel der geheimen Umtriebe und Intriguen, die ihnen so überaus geläufig sind, in Anwendung bringen, daß wir unter der Decke mit Oesterreich conspiriren, daß wir heimlich Contributionen senden, daß unsere Soldaten in der Schlacht das Gewehr strecken und überlaufen, daß unsere Priester zum Vaterlandsverrathe auffordern und daß wir schließlich, wenn Preußens Heeresmacht vollständig engagirt wäre, durch Fanatisirung und Revolutionirung des katholischen Volkes der Regierung Verlegenheiten bereiten würden. Ja, genau so würden diese Herren in unserem Falle gehandelt haben, und weil ihnen für die Beurtheilung Anderer kein Maßstab außer ihrer eigenen Gesinnung geblieben ist, weil sie es für unmöglich hielten, daß wir — auch in der Voraussicht auf schlimme Tage — dennoch treu und aufrichtig zu der von Gott gesetzten Obrigkeit halten würden: darum die Anwendung so niedriger Mittel welche die Katholiken im Schach halten sollten!

Wir sprachen von den Männern der Loge. Es läßt sich aber nicht in Abrede stellen, daß die Protestanten im Allgemeinen vor Ausbruch des Krieges eine große Unruhe zeigten, daß sie die Ausführung des Agitationsprogramms mit einer gewissen Aengstlichkeit besorgten, wie sie mit einem guten Bewußtseyn nicht wohl vereinbar ist. Auch für diese Erscheinung liegt die Erklärung auf der Hand. Man ist sich gegnerischerseits nur allzu gut bewußt, daß die zarten Rücksichten welche dem Protestantismus Seitens der Administrativbehörden in Preußen allzeit geschenkt worden sind und geschenkt werden, sehr wenig mit den so laut proklamirten

Grundsätzen der Parität übereinstimmen. Die katholische Presse in Preußen, so schwach sie auch ist, hat in neuerer Zeit doch so häufig und so energisch auf die Ungleichmäßigkeit der Behandlung, auf die schreienden Bedürfnisse, auf die gerechten und doch so wenig berücksichtigten Ansprüche der katholischen Bevölkerung, auf den zähen Widerstand der Verwaltungs- und namentlich der protestantischen Communalbehörden, wo es sich um die Etablirung katholischer Einrichtungen handelt, endlich auf die Nothwendigkeit jeden Fußbreit Terrain erkämpfen zu müssen, hingewiesen, daß ein Zweifel über unsere Lage bei Niemanden mehr aufkommen kann. Man war sich außerdem bewußt, daß die Anerkennung Italiens und die Verbrüderung mit dem gewissenlosesten aller Monarchen, an dessen sacrilegischen Händen das Blut von Tausenden unschuldig Gemordeter klebt, den Katholiken die gerechtesten Befürchtungen für ihre Zukunft nahe legen mußte. Jedes Mittel einem etwaigen Ausbruch solcher Gefühle rechtzeitig und energisch entgegenzutreten, mußte angewendet werden, rücksichtslos, ohne Wahl! So gebot es nicht nur die Furcht, sondern weit mehr der tief eingewurzelte, leider mit Sorgfalt gepflegte Haß gegen den katholischen Namen. Niemals hat weniger Veranlassung vorgelegen, die Liebe zu verletzen, die Eintracht zu stören und uns mit Bitterkeit zu überhäufen als grade jetzt; und niemals ist der alte Haß den die Kirche von jeher ertragen, der auch das Unglück Deutschlands verschuldet hat und heut noch die klaffende Wunde offen erhält, in stärkerer Gluth hervorgetreten als grade jetzt. Wir unterscheiden sehr wohl zwischen Jenen deren Haß ein bewußter ist, die den Katholicismus verwünschen, weil sie in ihm noch den einzigen Hort der Auctorität, der Legitimität und, daß wir es offen sagen, aller Moral und Rechtschaffenheit erblicken, welche sie verabscheuen, weil sie Gott und Christum verloren haben, und zwischen Jenen die uns hassen, ohne uns zu kennen und weil sie uns nur nach den Carrikaturen beurtheilen die man von der katholischen Kirche zu

entwerfen stets bereit gewesen ist, um den Erfolgen vorzubeugen die mit der vollen Erkenntniß ihres wahren Wesens verbunden sind. Wir unterscheiden diese Classen, aber wir constatiren, daß die Kundgebungen des Hasses allgemein waren.

Am Schlusse unserer Notizen sind wir namentlich den außerpreußischen Lesern noch die Bemerkung schuldig, daß unsere thatsächlichen Angaben lückenhaft sind, weil wir nur auf einen Theil der preußischen Monarchie Rücksicht genommen haben. Das Material, welches anderweit, z. B. in den Köln. Blättern niedergelegt ist, blieb unverarbeitet; denn wir glaubten uns mit der Anführung derjenigen Thatsachen, die wir großen Theils persönlich mit erfahren haben, um so mehr begnügen zu dürfen, als sie uns zur Beurtheilung der Gesammtsituation der preußischen Katholiken ausreichend erschienen. Gleichwohl wünschten wir, daß Alles, was die Katholiken Preußens im Jahre 1866 in so unverdienter und ungerechter Weise erduldet haben, genau verzeichnet und publicirt würde; denn es wird nothwendig seyn einen treuen Gewissensspiegel zur Hand zu haben, um ihn den Geschichtsbaumeistern der Neuzeit und der Zukunft vor Augen halten zu können, ihnen, die es so meisterhaft verstehen über unbequeme Thatsachen entweder leicht hinweg zu gleiten, oder sie in einer Weise darzustellen, daß die Wahrheit verhüllt, das Recht verdunkelt und das Urtheil der Menge irregeführt wird.

XLIII.

Historische Novitäten.

Gustav Adolf und sein Heer in Süddeutschland von 1631 bis 1635 von Franz Freiherrn von Soden. I. Bd. Von Gustav Adolfs Erscheinen in Süddeutschland bis zu seinem Tod. Erlangen 1865.

Der Verfasser dieses Werkes gehört zu jenen stillen Forschern, welche ihre Befriedigung einzig in der Förderung der Wahrheit suchen, und welche frei von jeder Tendenz die gewonnenen Resultate der Mit- und Nachwelt zum Genuß bescheiden anbieten. Wir dürfen dieselben um so vertrauensvoller entgegennehmen, wenn sie von einer Hand gereicht werden, aus welcher wir so gute Früchte zu empfangen gewohnt sind, wie dieß bei Herrn von Soden der Fall ist, der in seinem langen Leben geistig zu arbeiten nicht aufgehört und wohl seit vier Decennien ohne Unterlaß auf dem Gebiet der deutschen Geschichte, vorzüglich in Rücksicht auf die Geschichte Mittelfrankens und besonders Nürnbergs, eine große Forscherthätigkeit entwickelt hat. Der kleineren Schriften nicht zu gedenken, durch welche er die Kenntniß der Vergangenheit des bezeichneten Territoriums erweiterte, erinnern wir nur an seine Beiträge zur Reformation und an seine wohl nicht genug gewürdigte aber sehr verdienstvolle Kriegs-

und Sittengeschichte der Reichsstadt Nürnberg. Wie die beiden genannten Werke, so ist auch das vorliegende eine Frucht der eingehendsten, sich ganz auf dem Boden der strengsten Objektivität bewegenden Forschungen, und es verdient deßhalb die Beachtung aller Freunde der Wahrheit, wie es auch von den Männern des Fachs nicht wird übersehen werden können.

Der weitaus größte Theil des gebotenen Materials gehört dem königlichen Archiv in Nürnberg an; aber auch die dortige Stadtbibliothek, das Scheurl'sche Familienarchiv und die Akten des Magistrats zu Ochsenfurt lieferten große Ausbeute. Neben einigen gleichzeitigen und höchst werthvollen handschriftlichen Chroniken waren es viele officielle Aufzeichnungen, die unserem Werk zur Basis dienten, so: die Rathsverlässe, die Verlässe der Aelteren, Briefbücher, 46 Foliobände Akten über den Schwedenkrieg, 9 Foliobände Ansbachische Kriegsakten, eine große Menge sonstiger Akten und die Stadtrechnungen von 1631 bis 1635.

Schon diese großentheils wohl zum erstenmale benutzten Quellen von vorzüglichem Range lassen uns ahnen, daß wir es mit einer werthvollen Publikation zu thun haben. Namentlich wird man sich überzeugen, daß ohne sie das Verhältniß der hochwichtigen Reichsstadt Nürnberg zu den Schweden dunkler bliebe, als es die Wichtigkeit der Sache wünschenswerth erscheinen läßt. Wie viel Boden hat die historische Wahrheit dem Vorurtheil und der parteiischen Verdrehung abgewonnen, seitdem der furchtbare Kampf des 17. Jahrhunderts zu einem seiner Wichtigkeit entsprechenden Gegenstand der strengen historischen Forschung gemacht worden ist! Auch das vorliegende Werk eröffnet der Forschung neue Hülfsmittel, und gehen ihm auch die Vorzüge einer wohlgeordneten Gruppirung und übersichtlichen Darstellung ab, so wird sein Werth als Sammlung von Material gewiß der verdienten Anerkennung nicht entbehren. Herr von Soden hat die Farben zu einem naturgetreuen und lebensvollen Bild geboten, dessen

kunstgerechte Ausführung einem Andern vorbehalten bleibt. Wie schon der Titel andeutet, tritt in dem Buche zumeist die militärische Seite des Kampfes in den Vordergrund, aber es sind auch die diplomatischen Vorgänge und Entwickelungen nicht vernachlässigt, und diese gerade sind es, welche nach unserem Dafürhalten eine besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Durch den glänzenden Sieg bei Breitenfeld (17. Sept. 1631) hatte sich Gustav Adolf den Weg nach dem südlichen Deutschland gebahnt und seine Schaaren wälzten sich lawinenartig in das Frankenland. Doch begegnete der König daselbst noch starken kaiserlichen Einflüssen und nur mit großer Anstrengung konnte er dieselben bemeistern. Die Verhandlungen Gustav Adolf's mit dem Markgrafen von Brandenburg und mit Nürnberg, welche in unserem Werke ausführlich mitgetheilt werden, liefern hiefür den klarsten Beweis. Durch den Hofrath Dr. Martin Chemnitz ließ Gustav Adolf dem Rath von Nürnberg melden, daß er Willens sei, alle bedrängten evangelischen Stände mit Gottes Hülfe zu entsetzen und er wünsche daher zu wissen, wer Freund oder Feind sei? Jene, welche mit ihrer Erklärung die letzten seyn wollten, werde der König wie Papisten verfolgen. Die Nürnberger geriethen hierüber in große Verlegenheit, da sie den Kaiser und Kurbayern fürchteten, und wünschten daher nichts sehnlicher als Neutralität. Doch alle Einwendungen blieben ohne Gehör und der Abgeordnete drang auf schnellen Entschluß, indem er zugleich den Rath ermahnte, keine Gewalt abzuwarten, weil sonst schwere Bedingungen auferlegt werden würden. Hierauf wurde an Chemnitz die Bitte gerichtet, doch zuvor an höhere und zwar katholische Stände die Aufforderung zum Bündniß zu richten, damit sich Nürnberg leichter bei dem Kaiser entschuldigen könnte. Am 18. Oktober befand sich der Rath noch in solcher Rathlosigkeit, daß er die Hochgelahrten schleunigst zusammenzurufen beschloß, damit sie mit Fleiß überlegen möchten, welchen Entschluß man zur Ab-

wendung aller Gewalt gegen den König von Schweden ergreifen sollte, wenn er nach den gemachten Drohungen ferner noch in den Rath dringen werde, sich über seine Gesinnungen auszusprechen. Der bestimmte Entschluß ward der vollen Versammlung des Raths vorbehalten.

Am 22. Oktober traf Chemnitz wieder in Nürnberg ein und es wurden zwei Rathsmitglieder bestellt, ihn anzuhören. Derselbe verlangte unter Anderem, daß man das Volk dem Könige und den evangelischen Ständen schwören lasse und erklärte: Wolle der Rath endlich eine Fehdeankündigung haben, so müsse es geschehen, aber mit welchem Ungemach, lasse man dahingestellt seyn. Die Nürnbergischen Gesandten baten vorzüglich des Handels wegen um Neutralität, allein es wurden derselben 28 Einwendungen gegenübergestellt und man vernahm die Drohung: der Rath würde ärger als die Katholiken behandelt werden müssen und die Leipziger und alle Handelsgüter würden preisgegeben werden. Auch erließ Chemnitz noch eine Denkschrift, in welcher er hervorhob, daß der König die Stände, welche sich auf die Neutralität beriefen, so behandeln wolle, als wenn er sie dem Feinde mit dem Schwerte abgenommen. Würde ihm jetzt keine annehmbare Antwort zu Theil, so stehe ein noch schärferes Schreiben von dem König zu gewärtigen und Truppen würden alsbald ausführen, womit die Stadt bedroht worden sei.

Wirklich traf am 24. Oktober ein Brief des Königs ein, in welchem er ausführte, daß er keine Neutralität ertragen könnte, sondern Hülfe forderte. Am Schluß sagte er: er wälze im widrigen Falle alle Schuld an Unheil von sich und hoffe, der Rath werde sich so bezeigen, wie es der Voreltern Tugend gemäß, für ihn selbst aber rühmlich und der künftigen Nachkommenschaft ersprießlich sei. Dieses Drohschreiben wurde den Hochgelahrten und den Genannten mitgetheilt und ein Vorantwortschreiben an den König kündigte eine baldige Rathsbotschaft an. Nachdem deren Instruktion sorgfältig berathen worden war und sich die Genannten dahin erklärt

hatten, man solle in dieser Gottes Ehre und die Gewissens-Freiheit betreffenden Sache kgl. Maj. in Schweden sich keineswegs entziehen, wurden zwei Abgeordnete ernannt, welche schon am 25. Oktober nach Würzburg zu dem Könige sich begaben.

Mit welchem Widerstreben sich die Reichsstadt in das Unvermeidliche fügte, einen Vertrag mit dem Schweden einzugehen, zeigen die Bedingungen, auf welche hin ein Vergleich auf ein Jahr abgeschlossen werden sollte. Dieselben waren in zwei verschiedenen Fassungen punktirt, von denen die eine weniger nachgiebig lautete als die andere; die letztere solle erst angewendet werden, wenn die erstere nicht durchzusetzen sei. Jedenfalls wurde daran festgehalten, daß, wie in solchen Fällen Rechtens und Herkommens, die Person des Kaisers gebührend ausgenommen werde und die Reichsverfassung, besonders aber der Religions- und Profanfrieden als Grundlage dienen, wogegen nicht zu handeln sei.

Die Nürnberger Deputirten pflogen zuerst einige Unterredungen mit dem Geheimsekretär des Königs, nachher aber erhielten sie Audienz bei demselben, cujus praesentia auget famam — wie der Bericht lautet. Nachdem sie ihren Vortrag gehalten hatten, sprach der König seine Freude darüber aus, daß die Stadt Nürnberg bei ihm zum Besten des allgemein nothleidenden evangelischen Wesens bleiben und ausharren wolle. Hierauf verspricht er den Schutz gegen alle feindliche Gewalt und ermahnt die Abgeordneten, ihre Stadt in gehörigen Vertheidigungszustand zu setzen.

Nachdem noch mehrfache Verhandlungen zwischen Chemnitz und den Abgeordneten stattgefunden, wurde der Entwurf zu dem Bündniß aufgesetzt, durch welches Gustav Adolf zum obersten Kriegsherrn gemacht wurde. Zum Schluß hieß es: Wer binnen zwei Monaten dem Bündniß nicht beitritt, soll als öffentlicher Feind betrachtet und ewig ausgeschlossen bleiben, er beweise denn hinlänglich, daß er durch feindliche Gewalt sei daran verhindert worden.

Einen ganz ähnlichen Verlauf wie die Verhandlungen mit Nürnberg hatten diejenigen mit dem Markgrafen genommen, da auch dieser einem Bündniß mit dem Schweden-König nicht geneigt war. Deßhalb begegnen wir auch hier starken Drohungen gegen den Markgrafen. So erklärte der Oberstlieutenant von Crailsheim als Abgeordneter Gustav Adolf's in Baireuth, daß Ihro Majestät nothgedrungen ihren Marsch nach den evangelischen Ständen des fränkischen Kreises richten müßte, wodurch leicht der Schauplatz des Krieges dahin versetzt und der Evangelischen gänzliches Verderben veranlaßt werden dürfte, wenn sich diese nicht gebührend für den König erklärten. Bei einer Mahlzeit wies Crailsheim auf die Verdienste des Königs um die bedrängten Evangelischen hin und forderte dazu auf, ihm mit einem Stück Geldes unter die Arme zu greifen, da die Soldaten „schwierig" zu werden anfingen. Würde man sich nicht bei Zeiten erklären, so würde in wenigen Tagen zum letzten Male ein Warnungs- und respektive. Absagschreiben eintreffen. Fruchte das auch nichts, so würden die Evangelischen mit Heeresmacht überzogen und wie die Katholischen behandelt werden.

Am 21. Oktober forderte Gustav Adolf von Würzburg aus den Markgrafen Christian in einem Schreiben auf, ihm gebührend zu cooperiren. „Damit wir aber dessen so viel mehreres gesichert seyn mögen — heißt es in diesem Schreiben — ersuchen wir Euer Liebden, Sie wollen was wir Uns diesfalls zu Deroselben eigentlich zu verstehen Uns unbeschwert an die Hand geben, und sich categorisch eröffnen, weil weder unser Zustand noch gemeine Wohlfahrt länger leiden will, daß wir hinfüro in incerto gelassen werden, weniger Diejenige vor Freund halten sollen, welche unsere öffentliche Feinde hegen, mit Contributionen verstärken, ihnen Proviant, Ammunition und alle Nothdurft wider Uns fourniren und in Summa unter angemaßter Freundschaft mehr schaden, als Feinde selbst thun ꝛc." Endlich trat der Markgraf den Verhandlungen der anderen evangelischen Fürsten und Stände des fränkischen

Kreises mit dem König bei und schickte einen Gesandten nach Würzburg, wo ein Bündniß zu Stande kam.

Um die kurz dargestellten Vorgänge im rechten Lichte zu sehen, muß man auch die von Wien aus geübte Pression in's Auge fassen. Noch am 20. Oktober ermahnte der Kaiser den Rath von Nürnberg zur Treue und Anhänglichkeit an ihn und sein Haus, verbot die Werbungen für Schweden, seinen feindlichen Unternehmungen beizupflichten und verbot ihm ferner, dem auf des heil. römischen Reichs Boden zu dessen höchster Gefahr und Verderben geführten Kriegsvolk irgend eine Hülfe an Geld, Proviant, Munition oder Rüstungen zu leisten. Diese Forderung des Kaisers läßt sich um so leichter begreifen und erklären, wenn man bedenkt, daß er über die Lage der Dinge, zumal über die Verhältnisse in Franken damals noch so schlecht unterrichtet war. Noch am 30. Oktober schrieb er an die Infantin, „daß er nicht gewiß wisse, wo sich sein Generallieutenant, der Graf von Tilly, mit seiner Armee befinde" (Villermont S. 584).

Höchst bemerkenswerth erscheint es, daß die zu Würzburg im Oktober verabredete Allianz zwischen dem König und den Nürnbergern zu Anfang Januar 1632 noch nicht vollzogen war. Wir erfahren dieß aus einem Berichte des Abgeordneten Kreß über seine Sendung an Gustav Adolf, bei welchem er zuerst am Rhein, dann in Frankfurt eintraf. Der königliche Sekretär Sadler habe sich bei ihm — so berichtet er — mit harten Worten über die noch nicht vollzogene Allianz beschwert und gesagt, man wisse noch nicht ob die Nürnberger Sr. Majestät Freunde oder Feinde seien. Als sich Kreß dem Ansinnen Sadler's, den deutschen Herrn mit den päpstischen Pfaffen aus der Stadt zu schaffen, nicht willfährig bewies, sagte dieser erzürnt: Wenn dieß der König von euch hörte, so sollte er euch nimmermehr etwas Gutes zutrauen. Ist denn des Königs, Eure und aller Evangelischen Sache nicht eine Sache? Was soll denn der unzeitige Respekt? Ebenso machten es auch die Frankfurter. Sie machten

dem Könige ein groß „Dicentos“, wollten gerne Schwedisch seyn und auch „Kaiserisch“ bleiben. Der Kaiser und der König aber „sind duo Contraria“ u. s. w.

Daß der Gegensatz zwischen dem Kaiser und dem König nicht allein confessioneller, sondern vorzugsweise politischer Natur gewesen, darüber lassen die in unserem Werke mitgetheilten Rathsverlässe vom Juni 1632 nicht den geringsten Zweifel. Es mögen einige Andeutungen daraus genügen, da die Hauptsache schon aus Breyers Beiträgen bekannt ist. Als Gustav Adolf im Juni 1632 in Nürnberg eingetroffen, setzte er den Deputirten des Raths weitläufig auseinander, daß man dem Haus Oesterreich hinsichtlich der den Evangelischen gemachten Zusagen nicht trauen und sich nicht durch das süße und liebliche Wort des Friedens verführen lassen dürfe. Er könne deßhalb nicht zum Frieden rathen, vielmehr müsse man ein corpus formatum bellicum mit einem Capo aufstellen. Wer dieses Capo werden sollte, darüber ließ der König kaum eine Unklarheit bestehen. Daß er mit Kursachsen sowie auch mit Kurbrandenburg wegen Pommern und wegen Magdeburg auf gespanntem Fuße stehe, hob er bedeutungsvoll hervor; Kurbrandenburg, sagte er, habe sich so feindlich bezeugt und nicht allein dem Feinde allerhand Vorschub geleistet, sondern auch seine Stücke wider das schwedische Kriegsvolk gerichtet, auf dasselbe gefeuert und keinen Paß gestatten wollen. Wäre der Kurfürst nicht sein Schwager gewesen, so würde er ihn von Land und Leuten vertrieben haben, daß er mit einem Stock hätte davon gehen müssen. Fridericus, König in Böhmen, habe zur Zeit nec manus nec pedes! Wolle man nicht unter der Papisten Joch kommen, so müßten entweder die evangelischen Stände in Deutschland sich selbst hinlänglich schützen und ein corpus formatum cum capo errichten oder mit dem Könige sich verbinden und für einen Mann stehen. — War diese Sprache schon deutlich genug, so hielt es der fremde Herrscher doch für angemessen, noch auf den Prinzen von Oranien hinzuweisen und zur Nachahmung

des von Holland gegebenen Beispiels aufzuforden. Ja er ließ sich sogar zu einer Capitulation herbei, indem er versprach, keine novas leges imperii vorschreiben zu wollen. Nachdem er noch den Werth eines Bündnisses mit den Städten betont und die Hoffnung ausgesprochen, daß die Fürsten von diesem corpore nicht ablassen würden, eröffnete er einen hellen Blick in die Tiefe seines Herzens durch die Frage: ob Nürnberg es nicht für unbillig halte, daß er die den Papisten mit Waffengewalt abgenommenen Länder als Würzburg, Mainz u. a. in seiner Gewalt behielte, worüber er nicht viel ex jure civili disputiren wolle, sondern nur was de jure gentium Recht sei, in Acht nehmen, wie man hievon apud Grotium lesen könnte, der de jure belli et pacis weitläufig geschrieben. — Aber es war nicht allein auf die Erwerbung des unter katholischen Fürsten stehenden Landes abgesehen, sondern des Königs Plan erstreckte sich auch auf die wenngleich protestantischen, aber in der Machtsphäre seines Königreichs liegenden Territorien (um mich eines heutzutage so beliebten Ausdrucks zu bedienen). Dürfen wir wohl glauben, daß es noch an einem Entschluß gefehlt, als der König weiter fragte, ob es nicht auch billig sei, daß er in jenen evangelischen, mit dem Könige verbundenen Ländern, als Mecklenburg und Pommern, die er den rechtmäßigen Herrn restituirt, diejenigen jura superioritatis für sich behalte, welche zuvor sein Feind, der Kaiser, ausgeübt?

In ihrer Antwort wußten die Nürnberger Deputirten den Nagel auf den Kopf zu treffen, indem sie die Meinung aussprachen, daß ein corpus formatum zuvörderst in das Werk zu richten sei und daß sie kein besseres und von Gott mehr gesegnetes Capo dazu wüßten, als seine Majestät selbst. Nach einigen Tagen erhielten die Nürnberger Deputirten noch einmal Audienz bei dem König und es wiederholten dieselben bei dieser Gelegenheit ihre Ansicht, es müsse ein corpus unter des Königs Direktion formirt werden, um sub clypeo traktiren zu können.

Der König sprach sich nun weitläufig über das Verhältniß mehrerer Fürsten zu ihm und insbesondere über seine Plane rücksichtlich der Neugestaltung des Reiches aus. Er wäre nicht der Meinung, daß man die Constitutiones imperii miteinander aufheben müsse, sondern man könne wohl behalten, was ad politiam, ad cognitionem causarum tam civilium quam criminalium etc. gehörig. Man solle nur corpus in corpore, nämlich ein corpus formatum Evangelicorum per se subsistens in ipso corpore imperii Romani entrichten, dabei es auch nöthig seyn würde, daß dieses Corpus ein besonderes Parlamentum besitze, dem das Capo präsidiren könne, damit gegen einen Jeden die Justitia gleich administrirt würde. Wolle ein oder der andere höhere Stand in solches Corpus sich nicht begeben, so möchte es ihm freistehen, aber bei jetzigem Zustande im Reiche würde einen Jeden die Noth selbst lehren, was er thun solle*). Bei dieser Gelegenheit lenkte der König das Gespräch auf die jetzige Justiz in Militaribus und machte seinen Bundesgenossen ein schlechtes Compliment indem er über die schlechte Disciplin seiner Obersten und Soldaten heftig klagte. Er rieth den Nürnbergern, gegen die Schuldigen selbst zu exequiren, die Soldaten henken und die Offiziere einsetzen zu lassen, bis sie allen Schaden ersetzt hätten rc.

Die weitere Diskussion gestattet den hellsten Blick in des Königs Absichten. Als die Nürnberger vorschlugen, es möchten die Stände einen übereinstimmenden Beschluß fassen, sagte der König, er könne nicht eher einen Reichstag ausschreiben, bis er überzeugt sei, daß ein solcher Convent nichts gegen ihn beschließe. Einen Frieden wie Dänemark könne er

*) Hier haben wir also den Ursprung der kleindeutschen Idee; sie stieg empor aus dem Chaos des dreißigjährigen Krieges, in welchem Deutschland der Vernichtung nahe kam, und ihr Schöpfer war der Schwedenkönig. Dennoch haben die modernen Vertreter derselben das „reine Deutschthum" auf ihr Banner geschrieben.

nicht eingehen, denn man wäre auf solche Weise nicht gesichert, sondern müsse auf ein recht beständiges Corpus bedacht seyn. Man wolle noch immer einen Unterschied machen zwischen dem Kaiser und dem Reich; diese distinctio sei aber doch nur imaginaria et philosophica, weil der Kaiser von den Ständen einmal erwählt und also ihr Herr geworden sei. Wollten die evangelischen Stände wider die fernere Tyrannei gesichert seyn, so müsse man den Sachen anders helfen und nicht wie sonst einen papiernen Frieden machen.

Diese Aeußerungen des schwedischen Eroberers sind so verständlich, daß sie keines Commentars bedürfen. Dennoch fehlt es auch an diesem nicht. Als die Nürnberger Deputirten eine schriftliche Erklärung über die mit dem Könige mündlich gepflogenen Unterhandlungen den königlichen Räthen Sadler und Chemnitz überreichten, äußerte der erstere gesprächsweise: Sollte der König auch mit der Zeit zum Römischen König oder Kaiser gewählt werden, so würde er doch die im Reiche gewöhnliche Capitulation nimmermehr annehmen noch darauf schwören, und die Jesuiten müßten allerdings aus dem Reiche hinausgeschafft werden, wie zu Venedig und andern Orten früher auch geschehen. Das Capo des so oft gedachten corporis formali würde König Gustav Adolf nicht gerne von der Krone Schweden wegkommen lassen. Der Jüngling von Mitternacht, wie im Propheten Jeremias stehe, würde noch weiter ziehen.

Ueber die Contributionen, Plackereien, Raub, Plünderung, Unzucht und die namenlosen sonstigen Unmenschlichkeiten, welche von den Kaiserlichen und den Schweden auf gleiche Weise ausgeübt wurden, enthält unser Werk eine große Fülle des Details, welches die ganze Misere des Unheils offenbart, das über unsere Nation gekommen ist. Die Phantasie mit der ganzen Macht der Erfindung könnte wohl kaum ein schrecklicheres Bild malen als dasjenige ist, welches sich durch die Zusammenstellung der Thatsachen in ihren natürlichen Farben ergibt. Dieselben Erscheinungen der

Bestialität wiederholen sich freilich überall, wo der Kampf der schrankenlosen Leidenschaften tobte, aber eine Episode, welche die schwedische Kriegszeit kennzeichnet, steht gewiß einzig in ihrer Art da, jene aus Khevenhiller bekannte Donnerrede, mit welcher Gustav Adolf im Sommer 1632 die deutschen Söldnerfürsten vor seinem Zelt wegen der soldatischen Zuchtlosigkeit apostrophirte. Daß ein fremder Usurpator es wagen durfte, in der Weise zu deutschen Fürsten zu reden wie er es gethan, erklärt sich nur aus der wohlverdienten Mißachtung, in welche diese wegen ihrer Treulosigkeit gegen das Oberhaupt des Reiches und wegen ihres Verrathes am Vaterland selbst bei ihrem fremdländischen Gebieter gefallen waren. Es sind furchtbare Worte, die der König aussprach: „Ihr Fürsten, ihr Grafen, ihr Herrn, ihr Edelleute, ihr seid diejenigen, die ihr Untreue und Frevel an eurem eigenen Vaterlande beweiset, welches ihr selbst verderbet und verheert. Ihr Obersten, ihr Offiziere vom höchsten bis zum niedrigsten, ihr seid diejenigen, die ihr stehlet und raubet ohne Unterschied, Keiner ausgenommen. Ihr bestehlet eure Glaubensgenossen, ihr gebet mir Ursache, daß ich Ekel an euch haben muß, ihr gebet Ursache, daß man öffentlich sagt: der König unser Freund thut uns mehr Schaden als unser Feind! rc."

Wie sehr es an sittlichen Einigungsmomenten zwischen dem Schwedenkönig und den deutschen Fürsten gebrach, wie nur die Hoffnung auf materielle Vortheile die letzteren zu Gustav Adolf hinzog, die Anerkennung seiner Oberherrlichkeit aber ihnen fern lag, das wird ersichtlich aus der Beschwerde des Königs, welche dieser einer Nürnbergischen Deputation gegenüber im Lager bei Fürth vernehmen ließ: Die deutschen Fürsten und ihr Volk bei der Armee seien so beschaffen, daß sie sich noch mehr irregulär zeigten, wenn sie nicht den Ueberfluß hätten. Er könnte ihrer nicht mächtig seyn, wie er gern wolle, ja er dürfe schier kein hartes Wort mehr reden und müsse fast alle Worte auf die Wagschale legen, obgleich doch status belli bene monarchicus seyn solle und müßte.

Es kann heute kein Zweifel mehr aufkommen, daß der Held von Mitternacht kein geringeres Ziel im Auge hatte als die Stiftung eines Reiches schwedisch-germanischer Nation mit einem cäsaro-papistischen Capo. Ob ihm die Erreichung dieses Ziels gelungen seyn möchte, wenn sein Lebenslauf nicht so frühzeitig beendet worden wäre, darf wohl bezweifelt werden, da die Treue und Hingebung der Stände, welche von ihm Freiheit und Selbstständigkeit erwartet und sich deßhalb um sein Banner geschaart hatten, keineswegs ganz fest und verlässig war, wie sich aus manchen Andeutungen ergibt. Welcher Fürst, welche Stadt hätte sich wohl aus dem leichten Reichsverband loslösen wollen um sich der nothwendigen engen Centralisation des erstrebten neuen Corpus in der Hand des kräftigen Kriegsmannes zu fügen? Doch was die Söhne des 17. Jahrhunderts kaum ertragen hätten, das erträgt ein großer Theil Deutschlands im 19. Jahrhundert ohne sich beschwert zu fühlen! Der Held des dreißigjährigen Krieges, der den kühnen Plan hegte auf den Trümmern des zerbröckelten deutschen Reiches einen neuen Staat zu gründen, der mit dem Schlagwort „evangelischer Freiheit“ einen großen Theil unserer Nation so gern unter fremdes Joch gedrückt hätte, der mit vielen schönen Worten über Religion und göttliche Dinge seine profane Politik und ehrsüchtigen Bestrebungen zu verdecken suchte — dieser Feind unseres Vaterlandes ist in unseren Tagen erst gewissermaßen zum geistigen Papst des Protestantismus gemacht worden, indem man ihn zum Haupte der nach seinem Namen getauften bekannten congregatio de propaganda (Sola-)fide gemacht hat. Hier stehen wir an der Quelle des Unheils, das sich aus unterirdischen Rinnsalen über unser Vaterland ergießt, das unseren Patriotismus schwächt, unser inneres Staatenleben an der Entwickelung hindert, das Ansehen einer sonst tüchtigen Nation unter den Völkern Europa's herabdrückt!

XLIV.

Zeitläufe.

Der Imperator und das Rundschreiben des französischen Ministers Lavalette.

Den 27. Oktober 1866.

Wir haben letzthin das famose Rundschreiben vom 16. September nur in Bezug auf Oesterreich besprochen. Das Dokument ist aber werth genauer in's Auge gefaßt zu werden, um so mehr als der definitive Minister des Auswärtigen in Paris, de Moustier, nicht geneigt scheint mit anderen Meinungen vor die Oeffentlichkeit zu treten. Bis nach der großen Weltausstellung deren sehnlich erwarteter Goldregen den Parisern nicht durch einen Hauch politischer Aufregung verkürzt werden soll, wird die Lavalette'sche Trost- und Beschwichtigungs-Epistel der Spiegel der französischen Politik seyn. Darnach hat es jetzt allen Anschein, vorausgesetzt nämlich, daß nicht unerwartete Zwischenfälle eintreten, vor welchen Europa nie weniger sicher war als jetzt.

Es ist überhaupt nicht anders seit der napoleonischen Aera: je mehr Friedensschlüsse, desto weniger Friede. Die hoch gestiegene Civilisation des 19. Jahrhunderts anstatt, wie man meinte, dem Soldatenthum das Handwerk zu legen, erdrückt die Völker immer mehr unter maßlosen Militärbudgets und rasch auf-

einander folgenden Kriegsrüstungen. Vor achtzehn Jahren schrie alle Welt gegen die „verthierte Soldateska", jetzt soll das ganze Volk Soldat seyn und schon der Schulbube exerciren. Ob ein großer oder allgemeiner Krieg heutzutage noch möglich ist, das muß freilich erst die Zukunft lehren; dafür aber zittert die Gesellschaft unter dem steten Schüttelfrost lokalisirter Kriege und fauler Friedensverträge. Kaum war denn auch der unselige Traktat von Prag eine fertige Thatsache, so zeigt der französische Minister schon einen neuen Zusammenstoß in der Perspektive und zwar allem Anscheine nach einen großen. So ist es. Hr. von Lavalette stellt sich ganz befriedigt von dem Ergebniß des deutschen Kriegs; aber hauptsächlich nur deshalb weil der von der „heiligen Allianz" und dem deutschen Bund gegen Frankreich errichtete Allianz-Blocus nun aufgehoben sei, und am Schlusse seiner Note erklärt er wörtlich: „jene Ergebnisse weisen uns für die Vertheidigung unsres Gebiets auf die Nothwendigkeit hin unverzüglich unsere militärische Organisation zu vervollkommnen."

Preußen hat sich in Paris unendlich bedankt für das Rundschreiben vom 16. September, wahrscheinlich mit derselben Aufrichtigkeit, womit auch die politische Philosophie des Herrn von Lavalette auf das Papier gebracht worden ist. Uns wenigstens hat die exquisite Heuchelei und Verlogenheit dieser französischen Stylübung angeekelt. Das napoleonische Frankreich in der Rolle des Mannes dem ja Alles recht ist was den andern Nationen wohlthut, wenn dieselben ihn nur unbehelligt mit seinem Fasse in der Sonne liegen lassen: was soll man dazu sagen? Sogar das ist dem französischen Diogenes ganz recht, daß „ein vergrößertes Preußen nunmehr die Unabhängigkeit Deutschlands sichert"; und er fügt sofort die noch prächtigere Phrase bei: „Ist einmal das Nationalgefühl Deutschlands befriedigt, so schwinden dessen Besorgnisse und erlischt dessen Feindschaft; indem es Frankreich nachahmt, thut es einen Schritt der es uns nähert, aber nicht von uns entfernt."

Man muß diese Phrase die in Berlin besonders schmeichelhaften Beifall gefunden zu haben scheint, mit dem spätern Absatz des Schreibens vergleichen, wo die neue Austheilung der europäischen Streitkräfte aufgezählt wird wie folgt: „Deutschland 37 Millionen Einwohner wovon 29 in dem Nordbund und 8 in dem Südbund, Oesterreich 35 Millionen", und wo zugleich der Hintergedanke klar zu Tage tritt, daß Frankreich an den 35 Millionen Oesterreichs jedenfalls, wenn nicht auch an dem deutschen Südbund seinen natürlichen Bundesgenossen der Zukunft haben werde. Solche Zustände und Berechnungen weiß also der französische Minister ganz unbedenklich mit der Befriedigung des deutschen Nationalgefühls zu vereinigen; ja er sieht eigentlich unser Nationalgefühl für bereits befriedigt an, denn „Deutschland ahmt Frankreich nach": sagt er, während er in demselben Athem die einst im deutschen Bunde vereinigte Nation als drei getrennte Mächte Europa's aufführt.

Es muß weit gekommen seyn, wenn eine Regierung wie die französische ihrem eigenen Volke gegenüber mit solchen Sophistereien und Widersprüchen sich ausreden muß. Das ganze Rundschreiben ist auch in der That nichts anderes als eine Kette von Ausflüchten, wie man sie nur in der tiefsten Verlegenheit gebrauchen kann. Am 11. Juni hatte der Imperator selbst an seinen damaligen Minister geschrieben, um dem Lande die Politik des bevorstehenden deutschen Krieges vorzuzeichnen. Hätte er jetzt wieder selber schreiben wollen, so hätte er doch unmöglich über die zu Schanden gegangenen Hoffnungen und Erwartungen des Briefes vom 11. Juni schweigend hinweggehen können; darum ließ er seinen Minister schreiben und die französischen Diplomaten belehren, wie sie gute Miene machen müßten zum bösen Spiel. Wirklich agirt Hr. v. Lavalette nicht schlecht in der Rolle des wohlwollenden Civilisations-Papa, der mit zufrieden lächelnder Miene die europäischen Küchlein alle unter seine Flügel versammelt zum Schutze gegen Rußland und die Republik der

Vereinigten Staaten Amerika's, „die vor einem Jahrhundert je 100 Millionen Menschen zählen können". Die Rolle ist nicht schlecht gespielt, wie gesagt; aber die Coulisse hinter dem Schauspieler hat ein Loch und im Hintergrunde sieht man deutlich den Imperator sitzen, wie er sich den Angstschweiß von der Stirne wischt den Körperleiden und Seelenfolter ihm in reichlichen Strömen auspressen.

Das Rundschreiben erwähnt England's mit keiner Sylbe, aber es notirt Rußland und Nordamerika deutlich als die zukünftigen Hauptfeinde Frankreich's. Warum gerade die zwei? In Wahrheit hat mit Rußland und Amerika das Unglück des Mannes thatsächlich angefangen. Nachdem er durch den feigen Verrath von Gaeta und bei Castelfidardo nicht nur die Rache des Himmels herausgefordert, sondern der Welt auch die Blöße gezeigt hatte wo ihm am besten beizukommen sei, nämlich die Furcht vor den Dolchen der Verschwörer denen er selbst einst angehörte: hat Fürst Gortschakoff zuerst ihm mit kühnem Trotz begegnet, und wirklich ist es dem muthigen Russen gelungen den scheinbar so mächtigen Herrscher einzuschüchtern. Für einen Napoleon war es ein furchtbarer Schlag um das nothgedrungene Eingeständniß, daß er dem polnischen Aufstand keine Hülfe bringen könne, daß er die Polen preisgeben müsse. In Italien hatte er seine feige Furcht noch hinter der Würde als Kaiser der monarchischen Revolution verstecken können; in Polen unterlag er auch in dieser seiner Eigenschaft. Während die moskowitischen Bluthunde wie losgelassene Bestien über das unglückliche Land herfielen und bis zu dieser Stunde die Mordknechte Dschingis-Chans und Tamerlans in der Mißhandlung Polens beschämen, wußte der superkluge Mann in Paris für die Rettung seines Nimbus keinen andern Rath mehr als den Congreßvorschlag vom 5. Nov. 1863.

Es waren freilich noch hochtrabende Worte die er damals sprach. Namentlich Rußland gegenüber äußerte er sich mit einer eigenthümlichen Protektormiene: „Seit dem Frieden

(von Zürich) hatten Rußland und Frankreich stets in allen großen europäischen Fragen übereingestimmt, und ich stehe nicht an es zu erklären: während des italienischen Kriegs wie während der Annexion der Grafschaften Nizza und Savoyen hat mir Kaiser Alexander die aufrichtigste und loyalste Unterstützung gewährt; dieses gute Einverständniß erheischte gewisse Schonung und es mußte die Sache Polens in Frankreich sehr populär seyn, damit ich kein Bedenken trage eine der ersten Allianzen des Continents auf's Spiel zu setzen.“ So sprach der Mann damals; jetzt ruft sein Minister die Nationen Centraleuropa's zur Coalition auf gegen Rußland und Nordamerika als die Hauptgefahren ihrer Zukunft: er rechnet es dem deutschen Krieg zum Ruhme an, daß „die Coalition der drei nordischen Höfe gebrochen sei“ (zum wie vielten Male?); aber er verschweigt die doch so naheliegende Thatsache daß dafür eine viel gewaltigere nordische Coalition fundamental gegründet ist: die nämlich zwischen dem mit Nordamerika verbündeten Rußland und dem vergrößerten, bis zum gebietenden Herrn in Deutschland emporgestiegenen Preußen. Freilich setzt eine solche Allianz die radikale Aenderung der deutschen Protektoratspolitik, mit der man sich in St. Petersburg bisher geschmeichelt hat, unbedingt voraus. Graf Bismark hat aber diese Abwendung von den „deutschen Vetterschaften“ um Rußland auch wohl verdient, seitdem er im Februar 1863 gegen den Ansturm des gesammten inländischen und ausländischen Fortschritts wie eine Mauer festgestanden ist an der Seite des Czarthums. Nebenbei war dieß allerdings auch der erste, fast noch unmerkliche Sieg der bismarkischen Aera über die napoleonische, aber Rußland hat daraus den größten Vortheil gezogen.

Mit Italien hatte es der Mann in den Tuilerien übersehen, mit Polen und Rußland hatte er es gleichfalls übersehen und schon war der Grund gelegt zu dem dritten grandiosen Uebersehen, zu dem Uebersehen mit Mexiko, beziehungsweise mit Nordamerika. Heute ist es zu spät, wie das Lavalette'sche

Rundschreiben thut, die Gefahr auszuposaunen welche dem alten Europa von dem umsichgreifenden Nordamerikanerthume drohe. Die Gefahr besteht in der That, aber während des furchtbaren Bürgerkriegs in der Union hätte ihr vorgebaut werden sollen, also zu der Zeit wo der gesammte Liberalismus Europa's in herkömmlicher Bornirtheit wie toll in das Horn der radikalen Nördlinger stieß. Die monarchische Restauration in Mexiko war daher an sich ein großer und vollkommen richtig gedachter Plan. Sollte aber das Unternehmen nicht mit Spott und Schande enden, so mußte der Imperator zugleich entschlossen seyn die nordamerikanischen Südstaaten um keinen Preis der Uebermacht ihrer nördlichen Gegner unterliegen zu lassen. Sonst war es an den Fingern abzuzählen, daß die siegreichen Nordstaaten ihre Waffen, zunächst die diplomatischen, augenblicklich gegen die französische Einmischung in Mexiko kehren würden. So ist es nun auch geschehen, und der Kaiser der Franzosen hat sein Haupt demüthigst gebeugt unter die barschen Forderungen von Washington. Es konnte nicht anders kommen, wenn er bei der Errichtung des mexikanischen Kaiserthums nicht auch schon entschlossen war für die tapferen Südstaaten im Kampfe gegen ihre nördlichen Unterdrücker thätige Partei zu nehmen, selbst bis zur bewaffneten Intervention. Es ist auch bekannt, daß er wirklich und zu rechter Zeit Anträge der Art in London gestellt hat; aber das perfide Albion machte ihm eine lange Nase und allein den großen Schritt zu thun, fehlte ihm der Muth. So hat sich die große Unternehmung in Mexiko nicht nur zerschlagen, sondern in eine unverzeihliche Dummheit verwandelt.

Wie die Dinge jetzt stehen, so gewährt es überhaupt ein eigenthümliches Interesse die früheren Thronreden des Imperators seit der Zeit des Sieges in Italien nachzulesen. Jedes dieser stolzen Worte beweist heute den Umfang der Verrechnungen die er sich zu Schulden kommen ließ, und gibt Zeugniß von der grausamen Wendung die das wetterwendische Glück so plötzlich gegen ihn genommen hat. So zum Beispiel

internationale Existenz" des Südbundes sind die Wahrzeichen des französischen Projekts. Und doch beruft sich Lavalette mit keiner Sylbe auf diese französischen Erfolge. Warum nicht, warum hat hier die französische Ruhmredigkeit so plötzlich und auffallend ein Ende? Hat man in Paris vielleicht schon am 16. September die Einsicht gewonnen, daß man in Prag doch nur genarrt worden sei von der schlauern Diplomatie Preußens, daß jene drei Concessionen insgesammt nur Schein und Blendwerk seien und insbesondere mit der Projektirung des Südbundes zwar der Verdauungskraft des preußischen Magens ein Dienst erwiesen worden, für die französische Politik aber nichts gewonnen sei? Fast wäre man versucht in der That hierin die richtige Erklärung sowohl dessen was Lavalette nicht sagt als dessen was er sagt zu suchen. Namentlich auch die richtige Erklärung der beiden schroffsten Aussprüche des Rundschreibens: „Deutschland ahmt Frankreich nach", und: „eine unwiderstehliche Macht verdrängt die mittleren Staaten". Hienach würde also Frankreich es ruhig geschehen lassen, wenn Preußen auch die bis jetzt unabhängig gebliebenen Staaten Deutschlands absorbiren und verschlingen wollte, und Frankreich würde seinerseits sich begnügen, mit Belgien und vielleicht mit einem Theile der Schweiz zu seiner Entschädigung denselben Proceß vorzunehmen.

Es sind Anzeichen vorhanden, daß in Berlin dem französischen Rundschreiben eben dieser Sinn unterlegt worden ist, und daß man sich darum in Paris so höflich bedankt hat. Die Organe der preußischen Politik haben ja nie ein Hehl daraus gemacht, sich vielmehr damit gegen die fortschrittlichen Dränger vertheidigt, daß Preußen als berechtigter Führer in Deutschland und im Interesse der Nation sich allerdings auch die noch übrigen deutschen Staaten anschließen werde, sobald dieß in guter Ruhe vor dem Ausland und ohne Unverdaulichkeiten fürchten zu müssen, geschehen könne. Namentlich

Es kann heute kein Zweifel mehr aufkommen, daß der Held von Mitternacht kein geringeres Ziel im Auge hatte als die Stiftung eines Reiches schwedisch-germanischer Nation mit einem cäsaro-papistischen Capo. Ob ihm die Erreichung dieses Ziels gelungen seyn möchte, wenn sein Lebenslauf nicht so frühzeitig beendet worden wäre, darf wohl bezweifelt werden, da die Treue und Hingebung der Stände, welche von ihm Freiheit und Selbstständigkeit erwartet und sich deßhalb um sein Banner geschaart hatten, keineswegs ganz fest und verlässig war, wie sich aus manchen Andeutungen ergibt. Welcher Fürst, welche Stadt hätte sich wohl aus dem leichten Reichsverband loslösen wollen um sich der nothwendigen engen Centralisation des erstrebten neuen Corpus in der Hand des kräftigen Kriegsmannes zu fügen? Doch was die Söhne des 17. Jahrhunderts kaum ertragen hätten, das erträgt ein großer Theil Deutschlands im 19. Jahrhundert ohne sich beschwert zu fühlen! Der Held des dreißigjährigen Krieges, der den kühnen Plan hegte auf den Trümmern des zerbröckelten deutschen Reiches einen neuen Staat zu gründen, der mit dem Schlagwort „evangelischer Freiheit" einen großen Theil unserer Nation so gern unter fremdes Joch gedrückt hätte, der mit vielen schönen Worten über Religion und göttliche Dinge seine profane Politik und ehrsüchtigen Bestrebungen zu verdecken suchte — dieser Feind unseres Vaterlandes ist in unseren Tagen erst gewissermaßen zum geistigen Papst des Protestantismus gemacht worden, indem man ihn zum Haupte der nach seinem Namen getauften bekannten congregatio de propaganda (Sola-)fide gemacht hat. Hier stehen wir an der Quelle des Unheils, das sich aus unterirdischen Rinnsalen über unser Vaterland ergießt, das unseren Patriotismus schwächt, unser inneres Staatenleben an der Entwickelung hindert, das Ansehen einer sonst tüchtigen Nation unter den Völkern Europa's herabdrückt!

haben, durch seine dynastische Feigheit und seine Affenliebe für die italienischen Schuldenmacher, dann wollen wir sehen, wie lange der schließliche Ruhm des Lavalette'schen Rundschreibens noch vorhält: „Furchtbare Aufgaben lasteten auf den Geschicken der Völker; sie hätten sich in schwierigern Zeiten aufwerfen können und sie haben nun, ohne allzu gewaltige Erschütterung und ohne die gefährliche Mitwirkung der revolutionären Leidenschaften, ihre natürliche Lösung gefunden."

Soeben geht ein Aktenstück durch die deutschen Zeitungen, welches die grellste Beleuchtung auf die französischen Stimmungen wirft, so daß wir nicht umhin können das Faktum hier wiederzugeben. Vicomte de Failly, Mitglied des Generalraths der Manche, legt sein Mandat nieder mit folgendem Schreiben an den Präfekten: „Als ich vor sechs Jahren zum Mitglied des Generalraths wieder gewählt wurde, hatte ich die Unterstützung der Regierung angenommen. Obschon ich damals dem Präfekten und meinen Wählern erklärte: ich werde meine frühere Unabhängigkeit in Haltung und Sprache beibehalten, glauben doch meine Wähler daß ich als officieller Candidat solidarisch mit der Regierungspolitik bin. Durch diese Solidarität konnte ich mich noch vor sechs Jahren geehrt finden; heute lehne ich sie ab. Darüber kann man sich keiner Täuschung mehr hingeben: die Regierung wird niemals die von ihr sistirte Freiheit wiederherstellen; somit wird das Regiment der Beschränkung und Willkür, welches außerordentliche und vorübergehende Zustände legitimirt hatten, gehässig. Es bleibt uns auch keine Hoffnung mehr, den Verlust der Freiheit durch den Ruhm und die Größe des Vaterlandes compensirt zu sehen. Denn man muß bis auf Ludwig XV. und die Theilung Polens zurückgehen, um in unserer Geschichte Thatsachen zu finden wie diejenigen, welchen als stille Zeugen zuzusehen uns zugemuthet wird." Wo ein französischer Präfekt einen solchen Brief empfangen kann, da bedarf

XLV.

Sociale Zustände in Wien.

Schon vor einigen Jahren haben die „Histor. = polit. Blätter" in Betrachtungen über Wiener sociale Zustände auf den völligen Untergang der bürgerlichen christlichen Handelswelt in Wien hingewiesen. Jetzt drängen sich die kolossalen Thatsachen über dieses traurige Thema immer mehr in den Vordergrund. Die Gesetzgebung hat leider so viele Lücken daß die Betrüger die in vielen Tausenden ihr „Geschäft" betreiben, bequem durch die breitgestellten Elfenstäbe der Satzung durchschlüpfen können, und nur wer zu grob und frech seine Netze gesponnen hat, bleibt bisweilen hängen. Selbst das amtliche Wienerblatt mußte jüngst (am 13. Oktober) über den „traurigen Aufschwung der strafbaren Crida" einen langgedehnten statistisch in Noten gesetzten Wehruf erschallen lassen. Wenn nun schon aus dem Hause Israel trotz der Schlauheit dieses Hauses in derlei Angelegenheiten — das größte Contingent für die Gerichtsstuben geliefert wird, so läßt sich denken, welche massenhaften Eingriffe in das fremde Eigenthum ungestraft geschehen! Die amtliche Wiener Zeitung, seit Jahren in den Händen von Juden und in jüngster Zeit nur nominell in Christenhänden aber immer noch von jüdischen Mitarbeitern bedient, und von amtlicher Judenfurcht dermaßen befangen daß auf das hervorragende Element des Judenthums in Rechts- und Strafangelegenheiten nie der Ton gelegt werden darf, sondern

das Unglück in Masse über ihn herein: Krankheit, Mißwachs, Theuerung, furchtbare Ueberschwemmungen entsetzen sein Volk und ein unheilbar zerstörendes Leiden nagt an der Lebenskraft des Mannes dem noch vor einem Jahre selbst Graf Bismarck schmeichelnd den Hof machte und den jetzt nicht einmal mehr die alten Rheinbunds-Staaten respektiren. Von ihm ist allem Anscheine nach nichts mehr zu fürchten. Allein um so mehr von Dem was nach ihm kommen wird.

Aber was wird nach ihm kommen? Keine Menschenseele weiß es. Nur so viel ist gewiß, daß nach ihm wieder die französische Politik kommen wird, die der mit dem kaiserlichen Diadem geschmückte Carbonaro zuletzt in faselndem Doktrinarismus vergeudet hat. Deutschland — ich will sagen Preußen, denn außerdem gibt es ja kein Deutschland mehr — wird wohl daran thun sich um verlässige Bundesgenossen umzusehen und sein Pulver trocken zu halten. Es ist noch lange nicht aller Tage Abend; ganz im Gegentheil hat von dem großen Trauerspiel das mit uns aufgeführt wird, bis jetzt erst der zweite Akt mit der Schürzung des Knotens abgespielt. Die wirkliche Lösung wird eine nahe Zukunft bringen. Wer sich also vorzusehen hat, der sehe sich vor!

XLV.

Sociale Zustände in Wien.

Schon vor einigen Jahren haben die „Histor.-polit. Blätter" in Betrachtungen über Wiener sociale Zustände auf den völligen Untergang der bürgerlichen christlichen Handelswelt in Wien hingewiesen. Jetzt drängen sich die kolossalen Thatsachen über dieses traurige Thema immer mehr in den Vordergrund. Die Gesetzgebung hat leider so viele Lücken daß die Betrüger die in vielen Tausenden ihr „Geschäft" betreiben, bequem durch die breitgestellten Eisenstäbe der Satzung durchschlüpfen können, und nur wer zu grob und frech seine Netze gesponnen hat, bleibt bisweilen hängen. Selbst das amtliche Wienerblatt mußte jüngst (am 13. Oktober) über den „traurigen Aufschwung der strafbaren Crida" einen langgedehnten statistisch in Noten gesetzten Wehruf erschallen lassen. Wenn nun schon aus dem Hause Israel trotz der Schlauheit dieses Hauses in derlei Angelegenheiten — das größte Contingent für die Gerichtsstuben geliefert wird, so läßt sich denken, welche massenhaften Eingriffe in das fremde Eigenthum ungestraft geschehen! Die amtliche Wiener Zeitung, seit Jahren in den Händen von Juden und in jüngster Zeit nur nominell in Christenhänden aber immer noch von jüdischen Mitarbeitern bedient, und von amtlicher Judenfurcht dermaßen befangen daß auf das hervorragende Element des Judenthums in Rechts- und Strafangelegenheiten nie der Ton gelegt werden darf, sondern

immer mit officiösem Stillschweigen darüber hinweggegangen werden muß — diese amtliche Wienerzeitung selber gesteht, daß das Gros der Verbrecher gegen das Eigenthum in merkantilen Formen — dem Gesetze zu entkommen weiß.

Sie sagt: „Für den Nationalökonomen und für jeden Mann von Rechtsgefühl ist kein Blick in die Tabellen der Strafrechtspflege so traurig, wie derjenige, welcher auf die Rubrik der Cridatare fällt. Wir wollen hier nicht mittheilen die wachsende Zahl der Criden, denn der objektive Ausweis der statistischen Tabellen ist nicht specialisirt und es bliebe ja, so groß die Zahl der Criden seyn möchte, immer noch die Einwendung daß Unglücksfälle, schlimme Zeitverhältnisse u. s. w. die Ursachen des fortwährenden Anwachsens der Cridafälle seien. Wir halten uns hier lediglich an solche Criden, welche mit rechtskräftigen richterlichen Erkenntnissen als durch strafbares Verschulden herbeigeführt erkannt und wofür die Cridatare bestraft worden sind. Wegen des Vergehens der verschuldeten Crida wurden vom Wiener Landesgerichte allein verurtheilt im Jahre 1858 — 50 Personen, 1859 — 54, 1860 — 45, 1861 — 43, 1862 — 48, 1863 — 178, 1864 — 195, 1865 — 285 Personen. Es stieg somit die Anzahl der strafbar anerkannten Cridatare in den letzten 8 Jahren von 50 auf 285, d. h. sie hat sich nahezu versechsfacht. In dieser Zahl sind jene Cridatare nicht inbegriffen, welche der strafrechtlichen Behandlung lediglich durch einen rechtzeitig außergerichtlich geschlossenen Vergleich entgangen sind, noch diejenigen, deren Crida als eine betrügliche erkannt wurde, da erstere nicht zu behördlicher Kenntniß kommen, letztere Cridatare aber nach den Bestimmungen unseres Strafgesetzes und nach den Einrichtungen unserer statistischen Tabellen zu den gemeinen Betrügern gerechnet sind. Wie sehr übrigens auch der Betrug wuchert, geht daraus hervor daß im Jahre 1858 — 170, dagegen im J. 1865 bereits 266 Personen des Verbrechens des Betruges vom Wiener Landesgerichte schuldig erkannt worden sind."

Die Wienerzeitung kann nicht umhin diesen schauderhaften Thatsachen einige Moralien vom „confessionslosen Standpunkt" beizufügen. Sie meint: „Geschäftsuntüchtigkeit, Genußsucht und

Unempfindlichkeit für Recht und Ehre seien nur zu oft die unverkennbare Quelle der Ueberschuldungen" u. s. w. Warum nicht lieber sagen: den Grund des Uebels bildet die zusammenhängende Trias: „Gottlosigkeit, Gewissenlosigkeit und Ehrlosigkeit?" Das amtliche Blatt schließt seine Jammerbetrachtung mit den Worten: „Je unsicherer das crebidirte Capital wird, desto mehr zieht sich dieses zurück, und läßt sich nur durch erhöhte Zinsen verlocken" (d. h. wieder in nicht officielles Deutsch übersetzt: der Wucher ist im entsetzlichen Anwachsen und Ausdehnen begriffen); „hohe Capitalzinsen aber vertheuern die Waare und drücken das Erträgniß der Geschäfte, und so übt der Fluch der bösen That, verschuldete Crida genannt, einen schweren Druck auf Recht, Moral und Oekonomie. Ein entsprechendes Concurs- und Ausgleichungsverfahren und eine strengere Strafjustiz können wieder bessern, das meiste aber müssen der Gemeinsinn des Publikums und insbesondere der der Geschäftswelt dazu beitragen, um jenes Rechts- und Ehrgefühl, welches gegen die Adoption des alten Gottes der Diebe zum Gotte der Kaufleute entschiedenen Protest einlegt, zur festesten Grundlage eines staatlichen nationalökonomischen Aufbaues zu gewinnen."

Es läßt sich denken wie sich die tausende von Betrügern in Wien unter denen die Juden statistisch die abgefeimtesten, dem Gesetze unzugänglichsten und meisten sind, so daß sich aus der großen Zahl derer die dennoch dem Gesetz verfallen, erst auf die Unzahl jener schließen läßt, die dem Gesetze zu entrinnen wissen — es läßt sich denken wie diese tausende von Betrügern sich über die wohlgemeinte Moral des amtlichen Blattes über „Gemeinsinn" und Erweckung von „Rechts- und Ehrgefühl" die Hälse vollachen!

Nicht nur eine „strengere Strafjustiz" wie das amtliche Organ jetzt winselt, sondern überhaupt eine Justiz auf einer ganz andern Grundlage wäre erforderlich. Mit einer salbungsvollen Phraseologie, mit schüchtern ausgesprochenen frommen Wünschen ist unser durch und durch verfaultes sociales Leben, faul geworden durch eine verjudete, alle christlichen Grundlagen untergrabende Presse und durch die völlige Unsittlichkeit im Verkehr und Handel — nicht zu verbessern.

„Gleiches Recht für Alle“: lautet der glänzende Spruch eines großen „jüdische Interessen“ in „jüdischem Interesse“ vertretenden Blattes. Leuten aber die kein christliches Sittengesetz und keine christlichen Pflichten kennen, das sogenannte gleiche Recht verleihen, heißt diese Leute zu Blutigeln der andern machen, die von christlicher Sitte und von christlicher Pflicht gehalten, nicht mit den rückhaltslosen Fortschreitern auf dem Gebiete der Industrie concurriren können.

Fast jede Woche bringt vor dem Wiener Landesgericht Monstreprocesse gegen jüdische Gauner der verwegensten und gefährlichsten Art, die frechen Diebstähle und Betrügereien gehen in die tausende von Gulden. Das Gestohlene und Erschwindelte ist, wenn die Thäter eingezogen werden, längst in Sicherheit gebracht. Haben die Gauner einige Jährchen im Gefängniß abgebüßt, so ist ihnen dennoch die Beute, der Lohn ihrer edlen Thaten reservirt. Der Unterhalt der wegen Attentaten aller Art auf das Eigenthum in Haft sitzenden Juden beläuft sich auf viele tausende von Gulden, und die geprellten Christen haben das schöne Vorrecht auch hier das größte Contingent in den erhöhten Steuern beitragen zu dürfen.

Nebenbei bringen die Judenblätter fort und fort ohne Unterlaß ihre Leitartikel und Notizen, ihre Schmäh- und Lügen-Berichte über kirchliches Leben und kirchliche Institute. Der Wiener Gemeinderath arbeitet ganz im reformjüdischen Geiste, und getaufte Christen wie auch Juden erlauben sich der Kirche und ihren Institutionen die gröbsten Invektiven in's Gesicht zu werfen. Ein Justizminister mit Einsicht und Muth kann Vieles thun. Einsicht: daß dieß Treiben in der Presse und im Verkehr alle socialen Grundlagen zerbröckelt und auflöst, und der Staat innerlich in sich selber zusammenfault und zusammenfällt; und Muth: diesem Treiben mit Ueberzeugung und im Glauben an Gott, seine Gesetze und seine Gerechtigkeit energisch entgegenzutreten. Mag die lüderliche und sittlich verrottete Presse auch zu heulen anfangen, das darf einen Mann von Ehre und Gewissen nicht anfechten. In den Archiven der Justiz gäbe es genug Aktenstücke die nachweisen, wie manche dieser Preßhelden für Bestechung und gegen Verkauf mitgewirkt haben das Volk

um sein mühsam erworbenes Gut zu betrügen. Der unselige Grundsatz die Maschine forthaspeln zu lassen wie und so lange sie geht, ist zum Verderben. Wenn von Seite jener nichts geschieht welche die legale Macht noch in Händen haben, so werden sie eben diese Macht — nicht mehr lange in Händen haben!

Das amtliche Blatt constatirte jüngst außer dem Anwachsen der Crida auch das „Verhältniß der Rechtsunsicherheit zur Verbrechersicherheit." „Die Criminalstatistik gibt so eindringliche Lehren, daß wer immer sie zu lesen versteht und ein Herz für sein Vaterland und für seine Mitmenschen hat, ihnen seine volle Aufmerksamkeit zuwenden wird. Eine derselben ergibt sich aus der Zusammenstellung der von Jahr zu Jahr wachsenden Zahlen der Verbrechen und der Verbrecher, sowie die Darlegung des Verhältnisses in welchem die Vermehrung der Verbrechen zur Entdeckung der Uebelthäter steht." Im Bezirk des Wiener Landesgerichts betrug die Zahl jener Verbrechen und Vergehen, bezüglich deren vom Gerichtshof die objektive Existenz anerkannt wurde, bei denen aber kein Thäter eruirt werden konnte, so daß die Untersuchungen nach dem §. 197 der Strafproceß-Ordnung eingestellt werden mußten, in den Jahren 1858 — 953, 1859 — 1123, 1860 — 1317, 1861 — 1580, 1862 — 1978, 1863 — 2295, 1864 — 2423, 1865 — 2333. Somit ist die Zahl solcher Verbrechen und Vergehen in den letzten 8 Jahren von 953 auf 2333 gestiegen d. h. sie hat sich um 144 Procent vermehrt. Da bei Vergehen solche Einstellungen sehr selten vorkommen, indem wo es sich um Crida, Wucher, Preßvergehen handelt, die dafür verantwortlichen Personen stets bekannt sind und fahrlässige Tödtungen durch unbekannte Thäter nur wenige zur Untersuchung gelangen, so haben obige Zahlen bei Feststellung der Verhältnißzahl fast ganz ausschließlich von den Verbrechen zu gelten.

In der nämlichen Zeit hat sich die Gesammtanzahl der verübten Verbrechen und Vergehen mehr als verdoppelt, so daß die Summe der zur strafgerichtlichen Amtshandlung vorgelegten Anzeigen von 4576 auf 9394 gestiegen ist. Es versteht sich daher von selbst, daß die absolute Zahl jener Verbrechen deren Anzeige und Untersuchung zur Erforschung der Thäter führte,

gleichfalls gewachsen ist. Allein die Vermehrung solcher Erforschungen hielt mit jener der Verbrechen nicht gleichen Schritt, sondern blieb merklich zurück. Die Zahl der arger Verbrechen Angeklagten betrug nämlich in den Jahren 1858 — 1427, 1859 — 1422, 1860 — 1496, 1861 — 1601, 1862 — 1905, 1863 — 1781, 1864 — 2150, 1865 — 2247.

Die Zahl der eines Verbrechens Angeklagten stieg daher in demselben Zeitraum von 1427 auf 2247, d. i. um 57 Procent. Während also die Zahl der Verbrechen deren Thäter nicht erforscht wurden, um 144 Procent stieg, hob sich die der Angeklagten nur um 57 Procent, d. h. es blieb die Steigerung der Entdeckungen der Verbrecher gegenüber der Steigerung der Verübung von Verbrechen um 87 Procent zurück. In diesem Verhältniß stieg die Sicherheit der Verbrecher gegenüber der Unsicherheit der Rechte. Je mehr Verbrechen aber unentdeckt bleiben, desto stärker wird die Versuchung, denn mit seltenen Ausnahmen ist es immer die Hoffnung unentdeckt zu bleiben welche zu Verbrechen verleitet.

Diese horrende Fäulniß im öffentlichen Leben hat nun zwei Ursachen. Die eine liegt in der ganz verfehlten Strafproceßordnung wie es das amtliche Blatt selber constatirt. „Dieser steigenden socialen Gefahr kann nur durch zwei Mittel wirksam begegnet werden, erstens durch zweckmäßige Organisirung einer gerichtlichen Polizei für gemeine Strafsachen, wie dieselbe in einigen Hauptstädten Oesterreichs schon gegenwärtig für Preßdelikte besteht, und zweitens durch eine Reform des Strafprocesses, der auf den Anklagegrundsatz zu basiren ist und statt der breiten Schriftlichkeit des Inquisitionsprocesses wenigstens für die Mehrzahl der Straffälle die kurze und formlose Information als Vorbereitung wahrhaft mündlicher Haupt-Verhandlungen einzuführen hat.“

Von der andern Ursache der Fäulniß spricht der juridische Berichterstatter nicht; diese ist aber eben die Grundursache und Hauptquelle des Uebels.

So lange die Regierung träge und schläfrig zusieht wie tagtäglich alle positive Religion in den Schmutzblättern verhöhnt wird; so lange jeder ehrenhafte Mensch von jedem ehr-

losen Zeitungsschreiber, wenn dieser nur die Form einhält, schriftlich und bildlich verhöhnt werden darf; so lange die permanenten Angriffe gegen die Kirche und ihre Institutionen in derselben Schmutzpresse an der Tagesordnung sind; so lange die Blätter der Juden und Judengenossen „die Pfaffenhetze“ in allen Tonarten förmlich organisiren können; so lange der Materialismus offen seine Lehrstühle aufschlagen darf auf Universitäten und in Zeitungen, so lange dem Volk durch tägliches Losschlagen jeder Rest von Religion, jede Gottesfurcht und somit alle Gewissen- und Ehrenhaftigkeit förmlich herausgedroschen wird; so lange die Stadträthe in der wahren rabies bornirten aufgeblasenen, nichtswissenden und Aufklärung spielenden Philisterthums den Schulen allen religiösen Charakter wegdebattiren dürfen; so lange mit einem Wort der Kampf gegen positive Religion und daher auch gegen das positive Sittengesetz förmlich organisirt werden kann — so lange werden die Verbrechen und Verbrecher auch in nothwendiger Folge zunehmen müssen, bis endlich beim nächsten Anstoß eine furchtbare sociale Revolution die ganze Regierung über den Haufen wirft, und sich in Oesterreich die französischen Zustände von 1793 in einer neuen aber bedeutend verstärkten Auflage wiederholen. Wer die offen daliegenden Zeichen der Zeit nicht sieht und fühlt, dem ist auch nicht zu helfen.

XLVI.

Heinrich von Pflummern und die Reformation der Reichsstadt Biberach.

I.

In Darstellungen der Reformationsgeschichte wird man gegnerischerseits nicht müde fort und fort mit der kecken Behauptung aufzutreten, Unwissenheit des Klerus und Geistes-Knechtung seitens der Priester haben den reformatorischen Ideen den Weg gebahnt; obgleich jeder unbefangene Geschichtsforscher weiß, daß es eigentliche und ganz andere Triebräder waren, welche die Reformatoren bewegten. Die Unwissenheit des Klerus zur Zeit Luthers hinderte nicht, daß die meisten apostasirten katholischen Priester nachher im Stande waren lutherisch zu predigen, somit brauchbar befunden wurden im neuen Weinberge des Herrn zu arbeiten. Demnach ist entweder für einen Prädikanten kein hoher Bildungsgrad erforderlich gewesen, oder die abgefallenen Priester sind dadurch daß sie lutherisch oder zwinglisch wurden, zugleich auch gescheidter geworden. Lautet dieser Satz schon parador, so ist es noch sonderbarer anzunehmen, die Unwissenden hätten sich selbst aus der Unwissenheit geholfen, so daß die Reformatoren die nämliche Procedur angewendet hätten, welche

später weiland Herrn von Münchhausen so gute Dienste that, der sich an seinem eigenen Zopfe aus dem Sumpfe herausgezogen hat. Die Hebel, durch welche die Reformation an einzelnen Orten in's Werk gesetzt wurde, können nur dadurch bloß gelegt werden, daß man die Einführung der Reformation solcher Orte zum Gegenstand historischer Forschungen macht. So hat sich auch als Resultat unserer Untersuchung ergeben, daß die Einführung der Reformation in der ehemaligen schwäbischen Reichsstadt Biberach ein reiner Gewaltakt des dortigen Magistrates war.

Der Chronist Heinrich von Pflummern*), Weltgeistlicher zu Biberach, beginnt seine Relation über die Reformationsgeschichte seiner Vaterstadt mit folgender Einleitung. „Wie im vorigen Jahre (1516) Feuer in unserer Stadt auskam und die halbe Stadt in Asche legte war wohl zu beklagen; allein in diesem Jahre (1517) hatten wir ein weit verderblicheres Feuer zu bejammern, das nicht bloß eine halbe Stadt, mehr als das halbe Deutschland, oder wenn man die anderwärts entstandenen Sekten in Rechnung bringt, halb Europa in Asche gelegt. Aber wollte Gott, daß wie solches

---

*) Geboren 1479 zu Biberach; gestorben 1561 zu Waldsee, wohin er sich 1531 vor dem Lutherthume geflüchtet hatte. Ihm verdanken wir die Geschichte der Vorgänge bei der Einführung der Reformation zu Biberach von 1523 — 1544, welche er in seinem Exil zu Waldsee aus dem Gedächtnisse niederschrieb. Diese Relation des Heinrich von Pflummern hat sein Vetter Ernst von Pflummern, ehemaliger Salmannsweiler Rath und Pfleger zu Schemmerberg, wörtlich in seine Beschreibung der Stadt Biberach aufgenommen, welche er 1619 begann und bis zum Jahre 1562 in zwei Foliobänden fortführte, die unter dem Namen „Annales Biberacenses“ existiren.

Vor allen wurden genannte Annalen als Quellen bei der gegenwärtigen Arbeit benützt; dann andere zu Biberach in den Archiven sich befindende einschlägige Manuscripte; ferner die Hauschronik des ehemaligen Cistercienser Klosters Schussenried und theilweise Crusius.

fressende Incendium ebenfalls durch Bosheit etlicher Geistlichen*) muthwillig aufgeblasen, also auch dieses geistliche Feuer Ort und Terminum finden möchte, da es nicht weiter grassiren und einfahren könnte."

In der Reichsstadt Biberach und Umgegend war Geist und Eifer für Religion und Gottesdienst nicht erkaltet. So baute Rörwangen, eine Filiale der Stadtpfarrei, auf eigene Kosten eine Kapelle und selbe wurde im Jahre 1517 den 19. Mai zu Ehren der gebenedeiten Gottesmutter eingeweiht. Ueber das kirchliche Leben gibt der Chronist folgenden summarischen Bericht. „Erstlich wurde alle Tage eine Frühmesse gehalten und wenn der Priester bis zur heil. Elevation ge-

*) Am 5. August 1516 kam im Salmannsweiler-Klosterhof Feuer aus, das vom Winde begünstigt 126 Gebäude in Asche legte. Die ganze Stadt war der Ueberzeugung, daß das Feuer durch Fahrlässigkeit der Mönche, welche genannten Hof bewirthschafteten, ausgekommen sei. Als das verheerende Element die Siechstuben des Spitals zerstört hatte, so hat es „über einem Altar seine Kraft und weitere Devastation von sich abgelegt, selbst die auf dem Altar steckenden Wachskerzen nicht verletzt." Dieses wird, fügt der Annalist hinzu, noch heutigen Tags (1619) sowohl von lutherischen als katholischen Personen versichert, die solches glaubwürdig von ihren Eltern vernommen haben. Selbst in schriftlichen Urkunden geschieht dieses Ereignisses Erwähnung. Heinrich von Pflummern verschweigt, daß dieses der Altar war, auf dem er, wie wir später erfahren werden, „um Gottes Willen" täglich Messe las, auch daß ihm dieses Ereigniß zu hohem Ansehen bei seiner Familie und in der ganzen Stadt verhalf.

„1516 verbran der Spital ganz und gar
bis an des herrn v. Pflummers Altar,
was aber stund uf dem Altar
ward nicht verstert umb ein haar
noch schmelzend Kerzen nicht vom Feuer,
weil er ein frommer Priester gewesen,
hat er oft Meß darauf gelesen
den Menschen zum frommen
und hat nichts dafür genommen."

kommen war, so ging alsbald ein anderer Priester wieder auf den Altar, damit diejenigen, welche in die erste Messe zu spät kamen, noch bei der anderen ein ganzes Sacrum hören möchten. Diese Messen wurden der Reisenden wegen sehr frühe gehalten. Täglich wurde im Beiseyn der ganzen Priesterschaft ein Seelenamt gesungen, was selbst an den Sonntagen geschah. Alle gebotenen Feiertage hatte man eine Frühpredigt; jeden Freitag wurde im Spital gepredigt und an Sonn- und Feiertagen fanden in der Stadtpfarrkirche zwei Predigten statt; auch war um diese Zeit ein sehr beliebter Prediger beim heil. Geiste vor dem Thore, dem viel Volk nachlief. In den Kirchen brannten das ganze Jahr 33 Lampen*). Im Herbst war ein Brauch, daß die Leute nach dem Feiekabend, bis man die Lichter anzündete, in die Kirchen gingen und was sie ihre Andacht ermahnte, allda gebetet haben. Item an St. Catharinentag fuhr kein Fuhrmann und ging auch kein Rad in den Mühlen um. Item es war ein Brauch, von Weihnachten bis Lichtmeß zu gehen zu unserer lieben Frauen Kindbett, so hinter dem Sakrament gewesen. Ein löblicher Brauch war auch zu Biberach, wenn eine Pestilenz einfiel, daß man an St. Martins und St. Sebastianstag mit Wasser und Brot fastete, als zu Ehren dieser beiden Heiligen, die für diese Krankheit gute Fürbitter waren. Man hält auch dickh (viel) Meß in den Kapellen vor den Thoren, da die Leute aus der Stadt viel communiciren."

Durch diese Schilderung wird man gewiß zur Annahme genöthigt, daß zur Zeit des Auftretens Luthers der katholische Gottesdienst keineswegs im Zerfalle war. Auch die auf dem Reichstage zu Worms erlassenen kaiserlichen Befehle wider Luthers Schriften wurden im Jahre 1521 durch den Stadt-

---

*) In den archivalischen Akten „Bericht über das Religions-Exercitium zu Biberach" sind bloß 23 erwähnt.

schreiber in Biberach bekannt gemacht. Als ein Memminger Buchhändler solche Schriften nach Biberach brachte und sie unter dem Schulhause feilbot, so befahl ihm der Magistrat die Stadt zu verlassen, und da er nicht gehorchte, so wurden ihm seine lutherischen Schriften weggenommen und auf dem Rathhause niedergelegt.

Trotz alldem ist, so berichtet der Chronist, das Jahr 1522 das letzte, in welchem die Lehre des katholischen Glaubens in der ganzen Stadt noch gepredigt wurde. Obgleich Jedermann von der gesammten Bürgerschaft keinen anderen als den katholischen Glauben bekannt hat, auch die Priesterschaft ihren Gottesdienst nach Inhalt der alten Stiftungen einhellig verrichtete, so hat sich gleichwohl im folgenden Jahre (1523) „die falsche Lehre eingedrungen und bei Geistlichen und Weltlichen hin und wieder frei sittsam ;und allgemach eingeschlichen, bis 1531 die General-Extermination und grevliche Verwüstung fürnemlich mit Abschaffung der heil. Messe und dem Kirchenstürmen durch und durch eingefürt worden. En campus ubi Troja fuit.“ Aus diesem Jahre wird jedoch schon die Apostasie eines Priesters aus der Nachbarschaft berichtet. Zu Laupertshausen, zwei Stunden von der Stadt, war Hans Kehrlin Pfarrer, der sich mit Adelheid Grezinger verlobt hatte. Als Hansen darob die Reue kam, so wurde er von dem Consistorium zu Radolfszell von seinem übereilten Schritte wieder absolvirt. Die Grezinger dagegen ließ des Pfarrers väterliches und mütterliches Erbgut zu Biberach mit Beschlag belegen.

Der erste lutherische Prediger in der Stadt wird vom Chronisten Schlupfin d'Eck genannt; ganz sicher ein Spottname, da er sich nicht öffentlich hervorwagte und sich bei den gleich Anfangs der neuen Lehre zugeneigten Patriciern Christoph Grätter und Veit Raminger genannt Schreiber, in Winkeln verbarg. Sein eigentlicher Name ist nirgends genannt. Wann dieser Schlupfin d'Eck nach Biberach gekommen und wie lange er im Stillen gepredigt, kann nicht ermittelt werden; aber geschicht-

lich richtig ist, daß er vom Jahre 1523 an jeden Mittwoch*) um zwei Uhr im Spital predigte. Er hatte großen Zulauf von Stadt und Land, „denn er predigt hätt (hart) wider das alte Wesen und macht viel Leut abtrüngig.“ Allein er mußte bald wieder zur Stadt hinaus, ungeachtet viele Frauen Fürbitte für ihn einlegten — er hatte seinem Freunde Grätter einen silbernen Becher gestohlen**).

Nach Schlupfin d'Eck predigte Pfaff Strohschneider im Spital, welcher so ungelehrt gewesen seyn soll, daß er nicht wußte wie viel Buchstaben im Abc seien. In der Woche hindurch hielten die abgefallenen Helfer, als der Algauer, der Boyer, der rothe Hans, welche der katholische Pfarrer gegen seinen Willen im Pfarrhof unterhalten mußte, lutherische Predigten. In der Pfarrkirche „beim Siechen“ aber predigte das Salzmeßerlin. Dieses war ein entsprungener Mönch und das Volk strömte in solcher Menge zu seinen Predigten, daß die Fenster ausgebrochen wurden, damit diejenigen welche auf dem Kirchhof und den Scheiterbeigen saßen, sein „Geschrei“ auch hören könnten. In dieser Kirche wurde auch das lutherische Nachtmahl zuerst ausgetheilt. Von den abgefallenen Priestern wurden lutherische Bücher zu Spottpreisen feil geboten, während umgekehrt diese Geistlichen ihre Breviere und sonstigen katholischen Bücher an Krämer verschacherten. In Summa, schreibt der Chronist, es confundirt sich hier alles sowohl im politischen wie im geistlichen Wesen. Bauern werden Prädikanten, abgefallene Geistliche kaufen Zünfte und Bürgerrecht und wer zum Predigen untauglich ist, der ergreift ein Handwerk als Wollschlagen und dergl. Die Pfaffen

*) Am Mittwoch war schon damals Wochenmarkt in der Stadt, der noch heute von Landleuten stark besucht wird. Der Tag war also sichtlich gewählt.

**) Heinrich von Pflummern gibt den Grund nicht an, warum Schlupfin d'Eck die Stadt verlassen mußte. Allein in andern Manuscripten findet sich obiger Grund angeführt.

ließen sich gemeiniglich mit ihren Concubinen gleichsam als ein „recht Paar Ehevolk" zusammengeben. Den Einfältigen aber, welche nicht predigen konnten, ließ der Magistrat wegen solch christlicher That ihre Pfründen ad dies vitae um den halben Theil, die andere Hälfte kam in die Truche*).

Als um das Jahr 1524 eine ansteckende Krankheit in der Stadt ausbrach und Viele hinstarben, so verlangten die Leute unter beiden Gestalten des Brodes und Weines versehen zu werden und da es die Prädikanten nicht thaten, so starben die Kranken größtentheils ohne Provision. Da aber der Pfarrer zu Ulm**) diejenigen, welche ohne Communion geschieden waren, in geweihtes Erdreich nicht bestatten ließ, so hat der Rath der Stadt Biberach einen Krautgarten als Begräbnißort für solche angekauft, woher es rührt, daß bis auf den heutigen Tag beide Confessionen abgesonderte Friedhöfe haben. In diesem Jahre hat auch das Fleischessen in der heil. Fastenzeit seinen Anfang genommen und viele Menschen aßen Fleisch an den verbotenen Tagen, wenn sie schon am Sonntage mit einer Wassersuppe sich begnügen mußten.

Besonders günstig war das J. 1528 für das Lutherthum in der Stadt. In diesem Jahre wurde Christoph Grätter zum Bürgermeister gewählt, der wie schon erwähnt das reformatorische Treiben unterstützte. Der Rath bemächtigte sich der Gerichtsbarkeit über die Geistlichen, welche bisher dem Bischof von Constanz zugestanden, und begnügte sich nicht den Gravamina anderer Reichsstädte sich anzuschließen, sondern es wurden folgende specielle Klagepunkte bei dem schwäbischen Bunde eingereicht.

„Es hat ein Rath zu Biberach angeordnet, daß die Priester in Frevelsachen vor dem Rath daselbst sich verantworten und

*) Heinrich von Pflummern S. 98.

**) Ulm war für die Städte Oberschwabens und namentlich für Biberach das delphische Orakel, wo sie sich in geistlichen und weltlichen Dingen stets Rath erholten.

büßen sollen nach Ordnung wie unter Weltlichen gebräuchlich. Ein Rath halte dafür, die frommen Geistlichen werden sich dessen nicht beschweren, für die boshaften aber sei es von nöthen, denn sonst mancher wegen zeitlicher Freiheit viel Unfug angefangen, auch weltlichen Eheweibern und Töchtern auf Unehr nachgegangen; auch solche sogar in der Beicht*) zur Sünde gebracht. So sitzen auch zu Biberach viel arme kunstlose Pfaffen, von denen einer nur 40, 50 und 60 Pf. Heller zu verzehren habe; deßhalb viel Schulden machen und nachdem die Gläubiger dem Official nichts verehrt, nicht zu ihrem Rechte kommen können. Sollte aber ein Bürger einen Pfaffen zu Constanz beklagen, so habe er es Unkosten halber unterlassen, so daß der Geistlichen Unfug jedesmal ungestraft verblieben sei. Ueber dieß alles aber befindet sich ein Rath zu Biberach der Geistlichen halber noch mehr beschwert und zwar in folgendem:

1) Der gemeine Mann achte es für eine Ungleichheit, daß die Geistlichen von den bürgerlichen Beschwerden befreit seien, da gerade sie in dieser Zeit am meisten Schutz und Schirm bedürftig seien, auch Weg und Steg wie die Weltlichen gebrauchen.

2) Werden manchmal um zeitlichen geringen Gutes willen, selbst wider geistliche Satzungen und Recht, viele Personen in Bann gethan.

3) Wird ein Geistlicher entleibt obschon er Ursache dazu gegeben, so werde nicht allein der Thäter, sondern die ganze Stadt, Flecken oder Commun in Bann gethan, bis der Sache Abtrag geschehen.

4) Es habe einer ohne sein Wissen und Willen einen Priester hinter der Zielstatt erschossen. Der Pfarrer habe für

*) Einerseits ist wohl zu bedenken, daß Christoph Grätter in diesem Jahre Bürgermeister war, ein von Anfang an der neuen Lehre eifrig Ergebener, aus dessen Feder höchst wahrscheinlich diese Schilderung kommt; andererseits dürfen wir nicht in Abrede stellen, daß unter der Priesterschaft etwas faul gewesen seyn muß, denn von 36 Priestern, die damals zu Biberach waren, finden wir später bloß den Pfarrer und Heinrich von Pflummern welche der alten Lehre treu blieben.

sich selbst ohne den Rath Interdikt gehalten; sei darauf gegen Constanz geritten, habe die Absolution dem Thäter gebracht und des Erschossenen Vater um die Zehrung von 12 fl. hart angehalten, der doch um seinen Sohn und seine Nahrung gekommen sei.

5) Item in der Vigil alle Nacht um 4 Uhr singen die Capläne so erbärmlich, daß sie einander selbst nicht hören mögen und treiben viel Unwesen mit Schwätzen und Hadern.

6) Zum letzten und zum fürnehmsten, so wolle der gemeine Mann achten, was mit Geld recht werden könne, das sei ohne Geld auch recht, als Dispensationes, Absolutiones 2c."

Der schwäbische Bund machte zu Stuttgart einen Vergleichsvorschlag, nach welchem die weltliche Gerichtsbarkeit über die Geistlichen dem Rathe wirklich eingeräumt und den weltlichen Richtern gestattet wurde nach Beschaffenheit der Sache wider die Priester mit einer Thurm- oder Geldstrafe zu verfahren*). Der Bischof nahm jedoch den Vergleich nicht an, sondern appellirte an einen Reichstag und als der Biberachische Gesandte Hieronymus Brandenburg den Gegenstand zu Augsburg wiederum zur Sprache brachte, so wurde er auch von den Bundesstädten vor den Reichstag verwiesen und scheint so eingeschlafen zu seyn. Auf dem Reichstage zu Speyer 1529 war Biberach nicht vertreten und hatte gegen die Beschlüsse auch nicht protestirt. Aber bald nachher ließ man alle Geschlechter auf ihre Stuben und die sieben Zünfte in ihre Zunfthäuser, auch die Priester vor den Rath fordern und jeden besonders befragen, ob er die Majora der Katholischen auf dem Reichstage zu Speyer annehmen oder mit den Unkatholischen protestiren wolle. Bei geschehener Umfrage der ganzen Bürger- und Priesterschaft haben bloß 70 Personen**) den Speyer'schen Abschied angenommen, die übrigen aber alle protestirt.

---

*) Actum Stuttgart 12. Februar 1528. Unterzeichnet: Jerg Truchses, Statthalter: Ramminger.

**) Unter diesen 70 Personen befanden sich noch 14 Priester. Hier

Zu dem bald darauf abgehaltenen Convent der schwäbischen Bundesstädte zu Ulm wurde der katholische Bürgermeister Caspar Grätter abgeschickt, welcher aber den Befehl mitbekam: wenn von Religionssachen die Rede seyn würde, so solle er sich auf das unter den evangelischen Bundesstädten zu Nördlingen Ausgemachte, welches der Einführung der Reformation allerdings günstig war, berufen. Sechs schwäbische Reichsstädte, worunter auch Biberach, stellten bei der Stadt Constanz den Antrag, mit ihr und mit den ihr verbündeten Schweizerstädten Bern und Zürich „wegen Einigkeit in der christlichen Lehre eine gemeine Verständniß oder Mitburgerschaft anzurichten.“ Diese Zusammenkunft geschah wirklich zu Memmingen, jedoch ohne daß ein Beschluß gefaßt wurde; darum wurde eine abermalige Versammlung dieser Städte zu Biberach gehalten, wobei auch Gesandte von Reutlingen und Heilbronn erschienen. Allein auch dießmal wurde nichts ausgemacht, weil der Kaiser einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben hatte, auf welchem man das Ende der Religions-Streitigkeiten zu sehen hoffte.

So war die Lage in der Stadt, als man den Reichstag zu Augsburg beschicken mußte. Es wurden dahin abgesandt: der Bürgermeister Caspar Grätter und der Rathsherr Georg Erhardt, welch letzterer der neuen Lehre eifrig zugethan war. Keiner von beiden jedoch wurde in Augsburg befriedigt. Grätter vermißte ein entschiedenes Auftreten von Seite der katholischen Reichsstände und Erhardt beklagte die Uneinigkeit unter den Protestirenden. Sie berichten deßhalb schon unter

---

drängt sich nun unwillkürlich die Frage auf: wie kam es, daß in der früher so gut katholischen Stadt eine so verschwindende Minorität die Speyerischen Majora annahm. Weder der Chronist noch die andern Akten geben hierüber Aufschluß. Allein solch plötzlichen Umschlag in religiösen und noch mehr in politischen Dingen weist ja die Geschichte mehrfach auf; denn das Volk ist ein Rad das sich dreht nach der Hand des Lenkers.

dem 30. Juni nach Hause: „Es hat vergangener Tage, ehe wir gegen Augsburg gekommen, seine kaiserliche Majestät gemeine frei und Reichsstädt zu sich beschieden und sich gegen diejenigen, welche fernd den Speyer'schen Abschied angenommen, höchlich bedankt. Nach denselben hat seine Majestät die für sich gelassen, welche wider den Abschied protestirt haben und sich aufs höchst gegen sie befremdet und beschwert. Hierauf wurden von einigen Fürsten und Ständen von Artikel zu Artikel angezeigt, was ihre Prädikanten bisher gepredigt und gelehrt haben. Straßburg hat eine Erklärung, wie es bei ihr auf Zwinglische Weis, oder wie man es nennen wolle, gehalten werde, aufgesetzt und außer anderen Städte-Gesandten auch uns mitgetheilt. Aus allem erhellt, daß keine planmäßige Haltung und Verantwortung bei den Protestirenden ist."

Die Verlegenheit, in welche der Rath durch diesen Bericht gebracht wurde, läßt sich denken und die Unentschlossenheit und Rathlosigkeit der Biberacher aus folgendem leicht entnehmen. Nach einer langen und stürmischen Sitzung kam der Rath zum Beschluß, keinerlei Erklärung an die Gesandten in Augsburg abzugeben, sondern ihnen einfach die Pferde zu überschicken und sie nach Hause zu fordern; jedoch mußten sie den Bürgermeister Besserer von Ulm, der ebenfalls auf dem Reichstage war, ersuchen, daß er nach ihrem Abgang gemeine Stadt in Religionssachen vertreten solle. Im Abberufungsschreiben, das auf Sonntag nach St. Maria Magdalena Tag fällt, heißt es: „So wirtt denn auch von nötten sein, daß ihr euch des Glaubens und der Sekten halber bei dem Bürgermeister Bernhartt Besserer anzeigen, und Ihne in unserm Namen bitten, daß er von unsertwegen des endts das Best handeln wollen, inmassen er auff andern tägen auch trewlich gethan."

Somit war es also dem Bürgermeister Besserer von Ulm anheimgegeben, ob Biberach katholisch, lutherisch oder zwinglisch seyn solle.

Aus dieser Unentschlossenheit sehen wir indeß die Väter der Stadt bald heraustreten. Dieses geschah in dem für Biberach so verhängnißvollen Jahre 1531. Ulm wurde damals nach zwinglischer Lehre reformirt und auch für Biberach ging von dorther das Licht auf. Johann Oekolampadius, Martin Bucer und Ambros Blarer kamen, um ihre neue Lehre zu verbreiten, um die Osterzeit nach Biberach, und durch einen Machtspruch des Senats wurde am Osterdienstag 1531 der ganze katholische Gottesdienst verboten, so daß kein Priester mehr Messe lesen durfte, auch dem Pfarrer nicht gestattet werden wollte, nur noch eine einzige Meß „zur Nießung“ der vorhandenen consecrirten Hostien zu celebriren. Heinrich von Pflummern, unserer wackerer Chronist verließ in Folge dieses Gewaltaktes seine Vaterstadt und wanderte nach Waldsee aus. Mit Abschaffung der Messe war der Magistrat nicht zufrieden; er verbot auch denen welche beim katholischen Glauben geblieben waren, das Besuchen derselben außer der Stadt. Einige jedoch besuchten den Gottesdienst heimlich zu Warthausen und die katholisch gebliebene Pflummernsche Familie errichtete in der Nähe dieses Ortes einen Vogelherd, um dem katholischen Gottesdienst, ohne verdächtig zu werden, abwarten zu können.

War die Messe, die Sonne im katholischen Cult unterdrückt, so war es selbstverständlich, daß noch manches andere ihr nachfolgen mußte. Und wirklich zeigte der Magistrat seinen vandalischen Kunstsinn auch in Säuberung von anderm papistischen Unrath, wie durch Zerstörung von Orgeln, Bildern, Statuen, Altären rc. Hiezu wurden die Leute durch die Predigten des Martin Bucer und Johann Oekolampadius verhetzt. Letzterer predigte an Peter und Pauli (1531) gegen die Bilder*) und gleich nach der Predigt legten die Leute

*) Ein von Waldsee gebürtiger Provisor Namens Scharber wird gewöhnlich für den ersten Bilderstürmer ausgegeben, allein bei diesem war offenbar Rachsucht die Ursache seiner That. Als ihm sein Gesuch

Hand an das was ihnen bisher lieb und theuer war, und wie Tobsüchtige vernichteten sie alles in den Kirchen, so daß diese jedes Schmuckes beraubt, kahl und leer dastanden. Dieser Bilderstürmerei wohnten vorhin genannte Reformatoren selber bei, die hier in der Herberge zur Krone in diesen Tagen tapfer geschlemmt haben. Ein alter darüber vorhandener Vers lautet:

Zwei ausgeloffne Münch merkst auch bei
Datten zu Biberach köstlich leben,
Der Bucer genannt und der Hausschein
In des Sterken Haus trankhen vil win
Verzertten mit Ihrem Anhang in 5 Tagen
114 Pfund Heller*) ist zue klagen,
Daß sie die Armen beschweren
Und ihnen den Seckhel auslehren.
Jeder 20 fl., das sind die Frommen.
Im Jahr 31 Ich eich sag
Ist geschehen auff St. Ulrichstag.

Die Einkünfte der Pfründen und Stiftungen, den Erlös aus verkauften Bildern, Altären, Grabsteinen, Meßgewändern, Gefäßen rc. berechnet Heinrich von Pflummern in geringem Anschlag auf 55,880 Pf. Heller (1 Pf. Heller zu 34⅜ Kreuzer) = 31,930 fl. Nehmen wir den Geldwerth damals zu jetzt nur wie 1 zu 5 an, so repräsentirt sich ein Vermögen für die gemeine Truche von 159,650 fl. Die Kelche kamen auf das Rathhaus, und die Rechner und Zunftmeister sollen noch

---

um den Schuldienst abgeschlagen worden, zog er mit Pfeifen und Trommeln sammt etlichen Gesellen aus der Stadt und zerschlug die Bilder in einem an der Landstraße bei Rissegg befindlichen Kapellchen. Scharber bereute später seine Handlung bitter und bekannte in Waldsee sein Unrecht oft mit den Worten: „er wollt nicht 100 Ducaten nehmen, daß er dergleichen böses Stuck nochmal begehen sollte.“

*) 1 Pf. Heller = 34⅜ kr. damaliger Geldwerth. Annal. Biberac. fol. 709. In append.

lange nachher daraus getrunken haben. Monstranzen, Kreuzpartikel, Gefäße wurden zusammengeschlagen und meistens an die Juden verkauft. Zu Waldsee berühmte sich eine Biberacher Bürgersfrau auf öffentlichem Markte, ihr weißes Unterkleid zeigend, mit den Worten: „das ist ein Alb rin.“ Mit den Bildern wurde vielfach Spott getrieben. Ein Bader nahm den Palmesel und den Heiland darauf, stellte ihn unter ein Fenster seiner Badstube und trieb sein Gespött damit, indem er den Leuten zurief: sie sollen kommen, er wolle ihnen mit dem Palmesel und unserm Herrgott ein gutes warmes Bad bereiten. Michael von Pflummern wollte um den Herrgott 2 fl. geben, um ihn vor Beschimpfung zu schützen, konnte ihn aber nicht erhalten. Der Bader starb bald darauf. Den heil. Geist*), den man am Pfingstfeste herabzusenden pflegte, schleppten die Kinder auf den Straßen herum. Manche Gegenstände, welche man früher bei Prozessionen und Umgängen gebrauchte, wurden jetzt in der Fastnacht umhergetragen. Die Orgeln hat man herabgeworfen und die Buben trugen die Pfeifen davon. Kostbare Steine und Pretiosen, womit sonst die Leiber der Heiligen geschmückt waren, will man nachher als Schmuck an Patriciersfrauen auf Hochzeiten und Bällen wieder gesehen haben. „Das ist alles abgegangen“, schreibt der Chronist, „der Kirche und ihren Dienern im Zeitlichen, damit das Geistliche sollt erhalten werden. In die Ewigkeit das nicht geschieht, unmöglich ist es der Gerechtigkeit Gottes, daß solches nicht gestraft werde.“

Wie schon gezeigt, wurden die drei Zwinglianer Bucer, Blarer und Hausschein von Ulm durch den Magistrat hieher berufen, um die Reformation in's Werk zu setzen. Von dieser Zeit an lag die Verbreitung des reinen Evangeliums dem ehrsamen Rathe so am Herzen, daß er alle Sonntage durch

---

*) Es war bekanntlich früher vielfach Sitte, daß man Thaten aus dem Leben Jesu dramatisch in den Kirchen darstellte.

den Büttel von Haus zu Haus zur lutherischen Predigt bieten ließ. Umgekehrt ließ er sich die Ausrottung des papistischen Aberglaubens so angelegen seyn, daß er mit gleichem Vandalismus, wie er in der Stadt verfahren, auch in den Kirchen auf dem Lande verfuhr die der Biberach'schen Hoheit unterstellt waren. Alle Sonntage ritten Prediger auf „Spitalrossen" hinaus und verkündigten dem Volke die reine Lehre. Damit aber das Licht besser durchdränge, so wurden zwei Zunftmeister in jedes Dorf geschickt, die Kirchen vom katholischen Unrath zu reinigen. Die „Holgen" wurden auf Karren in's Spital geführt; da wurde ihnen das Gold herabgekratzt und die Bilder verkauft oder verbrannt.

Es läßt sich denken, daß bei der gänzlichen Abschaffung des katholischen Cultus auch das in Biberach befindliche Frauenkloster, Clause, nicht in Ruhe gelassen wurde. Zuerst suchte der Rath die Nonnen auf gütlichem Wege zur Aenderung ihrer Religion und zum Entspringen aus ihrem Kloster zu bewegen. Er ließ alle zusammen und dann jede einzeln vor sich kommen und durch die Geistlichen ermahnen; er versprach denen, die sich verheirathen würden, eine Ausstattung; allein Alles war vergebens. „Wir sind unserm Herrn vermählt", sagten sie standhaft, „und es stünde nicht wohl sollte eine noch einen Mann nehmen." Da sie verstockt blieben und einem weisen Rath kein Gehör schenkten, so wurden ihnen durch Pfleger Felber, alten Bürgermeister, im Beiseyn der Stadtrechner Ludwig Grätter und Hans Volmar, ihre Briefe über ihr Einkommen abgenommen und bei Rath niedergelegt; ihr Capitalvermögen betrug 1134 fl. Zwei Jahre ließ der Rath das arme „Klösterle" in Ruhe. Als aber keine Gesinnungsänderung erfolgte, so erging der gestrenge Befehl an sie, entweder den Orden abzulegen oder in vier Wochen die Stadt zu verlassen. Da sie zu dem ersteren sich nicht verstehen konnten und keinen evangelischen Geistlichen bei ihnen predigen lassen wollten, so mußten sie wirklich der Gewalt weichen und die Stadt verlassen. Sie zogen nach Buchau,

wo sie von der Aebtissin und den Stiftsdamen aufgenommen und gegen zehn Jahre erhalten wurden. Es war wirklich ein kläglicher Anblick, arme und hülflose Frauen, die namentlich zur Zeit von epidemischen Krankheiten so treue Pflegerinen bei armen und reichen Leuten waren, diese arme Nonnen aus ihrem Asyl vertrieben und in die Fremde wandern zu sehen.

Um diese Zeit (1531 — 1532) war ein alter betagter Priester, Namens Ambros, auf der Kaplanei Ingerkingen (Filiale von Biberach), welcher auf Befehl des Biberachischen Magistrats die heil. Messe nicht mehr celebriren durfte, sondern sein „Gesindt" in die lutherischen Predigten senden mußte. Er selbst wurde von dem Magistrate aufgefordert, in seinem hohen und preßthaften Alter seine Magd zu ehelichen: „für welch' letzteren Punktes Erledigung er sonderlich gebeten, da er in solch gebrechlichem Alter dergleichen Hochzeitgepränge nitt ertragen könne."

Einen härtern Kampf als mit armen Nonnen und einem preßthaften Geistlichen hatten die Biberacher besonders mit dem Inhaber von Mittelbiberach, Ritter Johann von Schad zu bestehen. Schad war ein entschiedener Gegner der neuen Lehre, selbst ein Biberacher und mit einigen katholischen Patricierfamilien verwandt. Die Pfarrei Mittelbiberach war erledigt und Biberach hatte den Pfarrer zu ernennen. Als der Rath bei seiner Vigilanz um die Ausbreitung der neuen Lehre einen evangelischen Pfarrer hinsetzen wollte, so ließ es Herr von Schad nicht geschehen und widersetzte sich mit aller Gewalt. Der Rath ließ deßhalb auf dem Bundestag zu Eisenach anfragen, was er thun solle und dürfe. Die Antwort war: Da Schad Ober- und Gerichtsherr sei zu Mittelbiberach, so könne ihm die Stadt keinen evangelischen Pfarrer dahinsetzen wider seinen Willen und da dem Spital zu Biberach der große und kleine Zehnte daselbst zustehe, sei dieser schuldig auch fernerhin zum Unterhalte eines wenn auch katholischen Pfarrers beizutragen, so weit er es bisher schuldig gewesen sei.

Allererst wurde in der Stadt das deutsche Taufen eingeführt, ohne Chrisam, Stol und Chorhemd. Priester ließen sich keine mehr weihen, auch wurde Niemand mehr gefirmt. Selten sah man Leute zur Beicht gehen. Die Prozession des Frohnleichnamsfestes durfte nicht mehr gehalten werden. Die Bruderschaften wurden sämmtlich abgeschafft; alle Ceremonien wie alle Segnungen und Weihungen der Kirche haben nach und nach gänzlich aufgehört. Die Predigten nach der katholischen Religion sind in dieser Zeit alle gefallen und nicht bloß die einheimischen Priester, sondern auch die Ordenspriester welche im Advent und in der Fasten hier zu predigen pflegten, wurden nicht mehr gehört. Wenige Priester kamen in die Vigilien; aber das Geld dafür wollten sie doch empfangen. Es ist eine traurige Beschreibung, die der Chronist macht. Viele lasen nicht mehr die Messe, behielten aber dennoch ihre Pfründen. Etliche lasen zwar, predigten aber dennoch, daß die Meß ein Gräuel sei. Andere, die auf ihren Pfründ-Altären nicht mehr Messe lasen, celebrirten dennoch wenn man ihnen Geld gab. Etliche Pfaffen nahmen Weiber und lasen Meß; etlich nahmen Weiber und lasen keine Meß. Man läutet nicht mehr, wenn es „tonnert und wettert." Die Orgel schlägt Niemand mehr. Die Kirchweihen wurden durch keinen besondern Gottesdienst ausgezeichnet, aber das überflüssige Essen und Volltrinken an diesem Tage hat man nicht unterlassen. Die Kapellen vor den Thoren hat man zeitlich gesperrt und nicht mehr darin beten und celebriren lassen. —

Nun herrscht die zwinglische Lehre in Biberach und in einigen Orten auf dem Lande. Der Rath sah sein Ziel erreicht. Der katholische Pfarrer, ein Conventuale aus dem Kloster Ebersbach, zog aus der Stadt in das nahe Filialort Rissegg, wo er 17 Jahre lebte, bis er wieder in die Stadt ziehen konnte.

Heinrich von Pflummern aber lebte, dem alten Glauben und seinem Berufe treu, im Exile zu Waldsee. Dieser edle Priester und Chronist hatte, wie schon erwähnt, unmittelbar nach der Promulgation jenes Gewaltaktes womit

der Magistrat den ganzen katholischen Gottesdienst in der Reichsstadt Biberach untersagte, seine theure Vaterstadt, Freunde, Haus, Hab und Gut verlassen; er mochte sich dem brutalen Gebot nicht accommodiren und wollte nicht mit Unterlassung der Messe im Luther- oder Zwinglithum wohnen, ungeachtet viele andere Priester darob kein Bedenken getragen haben. Er hatte gleich — also berichten die Annalen — auf dem Rathhause einen Boten bestellt, welcher ihn eilends von hier wegführen sollte, „also nott war Ihme vom Volkh" (verba sunt ipsius). Es hat aber sein geliebter Bruder mit Mühe soviel über ihn vermocht, daß er noch selbige Nacht in der Stadt geblieben ist, um sich mit diesem zu berathen, wie er seine Sachen anstellen solle. Am andern Tage aber stand er vor den Thoren ehe sie geöffnet wurden, so daß er der erste Mensch wäre der von dannen in andere katholische Orte gezogen, auch damit er noch eine Kirche selbigen Tages erreichen könnte, wo er zur Verrichtung der heil. Messe ungehindert war, was zu Waldsee geschehen ist.

Der Mann, welcher vom allgemeinen Paroxismus sich nicht hinreißen ließ, ja der den Muth hatte dem Strome entgegen zu schwimmen, der unter 36 Priestern allein mit seinem Pfarrer der alten Kirche treu blieb, diesen Mann werden wir am besten kennen lernen, wenn wir ihn selbstredend anführen. Er hatte schon in den letzten Jahren seines Aufenthalts zu Biberach, seines standhaften Eifers und seiner Gottesfurcht halber, mancherlei Beschimpfungen und Verfolgungen sowohl von elenden lauen Priestern und gemeinem Pöbel als auch von den neuen Prädikanten auszustehen gehabt, aber herzhaft ausgeharrt und unerschrocken gekämpft.

Ich habe, schreibt H. von Pflummern, gegen 150 Bücher und Büchlein wider die Lutherei gekauft, habs den Leuten geliehen oder selbst gebracht, bin oft damit verspottet worden. Ich empfehle es Gott.

Ich hab in den sieben Jahren (von 1523 bis 1531) viel selbst am Altare gedient, bei denen die noch recht Meß

hatten; denn es wollte Niemand mehr am Altare dienen. Ein Rath verordnete, alte Männlein aus dem Spital sollen am Altar dienen, diese wollten es aber auch nimmer thun und der Rath ließ es geschehen. 24 Jahre habe ich in der Spitalstube Messe gelesen, umsonst zur Ehre Gottes, den Dürftigen und anderen die dazu kamen zum Heil ihrer Seelen; darauf habe ich zwei Jahre in der Spitalkirche Meß gelesen. Die Ursache, daß ich aus der Stube ging, war: die Leute in der Stube waren gänzlich verführt von Schlupfin d'Eck und Pfaff Strohschneider, so daß ich nimmer in die Stuben wollte. Am Freitag ging ich mit Fleiß in das Amt im Chorrock und Kappenzipfel, wann die Leute aus ihrer lutherischen Predigt kamen, damit sie sehen, daß ich in mein Amt gehe.

In den 40 Jahren, so ich zu Biberach war, machte ich wöchentlich mehrere Wallfahrtsgänge. Diese habe ich auch während der Lutherei nie aufgegeben; bin fröhlich durch die Lutheraner gegangen, wie viel ich auch verspottet wurde. Stets bin ich ausgegangen mit Paternoster, Chorrock, Langrock, kurz was zu einem alten Priester gehört hatte; habe dieses auch während der Lutherei gethan und hat mich nie gereut. Item ich hab dem Pfarrer alltag helfen Aemter singen, da kein Helfer mehr da war, nur er und ich. Als der Pfarrer die Vesper nimmer singen durfte, betete er sie jeden Abend um drei Uhr, da kam auch ich zu ihm in den Chor. Ich habe Bildsäulen auf die Wege gesetzt und Kreuzlein daran gethan bis auf die letzte Zeit. Als an St. Markustag Niemand mehr um den Desch ging, bin ich allein darum gegangen. Als man den letzten Kreuzgang machte gegen Rissegg, so wollte kein Schüler oder Bub das Kreuz vor der Prozession tragen, bis ich einem Buben zwei Heller gab.

Als die Lutherei zunahm, stund oder kniete ich öfters vor dem Sakramente, that es aber mehr darum, daß diejenigen, welche durch die Kirche gingen, sehen möchten, daß

ich das Sakrament nicht verachte. Mancher ist zur Taufthüre hineingegangen und vor dem Sakramente vorüber zu der Pfarrersthüre wieder hinaus; die Leute haben dann ihren Hut nicht abgezogen oder daran gegriffen, wenn sie vor dem Sakrament vorübergingen, wohl aber wenn sie an Jörg Grätters Stuhl kamen, dann zogen sie den Hut gar ab. Ich stellte mich öfters mit einer großen brennenden Kerze vor das Sakrament und las in einem Buche und that dieses bis der lutherische Prediger die Kanzel bestieg und die Predigt beginnen wollte. Dann löschte ich das Licht aus, that das Buch zu und ging aus der lutherischen Predigt. Das that ich mit Fleiß, daß Jedermann noch sehe, daß ich das Sakrament verehre und die lutherische Predigt fliehe. Wann die Zeit unseres Jahrtags kam, so ging ich zum Pfarrherr und sagte: wenn er selbst das Amt singen wolle, so wollen wir den Jahrtag begehen; denn es sangen in Seelenämtern auch solche mit die Weiber hatten. Einer sagte zu mir: magst thun, was du willst, wirst doch aus der Stadt müssen und die Lutherischen werden drin bleiben. Dem antwortete ich: Wenn sie mich auch aus der Stadt predigen, wenn sie mich nur nicht aus dem Himmel predigen! Das Mönchlein Salzmeßerlein predigte einmal in der Pfarrkirche und da ich im Spital in die Messe läuten ließ, rief er: „Los, los! was will sich da erheben; der Teufel will stürmen.“ Er wußte wohl, was das Läuten zu bedeuten hatte, er benützte diese Gelegenheit nur um gegen die Messe zu schimpfen. Als an einem Abend Bartholomäus*) zu predigen anfing und ich mich entfernte, rief er mir zu: „Ja, du mit den Deinen gehst aus der Predigt von Gottes Wort.“ Ich antwortete: „ich hab

*) M. Bartholomäus Müller (Myllius) war schon früher Priester zu Biberach, hatte aber seine Stelle 1519 niedergelegt, wahrscheinlich von reformatorischen Ideen influencirt. Im J. 1530 wurde er als evangelischer Prediger wieder dahin berufen. Zwischen Heinrich von Pflummern und M. Bartholomäus bestand früher ein intimes Freundschaftsverhältniß.

Gotteswort mein Lebtag fleißiger gelesen, gehört und bin ihm nachgekommen, dann er, da ich Zeugen genug habe, wie er ein schandtlicher Prediger ist gesin mit seinen Mezen." Bei einigen meiner Mitbrüder habe ich den Versuch gemacht, sie von ihrem Irrthum abzubringen, es war aber vergebens. Einmal schaute ich zum Fenster hinaus, da trug ein junger Messerschmied „Kopf und Kreisch" aus dem Schlachthaus, zeigte es mir und rief: „das ist ein guter Häring!" Es war gerade Fastenzeit. Dieser Mann hat nicht viel Häringe mehr gegessen, er ist bald darauf gestorben. Einst ging ich gen Warthausen zu unserer l. Frauen, da riefen mir die Heuer auf den Wiesen zu: „Pfaff nimm keine Nonnen!" Sie meinten die von Warthausen, obschon sie wußten, daß ich in die Kirche ging. Als ich bald darauf den gleichen Weg ging, so sprang einer aus den Wiesen zu mir auf die Straßen herauf und entkleidete sich gänzlich vor mir, während die andern Zoten und wüste Reden mir zuriefen*).

Aehnliche Vorkommnisse führt Heinrich von Pflummern noch viele an. Er hielt bei alledem muthig und unverdrossen aus bis zu dem Tage wo der Rath der Stadt das Messelesen diktatorisch abschaffte. Da schüttelte er den Staub von seinen Füßen. Er lebte darnach noch dreißig Jahre zu Waldsee und erreichte in Ehren ein Alter von zweiundachtzig Jahren. In Waldsee schrieb er die Erinnerungen nieder, die heute noch in ihrer ehrlichen Einfachheit als Quelle für die Geschichte seiner Vaterstadt dienen. Es war ihm beschieden noch die Wiedereinführung der katholischen Religionsübung in Biberach zu erleben.

---

*) Annal. Biber. fol. 582 f.

XLVII.

Einige Notizen über das Versicherungswesen.

Beitrag zur agrarischen Frage*).

In einem frühern Artikel (57. Bd. 12. Heft) ist nachgewiesen worden, daß die neuere Gesetzgebung durch Einführung der unendlichen Theilbarkeit und Verkäuflichkeit des Bodens denselben mit der Verzinsung eines daraufgelegten Geldcapitals belastet hat, welche die Melioration mehr hindert als fördert und den Grundbesitzer erschöpft, indem sie höher ist als der wirkliche Reinertrag des Bodens. Indem der Grundbesitz fortwährend dem beweglichen, dem Geldbesitz, höhere Zinsen zahlt als es seine wirklichen Verhältnisse erlauben, hilft er auch fortwährend die Uebermacht des beweglichen Capitals steigern und versinkt deßhalb immer mehr in dessen Abhängigkeit.

Doch ist dieß nicht der einzige Uebelstand worunter der Grundbesitz leidet. Das System des auf den politischen Rationalismus und eine widerchristliche Volkswirthschaft gegründeten Organismus zur Niederhaltung des freien Grundbesitzes ist viel vollständiger, indem es noch eine Reihe anderer

*) Der nachfolgende Artikel kommt aus Preußen.

Anm. d. Red.

Einrichtungen geschaffen die alle an demselbem Zweck mitarbeiten. Diese Einrichtungen sind um so schädlicher, als sie mit einer gewissen wissenschaftlich gerechtfertigten Zweckmäßigkeit ausgestattet und durchaus nur unter dem Gewande der Fürsorge für das öffentliche Wohl auftreten. Es sind die „segensreich wirkenden Versicherungsanstalten", diese Wohlthätigkeitsanstalten des Fortschrittes bei denen der Empfänger „nicht durch zugeworfenes Almosen entwürdigt und entsittlicht wird", wie die Unternehmer sich auszudrücken pflegen. Mancher Leser wird sich wundern, hier so ohne Weiteres den Stab über Einrichtungen gebrochen zu sehen, die bisher von Allen als eine besondere Errungenschaft des fortgeschrittenen Jahrhunderts gepriesen wurden. Aber es ist eben der Zweck dieses Aufsatzes das abfällige Urtheil in allgemeinen Umrissen zu begründen.

Der Gedanke den Ackerbauer gegen Verheerungen und Beschädigungen zu sichern die durch das unberechenbare Wirken der Elemente, der Witterung eintreten, ist jedenfalls ein außer allem Zweifel berechtigter. Auch ich erkenne denselben im weitesten Umfange an, will also nur über die Art der Verwirklichung sprechen die er bis jetzt fast allgemein und ausschließlich gefunden. Ein an sich berechtigter, trefflicher Gedanke kann durch unglückliche Ausführung aus einer Wohlthat zu einem großen Nachtheil werden, und dieß ist hinsichtlich des heutigen Versicherungswesens außer allem Zweifel.

Als erster und vornehmster Zweck der Feuer- und Hagel-Versicherung — diejenigen Arten der Versicherung welche vornehmlich den Grundbesitz betreffen — ist stets hingestellt worden, für außerordentliche Schäden Ersatz zu bieten, also Unglücksfälle auszugleichen und zu verwischen. Der Gedanke eines weitern Zweckes, nämlich aus dieser gegen das Unglück zu bietenden Sicherheit Unternehmer-Gewinn zu ziehen, sich also auf Kosten desjenigen zu bereichern welchem man wohlthätig beizustehen vorgibt, hätte nach gewöhnlichen Begriffen jenem ersten und vornehmsten Zwecke stets fern bleiben müssen.

Dem simplen Verstande mußte die Vereinigung beider so weit auseinandergehenden Zwecke nicht nur als etwas Ungeheuerliches sondern auch als etwas Unmögliches erscheinen. Nicht so aber den Volkswirthschaftlern des fortgeschrittenen Jahrhunderts, welche gerade in dieser Vereinigung eines ihrer Meisterstücke sehen. Für diejenigen welche die Lösung der socialen Fragen — auch die agrarische ist eine solche Frage — mittelst mathematischer Rechenexempel und algebraischer Formen bewerkstelligen wollen, mußte freilich das jetzige Versicherungswesen als ein herrliches Meisterstück erscheinen. Kann ja die Erfindung so leicht als ein Rechenexempel dargestellt werden, bei dem ein Jeder gewinnt und das Unglück durch eine einfache mechanisch-finanzielle Verschiebung und eine ebenso einfache Berechnungsskala beseitigt wird.

Für das große Publikum wird selbstverständlich nur der eine wohlthätige und „segensreiche" Zweck in den Vordergrund gestellt. Das Publikum weiß nur von den namhaften Vortheilen deren es durch die Versicherung theilhaftig werden kann, und zwar gegen Entrichtung einer kleinen und unbedeutenden Prämie. Daß die Unternehmer des wohlthätigen Instituts, daß die Versicherungsgesellschaft auch einen kleinen Gewinn für ihre Bemühungen haben muß, ist so selbstverständlich und volkswirthschaftlich begründet, daß kaum die geringste Aussetzung dagegen zu machen ist. Wem fällt es denn auch ein das eigentliche Wesen der Versicherungs-Gesellschaften einer genauern Prüfung zu unterwerfen, wozu deren jährliche Geschäftsberichte das Material liefern.

Die „Kölnische Hagelversicherungs-Gesellschaft" hatte im Jahre 1864 eine Prämien-Einnahme von 401,360 Thalern; davon waren 205,140 Thaler reiner Ueberschuß. Von diesem sehr erträglichen Reingewinn wurden 85,140 Thaler zum Reservefonds geschlagen und 120,000 zur Vertheilung einer Dividende von 24 Prozent für ein Grundcapital von 500,000 Thalern verwandt. Von der gesammten aus Beiträgen der Versicherten gebildeten Einnahme ist also nicht

einmal die Hälfte, sondern bloß die Summe von 196,220 Thalern zu dem eigentlichen, stets in den Vordergrund geschobenen Zweck der Gesellschaft, d. h. zu Entschädigungen für Hagelschaden verausgabt worden. Aber selbst diese Summe ist noch zu hoch gegriffen, da die gewöhnlich sehr beträchtlichen Verwaltungskosten, Gewinn-Antheile und Gebühren für Direktoren, Unterhändler u. s. w. davon abzuziehen sind. Nähere Angaben fehlen, aber trotzdem darf angenommen werden, daß nach Abrechnung dieser Ausgaben, nur noch 140 bis 150,000 Thaler bleiben die als Entschädigungen für Hagelschaden wiederum in die Hände der Versicherten, der landbauenden Grundbesitzer zurückgeflossen sind. Von 401,360 Thalern haben also nur höchstens 150,000 dem eigentlichen Zweck der Anstalt gedient, alles übrige ist dem Grundbesitz unwiderruflich entzogenes Capital, wodurch das Uebergewicht des gesammten beweglichen Besitzes von neuem gestärkt wird. Der Grundbesitzer hat gewöhnlich nur einen Reinertrag von 2 bis höchstens 4 Prozent von seinem in Grundbesitz angelegten Capital, während der Aktienbesitzer einer Versicherungs-Gesellschaft der er alljährlich hohe Versicherungsprämien zahlt, hier in diesem Falle einen Reinertrag von 24 Prozent genießt. Diese Ungleichheit ist zu schlagend, zu ungeheuerlich um noch einer weitern Erörterung zu bedürfen. Von dem Unterschied der Mühe und Arbeit, die Grund- und Aktien-Besitzer haben, soll dabei noch keine Rede seyn.

Dem angeführten Beispiele zufolge besteht das klarste Ergebniß der jetzigen Versicherungsweise darin, daß jede Hagelversicherungs-Gesellschaft alljährlich dem ländlichen Grundbesitz ein bedeutendes Geldcapital entzieht. Ein nicht unwesentlicher Theil des Bodenertrags geht dadurch ganz ohne jedwelche Gegenleistung oder Entschädigung in andere und fremde Hände über. Aus den Händen der Grundbesitzer geht es in diejenigen der Geldbesitzer oder Capitalisten. Das Versicherungswesen trägt demnach dazu bei, das natürliche Verhältniß oder Gleichgewicht zwischen dem festangelegten Capital des Grund-

Besitzes und dem beweglichen Gewerbs- und Spekulations-Capital zu Ungunsten des ersteren aufzuheben. Es dürfte wohl Niemand behaupten wollen, daß das durch die Versicherung dem Grundbesitz entzogene Capital demselben wiederum mittel- oder unmittelbar zugeführt, demselben auch nur unter billigem, dem Ertrag des Grundbesitzes entsprechenden Zinsfuß zur Verfügung gestellt würde. Dieß ist nirgendwo der Fall. Dem Aktienbesitzer welcher 24 vom Hundert als Dividende durch Betheiligung an einer Versicherungsgesellschaft verdient, wird es wohl nie in den Sinn kommen, sein Geld zu 5 oder 4, oder gar zu 3 und 2½ Prozent hypothekarisch auf diejenigen ländlichen Grundstücke auszuleihen, durch deren Versicherung er den Gewinn gemacht hat. Er wird vielmehr mit seinem Gelde „arbeiten" um 6, 8 oder noch mehr auf das Hundert zu verdienen wie er es gewohnt ist. Jede Vermehrung seines Capitals wird demgemäß wo nicht den Versicherungsunternehmungen, so doch andern Unternehmungen der Art zugewandt werden, die ihm Aussicht auf viel höhere Erträgnisse gewähren als dieß je bei landwirthschaftlichen Unternehmungen und noch viel weniger bei einfacher hypothekarischer Ausleihung auf ländlichen Grundbesitz der Fall seyn wird. Es ist also eine doppelte Stärkung der Geldmacht die hier eintritt.

Indem die Hagelversicherungsgesellschaften der Landwirthschaft fortwährend bedeutende Geldkräfte entziehen, verstärken dieselben nicht nur die erdrückende Uebermacht des beweglichen, des Börsencapitals, sondern sie vertheuern gerade durch diese Ausbeutung des Grundbesitzes auch diejenigen Capitalien, die ihm noch zur Verfügung stehen. Ein Landwirth der alljährlich 100 Thaler Hagelversicherungsprämie zahlt, kann dieses Geld weder zur Verbesserung seines Bodens anwenden, noch seinem Nachbarn zu dem naturgemäßen, dem Ertrag des Bodens entsprechenden Zinsfuß von 3 oder höchstens 3½ Prozent als Darlehen zur Verfügung stellen. Verbleiben ihm dann noch einige hundert Thaler zu ähnlicher Verwendung,

so muß er das Geld jetzt um 4½ oder 5 vom Hundert ausleihen um dasjenige wieder zu gewinnen was er durch die fehlenden 100 (Versicherungs-) Thaler an Zinsen einbüßt.

Aus Vorstehendem erhellt daß die Versicherungsanstalten jedenfalls sehr wesentlich dazu beitragen den Mangel an Capitalien zu vergrößern, über den sich gegenwärtig die Landwirthschaft aller Länder beklagt. Man vergesse dabei nicht daß gerade der mittlere und Großgrundbesitz der am meisten unter Capitalmangel und Ueberschuldung leidet, es auch ist der seine Ernten fast stets versichert, während der kleine Mann es viel lieber, ja fast immer unterläßt. Zu der Vertheuerung der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, also der Nahrungsmittel, trägt sodann die Hagelversicherung auf doppelte Weise bei. Sie entzieht und vertheuert dem Landwirth das Geld und hindert dadurch den bessern Anbau des Bodens und die Vermehrung der Bodenerzeugnisse. Zweitens hilft sie das Capital der nicht ackerbautreibenden Bevölkerung sehr bedeutend vermehren und vertheuert dadurch die nothwendigsten Lebensbedürfnisse. Denn je mehr Geld in den Händen der Käufer, desto theurer die Waare, hier also der Nahrungsmittel.

Ueber den Reservefond zu dem bei dem obigen Beispiel in einem einzigen Jahre 85,140 Thaler flossen, verfügen die Direktoren der Gesellschaft in Verein mit dem Verwaltungs-Rath. Diesen Leuten stehen somit sehr bedeutende Geldmittel zu beliebigen Unternehmungen, Geldoperationen u. s. w. zu Gebote. Sie können damit Kaufgeschäfte machen, Darlehen geben und dergleichen. Ein solcher Reservefond der oft mehrere Millionen bei einer Gesellschaft beträgt, nebst den laufenden Kassengeldern solcher Anstalten, stellt aber eine ganz ansehnliche, in einigen wenigen Händen vereinigte Geldmacht dar, die gar Manches unternehmen kann und in der That auch gar Manches unternimmt wovon in dem Verwaltungsbericht kein Sterbenswörtchen zu lesen ist und wovon sich weder die gewöhnlichen Aktionäre noch die Versicherten etwas träumen lassen.

Einige weiteren Beispiele mögen zur nähern Aufklärung angeführt werden. Die „Magdeburger Hagelversicherungs-Gesellschaft" hatte 1864 eine Prämien-Einnahme von 490,548 Thaler, wovon fast die Hälfte mit 240,000 Thalern zur Vertheilung einer Dividende von 16 Prozent diente. Der Reservefond erhielt 68,739, der Sparfond 96,032 Thaler, so daß nur 85,777 Thaler zum Zwecke der Entschädigung und zu den sehr beträchtlichen Verwaltungskosten verwendet wurden. Die „Neue Berlinische Hagelversicherungs-Gesellschaft" vertheilte sogar die ganz unerhörte Dividende von 66 Prozent oder 132 Thalern auf jede Aktie von 200 Thalern und konnte außerdem noch 32,200 Thaler dem Reservefond zuführen. Ein eingehenderer Verwaltungsbericht wurde gar nicht in den betreffenden Börsenzeitungen veröffentlicht. Aber schon die Ziffer eines so ungeheuerlichen Gewinnstes erlaubt den Schluß auf das was ein solcher Bericht hätte enthalten müssen.

Leider ist es mir nicht gelungen eine genaue Uebersicht über sämmtliche im außerösterreichischen Deutschland arbeitenden Hagelversicherungen aufzustellen, da die Materialien dazu gar zu schwierig zu beschaffen sind. Ich muß mich deßhalb auf Schätzungen beschränken die, nach zuverlässigen Anhaltspunkten aufgestellt, sich der Wahrheit nähern dürften, keinenfalls aber zu hoch gegriffen sind. Ich rechne dreißig Hagelversicherungs-Gesellschaften von denen jede jährlich 200,000 Thaler zu andern Zwecken als denjenigen der Entschädigung verwendet. Macht zusammen sechs Millionen Thaler die jährlich dem landwirthschaftlichen Grundbesitz entzogen werden. In einem Zeitraum von 10 bis 20 Jahren schwillt diese Summe auf die Gesammtziffer von 70 bis 150 Millionen an. Welchen Druck aber muß nicht eine Vermehrung des beweglichen Capitals um hundert Millionen auf die Landwirthschaft ausüben, wenn gleichzeitig das Capital der letztern um ebenso viel sich vermindert hat! Es ist nicht zu weit gegangen wenn man behauptet, daß die unverhältnißmäßige

Steigerung der Lebensmittelpreise innerhalb der letzten 15 bis 20 Jahre zu einem guten Theile den Wirkungen des Versicherungswesens zuzuschreiben ist, welches sich ja gerade seit dieser Zeit so „erfreulich und segensreich“ ausgedehnt hat, wie es in der Sprache der berühmten Volkswirthe der Gegenwart heißt.

Die Feuerversicherungsanstalten wirken nur zum Theil auf die Landwirthschaft ein, da ja ein großer Theil der versicherten Gebäude sich in den Städten befindet. Aber die Versicherungsprämie eines landwirthschaftlichen Gebäudes oder Bauernhauses muß aus dem Gesammtertrage des landwirthschaftlichen Betriebes bestritten werden; die Wirkung der Feuerversicherung ist hier also genau dieselbe wie bei der Hagelversicherung. Auch hier sind die Ziffern bedeutend und belehrend.

Die „Magdeburger Feuerversicherungsgesellschaft“ hatte im Jahre 1864 eine Prämien-Einnahme von 3,747,951 Thalern, wovon 626,022 zum Reservefond flossen, während 405,555 Thaler dazu dienten eine Dividende von 73 Thalern auf die Aktie oder von 36½ Prozent der Baareinzahlung zu vertheilen. Es sind also zusammen 1,031,577 Thaler in einem einzigen Jahre und von einer einzigen Gesellschaft dem unbeweglichen Besitz zu Gunsten des beweglichen Eigenthums entzogen worden. Von den sicher auch einige hunderttausend Thaler betragenden Verwaltungskosten, Ertragsantheilen der Direktoren und Mitglieder des Verwaltungsraths, Gebühren für die zahlreichen Agenten und sonstigen Ausgaben einer so umfassenden Gesellschaft ist dabei ganz abgesehen.

Noch glänzender und belehrender ist der vorletzte Jahresabschluß der gar vielfach bekannten „Aachen-Münchener Feuer-Versicherungsgesellschaft“, welche für 1864 ihren Aktionären 42 Prozent Dividende oder 84 Thaler auf die Aktie gezahlt hat, was im Ganzen eine Summe von 252,000 Thalern erforderte. Eine gleiche Summe ist von der um das öffentliche Wohl augenscheinlich sehr besorgten Gesellschaft zu „ge-

meinnützigen Zwecken" verwandt worden. Die Gesellschaft verfolgt also auf zweierlei Wegen das Wohl der Gesellschaft in der uneigennützigsten Weise. Anstatt 84 Prozent Dividende zu vertheilen, verzichten die Aktionäre auf die Hälfte, erhalten aber immer noch einen außerordentlichen Ertrag. Das Wohlthun kommt ihnen also nicht so schwer an als der Wittwe des Evangeliums, welche einige Heller opfert, und was die Hauptsache ist, der auf die „Wohlthat des Versicherungs-Wesens" schwörende liberale Spießbürger hat nun doppelte Ursache, für die „segensreichen Wirkungen" solcher Anstalten zu schwärmen. Die Prämien-Einnahme der genannten Gesellschaft betrug in demselben Jahre 1,877,483 Thaler, das aus der Prämien-Einnahme angesammelte Vermögen (Reservefond) über fünf Millionen Thaler.

Die Feuerversicherung ist viel allgemeiner als die Hagel-Versicherung, fast jedes Bauernhaus ist versichert und in einigen vorsorglichen deutschen Staaten besteht sogar ein Versicherungszwang. Die Frage der Feuerversicherung berührt deßhalb die gesammte Landwirthschaft in fast ganz gleicher Weise. Die Zahl der Feuerversicherungsgesellschaften mag in Deutschland dreißig übersteigen, wozu noch eine Anzahl ausländischer in Deutschland arbeitender Gesellschaften kommt. Nach den beiden angeführten Beispielen ist es nicht zu hoch gegriffen, wenn ich die Summe welche diese sämmtlichen Feuerversicherungsgesellschaften alljährlich zu Dividenden, Vermehrung des Reservefonds, Verwaltungs- und sonstigen Unkosten verwenden, auf 20 Millionen anschlage. Diese Millionen sind den Versicherten ohne Gegenleistung entzogen. Angenommen nun auch daß die Hälfte sämmtlicher Versicherungen sich auf städtische Gebäude und bewegliches Eigenthum beziehe, so sind von diesen 20 Millionen immer noch zehn als dem ländlichen Grundbesitz entzogene Gelder zu betrachten.

Rechnet man zu diesen zehn Millionen die sechs Millionen welche die Hagelversicherung jährlich der deutschen Landwirthschaft entzieht, dann ergibt dieß die hübsche Summe von

sechszehn Millionen Thalern die alljährlich ohne jegliche Gegenleistung aus den Taschen der stets geldbedürftigen Grund-Besitzer in diejenigen der Capitalisten fließt. Es wird wohl Niemand die von den Versicherungsgesellschaften geleisteten Entschädigungen als eine Gegenleistung der besagten Art ansehen wollen, da es sich hier um Gesammtergebnisse handelt. In Zeiträumen von 10 bis 20 Jahren werden diese sechszehn Millionen zu Hunderten von Millionen und betragen einen wesentlichen Theil des beweglichen Vermögens des Landes. Hieraus ergibt sich aber auch die Wichtigkeit der hier angeregten Frage und das Einschneidende der Verhältnisse die geändert werden müssen, wenn der Zustand der Landwirthschaft sich bessern, wenn das Verhältniß zwischen beweglichem und unbeweglichem Vermögen auf gesunde, naturgemäße Grundlagen zurückgebracht werden soll.

Ein Theil der sechszehn Millionen fließt, wie oben nachgewiesen, in den Reservefond den jede Gesellschaft ansammeln muß. Ob dieser Theil die Hälfte oder nur ein Drittel davon beträgt, ist gleichgültig. Fest aber steht daß eine einzige Gesellschaft einen Reservefond von fünf, eine andere sogar von über zwölf Millionen Thalern besitzt. Geringer als 100 bis 120 Millionen dürfen deßhalb die Reserven sämmtlicher Versicherungsgeschaften nicht veranschlagt werden, in so weit dieselben aus Geldern gebildet sind, welche der Landwirthschaft entzogen bleiben. Diese Gelder werden freilich zum großen Theil auf städtischen und ländlichen Grundbesitz hypothekarisch ausgeliehen. Der Zinsfuß ist aber meistens 5 Proz., selten mehr, noch seltener weniger und niemals unter 4 Proz., also niemals zu demjenigen Satz der den Erträgnissen des Grundbesitzes entspricht. Der bei einer Versicherungs-Gesellschaft Capitalien entnehmende Landwirth zahlt also für die aus seinem Schweiße geflossenen Gelder einen höhern Zinsfuß als ihm die landwirthschaftlichen Verhältnisse gestatten.

Ich habe bei all diesen Schätzungen nur die mäßigsten Ziffern gegeben, und doch welche Ziffern! Der gesammte

ländliche Grundbesitz des außerösterreichischen Deutschlands zahlt jährliche 16 Millionen Thaler an Versicherungsgeldern mehr als er an Entschädigungen zurückerhält. Dagegen zahlt der gesammte preußische Grundbesitz, der städtische miteinbegriffen, nur zehn Millionen jährlich an Grundsteuer. Jedenfalls also werden dem ländlichen Grundbesitze Deutschlands viel mehr Geldkräfte durch die Versicherung als durch die Grundsteuer unwiederbringlich entzogen. Und zu welchen Anhäufungen beweglichen Capitals geben nicht diese Versicherungs-Gelder Anlaß, zum großen Nachtheil des kleinen Capitals! Die großen Reservefonds, die beträchtlichen laufenden Kassen-Gelder der Gesellschaften stehen einigen wenigen Leuten zur Verfügung, die hiemit ein wichtiges Mittel zur Beeinflussung und Beherrschung des Geldmarktes in den Händen haben, was besonders in einzelnen mittlern oder kleinern Städten sehr hervortritt, wenn sich daselbst eine solche Gesellschaft niedergelassen. Es würde gar nicht schwer fallen dafür Belege beizubringen ebenso wie über das sonstige Wirken dieser Gesellschaften mittelst ihrer Geldmittel zu „allgemeinen" und „gemeinnützigen Zwecken".

Das Versicherungswesen wie es jetzt besteht, ist also ein höchst wesentliches Glied des Systems der modernen Volkswirthschaft, deren Endzweck in der Herrschaft des Capitals besteht. Es ist eine wahre Schröpfmaschine für den Grundbesitz und die Landwirthschaft, aus deren Blute sich die Capitalisten vollsaugen. Der Nutzen, den die Landwirthschaft aus der Versicherung zieht, kann in gar keinen Betracht kommen im Vergleich mit den Nachtheilen welche dieselbe ihr zufügt. Wenn auch einzelne Beschädigte ihren vollen Ersatz beziehen, was bei der Sparsamkeit der meisten Gesellschaften hinsichtlich der Entschädigungen nicht besonders oft der Fall ist, so kann doch für die Gesammtheit von einer „segensreichen Wirkung" nicht die Rede seyn. Das jetzige Versicherungswesen ist eine schädliche und trügerische humanistisch-volkswirthschaftliche Spekulation, weiter nichts.

Dabei darf man die sehr wichtige Thatsache nicht aus den Augen verlieren, daß die Versicherungsanstalten gleich allen andern Geld- und Aktiengesellschaften unter der unbedingten Herrschaft der freimaurerischen Bourgeoisie stehen und die Zwecke der Loge gleich den Gesellschaftszwecken fördern. Wie leicht können sich da die „Brüder" gegenseitig durch zeitweilige Vorschüsse aus den Kassengeldern oder durch Darlehen aus den Reservefonds unterstützen und zu wohlhabenden Männern machen? Ueber derartiges Wirken ließen sich ebenfalls leicht Beispiele anführen, so wie über die politische Thätigkeit welche die Direktionen von Versicherungs-Gesellschaften ausüben und wobei ihnen oft auffallende Geldmittel zur Verfügung stehen. Von den Subventionen welche die liberale und radikale Presse aus solchen Quellen bezieht, soll ebenfalls nicht weiter die Sprache seyn. Es genügt auf diese interessanten Nebenumstände hingewiesen zu haben.

Ein weiterer sittlicher Grund muß gegen das jetzige Versicherungswesen einnehmen. Seit der Verallgemeinerung der Feuerversicherung hat sich die Anzahl der Feuersbrünste erheblich vermehrt. Die Gründe davon sind einfach: fast in jedem Dorfe zeigt man mit den Fingern auf diese oder jene Familie welche sich „reich gebrannt" hat. Trotzdem solche Thatsachen jedem bekannt sind, verhindert es die unter den Dorfbewohnern vorhandene natürliche Solidarität daß die Thäter verrathen werden. Dann sind die Bauern auch schadenfroh; wenn die Gesellschaft der sie schon so viel gezahlt, auch einmal tüchtig blechen muß, ist es ihnen ganz recht. Sehr bezeichnend ist auch, daß solchen „reich gebrannten" Familien die sonst üblichen freiwilligen Spanndienste der Dorfbewohnerschaft nicht geleistet werden.

Wie soll nun aber, da die Nützlichkeit der Versicherung an sich nicht angefochten werden darf, dieselbe eingerichtet werden um von solchen höchst bedeutenden Mißständen frei zu bleiben? So wird man hier fragen. Die Antwort ist sehr einfach: man übertrage das bei den Krankenkassen der Hand-

werker und Arbeiter in Anwendung gebrachte Princip der Gegenseitigkeit und Solidarität auch auf dieses Gebiet. Die Sache wird zwar etwas schwieriger, aber unmöglich ist sie nicht, indem mehrere dergleichen Vergesellschaftungen schon bestehen und die besten Erfolge zeigen. Eine der bedeutendsten ist die „Berlinische Feuerversicherungsgesellschaft", eine städtische seit dem Anfange dieses Jahrhunderts bestehende Anstalt, an der sich alle Hausbesitzer der preußischen Hauptstadt betheiligen müssen und auch sehr gern betheiligen. Im J. 1864 betrug die gesammte Versicherungssumme der Anstalt 228,743,875 und die der Brandentschädigungen 110,454 Thaler. Da die Unterhaltung der städtischen Feuerwehr 76,703 Thaler erforderte, so erreichte, einschließlich der Verwaltungskosten, das Gesammterforderniß die Summe von 191,956 Thalern. Vom vorigen Jahre waren zu deren Deckung noch 21,134 Thaler Ueberschuß vorhanden, so daß nur 170,822 durch Umlage aufgebracht zu werden brauchten. Es wurde eine Umlags-Prämie von 2⅓ Silbergroschen auf 100 Thaler Versicherungssumme erhoben, wodurch die gesammte Prämien-Einnahme eine Ziffer erreichte, die es erlaubte wiederum einen kleinen Restbestand auf das folgende Jahr zu übertragen. Diese Umlags-Prämie ist fast jedes Jahr von gleicher Höhe, fällt selten unter 2 und erreicht fast nie 3 Silbergroschen, so daß der Satz des Jahres 1864 als Durchschnitt angenommen werden darf. Die Anstalt versichert nur Wohnhäuser, keine Fabriken, Werkstätten, Waarenlager u. s. w. Die Höhe der Versicherungssumme wird von eigenen Fachbeamten, Bauverständigen festgestellt. Dieselbe begreift die Kosten des Aufbaues und den Preis des Baumaterials, nicht aber den marktgängigen Werth des Hauses, bei welchem stets der Bodenwerth, die Lage u. s. w. mit inbegriffen sind. Bei Bränden werden die von denselben Sachverständigen festgestellten Wiederherstellungskosten gedeckt. An Gewinn für die Hausbesitzer ist dabei nicht zu denken. Dieselben haben im Gegentheil immer noch den Miethausfall als

Schaden zu tragen, und ein solcher, gewöhnlich kleiner Verlust ist ganz gut, weil sonst die Vorsicht gar zu sehr erschlaffen würde.

Die Anstalt erfreut sich dergestalt des allgemeinen Vertrauens und großer Beliebtheit, daß die wiederholten Versuche der Fortgeschrittenen deren Wirksamkeit durch Aufhebung der zwangsweisen Versicherung einzuschränken, um so der Speculation Raum zu gewähren und der beliebten „freien Concurrenz“ Eingang zu verschaffen, stets auf sehr entschiedenen Widerstand stießen. Die Fortgeschrittenen haben sich denn auch bequemen müssen zuzugestehen, daß die Anstalt dem Bedürfnisse sehr wohl entspreche, trotzdem sie eine Ausnahme von der Regel bilde, da sie nicht auf den durch die „neuere Wissenschaft“ festgestellten und abgeklärten „volkswirthschaftlichen Principien“ beruhe.

Welche wesentlichen Vortheile die Berliner Einwohnerschaft aus ihrer Feuerversicherungsanstalt zieht, geht daraus hervor, daß der mittlere Umlagesatz von 2⅓ Silbergroschen durch den überdieß die Kosten der Feuerwehr gedeckt sind, genau ein Drittel der Prämie beträgt welche die „Magdeburger Feuerversicherungsgesellschaft“ erhebt. Dieselbe läßt nämlich 7 Silbergroschen auf je 100 Thaler der Versicherungs-Summe einkassiren. Eine auf ähnlichen Grundlagen wie die Berliner beruhende Feuerversicherungsgesellschaft hat der Bauerngutsbesitzer Kuschel für die Grafschaft Glatz gegründet, welche ebenfalls allgemein befriedigt. Die Möglichkeit der Ausdehnung auf das Land ist somit praktisch erwiesen.

Auch hinsichtlich der Hagelversicherung kann das Beispiel einer auf Gegenseitigkeit beruhenden Gesellschaft angeführt werden. Es ist dieß die hannöverisch-braunschweigische Hagel-Versicherungsanstalt. Dieselbe hatte im J. 1864 eine Prämien-Einnahme von 81,900 Thalern wovon 72,031 für Entschädigungen verwendet wurden, während die gesammte Versicherungssumme 7,342,000 Thaler betrug. Dagegen hatte die schon erwähnte „Magdeburger Hagelversicherungsgesellschaft“

bei 40,242,477 Thalern Versicherungssumme und 490,548 Prämien-Einnahme nur für höchstens 70,000 Thaler Entschädigungen zu zahlen, da nach Abzug der 240,000 Thaler Dividende, der 68,739 Thaler des Reserve- und der 96,032 Thaler des Sparfonds nur noch 85,777 Thaler verbleiben, die zu Entschädigungen und Verwaltungs-Kosten verwandt werden konnten. Die Zusammenstellung dieser Ziffern genügt, um den Unterschied zwischen den zwei Anstalten erkennen zu lassen.

Wenn die auf Gegenseitigkeit beruhende Anstalt eine so unverhältnißmäßig hohe Versicherungssumme zu zahlen hatte, so kam dieß daher, daß auf dem beschränkten Landstrich auf dem sie besteht, zufällig viele Schäden in demselben Jahr entstanden sind. Dem wäre abgeholfen, wenn sich die Vergesellschaftungen auf größere Bezirke ausdehnten und eine feste Prämie zahlten welche die Bildung eines gehörigen Reservefonds gestattete. Die Feldbesitzer einer Gemeinde hätten eine kleine Versicherungsgemeinschaft zu bilden, die sich an die ähnlichen Gemeinschaften desselben Bezirks oder Kreises anschlöße, welche letztere wiederum als Lokalverein eines auf ganze Provinzen und Länder sich ausdehnenden Verbandes bestehen würden. Die dörfliche Versicherungsgemeinschaft hätte ihre eigene Verwaltung zu wählen und zu besorgen, die Kreisgemeinschaft würde von einem Vororte geleitet der wiederum mit den Vororten der andern Kreise und dem Gesammtvorstand in Verbindung stände. Es läge darin die Anwendung des so hoch gepriesenen und so oft mißverstandenen Selfgovernments auf das Versicherungswesen.

Mit der Feuerversicherung würde es ganz ähnlich zu halten seyn, indem eigene Gemeinschaften dafür gebildet werden müßten. An Leuten welche das nöthige Verständniß für die Angelegenheiten der einzelnen Gemeinschaften und auch die Zeit zur Besorgung der Geschäfte hätten, würde es nirgendwo fehlen. Ueberall gibt es wohlhabende und unterrichtete Bauern und Gutsbesitzer. Beide Anstalten könnten noch andere wesentliche Dienste leisten. Da sie feste Prämien

zahlen ließen, würden sie alle Ueberschüsse zu den Reservefonds schlagen welche dadurch stets über nicht unbedeutende Capitalien zu verfügen hätten. Diese Capitalien würden den Mitgliedern der Versicherungsgemeinschaften gegen einen billigen Zinsfuß hypothekarisch dargeliehen werden und bildeten dadurch eine Art Spar- und Bodenkreditbank, die von den betheiligten Landwirthen selbst geleitet würde. Die Vertheilung der Capitalien unter die Geldsuchenden ließe sich nach festen Bestimmungen dergestalt regeln daß jeder nach Gebühr berücksichtigt und keiner zurückgesetzt würde. Wir hätten somit auf Gegenseitigkeit und Selbstverwaltung beruhende Versicherungsanstalten welche zugleich Bodenkreditanstalten wären. Die Sache erscheint mir durchaus ausführbar.

Jedenfalls sollte wenigstens ein Versuch gemacht werden. Deßhalb will ich zum Schlusse noch die Nachtheile des jetzigen, auf reiner Geldspekulation beruhenden und sich des besondern Schutzes des Liberalismus erfreuenden Versicherungswesens in wenigen Worten zusammenfassen: 1) Die Hagelversicherungs-Gesellschaften entziehen dem ländlichen Grundbesitz einen sehr wesentlichen Theil seiner mühsam erzeugten Geldkräfte, verhindern also die Verwendung derselben auf Verbesserung des Bodens und vertheuern dadurch dessen Erzeugnisse. 2) Die Feuerversicherungsgesellschaften wirken in derselben Weise, insofern sie sich auf ländliche Gebäude beziehen; anderntheils vertheuern sie durch Capitalentziehung auch die städtischen Wohnungen. 3) Die ungeheuren als Reservefonds u. s. w. aus den Erträgnissen der Prämien angesammelten Geldmittel, die sich gegenwärtig schon in Deutschland nach Hunderten von Millionen berechnen, bilden eine in wenigen Händen vereinigte Macht, welche den Geldmarkt beherrschen kann und auf alle wirthschaftlichen Verhältnisse von bedeutend nachtheiligem Einfluß ist. Diese Nachtheile werden durch die Geheimbünde noch vermehrt, deren Zwecken die Unternehmer meistens dienen. 4) Die vielen ausländischen Versicherungs-Gesellschaften die in Deutschland arbeiten, entführen dem

ganzen Lande bedeutende Geldsummen ohne jegliche Gegenleistung, sie sind vollends vom Uebel.

Man hat es hier mit einem sehr wohl berechneten und überdieß von einem gewissen humanitätischen Heiligenschein gedeckten, die öffentliche Wohlfahrt als Maske und Vorwand benutzenden, weitverzweigten Aussaugungs- und Ausbeutungs-System zu thun, welches fast ausschließlich unter dem Einfluß und der Leitung von Leuten steht die mit den sittlichen und religiösen Grundsätzen gebrochen haben, auf denen unsere christliche Gesellschaft beruht. Von Segen den diese Anstalten verbreiten, kann keine Rede seyn; die Versicherungs-Gesellschaften sind nur ein wesentliches Glied in der Kette von Mitteln wodurch die dem Christenthum entfremdete Bourgeoisie ihre Herrschaft, die Herrschaft des Capitals begründet und ausdehnt. Sie besiegeln die Unterordnung des unbeweglichen Besitzes unter das bewegliche Eigenthum. Es wird noch die Zeit kommen wo die Regierungen besser aufgeklärt über den wahren Werth der jetzigen Versicherungsanstalten, dieselben gewaltsam unterdrücken werden, anstatt daß sie jetzt die Betheiligung daran sogar durch Zwang bewerkstelligen!

XLVIII.

Wie die akatholische Statistik über katholische Verhältnisse, die sie nicht versteht, zu urtheilen pflegt.

Oft, sehr oft hört man das Urtheil, es gebe Disciplinen des menschlichen Wissens, bei denen es schon ihrer ganzen Natur nach ganz gleichgültig sei, ob selbe ein Christ oder Jude, ein Katholik, ein Lutheraner oder ein Reformirter lehre; dahin gehöre zunächst Alles was sich mit Zahlen befasse oder mit solchen zunächst in Verbindung stehe. Allein solche Behauptungen beruhen nicht auf festem Grunde. Die Zahl allein ist todt; durch das erläuternde Wort wird sie erst belebt, und ein solches Wort kann selbst auch da wo man es kaum erwarten sollte, ein giftiges und vergiftendes seyn. Dessen überzeugte sich der Schreiber dieser Zeilen, als er ein vorzüglich empfohlenes statistisches Buch: „Statistik. Vergleichende Darstellung der Macht und Culturverhältnisse aller Staaten der Erde. Von Dr. E. H. Th. Huhn" (Leipzig bei F. W. Grunow) 1865 — unlängst zur Hand nahm.

Dieser Huhn, seines Zeichens „Ehrenbürger, mehrer gelehrten Gesellschaften und Vereine Mitglied", der wie es

Dabei darf man die sehr wichtige Thatsache nicht aus den Augen verlieren, daß die Versicherungsanstalten gleich allen andern Geld- und Aktiengesellschaften unter der unbedingten Herrschaft der freimaurerischen Bourgeoisie stehen und die Zwecke der Loge gleich den Gesellschaftszwecken fördern. Wie leicht können sich da die „Brüder“ gegenseitig durch zeitweilige Vorschüsse aus den Kassengeldern oder durch Darlehen aus den Reservefonds unterstützen und zu wohlhabenden Männern machen? Ueber derartiges Wirken ließen sich ebenfalls leicht Beispiele anführen, so wie über die politische Thätigkeit welche die Direktionen von Versicherungs-Gesellschaften ausüben und wobei ihnen oft auffallende Geldmittel zur Verfügung stehen. Von den Subventionen welche die liberale und radikale Presse aus solchen Quellen bezieht, soll ebenfalls nicht weiter die Sprache seyn. Es genügt auf diese interessanten Nebenumstände hingewiesen zu haben.

Ein weiterer sittlicher Grund muß gegen das jetzige Versicherungswesen einnehmen. Seit der Verallgemeinerung der Feuerversicherung hat sich die Anzahl der Feuersbrünste erheblich vermehrt. Die Gründe davon sind einfach: fast in jedem Dorfe zeigt man mit den Fingern auf diese oder jene Familie welche sich „reich gebrannt“ hat. Trotzdem solche Thatsachen jedem bekannt sind, verhindert es die unter den Dorfbewohnern vorhandene natürliche Solidarität daß die Thäter verrathen werden. Dann sind die Bauern auch schadenfroh; wenn die Gesellschaft der sie schon so viel gezahlt, auch einmal tüchtig blechen muß, ist es ihnen ganz recht. Sehr bezeichnend ist auch, daß solchen „reich gebrannten“ Familien die sonst üblichen freiwilligen Spanndienste der Dorfbewohnerschaft nicht geleistet werden.

Wie soll nun aber, da die Nützlichkeit der Versicherung an sich nicht angefochten werden darf, dieselbe eingerichtet werden um von solchen höchst bedeutenden Mißständen frei zu bleiben? So wird man hier fragen. Die Antwort ist sehr einfach: man übertrage das bei den Krankenkassen der Hand-

Aussicht für die daran hängenden Schädeleinschläger und intellektuellen Urheber liefern würde!

Von der Criminalstatistik fliegt Huhn sogleich auf das — Concordat, natürlich um es in bekannter Weise zu verunreinigen. Das Concordat, das arme Concordat! Das kann nie verziehen und vergessen werden, daß der Kaiser es müde wurde mit kaiserlichen Hofdekreten nach dem Vorgang Josephs II. in die Kirche hinein zu regieren, sondern daß er getreu dem Rufe seines Gebieters, der da ist der Rex regum und der Dominus dominantium: „Gebt dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist" — dem Reiche Gottes auf Erden lediglich zurück gab, was das Unrecht ihm entzogen! Und da kommt noch etwas hinzu was die Demokratie und der Fortschritt schon gar nicht verzeihen kann, was immer eine eiternde schmerzliche Wunde für die Partei bleiben wird — die Schule. Ja, die Schule! „Das Concordat", so klagt die Klagefrau Statistik, „hat die Kirche und zum Theil auch die Schule den Händen des Staats entzogen." Kennt der Statistiker das siebente Gebot nicht? Ist Räuberei und Gewaltthätigkeit in erlauchten Händen minder verwerflich, als in den Händen dessen der deßhalb der oben beklagten Criminalstatistik beigezählt werden müßte? Unsere Statistik fährt jammernd fort: „in jene der Geistlichkeit gelegt und so die Schule zu einem Werkzeuge der Kirche gemacht." Das ist der Jammer! Die Schule — so wollen diese Fortschrittsleute, zu denen auch Herr Huhn zu zählen scheint, er hätte sonst nicht so blind in den Tag hinein schreiben können — die Schule muß Werkzeug der Demokratie seyn, die Schule hat nicht wohlunterrichtete Christen sondern wohlunterrichtete Turner zu liefern, die als Volkswehr figuriren können, eventuell auch als Kanonenfutter dienen dürfen, indessen sich die feigen Wortführer und Anschürer in das Kleid der Unschuld als tugend- und ehrsame Leute hüllen, im Voraus schon die Möglichkeiten wohl berechnend ob Glück ob Unglück sie begleiten werde. Auch sie singen:

Fortuna saevo laeta negotio, et
Ludum insolentem ludere pertinax
Transmutat incertos honores,
Nunc mihi, nunc alii benigna.
Laudo manentem. Si celeres quatit
Pennas, resigno quae dedit, et mea
Virtute me involvo . .*).

„An eine Aenderung", fährt unser Statistiker fort, „in diesen Verhältnissen ist unter der jetzigen Regierung nicht zu denken und alle angeblichen Versuche dafür sind nur Schein, um den leicht zu beschwichtigenden" (freilich zur Zeit sistirten) „Reichsrath hinzuhalten und zufrieden zu stellen. Es gehört eine andere Hand dazu" — allenfalls eine die Schädel einschlagende? — „um diese drückende Fessel wieder muthvoll und energisch zu zerbrechen."

Mit welchem Ingrimm mag diese Statistik berichten, daß die neuesten österreichischen Mittheilungen einen katholischen Klerus von 55,370 Personen entziffern, darunter 1 Patriarch, 4 Primaten, 11 Erzbischöfe, 55 Bischöfe, 24 Weihbischöfe, 12,863 Pfarrer, 539 geistliche Professoren, 720 Mannsklöster mit 59 Aebten, 45 Provinzialen, 6754 Priestern, 645 Klerikern, 240 Novizen und 1917 Laienbrüdern, wozu noch 298 Nonnenklöster mit 5198 Nonnen kommen. Diese Klöster theilen sich nach den verschiedenen Orden, in

A Mannsklöster: und zwar 25 der Benediktiner, 7 Chorherrnstifte des heil. Augustinus (Lateranensische Chorherrn), 1 der Kreuzherrn, 1 der Karthäuser, 14 der Cisterzienser, 8 der Prämonstratenser, 1 der Malteserritter, 1 der Deutschordenspriester, 46 der Minoriten-Conventualen, 252 der Franziskaner-Reformaten, 13 der Tertiarier, 109 der Kapuziner, 36 der Dominikaner, 19 der Serviten, 7 der beschuhten und 5 der unbeschuhten Carmeliten, 10 der Augustiner,

*) Horatii Odarum Lib III. XXIX 49 — 55.

1 der Paulaner, 1 der Camaldulenser-Eremiten, 17 der Jesuiten, 9 der Barnabiten, 7 der Somasker, 6 der Oratorianer, 34 der barmherzigen Brüder, 1 der Lellianer, 59 der Piaristen, 1 der Lazaristen, 2 der Oblaten des heil. Ambrosius und Carolus Borromäus, 6 der Redemptoristen und 1 der Schulbrüder;

B Frauenklöster: und zwar 18 der Benediktiner, 2 der Cisterzienser, 1 der Prämonstratenser, 4 des Deutschordens, 13 der Tertiarier, 2 der Kapuziner, 9 der Dominikaner, 2 der Serviten, 5 der Augustiner, 1 der Oblaten vom heil. Ambros, 6 der Redemptoristen, 1 der Canonissen vom heil. Geiste, 10 der Klarissinen, 10 der Elisabethinerinen, 5 der Karmelitinen, 1 der Frauen der unbefleckten Empfängniß; 32 der Ursulinerinen, 2 der Canonissen de Notre Dame, 10 der Salesianerinen, 12 der englischen Fräulein, 108 der barmherzigen Schwestern, 1 der Frauen vom heil. Sakrament, 1 der Frauen vom guten Hirten, 2 der Schwestern von der Heimsuchung Mariä, 1 der Schwestern von der Opferung Mariä, 3 der Töchter Jesu, 11 der Töchter vom heiligen Herzen Jesu, 2 der Schwestern vom heil. Herzen Jesu und Mariä, 14 der Canossianerinen, 7 der Schwestern der heil. Dorothea, 1 der Schwestern der heil. Familie, 2 der Schwestern der Demuth, 1 der Schwestern der schmerzenreichen Mutter, 13 der Schulschwestern und 2 der Schwestern vom heil. Antonius.

Zu diesen Mönchsorden kommen noch der hohe Deutsche Ritterorden, der Malteser-Orden und der Orden der Kreuzherren mit dem rothen Sterne. Wirklich! Oesterreich ist noch ein katholisches Land, noch herrschen katholische Institutionen, unter denen eben das Ordensleben eine Hauptbedingung ist! Wer Oesterreich wahrhaft kennt der fühlt es, daß dieses Reich ohne Prälaturen und Klöster die eine so heilsame Einwirkung auf das Volk und dessen scientifische und moralische Bildung üben, gar nicht mehr Oesterreich wäre. Der fromme Sinn Rudolfs von Habsburg, des großen deutschen Kaisers, ist

das Erbe des Hauses geblieben und die Abweichung des wohlmeinenden aber übel berathenen Kaisers Joseph II. gehört insoferne nur mehr der Geschichte an.

Die Statistik theilt ferner mit, daß sich das gesammte Kirchenvermögen im J. 1861 auf 185,672,697 fl. und die jährlichen Einkünfte auf 19,639,713 fl. belaufen haben sollen. „Am höchsten dotirt sind die höheren Geistlichen und kommen auf dieselben enorme Summen. So haben die böhmischen Bischöfe 12,000 fl., ja die Erzbischöfe von Erlau, Kolotscha, Olmütz und Gran sollen sogar 150,000 bis eine halbe Million Gulden Einkünfte beziehen, welcher Mißbrauch wohl in keinem Lande so arg getrieben wird." Wir kennen diese Einkünfte nicht, wissen jedoch, daß es Bisthümer gibt, die noch ihre alten ursprünglichen Fundationen besitzen. Findet der Statistiker Grund gegen die Civillisten der Fürsten, gegen die Reichthümer der Privaten, der Rothschilde und Banken aller Art auch nur ein Wort zu verlieren? Warum der gehässige Ausfall allein gegen das Kirchengut? Kirchengut, es muß das Wort betont werden, ist das Gut der *Katholiken* für Cultus, für Arme, für Unterricht! Die Bischöfe haben mit dem angeblich aus „Mißbrauch" ihnen zufließenden Beträgen zu allen Zeiten und in allen Ländern einen Gebrauch gemacht, durch welchen sie die Segensspender der Landestheile wurden in denen sie wirkten. Und gerade die österreichischen Erzbischöfe und Bischöfe haben noch in neuester Zeit durch ihre Mittel Schöpfungen hervorgerufen, die unsterbliche Denkmale bleiben werden. Sie haben Dome gebaut, ohne deßhalb die Steuerkraft des Landes in Anspruch genommen zu haben, Spitäler und Asyle der Frömmigkeit, Collegien für Jugendbildung, gleichwie sie heute noch die Mäcenate der Kunst und Wissenschaft sind. Gehe nur der Statistiker selbst zu dem letztgenannten Erzbischof von Gran, dem Primas von Ungarn! Was leisten hingegen die anglikanischen Bischöfe von ihren noch viel enormern Einkünften?

Indem die Statistik auf Preußen übergeht, macht sie

die Entdeckung, daß dort bei den Katholiken „die Männer toleranter sind als die Frauen", und aus welchem Grunde? Weil in Preußen katholische Männer mehr Mischehen eingehen als katholische Frauen. Nun diese Intoleranz der katholischen Frauenwelt in Preußen loben wir. Sie zeigt, daß selbe richtigere Begriffe von der christlichen Ehe habe, wo in allem volle Uebereinstimmung der Seelen herrschen soll, die also am wenigsten in der Hauptsache, im Glauben und dessen kirchlicher Manifestirung fehlen darf. Das mag nun dem Statistiker ein Jammer seyn, da es ihm offenbar eine Herzensangelegenheit ist, daß der Katholicismus aus Preußen „ganz verschwinden" möge. Hören wir den Jammer des unglücklichen Mannes! „Die Katholiken haben im Königreiche 185 Klöster und geistliche Congregationen mit 1005 Männern und 2883 Frauen, davon sind 8 in Preußen, 9 in Posen, 25 in Schlesien, 1 in Sachsen, 34 in Westfalen, 101 im Rheinland und 7 in Hohenzollern." Da setzt er nun bei: „Leider hat der Staat noch nichts dafür gethan, um die Zahl der Klöster zu verringern und ganz verschwinden zu machen."

Der Mann scheint nicht zu wissen, wie Preußen freilich vor Abschluß des Concordats und vor 1848 in katholischen Landestheilen seine Thätigkeit alsbald mit Säkularisirung der katholischen Klöster und Stiftungen begann, so daß fast nichts mehr zu säkularisiren war; ja selbst da hatte es säkularisirt, wo der Bestand der Klöster für die religiöse Pflege der Katholiken in der Diaspora absolut nothwendig war. Man nehme nur statt vieler Beispiele das fürstliche Stift und Kloster Neuzell Cisterzienser-Ordens bei Guben in der Niederlausitz, welches kaum aus sächsischer unter preußische Hoheit gelangt, auch der Säkularisation verfallen mußte! Wer dieses preußische Getriebe kennen lernen mag, der lese die Aktenstücke*). Bei der Aufhebung der jetzigen Klöster

*) Regensburg. Verlag von Jos. Manz. 1840.

wäre zur Zeit kaum ein Vortheil zu erhalten. Sie sind Schöpfungen der Neuzeit und hervorgerufen durch deren Bedürfnisse. Sollten sie je wieder zu Mitteln oder Reichthum gelangen, dann ist wieder die Zeit zur abermaligen Aufhebung. Allein verschwinden werden sie deßhalb doch nie, weil sie eine Pflanze des katholischen Lebens sind die immer ausschlägt, wenn auch eine böse Hand sie niedergeschlagen hat und, will sie blühen, abermals niederschlägt.

Auch auf die preußischen Universitäten kommt die Statistik zu sprechen. Sie verschweigt aber die Zahl der Lehrer katholischer Religion, die an jenen Hochschulen wirken, wahrscheinlich um das Unglaubliche nicht erwähnen zu müssen, daß der Staat Alles dafür gethan hat, um die Zahl derselben zu verringern und ganz verschwinden zu machen. Sind sie ja doch wirklich in der Art verschwunden, daß Preußen keinen einzigen ordentlichen Professor der Medizin mehr zählt der katholisch wäre; wahrscheinlich fehlt das Wörtchen „weil".

Die Statistik kommt wieder auf ein katholisches Land, auf Bayern, und glaubt nun ihr Gift ausgießen zu dürfen, indem sie alsgleich auf die Zahl der unehelichen Kinder eingeht, die in der Art berechnet werden, daß das vierte Kind (eigentlich 4,17) im Lande ein uneheliches sei. Es komme eine uneheliche Geburt in

Oberfranken	auf	3,69
Niederbayern	„	3,84
Oberbayern	„	4,17
Mittelfranken	„	4,30
Oberpfalz	„	4,36
Unterfranken	„	6,06
Schwaben*)	„	6,77.

Da ruft nun unser Statistiker aus: „Bayern ist hiernach

*) In der Pfalz ist das zehnte Kind ein uneheliches. Dort ist nämlich die Verehelichung so leicht zu erhalten, als ehedem in den Landen geistlicher Fürsten.

die wahre Heimath der unehelichen Kinder. Dieß ist aber nicht etwa auf die Sittenverderbniß unter Kurfürst Karl Theodor (bis 1799) zurückzuführen, sondern ist schon viel älter und stammt aus der verdorbenen Pfaffenwirthschaft und der großen Erschwerung der Ansäßigmachung unter den bisherigen Gesetzen." Wahrlich ein bornirter in Blindheit ausschlagender Haß! Wem soll der Vorwurf „verdorbener Pfaffenwirthschaft" gelten? Es kann der Ausdruck wohl nur von jenen Orten gemeint seyn, deren Landesherren ehedem Geistliche waren; also Orte die unter den Fürstbischöfen oder Abteien standen. Allein unwiderlegliche Thatsache ist es, daß so lange geistliche Landesfürsten die Herrschaft führten, uneheliche Geburten zu den größten Seltenheiten gehörten. Man vergleiche doch einmal die Matrikelbücher jener Zeit mit den Matrikelbüchern der heutigen, um sich zu überzeugen wie nichtswürdig und unerweisbar eine solche Beschuldigung ist. Ebenso unwahr ist es, daß die Ansäßigmachung auch damals erschwert gewesen sei. Nirgends fand auch der Unbemittelte leichter seinen eigenen Herd als zur Zeit und nach der Gesetzgebung der geistlichen Fürsten. Selbe ist gedruckt und bestand bis 1818 in Gesetzeskraft! Wie mag der Statistiker Huhn so lügen und verläumden? In seinem Gehirne mag die Pfaffenwirthschaft als Phantasie ihren Spuck treiben, in Wirklichkeit bestand sie in den jetzigen bayerischen Landen nie.

Aber noch schöner! Gerade in Oberfranken, welchem die größte Zahl der unehelichen Kinder zugeschrieben wird, herrscht vorwiegend der Protestantismus, indem dort nur 42 Prozente katholisch, die übrigen protestantisch sind. Die vorliegende Statistik selbst zählt 210,170 Katholiken und 284,221 Protestanten in Oberfranken auf. Es ist auch sehr wohl bekannt, daß nicht die Hochstift-Bambergischen Lande der Sitz des Uebels sind, sondern daß er in den unglücklichen Gegenden gesucht werden muß deren Bevölkerung eine protestantische und höchst verarmte ist, die nie mit einem katholischen Fürsten in mindester Verbindung standen, wie jeder Schulknabe wissen

muß der schon etwas von Ansbach-Bayreuth gehört hat! Gerade in jenen Kreisen aber, die unter dem Krummstabe standen, ist heute der sittliche Stand noch am günstigsten. Nicht die Pfaffenwirthschaft trägt die Schuld der Unsittlichkeit. Es gibt ganz andere Faktoren, die wir nicht nennen wollen, weil ohnehin jeder denkende Mensch sie leicht finden muß. Die Unsittlichkeit ging auch nicht von den „Nativisten" aus. Mögen sich das die Herren merken! Uebrigens ist die Zahl unehelicher Kinder eines Landes noch bei weitem nicht der alleinige Maßstab der Moralität desselben. Kann man doch mit Gewißheit sagen, daß in dem einzigen Berlin mit seinem weltberüchtigten Pöbel größere Unsittlichkeit herrscht als im ganzen Bayernlande, und wenn sich auch die unehelichen Geburten des letztern verdoppeln würden. Dieses ist die Ansicht urtheilsfähiger Männer, welche die beiden Länder genau kennen und sichere Vergleiche anzustellen im Stande sind.'

Auch in Bayern findet der Statistiker wieder die merkwürdige Erscheinung, daß von 12,277 Katholiken nur *einer* zum Protestantismus, von 4720 Protestanten aber schon *einer* zum Katholicismus übertrete. Woher kommt das? Schnell ist die Antwort der Statistik fertig: es ist „wohl Folge des großen geistlichen Einflusses, welcher besonders Frauen in gemischter Ehe für den Katholicismus zu gewinnen sucht." Sicherlich wird also die verdorbene Pfaffenwirthschaft abermals die Ursache seyn müssen! Der bayerische Klerus ist wahrlich viel zu viel beschäftigt mit seinen eigenen Seelsorge-Angehörigen, mit seinen gesetzlichen und verordnungsmäßigen Verpflichtungen aller Art, als daß er darauf ausgehen wird Proselyten zu machen. Allein so wenig Paulus, da er zu Philippi predigte, dazu konnte, daß ein gottesfürchtiges Weib mit Namen Lydia, eine Purpurkrämerin aus der Stadt der Thyatirer, seinen Predigten ihr Ohr schenkte, so wenig kann irgend ein Geistlicher dazu, wenn das Wort des Evangeliums von ihm verkündet in die Seele eines Andersgläubigen dringt, und wenn die Gnade Gottes in der Seele des Akatholiken

wirkend den von ihr Berührten hin zum Priester führt. Das ist kein geistlicher Einfluß, das sind eben die wunderbaren Wege Gottes, auf denen selbst ein von jedem geistlichen Einflusse eximirter oder über solchen erhaben stehender Mensch zum Katholicismus geführt werden kann! Was an einem böswilligen Saulus möglich war, warum sollte solches nicht an einem Irrenden möglich werden? Solche Gehässigkeit gepaart mit offenbarer Verkennung oder Verdrehung aller Verhältnisse muß also vom Bayernlande entschieden zurückgewiesen werden. Daß aber Gehässigkeit der Grund dieser statistischen Auslegungen, geht daraus hervor, daß bei keinem anderen Staate, selbst bei ähnlichem Verhältnisse der Geburten, solche verletzenden Bemerkungen niedergelegt werden! Ja bei Baden, wo auch das fünfte Kind ein uneheliches ist, schreibt der Mann: „Auch hierbei muß man sich vor falschen Schlüssen hüten. Die Moralität hat durchaus nicht abgenommen, das Verhältniß der unehelichen Kinder zur Volkszahl ist nicht schlimmer geworden, sondern eher besser; aber das Verhältniß zu den ehelichen Kindern mußte ein anderes werden, weil die Reaktion die Eheschließungen erschwerte." Also was in Bayern die verdorbene Pfaffenwirthschaft bewirkt, bewirkt in Baden die Reaktion!

Der Statistiker kommt auf die Schweiz. Auch hier bespricht er die Geburten: „Ueber die Zahl der Geburten liegen sehr mangelhafte Nachrichten vor . . . Ueber die unehelichen Geburten fehlt es gleichfalls an Angaben": so sagt der Mann! „Aber", fährt er fort, „sie müssen sehr zahlreich seyn, zumal in den katholischen Kantonen, wenn man einen Maßstab aus den benachbarten Gebirgsländern holt." Dennoch wird behauptet, es seien unter 100 Geburten bloß 6 uneheliche. Sollte man glauben, daß es möglich wäre solche abermals die Katholiken verletzende Behauptungen geradezu hinaus zu reden? Wer so Statistik macht, der gibt den Maßstab selbst an, der ihm angemessen werden sollte! Ueber die schweizerischen Klöster hat der Statistiker nicht mehr

zu klagen! „Es bestanden in der Schweiz 1 Chorherrnstift, 12 Collegiatstifte, 2 Malteser-Comthureien, 4 Abteien, 42 Mönchsklöster, 17 Kapuzinerhospitien, 51 Nonnenklöster, .. 527 Mönche und 1411 Nonnen.“ Sie bestehen seit der Radikalismus in der Schweiz die Oberhand gewonnen nicht mehr; nur wenige haben sich erhalten!

Auch Belgien ist dem Statistiker ein Schmerzenskind. Da weiß er zu erzählen: „Die schlechteste Vorbildung erhielten die Zöglinge der bischöflichen Lehranstalten, die beste jene der Staatsschulen.“ Den Beweis bleibt er freilich schuldig. Er klagt weiter: „Die katholische Kirche ist ganz sich selbst überlassen und hat daher auch das ganze Land mit ihrem Netz überspannt und in Beherrschung genommen. Es sieht deßhalb mit den socialen Verhältnissen sehr schlecht aus und vergebens sind die Bemühungen des Königs, dem eingebrochenen Unwesen zu steuern, da jedes liberale Ministerium alsbald wieder gestürzt wird und am Fanatismus scheitert.“ Doch das Sündenregister ist noch nicht voll. „Die Geistlichkeit suchte auch das Armenwesen in die Hände zu bekommen und durch Schenkungen, Fonds und Vereine ihren Einfluß noch mehr zu vergrößern!“ Noch mehr! „Im Jahre 1789 zählte Belgien 422, nach Andern 601 Klöster mit 12,000 Mönchen und Nonnen, ungerechnet 30 Beguinenhöfe. Dieselben wurden zwar in Folge der Revolution aufgehoben, aber auf Schleichwegen und in verschiedener Weise entstanden in der Zeit von 1803—1846 642 Frauengemeinschaften . . . und 1846 zählte Belgien bereits 759 Congregationen mit 11,948 Mönchen und Nonnen, wovon sich 80 Congregationen dem beschaulichen Leben widmeten.“ Aber weiter! Wohlthätige Vermächtnisse über Vermächtnisse werden gemacht durch Schenkungen unter Lebenden! „Aber eine sehr bedeutende Summe erwirbt die todte Hand nur unter fremden Namen oder untergeschobenen Personen, so daß sie sich der Kenntniß und dem Einflusse des Staats ganz entziehen.“ So treibt's die katholische Kirche in Belgien, sie die Alles

umsponnen und in Beherrschung genommen hat! Nun galt aber Belgien für den best regierten Staat; wer hat also das Regieren verstanden? Hat die Huhn'sche Statistik auch an diese Consequenz gedacht? Ja Belgien war frei, so lange katholische Männer die Geschicke des Staats mitlenkten. Mit dem Regimente des Freimaurerthums nimmt die wahre Freiheit ihr Ende!

Auch Frankreichs katholische Verhältnisse dürfen nicht ohne Tadel berührt werden. „Je schlechter für den Unterricht gesorgt ist", schreibt die Statistik, „desto verschwenderischer ist der katholische Klerus bedacht. Derselbe besitzt 17 Erzbisthümer... mit 67 Bischöfen in Frankreich, 1 in Algier und 3 in den Colonien." Man traut seinen Augen nicht, wenn man die französischen Verhältnisse genauer kennt, wo heute noch die Pfarrer 500 Franken vom Staate beziehen als Entschädigung für das vom Staate eingezogene Stiftungsvermögen, welches 1789 einen jährlichen Reinertrag von 150 Millionen Franken abwarf, indessen 1803 das Concordat eine jährliche Ausgabe auf den katholischen Cultus von 4,059,000 Francs verlangte, eine Ausgabe die bis 1856 auf 42¼ Millionen gestiegen ist wovon 1,439,800 Francs die Besoldung der 17 Erzbischöfe und 67 Bischöfe bilden. Mit welchem Schmerz muß der Statistiker auch von Frankreich erzählen: „Im J. 1864 zählte der katholische Klerus 7 Cardinäle, 15 Erzbischöfe, 69 Bischöfe, 155 Generalvikare, 660 Kanoniker, 3396 Pfarrer, 29,630 Deservanten, 10,000 beigegebene Priester, 30,000 Seminaristen und 50,000 Ordens-Geistliche und Nonnen, welche 50 verschiedenen Orden angehörten." Dabei macht der Statistiker abermal eine ihm sehr unliebe Entdeckung, welche er seiner Statistik mit den Worten anvertraut: „Außerdem sucht in Frankreich die Geistlichkeit die öffentliche Mildthätigkeit zu sehr für sich auszubeuten, denn die Kirche erhielt in solcher Weise in der Zeit von 1836—1855 etwa für 16 Millionen Mobiliar und für 4 Millionen Immobiliarwerthe geschenkt, außer demjenigen,

was sich der öffentlichen Kenntniß entzog und im Auslande angelegt ist." Französische Gesetze, Napoleon III. — und Verheimlichung! Ist der Statistiker angeführt worden oder will er selbst anführen?

Nach Frankreich kommt Spanien an die Reihe dessen „großes Unglück von jeher der zahlreiche Adel, die Geistlichkeit und die überfromme Richtung des von letzterer beherrschten Hofes" war. Da spricht der Statistiker von dem Reichthum der Kirche, von der Säkularisation die auch nicht radikal helfe, denn „noch immer fließt für Ablaß und andere geistliche Indulgenzen viel Geld aus den Taschen des bildungslosen Volks nach Rom, und im Jahre 1857 sollen dahin allein fast 2 Millionen Gulden gegangen seyn und zwar für 4,378,108 Bullen und Indulgenzen." Huhn dokumentirt hier trefflich, daß er auch Enten nicht ausfliegen läßt, ohne sie für die Statistik zu fangen. Freilich dokumentirt er auch, daß er nicht den mindesten Begriff von einer Bulle haben kann, sonst würde er wissen müssen, daß so lange die christliche Welt steht noch nicht so viele Millionen Bullen für *dieselbe* erlassen worden sind, als hier in einem einzigen Jahre für Spanien erlassen worden seyn sollen. Darum über solche Albernheiten, die in gänzlicher Unkenntniß der Sache selbst beruhen, kein weiteres Wort.

Auch in Portugal sind Adel und Geistlichkeit zu zahlreich und thaten für den Fortschritt gar nichts — und doch ist ja Portugal schon lange eine constitutionelle Monarchie und ein Hauptsitz des Freimaurerthums. Wie der Mann nun vollends über den Kirchenstaat spricht, läßt sich leicht denken. Es erhellt aus seiner Darstellung, daß der Statistiker wahrlich Rom, welches er noch überdieß einer „ungemeinen Sittenlosigkeit" beschuldigt, noch nie gesehen haben kann. Wenn aber derselbe behauptet: „Selbst strenge Katholiken sehen die Unmöglichkeit ein, daß die geistliche Herrschaft länger fortdauere": so mögen diese Katholiken eben zu jener Species gehören, der außer dem Namen nichts vom Katho-

licismus verblieben ist, oder „die über ihre Nase hinauszusehen" nicht vermögen. Wenn endlich der Statistiker erklärt, „daß der Kirchenstaat in dieser Weise nicht länger fortbestehen könne, und daß sämmtliche europäischen Regierungen verbunden seien, mit allen Mitteln der ferneren Aussaugung und Auspressung ihrer katholischen Landesbewohner energisch entgegenzutreten, damit der unhaltbare Zustand nicht künstlich verlängert werde": so haben wir schließlich zu erklären, daß derselbe Statistiker in seinem Buche auch zuweilen die Irrenhäuser bespricht. Ob er sie wohl aus eigener Erfahrung kennt?

XLIX.

August Lewald's Moderne Familiengeschichten.

Schaffhausen, Hurter 1866 Drei Bände.

Fast möchte man vermuthen, Lewald halte es insgeheim mit den kleinen Heinzelmännchen der Volkssage. Seit einigen Jahren entfaltet er eine Produktionskraft von solcher Ergiebigkeit, daß man an die Beihilfe jener guten freundlichen Hausgeister glauben könnte, welche arbeitsamen Menschen nächtlicher Weile ihr Tageswerk in aller Stille weiterfördern. Uebt er diese Thätigkeit doch obendrein in einem Alter, in dem sonst das otium cum dignitate als ein wohlberechtigtes gilt. Mit der Pünktlichkeit eines Kaufmannes, der seine Jahresbilanz stellt, erscheint er fast alljährlich auf dem Büchermarkt der schönen Literatur und stellt dem Publikum in blanken säuberlichen Bänden gleichsam Rechnung über sein Arbeiten und Produ-

ciren. Und das sind jedesmal Arbeiten von einem Umfang, der neben der angebornen Befähigung auch eine beflissene und rüstige Emsigkeit von nicht gewöhnlicher Ausdauer voraussetzt. Innerhalb vier Jahren acht Bände fertig zu stellen, das will erdacht und geschrieben seyn. Zu Ende 1863 erschien der dreibändige Roman „Clarinette"; nur anderthalb Jahre später, im Sommer 1865 folgte der „Insurgent" in zwei stattlichen Bänden, und schon haben wir nach kurzer Jahresfrist aus derselben Feder jetzt einen neuen ansehnlichen Roman von abermals drei Bänden zu begrüßen, den der Verfasser „Moderne Familiengeschichten" getauft hat. Gewiß, mit bald fünfundsiebzig Jahren eine seltene Geistesbeweglichkeit!

Moderne Familiengeschichten: der Titel schon läßt errathen, nach welcher Richtung des socialen Lebens der Verfasser zielt. Er spricht es im Vorwort noch bestimmter aus, indem er sagt: „Der alte Begriff von der Familie und der patriarchalischen Gewalt ihres Hauptes wird sich endlich mit der Negation aller Autorität verlieren müssen und dann nur noch zu den überwundenen Standpunkten zu rechnen seyn, deren Zahl mit jedem Tage zunimmt. Was sich täglich vor unsern Augen ereignet, belehrt uns darüber; die öffentlichen Blätter predigen es uns vor, und was sie uns nach ihrer Weise ohne äußern Zusammenhang darstellen, wurde hier nach seiner innern Nöthigung in einen solchen verflochten." Zum leitenden Gedanken hat Lewald ein Thema gewählt, das in anderer Art auch schon Gräfin Hahn-Hahn angeschlagen hat: die Ehe ohne Sakrament. Dieses folgenreiche und so tief in alles gesellschaftliche Leben eingreifende Thema wird an dem bewegten Schicksal zweier Generationen in mehrfältigen Erscheinungen lebendig zur Anschauung gebracht; wenn wir den Verlauf in kürzester Form bezeichnen wollen: eine Reihenfolge von Dissonanzen, die sich endlich in eine schöne Apologie der katholischen Lehre auflösen.

Man hat hier übrigens nicht etwa, wie man aus dem Titel vermuthen könnte, eine Sammlung verschiedener Ge-

schichten ohne Zusammenhang zu suchen, sondern es ist ein wirklicher und einheitlicher Roman mit seltsam angelegten Verwicklungen, in denen zwei Frauengestalten, Delphine und deren Tochter Viktoria, die Hauptrolle spielen. Delphine, die Tochter einer verschuldeten adeligen Beamtenfamilie, in einer deutschen Residenzstadt geboren aber durch eigenthümliche Umstände im Kloster zu Rio Janeiro erzogen, wird von dem Virtuosen Prosper Ludolf dort entführt, nach Europa zurückgebracht, in Holstein vermittelst des dänischen Königsbriefs mit ihm unter falschem Namen getraut und nachdem sie in der Schweiz an seiner Seite ein zweideutiges Glück von wenig Jahren genossen, endlich von dem Gewissenlosen verlassen, schutz- und hilflos als Mutter eines Mädchens mit Namen Viktoria. Das Schicksal dieser Tochter, die als Fräulein von Chamilly in die Welt eingeführt wird, bildet nun den Angelpunkt der ferneren Verwicklungen, über deren Inhalt wir nichts verrathen und nur bemerken, daß der Roman in weitem Bogen die mannigfachsten Verhältnisse umspannt und, wenn auch durch etwas romanhafte Mittel gestützt, mit einer achtungswerthen Combinationskraft durchgeführt ist. Er hat in der rascheren Beweglichkeit der Handlung manches vor dem frühern historischen Roman, dem „Insurgent" voraus. Es ist nicht allerorten das poetische Erz so gleichmäßig in Fluß gerathen, wie es wohl in der Intention gelegen, aber das Gebilde ist als Ganzes doch gelungen. Eine belebte und spannende Handlung wird in einer schönen Sprache erzählt, mit guten Gedanken gewürzt, von einer hohen reinen Idee durchschimmert.

Wir haben schon mehrfach Gelegenheit gehabt die Besonderheit der Lewald'schen Muse zu charakterisiren. Wir können uns daher auf Weniges beschränken und wollen nur zwei Eigenschaften hervorheben, die auch der jüngsten Erzählung wieder aufs beste zu statten kommen, nämlich die Zeichnung interessanter Typen der Gesellschaft und der ansprechende Lokalton der Schilderungen, oder wie Lewald beides früher

wohl selber bezeichnend zu betiteln liebte, seine „Aquarelle aus dem Leben." Eine Hauptperson ist der Virtuose Prosper Ludolf, „ein Virtuose dans toute la force du terme." Eigentlich hieß er mit dem Taufnamen Peter. Aber Peter, wenn auch der Fürst der Apostel, erschien nach moderner Ansicht einem die Welt durchziehenden Virtuosen nicht passend und er wählte später den Namen Prosper zum Begleiter durch die Wirren des Lebens, „weil er von diesem Patrone hoffte, daß er ihn prosperiren lassen werde." In ihm wird vortrefflich das verhätschelte Virtuosenthum, diese künstlich gezogene Pflanze der Neuzeit, und zugleich ein ächt „moderner" Charakter gezeichnet. „Er glich jenen Modestoffen, deren Oberfläche flaumiger Sammt ist, deren Einschlag jedoch nur aus rauher Baumwolle besteht." Neben dem Virtuosen findet man noch in Camill von Wildenstein, dem Bruder Delphinens, der als General aus den amerikanischen Kriegen nach Deutschland zurückgekommen, sowie in dem Kaufmann Sollberg, dessen Tochter Wildenstein heirathet, zwei gut gelungene Porträts. Eine Figur nach dem Leben spielt auch der Doktor Lazarus Kohn, der Typus einer hervortretenden modernen Specialität, des jüdischen Literatenthums, Jünger Spinoza's, Prediger der gesunden Sinnlichkeit — ein nicht ohne Lauge entworfenes Skizzenbild.

Unter den Frauencharakteren ist neben den genannten beiden Hauptpersonen, Delphine und Viktoria, namentlich die Prinzessin Irene hervorzuheben, die junge Wittwe eines walachischen Bojaren, die nicht bloß als eine „blendende Schönheit" Aufsehen macht so daß die jungen Elegants Halsbinden in ihrer Lieblingsfarbe trugen und in der deutschen Residenz „die Walachei Mode" wurde, sondern auch als eine schwärmerische Natur die über das Gewöhnliche hinausstrebte. An ihr wird mit wohl treffenden Strichen jene Gefühlsfrömmigkeit gezeichnet, die nur einer momentanen Stimmung und einer regen Einbildungskraft entspringt, eine schwärmerische Devotion die, ohne tiefern sittlichen Ernst, ihre

Wurzel in einer verborgenen Eigenliebe hat. Es ist hier wirklich eine eigenthümliche Frauengestalt geschaffen, und das psychologische Motiv wird mit solchem Takt behandelt daß sie anziehend und, eben weil in den richtigen Grenzen gehalten, glaubhaft wird. Den Gegensatz zu diesem slavisch tingirten Wesen bildet Ernestine, die Kaufmannstochter und Wildensteins Frau, ein schlichter ehrlicher Verstandescharakter, dessen tieferer edler Kern sich erst unter dem Stoß der Bedrängnisse herausschält, was schön und in logischer Folgerichtigkeit entwickelt ist.

Auch auf die landschaftliche Schilderung hat Lewald wieder viel Kunst und Geschmack verwendet. Ein Theil der Handlung spielt in einer deutschen Hafenstadt, und es weht da etwas Seeluft herein; ein anderer im Ausland. Lewald sucht in der Wahl seiner Scenen gern die großen europäischen Bäder auf, und die Gesellschaft seiner Romane hat, wie diese Bäder, eine Mischung von verschiedenen Nationalitäten. Dießmal sind es vornehmlich die Pyrenäenbäder, die ihre Naturreize als Staffage für einen Theil der Geschichte herleihen, und man erkennt daran wieder, daß Lewald viel und gut gesehen. Gesellschaft, Gegend und Leben in Eaux-bonnes, das Wildromantische der Bergpässe wie die Pastoralpoesie der Landschaft werden in malerischer Ausführung geschildert. Auch sonst findet man kleine poetische Bildchen da und dort eingelegt, anspruchslos und erfrischend. Ebenso verfehlen humoristische Kleinigkeiten, oft nur beigehends hingeworfen, ihre belebende Wirkung nicht.

In den Reflexionen, die Lewald sowohl in der Erzählung als in den Gesprächen anbringt, werden vorzugsweise die Schäden der Gesellschaft berührt. Der Erzähler zeigt in mancherlei Abspiegelungen die Kehrseite unserer gesellschaftlichen Bildung, die sich mit selbstgefälliger Emphase so aufdringlich als m o d e r n e Civilisation der Welt anpreist. Er beleuchtet das Glück der Civilehe, er verbreitet sich über die Tagespresse und über das Theater und nimmt hiebei Anlaß

ein witziges Wort über Zukunftsmusik und den Zukunftsmenschen überhaupt in die Discussion zu bringen. Das Loos des Virtuosenthums in der Gegenwart wird gewerthet, das moderne Gesellschaftsleben, der hohle Schein der Convenance, mit kleinen Sprühfunken beworfen.

So vereinigt die Erzählung die wesentlichsten Eigenschaften eines guten, von ethischem Gehalt durchdrungenen Romans. Wir dürfen daher die „Modernen Familiengeschichten" als eine Bereicherung der katholischen Roman-Literatur bezeichnen und freuen uns, daß es dem Autor gegeben ist sich seinen Lebensabend durch so wohlgelungene poetische Gebilde zu illustriren, in denen wir die besten Seiten seines Talents, den Sinn für malerische Auffassung und Wiedergabe des Lebens, Gestaltungskraft und den Schmuck einer geschmeidigen wohllautenden Sprache wieder finden. Ein spanisches Sprichwort meint: „Niemand als dem Wein und den Pergamenten sagt man in's Gesicht daß sie alt sind." Lewald kann es sich gefallen lassen, wenn man zur Vergleichung auf seinen Geburtsschein blickt. Der Aufwand von erfinderischem Vermögen, den er an seine so rasch aufeinander folgenden poetischen Schöpfungen zu setzen hat, ist ein so redendes Zeugniß ungeminderter geistiger Spannkraft, daß man bei der Betrachtung dieser Schöpfungen wohl darauf hinweisen mag und jedem Schriftsteller ein ähnliches durch fruchtbare Geistesfrische gesegnetes Alter wünschen kann. Für ihn selber aber haben wir den Wunsch der alten Acclamation: ad multos annos!!

I.

Zur Kunstgeschichte.

Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters, oder Entstehung und Entwicklung der kirchlichen Ornate und Paramente, nachgewiesen und durch zahlreiche Abbildungen erläutert von Dr. Fr. Bock. Mit einem Vorworte von Dr. G. Müller, Bischof von Münster. I. und II. Bd. Bonn bei Henry und Cohen. 1859 und 1866.

Es ist sehr ehrenvoll für den deutschen Klerus, daß eines seiner Mitglieder dieses Werk geschaffen und zugleich einer neuen historischen Wissenschaft, der Geschichte der kirchlichen Gewänder, dadurch das Daseyn gegeben hat. Denn dieses im Zeitraum von sieben Jahren nun vollendete Buch ist ein Meisterwerk durch Fülle des allseitig zusammengeschleppten hochinteressanten Materials, durch Gründlichkeit der Forschung, gute Auswahl und Wiedergabe der Abbildungen und endlich durch Klarheit der Darstellung. Es hat darum die Ehre wohl verdient von einem katholischen Bischofe in die Welt eingeführt zu werden.

Der Verfasser ist der längst über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannte unermüdete Hr. Canonikus Dr. Franz Bock in Aachen, der seit einer Reihe von Jahren uns mit einer Fülle größerer und kleinerer Werke in Bezug auf kirch-

liche Kunst, Archäologie, Geräthschaften und Paramentik beschenkt hat. So schrieb er außer vielen Abhandlungen im Organ für christliche Kunst, im Kirchenschmuck und in den Wiener Mittheilungen das „heilige Köln“, den „Münster und Domschatz von Aachen“, den „Musterzeichner des Mittelalters“, den „Kronleuchter Barbarossa's“ im Münster zu Aachen und zuletzt das unvergleichliche Folio-Werk das er im Auftrage und auf Kosten des Kaisers von Oesterreich verfaßte: „die Kleinodien des heiligen römischen Reiches“, welches Prachtwerk gerade jetzt zum Abschluß kommen mußte, wo der Nachkomme der letzten römischen Kaiser deutscher Nation aus Deutschland ausgeschlossen, und Deutschland selbst zerrissen und zertrümmert wurde!

Weitaus das bedeutendste und für die Wissenschaft der Paramentik für immer klassische Werk Bock's ist aber jenes in der Ueberschrift bezeichnete, das wir hier zur Anzeige bringen. Denn was die bisherige Liturgik über die Geschichte der heil. Gewänder wußte, war höchst mangelhaft und ungenau, da man der guten Abbildungen von Originalien aus allen Jahrhunderten entbehrte. Selbst was Arthur Martin und Chevalier Linas in Frankreich, Hefner-Alteneck im Trachtenbuch in Deutschland, Canonikus Rock und Pugin in England für dieses Fach geleistet haben, waren nur Fragmente, Mittheilungen über einzelne Fragen und Kunstwerke der Art. Eine Wissenschaft der Paramentik und die Geschichte aller Paramente hat erst Dr. Bock mit deutschem Fleiße zu Stande gebracht. Und auch ihm wäre dieses Unternehmen nicht gelungen, wenn er nicht die großmüthige Unterstützung des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen gehabt hätte, der ihm die Mittel zu großen Reisen in Frankreich, Deutschland und Italien verschafft und ihm auch die Anlegung einer Privatsammlung von Kirchenstoffen und Paramenten, welche jetzt einzig dasteht, möglich gemacht hat. Das ganze Werk ist daher gebührender Weise dem Fürsten Carl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen gewidmet, wie

uns das herrliche Farbendruck-Titelblatt mit der Burg Hohenzollern verkündet.

Nun gehen wir zum Inhalt des Werkes selbst über. Das Ganze zerfällt in sieben Abtheilungen, deren jeder die entsprechenden Abbildungen in höchstgelungenem Farbendruck beigegeben sind.

Der erste Abschnitt behandelt die Geschichte der gemusterten Seidenstoffe, welche von den frühchristlichen Zeiten bis zum Ende des Mittelalters zu liturgischen Zwecken gebraucht wurden. Wir finden hier eine Menge von hochinteressanten Aufschlüssen über die Seidenweberei von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Wir sehen hier: der Gang der Seidenzucht und Weberei ist der Weg aller Cultur, nämlich von Osten nach Westen. Während die Seidenweberei früher ausschließlich im Oriente geübt wurde, ging sie dann auf Aegypten, die griechischen Inseln und Byzanz über. Darauf traten die Araber in Spanien und Sicilien als die bedeutendsten Seidenfabrikanten ein, woher es sich erklärt, daß unsere liturgischen Gewänder des ersten Jahrtausends häufig arabische Ornamente, Namen und selbst Koransprüche zeigen. Von da erst ging die Blüthe der Seidenweberei nach Flandern, Südfrankreich, nach der Schweiz und nach Italien über, wo sie noch ihre Hauptstätte hat. Es wäre aus diesem Abschnitte Vieles hervorzuheben was auch allgemeines culturhistorisches Interesse hat, wir beschränken uns aber des Raumes halber auf einige Notizen. Wie schwunghaft die Seidenfabrikation unter dem Kalifen Abderrahman (912—961) in Spanien getrieben wurde, zeigt die Nachricht, daß damals in Sevilla an 60,000 Seidenwebstühle beschäftigt waren, daß später in der Stadt Almeria allein 800 Gewerke mit Anfertigung von Binden und Schürzen sich befaßten. Beschämend für unsere moderne Naturwissenschaft, die auf die glänzendsten Erfolge ihrer Thätigkeit so stolz ist, muß die Nachricht wirken, daß es der modernen Industrie noch nicht gelungen ist, einen Goldfaden herzustellen der den Goldbrokaten des Mittelalters

an die Seite gestellt werden könnte (I, 50). Es ist noch immer ein Geheimniß, welches das Bindemittel gewesen zwischen dem Faden und dem Goldplättchen, wodurch eben die Goldfäden jene Festigkeit und Biegsamkeit zugleich erhielten die wir an den alten Geweben bewundern, während die modernen Goldfäden durch ihre Starrheit, Brechlichkeit und ihren grellen Glanz sich als ungenügend herausstellen. Die Technik der alten Goldfaden-Fabrikation wieder zu finden, wäre eine würdige, überdieß mit Prämien belegte Arbeit der ruhmgekrönten modernen Chemie.

Der zweite Abschnitt des Buches (S. 124—322) entwirft die Geschichte der Nadelmalerei, d. h. der Stickerei zu kirchlichen Zwecken; er schildert, wie die Cultgewänder von den ältesten Zeiten bis zur Regeneration der Stickerei in der neuesten Zeit durch Werke der Nadelmalerei geschmückt worden sind. Hier finden wir nun wieder eine Fülle von interessanten Notizen, ein Verzeichniß der gestickten Ornate der bedeutendsten Kirchen in Deutschland, Frankreich, Italien und Ungarn, ebenso die Namen der berühmtesten Sticker und Stickerinen Europa's; wir sehen wie viele Fürstinen dieser Kunst gelebt, wie viele große Maler es nicht unter ihrer Würde gehalten, die Zeichnungen zu Kirchenstickereien zu entwerfen u. s. f. Am Schlusse werden die Bestrebungen der Klosterfrauen am Rheine, besonders der Schwestern vom Kinde Jesu in Aachen und Köln, für Regeneration der kirchlichen Stickerei mit Recht hochgerühmt und die Zeitschrift „Kirchenschmuck" empfohlen welche bereits neun Jahre jetzt auf diesem Gebiete rühmlich wirkt*). Zur Erklärung sind 17 Farbendruckbilder beige-

*) Der „Kirchenschmuck" zählt bereits 18 Bände voll trefflichen Materials. Wir haben ihn schon bei seinem Erscheinen in diesen Blättern freudig begrüßt. Seitdem hat er eine Erweiterung erfahren, indem er sich auf kirchliche Archäologie und Kunst überhaupt ausdehnt, und empfiehlt sich durch seinen reichen gediegenen Inhalt selbst.

geben, welche Stickereien aus allen Jahrhunderten uns veranschaulichen.

Der dritte Abschnitt schildert uns die Vorbilder der christlichen Cultgewänder, nämlich die Gewänder des mosaischen Cultes, den gesetzlichen Priesterschmuck des alten Testamentes; der vierte aber die Kleidungsstücke der alten Römer. Aus diesen beiden Elementen sind ja die christlichen Cultgewänder herausgewachsen.

Die folgenden Abschnitte, welche den zweiten Band füllen, enthalten dann die Beschreibung der einzelnen christlichen Cultkleider in Wort und Bild. Wir sehen hier, wie seit den Tagen der Karolinger die verschiedenen in der lateinischen Kirche gebräuchlichen liturgischen Gewandungen und Ornate unter dem jedesmaligen Einflusse der herrschenden Kunstweise sich in Bezug auf Schnitt, Form und künstlerische Ausstattung entwickelt haben. Zuerst werden alle Stücke des bischöflichen Ornates geschildert: die Pontifikalstrümpfe, die Sandalen, das Schultertuch, die Albe, das Cingulum, die Stola und Manipel, die Dalmatika und Tunicella, endlich die Casula. Daran schließen sich die kleineren Ornatstücke, die Handschuhe (chirothecae), die Infel, das Pallium, das Rationale, der Ring und der Stab (Pedum). Wie viel des Interessanten findet sich in diesen Abhandlungen! Wie merkwürdig ist, daß manche Ornatstücke im Laufe der Jahrhunderte immer kleiner wurden (Casel, Pallium), während andere immer an Quantität zunahmen (wie die Infel, der Stab, die Kapuze des Pluvials). Bei jedem Stücke werden die erhaltenen Objekte der Art aufgezählt die dem Verfasser bekannt geworden. Dabei ist freilich eine Vollständigkeit nicht zu erzielen. Wir machen beispielsweise nur aufmerksam auf die Casel des heil. Bruno von Würzburg, des heil. Benno in München, des heil. Ulrich in der Ulrichskirche in Augsburg, die keine Erwähnung gefunden haben; ebenso auf den Stab des heil. Otto in Bamberg, des heil. Utto in Metten, des heil. Benno in München.

Auf die Pontifikalkleider folgen die Kirchen-Gewänder der Priester, sowie die Haus- und Chorkleidung des Pfarr- und Stiftsklerus. Es werden hier mit großer Gründlichkeit besprochen und durch Bilder anschaulich gemacht die Talare aller Zeiten, die Birete, die Chorröcke, die Collare und die häßlichen Rabats des französischen Klerus. Ich bemerke nebenher, daß das Bild 7 Tafel L den liebenswürdigen Verfasser selbst als Ehrenkanoniker von Aachen zeigt mit dem mittelalterlichen Biret, das er sich nach altem Muster genau copirt hat. — Ein genaues Personen- und Sachregister am Schlusse vervollständigt die zweckmäßige Einrichtung des ganzen Werkes.

Damit haben wir den Inhalt des hochverdienstlichen, grundlegenden Buches, dem wir nur etwas gedrängtere Darstellung und einen scharfsehenden Correktor wünschten, in Kürze angedeutet. Man sieht schon aus dem Gesagten, welche Fülle des Stoffes, welche Quelle der Belehrung und Anregung hier geboten ist für den Geistlichen der nicht gedankenlos täglich seine heiligen Gewänder anzieht, für den Cultur-Historiker der hier uralten Culturresten überall begegnet, und für den Künstler der immer Kirchen und Priester im Ornat durch die Kunst darzustellen hat.

Zugleich findet man hier die Mittel, die Bestrebungen der Neuzeit zu würdigen in England, Frankreich und Deutschland, die darauf hinausgehen auch die Kirchenornate, welche in den letzten Jahrhunderten in Folge des allgemeinen Ungeschmackes ihre Schönheit eingebüßt haben, wieder ehrwürdig, schön und erbauend zu machen, sie auch zu restauriren wie die Kirchen.

Und so sei denn das herrliche Werk, das dem deutschen Klerus und der deutschen Wissenschaft zur Ehre gereicht, der allgemeinsten Kenntnißnahme zum eindringlichen Studium und zur praktischen Nacheiferung aufs lebhafteste empfohlen!



LI.

Zeitläufe.

Die confessionelle Leidenschaft im Ruine Deutschlands.

Nur mit dem äußersten Widerwillen fließt jedes politische Wort aus unserer Feder, seitdem die unselige Verblendung unserer Parteien und der ihnen dienstbaren Höfe den unerhört leichtsinnigen Krieg vom vorigen Sommer in Scene gesetzt und mit entsprechender Schmach und Schande bestanden hat. Mit noch größerm Widerwillen, wenn es möglich ist, gehen wir heute daran die Orgien zu signalisiren, welche die herrschende Richtung des deutschen Protestantismus auf den böhmischen Blutfeldern feiern zu dürfen glaubte und noch glaubt.

Ich gehe übrigens mit gutem Gewissen an die peinliche Arbeit, dieses widerwärtige Treiben zu schildern. Nicht Ein Wort über den confessionellen Zwiespalt ist in allen unsern Artikeln eingeflossen, welche seit Jahren die wieder brennend gewordene deutsche Frage behandelt haben. Wir haben dabei offen und ehrlich die großdeutsche Kaiseridee vertreten, der Reichsgedanke war das Princip unserer Kritik. Aber wir haben beharrlich und bis zuletzt allen Zumuthungen widerstanden den deutsch-nationalen Standpunkt mit dem exclusiv katholischen zu verwechseln und unserm Reichsgedanken den

geweihten Mantel des alten heiligen römischen Reichs umzuhängen. Als der Ausbruch der schleswig-holsteinischen Frage die zwei deutschen Großmächte seit langen Jahren zum erstenmale wieder einträchtig zusammenführte, da haben wir, unbekümmert um das Gebelle links und rechts, die Bewahrung der neuen Eintracht und Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen unter allen Umständen vertreten. Der protestantische Charakter der preußischen Monarchie hat uns nicht gehindert der österreichischen Diplomatie auf's dringendste von dem Versuch abzurathen, der Machtentwicklung Preußens im deutschen Norden in der zwölften Stunde noch Prügel zwischen die Füße zu werfen; und gar oft haben in dem neu ausgebrochenen Streit wegen Schleswig-Holstein preußische Organe Bezug genommen auf die „verständige Sprache" des katholischen Blattes im Süden, welches im Norden unter dem Namen der gelben Hefte bekannt ist.

Wir kannten wohl die Wahrheit des alten Satzes, daß jede politische Verwicklung in Deutschland in ihrem tiefsten Grunde eine confessionelle Frage sei. So war es in unserm armen Vaterlande seit dreihundert Jahren; und wer etwa gerechnet hat, daß der Indifferentismus der neuern Zeit hierin eine Aenderung hervorgebracht habe, den muß die confessionelle Ausbeutung des jüngsten deutschen Krieges gründlich eines Bessern belehrt haben. Wir wußten wohl, daß es so gehen werde. Aber unsererseits wollten wir nicht durch das leiseste Wort beitragen, daß der unseligen Verbitterung zwischen den großmächtlichen Parteien Deutschlands auch noch das schärfste aller Gifte, der Religionshaß beigemischt werde, und soweit unsere Kenntniß reicht, hat hierin auch kein anderes katholisches Journal sich verfehlt. Die periodische Presse katholischer Richtung hat vom deutsch-nationalen Standpunkt — und wie der Erfolg seit dem Prager Frieden gezeigt hat, nur zu sehr mit Recht — die preußische Kriegspolitik und insbesondere die italienische Allianz als einen Verrath an den theuersten Interessen Deutschlands bekämpft; aber keinem ist

es eingefallen den Religionskrieg gegen Preußen zu proklamiren. Auf gegnerischer Seite wüßte man es gewiß zu sagen und den Sünder mit Vor- und Zunamen zu benennen, wenn nur Eines der katholischen Organe sich soweit vergessen hätte.

Ganz anders hat man sich im jenseitigen Lager zu dem sonst so viel gepriesenen Hauptgebot des confessionellen Friedens gestellt. Wir dürfen ungescheut behaupten, daß alle Organe der deutschen Politik Preußens und des National-Vereins, die politischen sowohl als die religiösen, von Anfang an den Krieg gegen Oesterreich als einen protestantischen Kriegszug gegen den Katholicismus, als einen „Gustav-Adolfs-Ritt in katholisches Land" (wie der Rektor der Greifswalder Universität sich zu äußern beliebte) betrachtet haben. Allerdings sind nicht alle diese Organe mit der Farbe gleich herausgerückt, ehe noch der Sieg Preußens auf den Schlachtfeldern Böhmens errungen war. Sobald sie aber den preußischen Erfolg gesichert sahen, ist der Mund um so lauter von Dem übergelaufen wovon das Herz voll gewesen. Mit köstlicher Naivetät bekennt sich unter Andern der Redakteur der Berliner „Protestantischen Kirchenzeitung", Dr. Krause, zu dieser überzeugungsvollen Taktik. Schon vor dem Beginn des Krieges, sagt er, habe er lebhaftes Verlangen getragen sich für den Krieg im Interesse der protestantischen Sache auszusprechen; er habe es aber unterlassen, weil es damals manche Freunde, die der Kriegspolitik Preußens nicht zustimmten, hätte verletzen können, „wenn man die Kriegs-Fahne Preußens zugleich für das Panier des Protestantismus verkündet hätte; es hätte scheinen können, als wolle man mit einer kirchlichen Fahne für eine politische Parteistellung Propaganda machen."

Jetzt aber, fährt Hr. Krause fort, lägen die Dinge anders und Niemand sei mehr gehindert die Resultate des Sieges ungestört mit protestantischen Augen zu betrachten und freudig sich anzueignen. Um zwei große Fragen habe es sich

gehandelt: „Soll in Deutschland immer wieder auf's neue der Ultramontanismus das Scepter führen und seine Macht bis in das Herz und in die Seite der protestantischen Stämme Norddeutschlands erstrecken; oder soll endlich der Protestantismus selbst seiner mächtig werden und zur Herrschaft gelangen im deutschen Volke, das wie alle germanischen Nationen auf denselben angelegt ist?“ Die Frage sei nun definitiv entschieden. „In der Schlacht bei Königgrätz hat endlich der dreißigjährige Krieg seinen Abschluß gefunden, der nationale Gedanke und der Protestantismus haben gesiegt. Nun ist der Ultramontanismus im deutschen Lande ein- für allemal gebrochen; denn nicht nur Oesterreichs Macht und Tendenzen sind aus Deutschland hinausgewiesen sondern auch das Papstthum hat mit ihm seine letzte weltliche Stütze in Europa eingebüßt . . . Mit Oesterreich hat der Papst in Deutschland sein Regiment verloren, denn München wird sich wohl nicht zutrauen die Last dieses Regiments zu tragen... Unter Preußens Führung vorläufig kann und wird die nunmehr selbstständige deutsche Nation sich durchweg nach *protestantischen Grundsätzen* gestalten“ *).

Nebenbei gesagt ist hier doch wohl mit Händen zu greifen, was unter dem Schlagwort „Ultramontanismus“ der als der eigentliche Feind den preußischen Kanonen bei Königgrätz gegenüber gestanden haben soll, im Grunde gemeint ist. Nichts anderes als die katholische Kirche insoferne sie an dem Bischof von Rom ihr sichtbares Oberhaupt besitzt. Zwar hat dasselbe Blatt dem wir die Ergüsse des Hrn. Krause entnommen haben, gleich darauf die Stirne gehabt zu erklären: es sei eine infame Art der ultramontanen Partei sich fort und fort mit der katholischen Kirche zu verwechseln. Dennoch gelingt es aber allen diesen Organen niemals von dem „Ultramontanismus“ etwas auszusagen was nicht zugleich von der ganzen katholischen Kirche gelten müßte. Nehmen wir

*) S. Süddeutsches evangelisch-protestantisches Wochenblatt vom 20. August.

als ein recht schlagendes Beispiel dieser Identität eine uns vorliegende Nummer der „Görlitzer Zeitung", welche zugleich preußisches Kreisblatt ist und als solches in amtlichen Beziehungen steht, sowie auch officiell gehalten werden muß — in nähern Augenschein.

Auch der Görlitzer Moniteur feiert in dem Sieg Preußens den Sieg des „protestantischen Weltprincips." Und wer ist eigentlich der Besiegte? Das Blatt für den Kreis Görlitz bietet sichtlich alle Mühe auf, als solchen nur den „hierarchischen Geist in der katholischen Kirche", die „theokratische Richtung", das „Römerthum in Religion und Politik" hinzustellen. Aber auf einmal platzt der Verfasser heraus wie folgt: „Der Katholicismus geht mit Nothwendigkeit durch den nationalen Befreiungskampf Italiens und Deutschlands gegen ihn in seiner östlichen Schutzmacht Oesterreich einem großen, ja vielleicht dem bedeutendsten Wendepunkt seiner Geschichte entgegen. Der Kampf in Italien wie in Deutschland war kein bloß äußerlicher und politischer, er war im Grunde ein geistiger, ein religiöser. Es galt nicht bloß der Befreiung der Völker beider Länder vom Partikularismus, sondern auch der Emancipation derselben vom Geist des hierarchischen Regiments der Intoleranz und der Unselbstständigkeit in der geistigen Entwicklung, ausgeübt durch menschliche Vormundschaft. Will der Katholicismus seinen Sitz in Europa behalten, so muß er sich reformiren im Geiste des Protestantismus, in Concessionen an den Geist der Selbstbewußtheit, Selbstthätigkeit, Selbstverantwortlichkeit und Selbsterlösung." Könne er das nicht, wolle er an seinem äußerlichen Dogma auch ferner streng festhalten — nun dann weiß der Moniteur von Görlitz keinen andern Rath, als daß es für die katholische Kirche in Folge des preußischen Sieges bei Königgrätz hohe Zeit sei mit ihrer Propaganda sich auf den Orient zu werfen „und ihren Sitz nach Jerusalem zu verlegen"*).

*) Görlitzer Zeitung und Kreisblatt vom 2. September.

Wir können natürlich nur einzelne Beispiele anführen von dieser allgemeinen Anschauung wie sie sich in allen verwandten Organen breitmacht. Es ist überall derselbe Gedanke den sich das englische Parlaments-Mitglied Grant Duff bei uns Deutschen besonders drastisch abstrahirt hat: der Ausgang des jüngsten deutschen Krieges sei, wenn man ihn unverschleiert betrachten wolle, einfach der vierte Akt des Drama's, das mit Luther begann und im ersten Akt am Schwedensteine bei Lützen schloß. Im fünften Akt werde dann nicht bloß Deutschland Eins werden unter Preußen, sondern auch die Protestantisirung des ganzen deutschen Volkes erfolgen. Denn Germanismus und protestantisches Christenthum seien correlative Begriffe*). Genau so ist auch der Bericht über die jüngste Kassler Ausschuß-Sitzung des „Protestanten-Vereins" zu verstehen, wenn es dort heißt: „Durch den Erfolg des Kriegs hat der Protestantismus erst diejenige Stellung in Deutschland eingenommen, welche ihm seit der Reformation von Gottes- und Rechtswegen gebührt; der Schwerpunkt des Ganzen ist von dem Staate welcher noch nie etwas Anderes als protestantenfeindliche, ultramontane Tendenzen verfolgt hat, übergegangen auf den der stets der Vertreter protestantischer Cultur war" **).

Man muß nun derlei Aeußerungen in's Auge fassen um die Stirne anzustaunen, womit dieselben Leute das was sie selbst verbrochen haben und fortwährend verbrechen, den Katholiken in die Schuhe zu schieben maßlos eifrig beflissen waren. Die Tendenz des Religionskriegs nämlich. Die psychologische Erklärung dieses merkwürdigen Quiproquo liegt freilich nahe. Da die Herren selber eingestanden oder nicht eingestanden — das offene und freudige Halloh erfolgte kläglich erst dann als der Triumph Preußens sicher gestellt war — in den Gedanken ihres innersten Herzens den Sieg

*) Allgemeine Zeitung vom 17. Oktober. Beilage.

**) Süddeutsches evangelisch-protestantisches Wochenblatt vom 22. Okt.

des Protestantismus an die preußischen Fahnen geknüpft hatten, so suchten sie eben einfach die katholischen Mitbürger hinter demselben Ofen hinter dem sie selber saßen. Jeder ehrliche Katholik galt ihnen sofort als wüthender „Oesterreicher"; und weil sie selbst von dem Siege der preußischen Waffen die Vernichtung der katholischen Sache in Deutschland bestimmt erwarteten, so hielten sie es gar nicht anders für möglich, als daß der deutsche Katholik nur aus entsprechenden Motiven den Sieg Oesterreichs wünschen könne.

Daraus entstand denn die scheußliche Katholiken-Hetze in Preußen, wie sie im letzten Hefte der „Histor.-polit. Blätter" von einem Augenzeugen nach dem Leben geschildert worden ist. Daß z. B. in Bayern irgendwo gegen die protestantischen Bewohner ähnliche Schändlichkeiten vorgekommen wären, ist meines Wissens nirgends behauptet worden. Aber es bedurfte für jene protestantischen Ausschweifungen in Preußen doch unbedingt eines entschuldigenden und rechtfertigenden Pendants, und woher anders sollte derselbe kommen als aus dem Musterlande Baden, von wo aus ja ohnehin durch das Wühler-Corps in Heidelberg — man verzeihe uns den wohlerwogenen Ausdruck — der „Protestanten-Verein" dirigirt wird. Nichts ist natürlicher als daß dieses noble Consortium unter der Direktion Kaspar Bluntschli's das dringende Bedürfniß fühlte der preußischen Katholiken-Hetze wenigstens nachträglich zu Hülfe zu kommen, und so erschienen denn in dem Organ des besagten Vereins — freilich geraume Zeit nach dem Siege von Königgrätz — zwei Artikel unter der Aufschrift „Rückblick auf die überstandene Gefahr" und „katholischer Fanatismus", welche Enthüllungen zum Besten gaben von welchen wir im Nachfolgenden nur die saftigsten Partien mittheilen wollen.

Ein einziger entschiedener Sieg der österreichischen Waffen, sagt das Organ der künftigen „deutschen Nationalkirche", hätte hingereicht den furchtbarsten Religionskrieg zum Ausbruch zu bringen, und den von den Pfaffen und katholischen

Vereinen geschürten wilden Fanatismus zu Thaten blutiger Wuth vorschreiten zu lassen. In Folge methodischer Bearbeitung hätten plötzlich katholische Frauen ihren protestantischen Freundinen den üblichen Gruß verweigert. Protestantische Obstverkäuferinen seien von den Märkten katholischer Orte entfernt worden. „Allmählig sonderten sich auch die Männer von einander ab, und während in paritätischen Amtsorten katholische Bierwirthe es nicht mehr wagen durften protestantischen Mitbürgern einen Trunk zu verabreichen, konnte man in den Wirthshäusern katholischer Landorte sogar in Beiseyn des Bürgermeisters es als eine ganz selbstverständliche Sache besprechen hören daß, sobald die Oesterreicher gesiegt und das Land besetzt hätten, den Juden der Hals ab- und den Ketzern der Leib aufgeschnitten werden müsse."

Ueberhaupt, erzählt das Blatt, sei auf einmal anstatt der gewohnten religiösen Parteinamen vom katholischen Volke nur mehr das Wort „Ketzer" gebraucht worden, die sich jetzt alle mit den Preußen verschworen hätten. Bereits habe man fanatisirte Katholiken vor den Aeckern ihrer protestantischen Mitbürger stehend kaltblütig sagen hören: „dieser Acker wird bald mein seyn." Protestantische Bauern seien von katholischen Taglöhnern angeredet worden: „nächstes Jahr holen wir euer Korn, und mit euch ist's aus." In den katholischen Gemeinden dieser Leute habe man sich bereits über die Tage besprochen, wo „die protestantischen Bürger der Nachbargemeinden mit Hülfe der dortigen Katholiken überfallen und vertilgt werden sollten." Ein katholischer Bauer in Württemberg habe zu seinem protestantischen Nachbar gesagt: er sei im Grunde froh über die Niederlage Oesterreichs; „denn wäre es anders gegangen, so hätte ich dich todtschlagen müssen." Namentlich in der badischen Pfalz seien in den kritischen Tagen die Hetzereien so hoch gestiegen, daß an vielen Orten wo die Protestanten die Minderzahl bildeten, protestantische Hausväter die Nächte durchwachten, „weil sie Stunde für Stunde den Ausbruch der wüsten Agitation zu gewärtigen

hatten.“ Immer wieder habe man aus dem Munde der katholischen Landleute die Behauptung zu hören bekommen: „im dreißigjährigen Krieg hätten die siegreichen Ketzer den Katholiken nicht bloß ihre Kirchen, Pfarrhäuser und öffentliches Vermögen, sondern auch ihr Privateigenthum, besonders die liegenden Güter genommen, jetzt aber sei die Zeit gekommen, wo sie Alles wieder herausgeben müßten, wo man sie selbst todtschlagen oder aus dem Lande jagen werde; Oesterreich sei berufen allen Feinden der „„Mutterkirche““ endlich einmal den Garaus zu machen.“ An vielen Orten sei denn auch die Theilung der Güter der Protestanten auf dem Papier bereits auf's genaueste vollzogen gewesen.

Solche Schreckbilder hat das eigene böse Gewissen den Herren vorgemalt. Wo immer derlei Angaben veröffentlicht worden sind, da haben die katholischen Organe mit aufrichtigem Erstaunen ihre Unwahrheit und die freche Verläumdung constatirt. Der Moniteur des „Protestanten-Vereins“ macht selber die verdrießliche Bemerkung: es gebe sogar auch Protestanten welche in der Abläugnung jener angeblichen Thatsachen mit den katholischen Zeitungen Hand in Hand gingen „aus Gründen ihres bankerotten Doktrinarismus.“ Das Blatt hatte unter Anderm behauptet, der Anfang zu Thaten blutiger Wuth des katholischen Fanatismus sei im Weimarischen von den einrückenden Bayern bereits gemacht worden. Gegen diese Angabe wurde in der bayerischen Pfalz von einem Protestanten gerichtliche Verläumdungsklage erhoben. Womit will denn nun die Wahrheit der gedachten Schauergemälde bewiesen werden? Wir haben keinen Beweis gefunden als die Verweisung auf den officiellen Bericht gewisser — badischen Diöcesan-Synoden. Das heißt, der Julius ruft den Cäsar zum Zeugen an*)!

*) Vergl. Süddeutsches evangel.-protestant. Wochenblatt vom 10. und 17. Sept. und 8. Oktober.

Nun muß man bezüglich der confessionellen Ausbeutung des unseligen Bürgerkriegs, wie wir oben gesehen, allerdings zwischen den verschiedenen Organen des Protestantismus unterscheiden. Die von der freimaurerischen Richtung (um gleich den kürzesten und bezeichnendsten Ausdruck zu gebrauchen) führen alle dieselbe Sprache, seien es kirchliche oder politische Blätter. Vergleiche man nur z. B. das „Wochenblatt des Nationalvereins" vom 11. Oktober mit dem was wir aus dem Heidelberger Moniteur des „Protestanten-Vereins" angeführt haben. Dagegen sind die Blätter der pietistischen und orthodoxen Richtung viel zurückhaltender. Außerhalb Preußens, wie namentlich in Württemberg und Baden, hat sich diese Richtung vor dem Krieg durch eine ausgeprägt preußenfeindliche Richtung hervorgethan und auch nach dem Kriege hat sie nur zögernd vorsichtig mit ihren preußischen Gesinnungsgenossen wieder Fühlung zu bekommen oder, wie das „Protestanten-Vereins"-Organ spottet, „ob des offenkundigen Abfalls in's österreichische Lager Absolution sich zu verschaffen gesucht." Wohl möglich daß zuletzt auch noch die pietistischen und orthodoxen Kreise des Südens, und selbst Männer die gegen Preußen eine so starke Sprache geführt haben wie der bayerische Oberconsistorial-Präsident von Harleß*) — möglich, sage ich, daß auch sie sich rückhaltlos zu der Anschauung bekehren werden, daß der preußische Sieg über Oesterreich der Hauptsieg des deutschen Protestantismus gewesen sei. Doch wird man sich in diesen Kreisen immer fragen müssen: wasfür eines Pro-

*) Das Halle'sche „Volksblatt" (vom 20. Okt.) äußert sich darüber wie folgt: „Es unterliegt für uns nicht dem leisesten Zweifel, daß auch Dr. von Harleß, wenn er statt Consistorial-Präsident in München zu seyn, in Preußen lebte, völlig anders von diesem Gegenstande denken und reden würde. — Welches Glück ist schon aus diesem Grunde jedes Fallen von vielfarbigen Schlagbäumen innerhalb der deutschen Christenheit!"

testantismus? Und man wird sehr wohl daran thun sich so zu fragen.

Wir kommen hiemit auf die Kehrseite der confessionellen Ausbeutung des deutschen Bürgerkriegs zu sprechen, und diese Seite weist nicht minder interessante Bilder auf.

Die Organe der freimaurerisch-protestantischen Richtung machen kein Hehl daraus, daß mit dem Hauptschlag den die katholische Kirche bei Königgrätz erlitten habe, noch ein anderer Feind mitgetroffen worden sei, nämlich das „Pfaffenthum“ überhaupt und also namentlich auch das „protestantische Pfaffenthum“. Unter dieser jetzt mit Vorliebe gebrauchten Beschimpfung verstehen sie Alles was innerhalb des Protestantismus noch an positiv-christlichen Elementen vorhanden ist. Das Alles sei ein falscher Protestantismus, meinen sie, der sich nur an dem Baum der katholischen Kirche in Deutschland habe anhalten und hinaufranken können, also in dessen Fall und Ruin nothwendig mit verwickelt werden müsse. Da nun das „protestantische Pfaffenthum“ nirgends mächtiger und eingewurzelter ist als in der preußischen Landeskirche, so hat, nach der Ansicht des „Protestanten-Vereins“ und seiner Affiliirten, zugleich mit der katholischen Kirche auch die eigene Landeskirche in Preußen bei Königgrätz die Todeswunde empfangen. „Das unprotestantische katholisirende Wesen“, sagt Hr. Krause in dem angeführten Artikel, „in dem die protestantische Kirche in Preußen jetzt zum großen Theile befangen liegt, kam ihr ja eben von außen aus der Herrschaft der ultramontanen Tendenzen; ist die Quelle abgeschnitten, so muß dieß unnatürliche Wesen in sich zusammenfallen.“ Dasselbe Schicksal muß dann von allen positiv-christlichen Elementen innerhalb des deutschen Protestantismus gelten und namentlich in der schnellen Fahnenflucht der pietistisch-orthodoxen Partei in Württemberg und Baden will das Heidelberger Organ jetzt schon das Vorzeichen ihres Verfalls erblicken. „Diese Partei hatte in den letzten Jahren unausgesetzt daran gearbeitet, die weite Kluft zwischen den

katholischen und protestantischen Bestrebungen mit dem Ballast ihrer Verbitterung (gegen Schenkel und Consorten nämlich) auszufüllen und den Gegensatz der innerhalb des Princips beider Confessionen besteht, zu verwischen. Es bedurfte der Kanonenschläge aus Böhmen her, um das erstorbene protestantische Bewußtseyn in ihnen zu wecken"*).

Wird nun — das ist die Frage — der revolutionäre Instinkt trügen oder nicht, der die Männer des freimaurerischen Protestantismus über Nacht aus wüthenden Verlästerern des Grafen Bismark zu begeisterten Bewunderern desselben gemacht hat? Noch unmittelbar vor dem Krieg, schreibt man der Kreuzzeitung aus dem großherzoglichen Hessen, „erschöpfte sich der ganze Radikalismus, für den Bestand seiner Herrschaft zitternd, in wüthendem Preußenhaß, jeden Sonntag von den Kanzeln herab gegen die frommen Heuchler in Berlin donnernd und sie vor den Richterstuhl Gottes ladend; lieber hätten sie sich mit ihren Gemeinden den Franzosen in die Arme geworfen." Und ebenso schreibt man demselben Blatte aus Baden: „Noch steht der berüchtigte Dr. Schenkel an der Spitze des Prediger-Seminars und verdirbt die jungen Theologen; und wenn er auch, nachdem er früher wider Preußen und namentlich seinen Ministerpräsidenten getobt hat, jetzt Preußen den Hort des Protestantismus nennt, so wird sein christusläugnerisches „„Charakterbild"" nicht vergessen werden, mag er auch allerlei Wandlungen annehmen wie er das kann"**). Sollte man nun wirklich diese erstaunlichen Manteldrehungen und Sprünge bloß aus feiger Ergebung an den Erfolg herleiten, und nicht vielmehr den gleichen revolutionären Instinkt wie bei der politischen Fortschrittspartei in Preußen annehmen müssen, die instinktive Gewißheit nämlich daß Graf Bismark auf dem neuen Wege

*) Süddeutsches evang.-protest. Wochenblatt vom 1. Oktober.

**) Kreuzzeitung vom 9. September und 14. Oktober.

seiner Annexions-Politik wider Willen ihr bester Vorarbeiter sei?

Eine politisch-conservative Partei in Preußen gibt es nicht mehr; die preußische Annexions-Politik hat diese Partei vollkommen aufgelöst und zersprengt. Der alte Herr von Gerlach ist aus den Spalten der Kreuzzeitung verbannt und Justizrath Wagener unterscheidet sich nur mehr durch die frommen Arabesken seiner Redensarten vom nächsten besten Nationalvereinler. Sollten ähnliche Rückwirkungen der neuen Berliner Politik auf die protestantisch-kirchlichen Verhältnisse und auf die kirchlich-conservativen Parteien wirklich ganz ausbleiben können? Gerade dieser Gedanke scheint es gewesen zu seyn, was die Schenkelianer über Nacht aus Bismark-Fressern in Bismark-Anbeter verwandelt hat.

Die „deutsche Nationalkirche evangelischer Confession", ausgestattet wie sich von selbst versteht, mit parlamentarischer Verfassung und verantwortlichem Kirchenregiment, ist das ausgesprochene Ziel jener freimaurerischen Richtung deren Vertretung der „Protestanten-Verein" übernommen hat. Dieses Ziel erachtet die jüngste Ausschußsitzung des Vereins durch die nunmehrige Trennung Deutschlands nicht gehindert sondern wesentlich gefördert, namentlich auch durch die vorläufige politische Scheidung des deutschen Südens vom Norden. Denn diese Scheidung sei nur ein neues Motiv um den Zusammenhang und die Zusammengehörigkeit des gesammten deutschen Protestantismus um so stärker zu betonen. Mit voller Sicherheit sprechen die Herren es aus: daß „der Protestanten-Verein von nun an nicht mehr den Vorwurf verdiene, daß er einer Chimäre diente, wenn er an die Spitze seines Programms den Namen der deutschen Nationalkirche setzte." Zur Verwirklichung bedürfe es weiter nichts als daß die preußische Regierung mit dem „partikularistischen Pfaffenthum der Hierarchen und Orthodoxen" breche, und der Ausschuß zweifelt nicht an dem Eintreten des fraglichen Bruchs, den schon die augenscheinliche Angst des „Pfaffenthums" zum

voraus verkünde. „Man sieht hieraus die Macht der freiheitlich treibenden Ereignisse im Staatsleben, die Angst vor dem Schmutze mit dem die Räder der politischen Entwicklung bereits die glänzenden geistlichen Ornate bedecken" *).

In der That, wenn die preußische Regierung in richtiger Consequenz ihrer Annexions-Politik auch auf dem protestantisch-kirchlichen Gebiete vorgehen will, dann muß sie der Forderung des „Protestanten-Vereins" früher oder später gerecht werden. Wie sie den annexirten Ländern, gegen gegebenes Wort, ihre Verfassungen ohne weiters aberkannt hat zu Gunsten der puren und platten Einverleibung in den preußischen Staat, so müßte sie auch mit den annexirten Landeskirchen thun und dann für den ganzen norddeutschen Bund wenigstens eine norddeutsche Nationalkirche gründen. Die orthodox oder pietistisch Conservativen in Preußen verwahren sich freilich entschieden gegen diese Consequenz, sie versprechen den annexirten Bevölkerungen die Bewahrung ihrer kirchlichen Eigenthümlichkeiten und sie berufen sich dabei auf die vom Grafen Bismark der Lauenburgischen Kirche gegebene Zusicherung, daß ihr Altlutherthum unangetastet fortbestehen solle. Aber derselbe Graf Bismark hat den Lauenburgern auch versprochen, daß ihre eigenthümliche Verfassung in bloßer Personalunion mit der preußischen Krone fortbestehen solle, und nun werden sie doch dem preußischen Staat einfach einverleibt werden.

Ueberhaupt wird die protestantisch-kirchliche Seite nicht die leichteste Aufgabe der preußischen Annexions-Politik seyn. Es ist eben so schwer hierin einen entschieden organisatorischen Schritt zu thun als es unmöglich ist nichts zu thun. Keine von den sämmtlichen annexirten Landeskirchen kommt in der Verfassung und Stellung zur Unions- oder Confessionsfrage mit der preußischen Landeskirche überein. Schleswig-Holstein reinlutherisch mit seinen Bischöfen, Hannover mit seinen

---

*) Süddeutsch[illegible] v. 23. October.

strengstens getrennten lutherischen und reformirten Consistorien, Kurhessen mit seiner streitigen faktischen Union, Frankfurt mit seinem Reichthum von autonomen Kirchlein: sie alle sträuben sich schon gegen die bloß kirchenregimentliche Union in der preußischen Landeskirche, und selbst aus der Unions- und Confessions-Confusion des Großherzogthums Hessen heraus verlangt man sein „lutherisches Recht". Dazu nun Nassau mit seiner absorptiven, die Sonderbekenntnisse principiell verwischenden Union. Bereits ist aus Nassau und beiden Hessen eine Conferenz in Weilburg zusammengetreten, welche ganz im Sinne des „Protestanten-Vereins", auch mit dessen fanatischen Ausfällen gegen die katholische Kirche, „die Erhaltung der Individualität der Landeskirchen und alles dessen was sich in denselben als Vorzug bewährt hat", strikte verlangt. Als solcher Vorzug wird namentlich aufgeführt die in „einigen Landestheilen der zum Anschluß an Preußen gebrachten Länder, insbesondere aber in ganz Nassau, zur vollständigen Thatsache gewordene principielle evangelische Union, innerhalb welcher die früher bestandenen Confessionen nicht wieder zu einseitiger Geltung oder gesondertem Ausdruck gebracht werden dürfen"*). Also auch die erklären sich gegen eine simple Vereinigung mit der unirten Landeskirche Preußens, in welcher, wie das Heidelberger Organ grollend sich ausdrückt, „die Union nichts als eine bloß äußerliche Verbindung zweier innerlich säuberlich geschiedener Bekenntnisse" seyn soll. Wollte aber die preußische Regierung jemals über diese Linie unirender Bescheidenheit hinausgehen, so würde sie unfehlbar den Bürgerkrieg in der eigenen Landeskirche entzünden.

Wir schließen daraus, daß die Bäume des freimaurerischen Fanatismus denn doch nicht gleich in den Himmel wachsen werden. Auf staatliche Förderung allerdings werden wir Katholiken überall im zertrümmerten deutschen Vaterlande

---

*) Allg. Zeitung vom 6. November 1866.

weniger als je zu rechnen haben. Aber im Kampfe gegen Mißgunst und Zurücksetzung uns stählend können wir ein unscheinbares Daseyn fortführen, während der Protestantismus erproben wird, wie ihm die Förderung durch den preußischen Hegemonie-Staat bekommen wird. Als Katholiken haben wir an Oesterreich wahrlich nicht viel verloren, und seitdem man in Wien den schleswig-holsteinischen Zankapfel höher gewerthet hat als die katholische Weltstellung in Italien, vielleicht gar nichts. Man fügt überhaupt der modernen Politik Oesterreichs bitteres Unrecht zu, wenn man sie katholischer Tendenzen beschuldigt. Was den Anschein davon hatte, das waren nur verfehlte politische Berechnungen einzelner Staatsmänner. Wenn Oesterreich anstatt Preußens Sieger in Böhmen geblieben wäre, so wäre sein Sieg zuverlässig nicht im katholischen Interesse ausgebeutet worden, man würde sich vielmehr doppelte Mühe gegeben haben etwa verletzte protestantische Gefühle zu begütigen; das Judenthum und der Protestantismus wären in Wien mehr als je Hahn im Korb gewesen. Das ist die einfache Wahrheit, und zur nachträglichen Bestätigung dieser Thatsache ist jetzt ein Protestant von der Art des Herrn Baron Beust erster Minister Sr. apostolischen Majestät geworden.

Ich sage zur nachträglichen Bestätigung. Denn für die Zukunft kommt allerdings nichts darauf an. Die große Geister-Schlacht wird nicht in Wien sondern in Berlin geschlagen; und man sieht jetzt klar, wie das alte Wort gemeint war, daß auf dem märkischen Sande sich das Schicksal Deutschlands, auch des religiösen entscheiden werde.

LII.

Zur Arbeiter-Frage.

Vorwort der Redaktion.

Die nachfolgenden Artikel führen eine scharfe Polemik gegen die in unserm eigenen Journal unter dem Titel „Social-politische Aphorismen" veröffentlichte Reihe von Abhandlungen oder vielmehr gegen einige Stellen derselben, welche von der Lage des Handwerks im Zeitalter der Großindustrie handeln. Die „Aphorismen" wollten nicht für ein von ihrem Verfasser aufgestelltes System kämpfen, sondern dieser wollte nur als Historiker erzählen und mit der thunlichsten Objektivität den Streit der social-politischen Parteien in Deutschland, wie er seit dem Auftreten Lassalle's in helle Flammen aufgeschlagen ist, im Zusammenhange schildern. Unter den verschiedenen Vertretern unserer socialen Parteien mußte auch der „deutsche Handwerker-Bund" berührt werden und von einem Vorstands-Mitgliede dieses Vereins, Herrn Schiffs-Registrator Hugo Hübbe in Hamburg, sind die nachfolgenden Artikel verfaßt und uns zugekommen.

Seine Mittheilungen werden den Lesern um so mehr willkommen seyn, als dieselben nicht nur überhaupt zur allseitigen Beleuchtung der großen socialen Frage beitragen, sondern insbesondere der „deutsche Handwerker-Bund" und seine Strebungen gerade in Süddeutschland so gut wie unbekannt geblieben sind.

Der Bund hatte hier fast keine Mitglieder und da seine Schriften nur ausnahmsweise in den Buchhandel gelangt sind, so fehlte bei uns auch die hinreichende literarische Kunde von dem Verein.

Wir betrachten somit die Einsendungen des Herrn Hübbe als einen erwünschten Beitrag zum tiefern Studium der großen socialen Frage und keineswegs als einen Angriff der uns zum Antworten zwänge. Das Urtheil über alle diese Systeme, ob sie zureichend zum Zweck und bei den gegebenen Potenzen ausführbar sind, müssen die Thatsachen sprechen. Hören wir also Herrn Hübbe über die Idee, vom Boden des Handwerks aus durch die gesetzliche Feststellung aller Lohnsätze, auch der von der Großindustrie zu zahlenden, die gesammte sociale Frage zu lösen!

Die Redaktion.

Einige Bemerkungen zu den „Aphorismen über die social-politische Bewegung" Band 57 Heft 6 der Histor.-polit. Blätter.

I.

Seit Jahren dem Kreise der Leser der „Histor.-polit. Blätter" angehörend folgte Verfasser dieser Zeilen den durch eine Reihe von Heften fortgesetzten „social-politischen Aphorismen" mit um so größerem Interesse, als eben diese Bewegung auch an ihn hinangetreten ist mit der Aufforderung zur Mitarbeit an der Aufgabe, die wir gemeiniglich als die „Lösung der socialen Frage" bezeichnet finden. Dieser Aufforderung in Gemäßheit besten Wissens und Gewissens zu entsprechen hat der Genannte seit Jahren sich angelegen seyn lassen, und davon auf Veranlassung der erwähnten „Aphorismen" hier Rechenschaft abzulegen hält er um der Sache willen, auf die es hier ankommt, für seine Pflicht.

Die „Aphorismen", indem sie die Bestrebungen der Gegenwart auf dem Gebiete der socialen Frage in Erörterung nehmen, gedenken dabei einer Verbindung, welche im Jahre

1862 zu Weimar unter dem Namen „Der deutsche Handwerker-Bund" in's Leben trat und welche die Erreichung des Zweckes sich zur Aufgabe stellte, in den leitenden Kreisen Deutschlands die denkenden Staatsmänner von der Nothwendigkeit einer Rehabilitirung des durch die von Adam Smith ausgegangene, seit Ende des vorigen Jahrhunderts allmählig immer mehr und jetzt allgemein zur Herrschaft gelangte national-ökonomische Schule vernichteten juristischen Begriffes vom „Handwerksrecht" zu überzeugen.

Schreiber dieses ist einer der Begründer des „Deutschen Handwerker-Bundes". Von den Zwecken sowohl als auch von dem Gange und der Thätigkeit dieser Verbindung, sowie endlich von ihren Schicksalen vollständig unterrichtet, dabei zugleich, auf Grund einer in vieljähriger lebendiger Erfahrung erworbenen Sachkunde, die Ueberzeugung in sich tragend, daß in den leitenden Grundgedanken des durch den Handwerker-Bund geforderten „Handwerksrechtes" allerdings die wesentliche Lösung der socialen Frage enthalten ist, bittet er hier einige in den erwähnten „Aphorismen" enthältene faktisch irrige Auffassungen, den „Deutschen Handwerker-Bund" und dessen Zwecke betreffend, berichtigen, auch hieran noch einige zur Sache gehörige Bemerkungen anknüpfen zu dürfen.

Mit dieser Bitte verbindet sich in seiner Seele die Hoffnung, daß durch die nachfolgenden Erläuterungen, beziehentlich Berichtigungen der Verfasser der „Aphorismen", dessen Competenz zur Beurtheilung der Fragen um welche es sich hier handelt — salva tamen appellatione ab imperfecte informato ad melius informandum — diesseitig vollkommen anerkannt wird, so wie mit ihm auch andere competente Freunde der arbeitenden Classen zu erneuertem prüfenden Eingehen auf das Wesen des in Rede gestellten Begriffes „Handwerksrecht" sich werden angeregt fühlen.

Bisher ist der „Deutsche Handwerker-Bund" angewiesen geblieben auf die Weisheit des Spruches: „Perfer et obdura." Gelänge es die Träger ernster aufrichtiger Wissenschaft zu

bewegen, daß sie dem durch den Handwerker-Bund verthei-
digten Begriffe eines specifischen Handwerksrechtes ihre un-
befangen eingehende Prüfung zu Theil werden ließen, so
würde, meinen wir, in nicht allzu ferner Zeit eben jener Bund
auf seine Fahne schreiben dürfen: Obdurando pertuli.

Die „Aphorismen“ nun, Band 57 Heft 6 S. 394 —
95, sprechen sich über den „Deutschen Handwerker-Bund“
aus wie folgt:

„Man hat die sämmtlichen Gegner des schlechthin unor-
ganisirten Zustandes, in welchem der liberale Oekonomismus das
allgemeine Erwerbsleben festgehalten wissen will, als „Zunft-
Reaktion“ bezeichnet. Mit Unrecht, wie uns scheint. Das ge-
meinsame Merkmal aller dieser Richtungen ist vielmehr nur die
Idee, daß der Staat durch prohibitive oder organische Gesetze
eine positive Ordnung des Erwerbslebens in seiner Gesammtheit
herstellen müsse. Die eigentliche Zunftreaktion erwartet davon
ein fortschreitendes Zurückdrängen der Großindustrie; sie denkt
zunächst bloß an die Vertheidigung des alten Handwerkes gegen
die hereinbrechende Sündfluth des ökonomischen Liberalismus.
Höchst achtenswerthe, edle Kräfte haben sich zu diesem Zwecke
in dem „Deutschen Handwerker-Bund“ vereinigt, namentlich aus
den freien Städten und Norddeutschland. Aber über der großen
Frage nach dem Wie haben sich schon die ersten Handwerkertage
von Frankfurt und Köln nach verschiedenen Seiten tief gespalten.
Das war leicht voraus zu sehen, denn es ist eben schlechthin
nicht mehr möglich ein allgemeines Handwerksrecht zu erdenken,
das zugleich realisirbar und zulänglich wäre, der mit Naturge-
walt fortschreitenden Entwicklung der Großindustrie einen Damm
entgegenzusetzen. Ist aber dieß unthunlich, so muß es dem ge-
wünschten Handwerksrechte über kurz oder lang an seinem Gegen-
stande fehlen.“

Hinsichtlich dieser Auffassungen der „Aphorismen“ ist
zunächst folgendes zu bemerken. Die Annahme, als erwarte
oder als beabsichtige der „Handwerker-Bund“ bei der von
ihm gestellten Forderung der Anerkennung oder vielmehr der
Wiederanerkennung des Begriffes „Handwerksrecht“ ein

Zurückdrängen der Großindustrie beruht auf einem Irrthum. Ebenso die fernere Annahme, als denke der „Handwerker-Bund“ zunächst nur an die Vertheidigung des „alten Handwerkes“. Nicht minder irrig ist noch die Annahme, als sei die innerhalb des Handwerker-Bundes auf den Tagen zu Frankfurt am Main und Köln eingetretene Spaltung zurückzuführen auf die Frage nach dem Wie der Vertheidigung gegen die Sündfluth des ökonomischen Liberalismus.

Der „Deutsche Handwerker-Bund“, in seinen an sämmtliche Fürsten und Regierungen Deutschlands gemachten Eingaben (und diese allein können zur Auskunft über den Zweck und die Absichten der Verbindung maßgebend seyn), hat es klar und ausdrücklich bezeugt, daß der Arbeiter als solcher, daß der besitzlos arbeitende Mensch oder, um in der hergebrachten Sprache des Handwerkes zu reden, daß der Geselle der eigentliche Gegenstand des „Handwerksrechtes“ sei, ganz allgemein und gleichviel, ob im Fabrikbetriebe arbeitend, ob für die Großindustrie oder ob in der Werkstatt des nicht fabrikmäßig producirenden Unternehmers und Meisters.

Ob diese, durch den „Handwerker-Bund“ hingestellte und seinerseits umständlich motivirte Behauptung sachlich richtig sei oder nicht, ist eine bis jetzt unentschiedene Frage, indem ein Eingehen auf dieselbe außerhalb des Handwerker-Bundes überhaupt noch von keiner Seite her stattgefunden hat. Die Regierungen haben sich nirgends bewogen gefühlt in die gebetene Erörterung der Frage einzutreten, und auch außerhalb der officiellen Sphäre ist es bisher ebensowenig gelungen eine ernste Prüfung jener Frage zu veranlassen. Die Frage also ist eine noch unerledigte. Dagegen ist aber dieß durchaus unbestreitbar und aktenmäßig*) feststehend, daß der Hand-

*) Zum Zwecke sowohl der Controllirung unserer Citate als auch einer eingehenden Kenntnißnahme von den seitens des „deutschen Handwerker-Bundes“ vertheidigten Grundgedanken überhaupt, benennen wir folgende Schriften:

werker-Bund das „Handwerksrecht" welches er fordert, nicht in der Erwartung oder zum Zwecke eines „Zurückdrängens

---

a) Programm des Vereins für corporative Verfassung des Handwerkerstandes. Hamburg, April 1862.

b) Sendschreiben an den deutschen Handwerkertag in Weimar, von Hugo Hübbe, Schriftführer des Vereins für corporative Verfassung des Handwerkerstandes, in Hamburg. August 1862. Abgedruckt in

c) Stenographische Verhandlungen des deutschen Handwerker-Tages zu Weimar vom 5. bis 8. September 1862.

d) Vorstellung, Protestation und Bitte an sämmtliche Fürsten und Regierungen des deutschen Bundes abseiten des Vorstandes des deutschen Handwerkerbundes. Januar 1863.

e) Stenographische Verhandlungen des zweiten deutschen Handwerkertages zu Frankfurt am Main vom 25. bis 28. Sept. 1863.

f) Die „Berliner Revue", Heft V vom Oktober 1865, einen Artikel enthaltend, überschrieben: „Der zweite deutsche Handwerkertag zu Frankfurt am Main." Aus diesem Artikel ergeben sich die wahren Motive der durch die sogenannte conservative Partei in Preußen, zu deren Organen die „Berliner Revue" zählt, mit vorbedachter Absicht bewirkten Spaltung des deutschen Handwerker-Bundes.

Der durch den Handwerker-Bund vertretene *leitende* Grundgedanke ist seiner Natur nach, indem er für die besitzlose Arbeit, für den Arbeiter als solchen Anerkennung und Gerechtigkeit fordert, ein wesentlich conservativer Gedanke. Dieß war, von Hamburg aus, der Leitung der „conservativen" Partei in Berlin seiner Zeit nachgewiesen und in Folge dessen die Gründung und das Bestreben des Handwerker-Bundes durch eben jene Parteileitung in Preußen zunächst eifrigst befördert worden. Derselbe Grundgedanke erwies sich auch in der thatsächlichen Entwicklung als ein in deutsch-nationaler Beziehung einigender Gedanke. In dem Grundgedanken deutschen Handwerksrechtes lebendig sich der nationalen Einheit Deutschlands bewußt werdend, fühlten die aus allen Theilen Deutschlands zusammengetretenen Mitglieder des Bundes, wie für die trennenden äußerlichen Gegensätze von Nord- und von Süddeutschland, von Preußen und von Oesterreich ꝛc. dennoch eine Allen gemeinsame höhere und innere Ausgleichung in der That gegeben sei. Dieß Gefühl ward innerhalb des Handwerker-Bundes empfunden als ein hohes Glück, als ein hoffnungs-

der Großindustrie" fordert, auch nicht um des „alten Handwerkes" willen, sondern daß er es fordert ausdrücklich um der besitzlosen Arbeiter willen.

Die im Januar 1863 von Seite des Vorstandes des deutschen Handwerker-Bundes an sämmtliche Fürsten und Regierungen des deutschen Bundes, d. h. jeden Fürsten und jede Regierung besonders, überreichte „Vorstellung, Protestation und Bitte" spricht sich S. 5 aus wie folgt: „Das Handwerksrecht und somit die naturgemäße Verfassung des Handwerksberufes nehmen ihren Ausgang von dem Vordersatze, daß dem Arbeiter der im Schweiße seines Angesichtes arbeitet, sein tägliches Brod zukomme, daß also der Lohn des Arbeiters im Handwerke, der Taglohn, gegen solche Schwan-

---

reicher Lichtstrahl in der Nacht des deutschen Vaterlandes und gerade die preußischen Handwerker im Bunde, diejenigen aus den altpreußischen Provinzen nicht minder wie die Schlesier und die Rheinpreußen, waren es die diesem ihrem national-deutschen Gefühle den lebhaftesten Ausdruck gaben. Diese Wahrnehmung einer deutsch-national-einigenden Wirkung des „Deutschen Handwerker-Bundes", ausschließlich diese Wahrnehmung war dann aber die Ursache der von der Leitung der „conservativen" Partei in Berlin bewirkten Spaltung des Bundes und der Creirung eines „Preußischen Handwerker-Bundes" gegenüber dem „Deutschen Handwerker-Bunde". — Keineswegs um einer handwerksrechtlichen Principienfrage willen, sondern allein um seines allgemein deutschen Wesens willen, ist dieser Bund von Berlin aus mit vorbedachter Absicht gesprengt worden. Hiefür, daß dem in Wahrheit so sei, ist der Beweis in dem angeführten Materiale aktenmäßig erbracht.

g) Stenographische Verhandlungen des dritten deutschen Handwerkertages zu Cöln am Rhein vom 26. bis 28. September 1864.

h) Denkschrift des deutschen Handwerker-Bundes, betreffend den Erlaß einer allgemeinen deutschen Handwerker-Ordnung. Den hohen deutschen Regierungen und den Senaten der freien Städte ehrerbietigst überreicht von dem Präsidio des deutschen Handwerker-Bundes und der mit der Ausarbeitung beauftragten Commission.

kungen welche in einem Mißbrauche der ökonomischen und socialen Uebermacht des Besitzenden über den Besitzlosen ihre Entstehung nehmen können, rechtmäßig gesichert seyn muß, daß auch im Inneren des Handwerksbetriebes solche Ordnungen und Gesetze aufrecht erhalten werden müssen, welche die Erfahrung für den Zweck, daß der Arbeiter im Handwerke unter normalen Zeitverhältnissen bei seinem Arbeitslohne menschlich bestehen könne, als nothwendig herausstellt."

„Das Recht des Arbeiters, das Gesellen-Recht, ist die Grundlage des Handwerksrechtes. In dem Gesellen-, dem Arbeiter-Rechte, hat das Meister-Recht seine Begründung. Aus dem Gesellen-Rechte als der Basis des Ganzen entwickelt sich aus Gründen innerer Nothwendigkeit der wesentliche Inhalt des gesammten Handwerks-Rechtes, von der Lehrlingschaft an bis in die Spitze des Corporations-Vorstandes und dessen organischer Verbindung mit dem Staate, durch das Magistrats-Patronat über der Corporation des bestimmten Handwerkes. Allerdings trägt stets die Meisterschaft des bestimmten Handwerkes den bei weitem größten Theil der Lasten, welche die Unterhaltung der Rechtsinstitute des Handwerkes mit sich bringt, und dem entsprechend nimmt die Meisterschaft im Handwerke ihre Stellung ein. Die Grundlage des Ganzen ist und bleibt aber naturgemäß das Gesellen-Recht, das Recht des Arbeiters. Ein aus mangelnder Sachkunde entstehender Irrthum, welcher auch da zu Tage tritt, wo der gute Wille vorhanden ist, dem Handwerke zu seinem Rechte zu verhelfen, ist die Annahme, als ob fabrikmäßig betriebene Handwerksarbeit nach wesentlich abweichenden Grundsätzen zu beurtheilen sei, wie die Arbeit im nicht fabrikmäßig betriebenen Handwerke. Eine des Handwerks-Rechtes in seinen wesentlichen Grundlagen verständige Staatskunst würde niemals es haben dulden können, Fabrik-Industrie in der Weise sich entwickeln zu lassen, daß durch dieselbe dem in ihr arbeitenden Handwerker der Boden seines

Berufs-Rechtes unter den Füßen verschwinden konnte, sondern würde bewirkt haben, beziehungsweise bewirken, daß dem fabrikmäßig arbeitenden Handwerker jener Rechtsboden, sachgemäß modificirt, verblieben wäre oder wiederhergestellt werde, anstatt den Arbeiter als ein seines Berufs-Rechtes verlustiges Wesen dem Zustande sogenannter Gewerbefreiheit anheimfallen zu lassen."

Noch eine lange Reihe ähnlicher Citate sowohl aus der gedachten „Vorstellung" u. s. w. als auch aus den übrigen Aktenstücken des deutschen Handwerker-Bundes könnten wir hier aufführen, zum Beweise daß die Annahme, als ziele das Bestreben dieses Bundes darauf hin „der Entwicklung der Großindustrie einen Damm entgegenzusetzen", eine irrige Annahme ist, sowie zum Beweise daß das Recht der besitzlosen Arbeit, also das Recht des besitzlosen Arbeiters — denn ohne den concreten Arbeiter dabei im Auge zu haben, ist die Arbeit nur eine müßige Abstraktion — der Gegenstand der Vertheidigung ist, deren Durchführung der deutsche Handwerker-Bund sich zur Aufgabe stellte. Wir glauben jedoch, daß es zur Erbringung dieses Beweises eines Mehreren nicht bedarf. Der Handwerker-Bund hat freilich in seinen Discussionen auf den Handwerkertagen und so auch in seinen Eingaben an die Fürsten und Regierungen sich darauf beschränkt, eine ausführliche Entwicklung der praktischen Consequenzen der von ihm hingestellten allgemeinen Grundprincipien des specifischen „Handwerks-Rechtes" nur nach der Seite des nicht fabrikmäßig betriebenen Handwerkes zu geben. Diese Beschränkung war eine durch die äußeren Verhältnisse gebotene Nothwendigkeit. Hätte man eine den Gegenstand nach allen Richtungen hin in's Einzelne hinein behandelnde Bearbeitung abwarten wollen, so würde es bis jetzt nicht möglich gewesen seyn, überhaupt mit etwas Fertigem herauszutreten, während auf dem eingehaltenen Wege nun doch wenigstens nach der einen Seite hin eine gründlich durchgeführte Arbeit vorliegt.

Wenn hiernach die durch den „Deutschen Handwerker-Bund" in der That eingenommene Stellung für hinreichend beleuchtet darf angesehen werden, so möge es nunmehr gestattet seyn, vermittelst einiger weiterer Bemerkungen in die Erörterung der Sache selbst einzutreten.

II.

Die „Aphorismen" der Histor.-polit. Blätter sagen ferner:

„Von den ersteren, den reinen Gegnern der Gewerbe-Freiheit und was damit zusammenhängt, muß man sagen, daß sie von ihrem Standpunkte aus sehr recht haben, daß sie aber dabei eine entscheidende und unabänderliche Thatsache übersehen. Die Organisation für deren kümmerliche Reste sie ihren Eifer einsetzen, war für ein arbeitendes Volk bestimmt, das in dieser Weise gar nicht mehr vorhanden ist, oder wenigstens mit jedem Tage mehr abhanden kommt. Nämlich für den bürgerlichen Mittelstand, für das kleine Handwerk, dem unsere Zeit kein anderes Loos vorbehalten hat, als von der Großindustrie unaufhaltsam verschlungen zu werden. Man kann dieß tief beklagen, aber zu läugnen ist es nicht. Seitdem die Maschine und das System der Arbeitstheilung in der Welt erschienen, war nichts im Stande den Untergang des Handwerkes und dessen Aussaugung durch die allein herrschende Großindustrie zu verhindern. Die große Industrie ist das eigentliche und ausschließliche Substrat der socialen Frage von heute. Soll das unternehmende Capital allein den Gewinn des gesammten Erwerbslebens in seiner heutigen Gestalt ziehen, oder sollen ihn die eigentlichen Producenten, die Arbeiter, haben: so lautet in Wahrheit die Frage. Keinerlei Rest der alten gesellschaftlichen Organisation gibt hierauf eine richtige Antwort und wer bei diesem socialen Streit des heutigen Tages immer nur das untergehende Handwerk im Sinne hat, der bauet Schlösser in die blaue Luft, oder auf den Flugsand der Steppe. — In den Fehler solcher Mißverständnisse und Verwechslungen gerathen aber nicht nur die

Conservativen, welche etwas gethan zu haben glauben, wenn sie die Gewerbefreiheit und was dazu gehört hintanhalten, oder einschränken könnten. Man kann auch liberaler Oekonomist seyn vom Scheitel bis zur Zehe und dennoch den Fleck neben das Loch setzen. Das hat sich an Schulze-Delitzsch schlagend bewiesen."

Wir bemerken hierüber zunächst, um allfälligen Mißverständnissen vorzubeugen, daß wir unsererseits gegen das „freie Genossenschaftswesen" zu den praktischen Zwecken, die Herr Schulze-Delitzsch durch dasselbe erreicht sehen will, also Spar-Kassen, Consumvereine, Einkauf von Rohmaterial im Großen u. s. w. in keiner Weise Einwendungen zu erheben haben. Wir behaupten nur, daß der Zweck um dessen willen der deutsche Handwerker-Bund staatliche Wiederanerkennung des Begriffes „Handwerks-Recht" fordert, sowie zeitgemäße Reorganisirung der von diesem Begriffe sich ableitenden handwerksrechtlichen Institute im Wege des freien Genossenschaftswesens zu erreichen unmöglich ist, während es doch gleichwohl im Interesse des Staates selbst unumgänglich nothwendig ist, daß eben jenes Ziel in der That erreicht werde, und während es nicht allein möglich sondern nicht einmal schwierig seyn würde, jenes Ziel, nämlich rechtliche Sicherstellung des Arbeiters gegen den Mißbrauch der ökonomischen und socialen Uebermacht des Besitzenden über den Besitzlosen wirklich zu erreichen. Um zu wissen, was dieß für die Praxis des Lebens sagen will, muß man eben die Praxis des Lebens vor Augen nehmen, die Abstraktion ist hiebei wenig nütze; wir werden deßhalb weiterhin in der Vorführung praktischer Beispiele hierauf zurückkommen.

Was nun die in den „Aphorismen" hingestellte Behauptung betrifft: „die große Industrie sei das eigentliche und ausschließliche Substrat der socialen Frage von heute", so wollen wir zwar dieser Behauptung ihre beziehentliche Berechtigung nicht absprechen. Aber strikte in dem Sinne der „Aphorismen" aufgefaßt, müssen wir die Behauptung

und die daraus abgeleiteten Folgerungen als unzutreffend bezeichnen. Die Sache, meinen wir, liegt in der lebendigen Wirklichkeit nicht so, wie die „Aphorismen“ sie zu sehen glauben, die Sache liegt anders. Zugegeben daß die Maschine und daß das System der Arbeitstheilung mancherlei Veränderungen in der Art der Ausübung des Gewerbfleißes nach sich gezogen haben und auch fernerhin noch nach sich ziehen werden, zugegeben auch daß das sogenannte „kleine Handwerk“ durchaus darauf zu verzichten hat der Großindustrie irgend welche hemmende Privilegien entgegenzustellen, zugegeben dieß Alles, dennoch ist einerseits weder das „kleine Handwerk“ durch die Großindustrie, durch die Maschine oder durch das System der Arbeitstheilung naturgemäß dem Untergange geweiht, noch hören andererseits die in den Werkstätten der Großindustrie arbeitenden Arbeiter auf, Handwerker zu seyn, das will sagen: Menschen deren Beruf es mit sich bringt, daß sie durch die tägliche Arbeit ihrer Hände sich ihr Brod verdienen müssen, und die, eben aus diesem Grunde, staatliche Anerkennung der natürlichen Rechtsbasis ihres Berufes, die Anerkennung nämlich des „Handwerks-Rechtes“ für sich in Anspruch zu nehmen befugt sind.

Was insonderheit die Maschine betrifft, so ist die ihr so oft schon zu Theil gewordene böse Nachrede, als ob sie dahin führen müsse, daß das „Handwerk“ oder daß die „Handwerker“ aus der Welt verschwinden würden, völlig unbegründet. Keine Maschine macht sich selbst, und wenn durch die Einführung irgend einer Maschine die zuvor statt ihrer wirksame Handarbeit für die Zukunft nicht mehr geleistet zu werden braucht, weil eben die Maschine sie leisten wird, so nimmt darum die Handarbeit überhaupt und im Allgemeinen keineswegs ab, nimmt im Gegentheil zu, sie wird nur deplacirt. Was in Zukunft in der Spinnerei, in der Weberei u. s. w. an Handarbeit weniger geleistet wird, das muß dafür an Händearbeit in der Maschinenbauerei und für dieselbe um so viel mehr geleistet werden, denn die Ma-

schinen, wie gesagt, machen sich nicht selbst, sondern werden von Menschenhänden gemacht und ihr Betrieb, indem solcher einen vermehrten Verbrauch sowohl von Kohlen als auch noch von mannigfachem anderweitigen Materiale verursacht, vermehrt dadurch auch indirekt die Arbeit der Hände in stets zunehmendem Maße. Die Maschine ist ihrer Natur nach kein Feind des „Handwerks-Rechtes"; jede Maschine, als das Werk einer verhältnißmäßig bedeutenden Menge geschickter Handwerkshände, steht im Gegentheil allemal da als Repräsentant der großen Anzahl von Arbeitern, die nöthig waren um ihr das Daseyn zu geben und für jeden dieser Arbeiter ist „Handwerks-Recht" die sociale Basis, auf die es für ihn ankommt.

Aber ferner, wie sollte es zugehen, daß das kleine Handwerk „unaufhaltsam von der Großindustrie verschlungen und aufgesogen" werden müßte, mit andern Worten: daß die ganze Mannigfaltigkeit unserer verschiedenen Lebensbedürfnisse an Kleidung, Nahrung, Wohnung und an den hunderterlei Gegenständen der Nothwendigkeit oder des Luxus ausschließlich durch große Fabriken massenhaft müßte angefertigt werden, anstatt zum großen Theile in den Werkstätten solcher Handwerker die, mit einigen Lehrlingen und Gesellen oder Arbeitern, als Meister für ihre eigene Rechnung ihren Betrieb haben? Denkt man denn, es werde je dahin kommen, daß z. B. die Pferde in großen Fabriken werden beschlagen und daß, was außerdem in den Werkstätten der Grobschmiede an Utensilien neu oder an Reparaturen pflegt gearbeitet zu werden, in Zukunft durch große Fabriketablissements wird zu beschaffen seyn? Daß also das Schmiedehandwerk, als „kleines Handwerk" gelegentlich von der Erde verschwinden wird? Das wird nie geschehen, weil es nicht geschehen kann. Das „kleine Handwerk" ist dem Publikum zur Herstellung einer Fülle von Dingen, welche die Großindustrie zu beschaffen gar nicht im Stande ist, völlig unentbehrlich; dieß trifft gleichwie bei den Schmieden fast bei allen Handwerken zu, bei den Schlossern, den Malern, den Maurern, den Faßbindern,

den Klempnern, den Schuhmachern, den Schneidern, den Drechslern, den Schreinern, den Zimmerleuten; genug, mehr oder minder bei allen Handwerken.

Dazu kommt denn auch noch der Umstand, daß die Großindustrie selbst, um ihrer eigenen Existenz und Fortentwicklung willen, jenes sogenannte „kleine Handwerk" nie und nimmer wird entbehren können. Die Großindustrie vermag immer nur einen gewissen Theil ihrer Arbeiter zu Arbeitern im höheren Sinne des Wortes anzulernen und vorzubilden, einen großen Theil ihrer besten Arbeiter muß sie durch das „kleine Handwerk" zulehren lassen und dieß Verhältniß wird auch immer so bleiben. Das „kleine Handwerk" ist eine in vielen Beziehungen für die Arbeit der Großindustrie nothwendige und unentbehrliche Vorschule. Ein Aufgehen dieses „kleinen Handwerkes" in die Großindustrie, in der Weise, daß die gesammte Arbeit welche bisher in den Werkstätten von Handwerksmeistern beschaffen wurde, die mit einigen Lehrlingen und Gesellen ihren Betrieb für eigene Rechnung führten, fortan massenhaft vermittelst großer Fabrik-Etablissements würde beschafft werden, ein solches Aufgehen wird niemals stattfinden, weil die Natur der Dinge dieß eben niemals zulassen wird.

Blicken wir von der „Handwerks-Industrie" hinüber zur Industrie des Ackerbaues, so bietet sich auch dort unserer Erkenntniß Analoges dar, wenn wir uns nur entschließen wollen, durch die äußerliche Erscheinung der Dinge hindurch zu schauen und das innere Wesen derselben in's Auge zu fassen. Auch im Ackerbau nimmt die Mechanik, nimmt die Maschine einen stets wachsenden Raum für sich in Anspruch. Wer aber meinen wollte, daß in Folge dessen der Ackerbau jemals aufhören werde der ländlichen Arbeiter, der Tagelohns-Arbeiter, zu bedürfen, der würde sehr irren. Die Art der Arbeit allerdings modificirt sich; aber die Arbeit, mithin der Arbeiter bleibt. Und wo wir „Arbeiter" finden, da finden wir auch die Nothwendigkeit einer Rechtsbasis für den Beruf

der Arbeit, diesen Begriff an sich genommen gegenüber dem Besitze, also die Nothwendigkeit der Anerkennung eines specifischen Arbeiter-Rechtes oder, was dem Wesen nach dasselbe sagt: eines specifischen „Handwerks-Rechtes".

Die Sache, so meinen wir, liegt also in der lebendigen Wirklichkeit, was die Maschine und was das Verhältniß der Großindustrie zum kleinen Handwerk betrifft, anders als wir sie in den „Aphorismen" hingestellt finden. Dagegen behält jener vorhin citirte Satz der „Aphorismen": „die große Industrie ist das eigentliche und ausschließliche Substrat der socialen Frage von heute", dennoch auch in unseren Augen seine Berechtigung. Nämlich in dem Sinne, wenn wir ihn so fassen: die große Industrie, in soweit es um die Auffindung und positive Geltendmachung der natürlichen Rechts-Basis sich handelt, welche sie dem Berufe der für sie und innerhalb ihres Betriebes thätigen Handwerksarbeit — diesen Begriff an sich und im weitesten Sinne genommen — einzuräumen hat, ist das eigentliche und ausschließliche Substrat der socialen Frage. In dem Umstande, daß die große Industrie den für sie thätigen Arbeitern gegenüber den — der juristischen Wissenschaft unserer Zeit abhanden gekommenen — Begriff „Handwerks-Recht" positiv anzuerkennen nicht genöthigt ist, hat die sociale Krankheit unserer Gegenwart ihren eigentlichen Sitz. Daß jener in Rede stehende Begriff „Handwerks-Recht" der juristischen Wissenschaft während des Verlaufes der letztverflossenen Menschenalter allmählig mehr und mehr und endlich ganz verloren ging, hat wiederum seinen Grund in dem Umstande, daß erstens die juristische Wissenschaft es nicht erkannte, wie die seit Adam Smith zur Herrschaft gelangte national-ökonomische Schule ihre Theorie von einem Satze ausgehen läßt, der da wo diese Theorie bei dem Begriffe „menschliche Arbeitskraft" anlangt, auf einem error facti beruht, der in seinen Consequenzen den Begriff des Satzes selbst aufhebt. Jene Theorie stellt nämlich das Substrat der „menschlichen Arbeitskraft" als

Materie hin, als einen materiellen Tauschwerth, gleicher Natur und gleichen Wesens mit den körperlichen Stoffen: „Waare", „Geld", „Capital", während doch „menschliche Arbeitskraft" in Wahrheit kein körperlicher Stoff ist, sondern in der Allgemeinheit genommen, wie jenes System dieß thut, ein wesenloses Gedankenbild, dagegen in der concreten Darstellung der Wirklichkeit: der arbeitende Mensch selbst, diejenige außer aus körperlichem Stoffe auch noch aus Seele und Geist bestehende Wesenheit, die wir durch das Wort Mensch bezeichnen. Wäre die Annahme der herrschenden Nationalökonomie wahr, daß „menschliche Arbeitskraft", also daß der arbeitende Mensch ein nur körperlicher Stoff sei, gleich den körperlichen Stoffen „Waare", „Geld", „Capital", dann wäre damit für diese Welt, in welcher wir Menschen leben, zugleich der Begriff des Rechtes überhaupt erloschen, denn für nur körperlichen Stoff gibt es weder Recht noch Unrecht. Hätte die Rechtswissenschaft diesen in Rede stehenden error facti der Adam Smith'schen Schule von vorneherein erkannt, so würde sie die praktischen Consequenzen dieses Systemes, insoferne sie gegen die Grundprincipien des „Handwerks-Rechtes" sich richteten, von vorneherein zurückgewiesen und das handwerksrechtliche Gebiet vertheidigt haben. Die gelehrte Jurisprudenz unserer Gegenwart in dieser Beziehung auf das aufmerksam zu machen, was nachzuholen sie sich selbst und der Menschheit schuldet, das machte unter den Beweggründen, welche die Stiftung des deutschen Handwerker-Bundes bewirkten, einen der hervorragendsten aus. Denn die Theorien des Handwerks-Rechtes systematisch zu bearbeiten, ist nicht eine Aufgabe die nur so nebenbei zu betreiben, sondern ist eine Aufgabe die zu lösen eine der Pflichten der akademischen Jurisprudenz bilden würde.

Der zweite Umstand der es verursachte, daß die Rechts-Wissenschaft bei dem verwüstenden Einfall der Adam Smith'schen Nationalökonomie in das handwerksrechtliche Gebiet bisher sich, wenn nicht aktiv mit dem Feinde gemeinsame Sache

machend, doch so theilnahmslos zuschauend verhalten hat, als ob die Disciplin des Handwerks-Rechtes mit der Rechtswissenschaft überall in gar keiner Verbindung stehe, dieser zweite Umstand ist der daß die gelehrte Jurisprudenz, obwohl sie es in früherer Zeit an systematischer Bearbeitung des positiven Handwerks-Rechtes keineswegs hat fehlen lassen, doch niemals sich angeregt fühlte die innere Begründung, die Philosophie des Handwerks-Rechtes aufzusuchen und wissenschaftlich festzustellen. Es erklärt sich wohl daraus, daß zu der Zeit als die Jurisprudenz sich ernstlich daran machte, die Philosophie des Rechts zu bearbeiten, das positive Handwerks-Recht den Angriffen der national-ökonomischen Schule des Adam Smith in Frankreich völlig hatte unterliegen müssen und in Deutschland zum größeren Theile. Wir haben, unter anderen gleichartigen Werken aus älterer Zeit, eine sehr umfassende von dem Staatsrath von Wiesser verfaßte Bearbeitung des Handwerks-Rechtes vor uns liegen betitelt: „Joh. Friedr. Chr. von Wiessers Recht der Handwerker, neu bearbeitet von Lt. W. C. Christlieb. Ulm 1823." In diesem soweit es die Zusammenstellung des positiven Handwerks-Rechtes betrifft, sehr gründlichen und 28 Quartbogen starken Werke wird die Frage nach der inneren Begründung des Begriffes „Handwerks-Recht" und nach der Quelle dieses Begriffes durch die folgenden wenigen Worte beantwortet oder vielmehr abgefertigt:

„§. 10. Begriff des Handwerks-Rechtes und Quellen desselben: Die aus gesetzlichen Verordnungen und Rechtsgewohnheiten in Handwerkssachen abgeleiteten Grundsätze gehören zur Verkehrs-, Gewerbs- und Commerz-Polizei und bilden unter dem Namen „„Handwerks-Recht"" eine eigene Wissenschaft."

„§. 11. Quellen des Handwerks-Rechtes. Als allgemeine und besondere Quellen desselben sind folgende anzunehmen: 1) die Landes-Ordnungen und Gesetzbücher nebst den einzeln ergangenen landesherrlichen Rescripten; 2) die Handwerks-Ordnungen oder Artikel und die Verträge, welche verschiedene

Handwerke mit höchster Genehmigung unter sich errichtet haben; 3) die Reichsgesetze und Kreisschlüsse; 4) die Handwerksgebräuche und Gewohnheiten; endlich 5) die römischen und päpstlichen Rechte."

Dieß ist Alles, was über Begriff und Quelle des Handwerks-Rechts in dem Werke enthalten ist, und wie mit diesem so verhält es sich mit den zahlreichen uns zu Gesicht gekommenen übrigen Werken juristischer Gelehrsamkeit in Betreff des Handwerks-Rechts eben auch. Die hier angegebenen Quellen, Gesetzbücher, Rescripte, Gebräuche und Gewohnheiten sind unbestreitbar Quellen, aber doch ebenso unbestreitbar Quellen secundärer Art und Bedeutung. Daß auch die Frage nach der primitiven Quelle, mit anderen Worten die Frage nach der inneren vernünftigen Begründung des solchergestalt geschriebenen oder ungeschriebenen „Handwerks-Rechtes" ihre Beantwortung verlange und daß diese Frage, wie bei allem „Recht" so auch hinsichtlich des „Handwerks-Rechtes", für die Fortentwicklung der Rechtscultur die beiweitem wichtigste sei, kam der Jurisprudenz, so lange sie überhaupt noch dessen sich bewußt war, daß das Handwerks-Recht eine Disciplin ihrer Wissenschaft sei, gar nicht in den Sinn. Somit erklärt sich sehr natürlich was sonst ganz unerklärlich seyn würde, daß die gelehrte Jurisprudenz, als das absolut materialistische System der Adam Smith'schen National-Oekonomie in den Wechselbeziehungen des Industriebetriebes den Begriff des Handwerks-Rechtes auslöschte — von ihrem, freilich in dieser Beziehung falschen Standpunkte aus einfach die Segel strich. Denn der reinen Materie, dem nur körperlichen Stoff, also auch der „menschlichen Arbeitskraft", wenn diese in der That nur körperlicher Stoff, nur Materie wäre, kann der Begriff des Rechtes nicht inhäriren. Daß in unserer Gegenwart, nachdem von den akademischen Lehrstühlen der Jurisprudenz, wohl seit einem Menschenalter schon, selbst auch das Wort „Handwerks-Recht" verschwunden ist, die zünftig erworbene Rechtskenntniß es sogar als ihre Aufgabe betrachtet

und es sich zur Ehre anrechnet, jener materialistischen, den Begriff des Rechtes überhaupt aufhebenden national-ökonomischen Schule als Handlanger zu dienen, kann hiernach um so weniger befremdlich erscheinen. Es wird aber dieß die Jurisprudenz degradirende Verhältniß die entscheidende Wendung zum Besseren nehmen, sobald in der akademisch-juristischen Sphäre die Träger der Wissenschaft sich nur ihrer Verpflichtung bewußt werden, die Frage nach der primitiven Quelle dieser ihnen abhanden gekommenen Rechtsdisciplin wissenschaftlich zu beantworten, das heißt die Philosophie des Handwerks-Rechtes an das Licht zu ziehen. — Damit würde dann auch zugleich die „sociale Frage" ihrer gedeihlichen Lösung entgegengeführt werden. Der Schlüssel zur Lösung dieser Frage liegt in der Philosophie des Handwerks-Rechtes. Dieß näher nachzuweisen, werden wir in einem der folgenden Hefte uns angelegen seyn lassen.

LIII.

Heinrich von Pflummern und die Reformation der Reichsstadt Biberach.

II.

Wir haben im Vorangehenden gezeigt, mit welchen Mitteln die Reformation in der Reichsstadt Biberach durchgeführt wurde. Indem wir noch kurz deren Fortgang bis zur Wiedereinführung des Katholicismus verfolgen, werden wir sehen, daß sie mit denselben Mitteln aufrecht erhalten ward, durch welche sie in's Werk gesetzt worden.

Zunächst beginnt nun der Hader im eigenen Hause; der Kampf zwischen Luther und Zwingli spiegelt sich auch

in Biberach ab und führt in Kürze zu einem neuen plötzlichen Umschlag. Heinrich von Pflummern berichtet von einem Streit unter den Protestirenden auf dem Convent zu Nürnberg im J. 1531, „wobei etliche des Luthers Ansicht, etliche namentlich die Hessen andere Opinion defendirten.“ Der Biberachische Abgeordnete Bürgermeister Grätter schrieb darum nach Haus anfragend, was ein Rath zu Biberach in dieser Streitsache für recht erkenne und annehmen wolle. Ihm wurde am Samstag nach Johann Evangelist also geantwortet: „Da die Hessischen den Handel in dem ersten Herz und Hauptstuck berathschlagten, so lassen wir uns den hessischen Rathschlag statt des Luthers Rathschlag wohl gefallen und sagen, daß derselbe nach der Lehre Christi ganz göttlich sei; dem auch Grätter seinen Beistand, so weit es ihm möglich sei, angedeihen lassen wolle.“ Der Streitpunkt wird nicht genannt, aber sehr wahrscheinlich handelte es sich um die Auffassung des Abendmahles, wobei Biberach Luthers Lehre improbirte und sich auf Seite Zwinglis stellte *).

Unter die von den Reformatoren abgeschafften *kirchlichen* Gebräuche gehörten auch die Fasten und Abstinenztage. Der häufigere Verbrauch des Fleisches hatte aber in der Folge den Preis desselben bedeutend erhöht; denn viele meinten, sie müßten jetzt den kirchlichen Anordnungen zum Trotz an den gebotenen Abstinenztagen Fleisch essen, und solche welche sonst wöchentlich kaum ein- bis zweimal Fleisch aßen, glaubten es jetzt Freitag und Samstag thun zu müssen, um für keine Papisten gehalten zu werden. Genau so wie viele Prädikanten sagten: sie nehmen nur dem priesterlichen Jungfraustande zum Trotze Weiber, „ob es ihnen gleich nitt allzeit annehmlich wäre.“ Eine Theurung aller Lebensmittel, namentlich aber des Fleisches, veranlaßte einige Stände und Städte sich zu Augsburg zu versammeln und zu beschließen:

*) H. von Pflummern S. 145.

jeder Stand solle seine Leute anhalten, daß sie an einigen Tagen in der Woche kein Fleisch essen, damit so die vierzigtägigen Fasten wieder compensirt werden. Der Rath zu Biberach aber, welcher seinen Gesandten Florian Klok auf einem mit der Augsburger Versammlung correspondirenden Tage der oberländischen Städte zu Ulm hatte, befahl demselben, diesen Punkt der Augsburger Beschlüsse das Fleischessen betreffend nicht anzunehmen.

Die folgenden Jahre hindurch waren die Gemüther beider Religionsparteien in steter Spannung und beständigem Mißtrauen gegeneinander. Die Zeit verging unter Stände- und Städteversammlungen, Versuchen zur Wiederherstellung der Einheit und Vorträgen von Beschwerden. Im schwäbischen Kreise sehen wir die Lehre Zwinglis mehr und mehr zurücktreten und der lutherischen Platz machen. Dieses mochte wohl seinen Grund darin haben, weil durch den Schmalkaldischen Bund bloß den Augsburgischen Religionsverwandten Duldung zugesichert war, so daß von allen denjenigen die in diesen Bund sich flüchteten, auch Uebereinstimmung in den Lehrsätzen gefordert wurde. Zu einer solchen Uebereinstimmung mit den Schmalkaldischen Artikeln ließen sich im Jahre 1535 mehrere oberländische Städte, darunter Biberach herbei. Als im darauffolgenden Jahre zu Wittenberg die Concordien-Formel gefertigt wurde, unterzeichnete Martin Frecht aus Ulm dieselbe nicht nur im Namen der Stadt Ulm, sondern auch der Stadt Biberach — und so war Luthers Lehre für Biberach legalisirt!

Von den sechs Prädikanten welche damals in der Stadt waren — Müller, Maier, Bösch, Jäger, Schopper, Widmann — machten sich die vier erstern nicht das mindeste Bedenken vom Zwinglianismus über Nacht zum Lutherthum überzugehen. Diese Metamorphose durchzumachen scheint diesen Herrn ein Leichtes gewesen zu seyn, da sie ihre Glaubensstärke schon durch den Abfall vom Katholicismus bewiesen hatten.

Johannes Maier von Kempten gebürtig, ein ansehn-

licher Mann der gute Kunst zu predigen und ein gutes Mundstück hatte, war ein entsprungener Mönch aus dem Kloster Stams in Tyrol; er wurde bald Hans von Stams, bald das Mönchlin von Stams genannt. Er predigte in der Stadt am Montag und Freitag; an Sonntagen aber zu Winterreuthe, wohin er auf einem „Spitalroß" ritt. Der katholische Helfer warf in einer Predigt und auf offener Gasse dem Maier vor, daß er ein meineidiger Bösewicht und ein Dieb sei, der dem Kloster Stams sein Gut entführt habe. Er forderte Maier auf, mit ihm vor das Ordinariat zu gehen, wo er ihm seine Aussage beweisen wollte. Der Bürgermeister Veit Bägglin, sagt der Chronist, hörte die Vorwürfe welche dem Maier auf offener Straße gemacht wurden mit an, aber er entfernte sich still, denn er mochte sich betroffen fühlen, da auch Bägglin dem Kloster entsprungen war. Georg Bösch, ebenfalls ein apostasirter Priester, war gebürtig aus Munderkingen. Bösch und Maier waren Helfer, welche im Pfarrhof wohnten, im Spital predigten und beim heil. Geist die Leichenreden hielten. Mehr Hartnäckigkeit zeigte Bösch später gegen das Interim; da er sich nicht herbeiließ dieses anzunehmen, so mußte er schwören sich in perpetuum von Biberach zu entfernen, auch nichts dahin zu schreiben oder zu schicken. Johannes Jäger, das Jägerlin genannt, soll vorher auch Priester gewesen seyn, trat aber frühzeitig zur neuen Lehre über. Er beglückte Stafflangen mit dem Wort Gottes, wohin ihn alle Sonntage ein Spitalroß trug. Bartholomäus Müller, auch Myllius genannt, ist uns bereits aus seinem Verhalten gegen Heinrich von Pflummern bekannt.

Daß Schopper, ein Sohn des Biberachischen Rathsherrn Veit Schopper, besondere Anhänglichkeit an Luther zeigte ist natürlich, da er unter Luther und Melanchthon studirte und Luther ihm in sein Stammbuch geschrieben hatte, worauf er und seine Familie nicht wenig stolz waren*). Als

*) Heinrich von Pflummern sagt, es sei ein neues Testament ge-

Schopper, 22 Jahre alt, als Abendprediger in der Stadt angestellt wurde, hat er alsbald nach dem ersten Requisit eines neuen Kirchendieners getrachtet, nämlich nach einem Weib; weßhalb Hans Volmar, Glockengießer und Eiferer für die Neulehre, ihn mit seiner Tochter Annele versah. In der Leichenrede auf Volmar hatte Schopper als besondere Tugend hervorzuheben, daß er keine Glocken mehr für das Papstthum habe gießen wollen, „weil viel Mißbräuche dadurch angerichtet werden." Mit dieser Tugend sind die Künstler unserer Tage nicht mehr geplagt, die meisten würden, wenn es verlangt würde, Pagoden fertigen. Schopper empfand auch Gewissensscrupel, ob er wohl mit dem Chorrock auf die Kanzel steigen dürfe, weil dieses noch ein papistisches Aussehen habe. Er schrieb deßhalb an Luther, um sein Gutachten einzuholen. Luther antwortete: er solle thun was eines Ortes Gewohnheit sei; wenn die andern Prädikanten den Chorrock gebrauchen, so möge er dasselbe thun. Auch Benedikt Widmann, Mittagsprediger, war kein schwankendes Rohr das vom Winde hin und hergetrieben werden konnte, er beharrte bei seiner einmal angenommenen Ansicht und übergab im J. 1543 hinsichtlich des Abendmahls dem Magistrate eine Schrift*), in der er ganz entschieden die Zwinglische Auffassung vertheidigte. Als hieraus ein langer Streit entstand, so wurde Frecht von Ulm zur Entscheidung herbeigerufen. Frecht verwirft Widmanns Auffassung vom

---

wesen. Luther schrieb die Worte: „Joh. 14. 6. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; Niemand kommt zum Vater ohne mich. Wer diesen Weg nitt geht, der muß fehlen und irren. Wer die Wahrheit nitt hat, der muß lügen und trügen. Wer dieses Leben nitt hat, der muß sterben und verderben. Summa: Ohne mich kommt jedermann in die Hölle und zum Teufel. Martin Luther D. 1545."

*) Thesen und Antithesen finden sich ausführlich in den Annalen von Pflummern.

Abendmahl, setzt aber seinen Beweisgründen bei: „weil etliche jüngst die Schrift so auslegen, so müsse man es sich leider gefallen lassen; doch das Feuer werde einstens beweisen was Gold, was Silber, was Stroh und Stoppeln sei"*).

Hier wollen wir auch des apostasirten Mönches Veit Bägglin, der es nachher bis zum Bürgermeister in der Stadt brachte, Erwähnung thun. Bägglin stammte aus einer Patricierfamilie in der Stadt, war vorher Mönch im Kloster Schussenried, auch Pfarrer zu Mutensweiler. Er trat aus dem Orden, kehrte in seine Vaterstadt zurück und war Bürgermeister von 1540 bis 1551. Schon im J. 1540 finden wir Bägglin auf einer Versammlung zu Hagenau; doch scheint er sich in seinem neuen Amte noch nicht recht gefallen zu haben; denn sein Verbleiben in Hagenau dauerte nicht lange, er wurde auf sein Bitten zurückberufen und zur Ersparung der Kosten ward wiederum an Ulm seine Vollmacht übertragen: „weil man mit geschickten Leuten hier nitt versehen und dann nur geistliche Sachen auf die Bahn kommen sollen." In einer auf die Reformationsfeier 1817 erschienenen Schrift wird Bägglin zu den Sternen erhoben; Heinrich von Pflummern sagt von ihm: Nullius eruditionis fuit Vitus Baegglin, quamvis in Sorethano coenobio monachus atque sacerdos antehac fuerit.

Als Kaiser Joseph eine große Anzahl Klöster in seinem Reiche aufhob, soll Friedrich II. gesagt haben: das sei ungeschickt, man solle nicht die Henne umbringen, sondern ihr nur die goldenen Eier wegnehmen. Diesem nationalökonomischen Grundsatze scheinen die protestantischen Fürsten schon von damals gehuldigt zu haben, indem sie die oberländischen Klöster

*) Nach einigen soll Widmann aus Basel, nach andern aus Pforzheim gewesen seyn. Er wurde vom Magistrat den 13. März 1537 auf acht Jahre angestellt. Seine Besoldung betrug 120 fl. an Geld, dazu Wohnung, acht Wagen Holz und wöchentlich drei Spital-Laibe.

ordentlich brandschatzten. Biberach war ehemals von mehreren Klöstern*) umgeben und da der Einzug des Kirchengutes einen Haupthebel bei der Einführung der Reformation bildete, so ist kein Wunder, daß die protestantischen Gebietiger nach diesen Klostergütern lüstern wurden. Es wurden deßhalb im Auftrag des Schmalkaldischen Bundes eigene Abgeordnete mit Soldaten ausgeschickt, und um den Commissarien ihr Geschäft zu erleichtern, der Magistrat der Stadt Biberach mit dem ergiebigen Geschäft betraut, „einige Klöster einzunehmen, ihre Insassen zu beeidigen, die päpstlichen Gebräuche sammt der Messe abzuschaffen und das Vermögen derselben zu beschreiben.“

Die Commissäre gaben die Anweisung: in den beiden Frauenklöstern Warthausen und Oggelsbeuern sollen die Herrn von Biberach fürnemlich die Mißbräuche und Abgötterei abschaffen; den Klosterbewohnern soll unverzüglich das Wort Gottes gepredigt werden; Güter und Einkommen sollen verzeichnet und den Commissarien bei ihrer Ankunft ein Inventar übergeben werden. Deßgleichen soll mit dem Kloster Heggbach verfahren werden; die Klosterpersonen und ihre Unterthanen sollen den gemeinen Ständen huldigen. Die an mehreren Orten von der Universität Freiburg gesetzten Pfarrer sollen angehalten werden das Wort Gottes rein zu predigen, die Messe und andere Mißbräuche abzuthun. Wenn aber die Pfarrer dieses nicht thun wollen oder könnten, so sollen Prädikanten in der Pfarrgüter-Einkommen eingesetzt werden. Was von altersher in die Pfarrei zu Biberach gehört habe, soll wieder dahin gezogen werden. Zu Ummendorf, dem Abte von Weißenau gehörig, sollen die Herrn von Biberach der Einigung (dem Schmalkaldischen Bund) huldigen lassen und die Meß und Abgötterei daselbst abstellen; ebenso sollten

*) Ochsenhausen, Schussenried, Marchthal, Heggbach, Gutenzell, Oggelsbeuren, Warthausen, Heiligkreuzthal.

sie es in den dem Abte von St. Georgen gehörigen Orten Ingoldingen und Tegernau halten und den Pfaffen zu Laupertshausen von der Meß und den Mißbräuchen abhalten*).

Der Rath vollzog alsbald diese Befehle, hatte aber mit den Klöstern Mitleid und ließ die Commissarien durch den Bürgermeister Eggelspach und den Rathsherrn Schmid bitten, den Klöstern Heggbach, Oggelsbeuren und Warthausen gar keine oder doch nur die geringst mögliche Schatzung aufzulegen; für die Orte Schemmerberg, Ummendorf und Ingoldingen die von Biberach aufgelegte Schatzung gelten zu lassen; die Unterthanen des Klosters Heggbach aber, welche dem Bund gehuldigt hätten, möchten die Commissarien gegen die Angriffe des Landvogts in Schutz nehmen. Zu diesem schonenden Verfahren gegen die Klöster scheint den Rath der Umstand bewogen zu haben, weil dieselben als gute Kunden für die Bürger zum Absatz ihrer Waaren galten; vielleicht aber fand man sich mit ihnen ab im Stillen, und diese Meinung gewinnt um so mehr Wahrscheinlichkeit, weil der Bürgermeister Eggelspach ohnehin in dem Rufe stand, daß er für seinen Beutel trefflich zu sorgen verstehe**).

Die Commissäre ließen sich durch die Bitten der Biberachischen Gesandten nicht beirren, sie fuhren in ihrem Geschäfte fort und cassirten vielfach die Biberachische Schatzung. Die Aebtissin von Gutenzell sollte innerhalb 14 Tagen 500 fl. erlegen, konnte aber nur 200 fl. zusammenbringen, und sollte einen Prädikanten aus Biberach annehmen, welcher die Mißbräuche und Abgötterei zu reformiren hätte. Habstall im Sigmaringischen mußte 400 fl., Heiligkreuzthal 3000 fl., Schussenried 4000 fl. und Weingarten 5000 fl. bezahlen.

---

*) Dieser Ukas bedarf keines Commentars; nur ist zu wundern wie man dem gegenüber behaupten kann, die reformatorischen Ideen wären auf dem Wege der Ueberzeugung in das Volk eingedrungen.

**) Auch H. von Pflummern schreibt diese Schonung der Klöster einer Bestechung zu.

Nach Marchthal beschlossen sie seiner Lage wegen eine Besatzung zu legen, der man 60 Biberachische beigab. Den Mönchen daselbst ließ man keine Ruhe, bis sie einen jungen tauglichen Mann aus ihrer Mitte bezeichneten, der nach Biberach zu schicken wäre um in die neue Lehre gehörig eingeführt zu werden. Dieses rechnete sich Biberach zu großer Ehre an.

Die Commissarien wurden jedoch bei ihrer Arbeit im besten Zuge unterbrochen. Da sich auf einmal das Kriegsglück wendete, so mußten sie das Fersengeld nehmen und die Klöster kamen mit einem leichten Verluste davon, weil sie anfangs nur eine Abschlagszahlung gegeben und zur Entrichtung der größern Summe um „Dilation" gebeten hatten. Auch andere Gewaltthätigkeiten des städtischen Rathes, die wir hier übergehen, fanden damit ihr Ende.

Der Kaiser befand sich am 18. Januar 1547 zu Heilbronn. Hier fanden sich die Biberachischen Abgeordneten Eggelspach und Veit Schopper nebst andern reichsstädtischen Gesandten ein, warfen sich demüthigst vor Karl V. nieder und gaben ihm in der Angst ihres Herzens solche Ehrennamen, daß sie Gott den Allmächtigen nicht hätten höher tituliren können, was ihre Prediger nachher sehr getadelt haben *). Mit bloßer Abbitte begnügte sich Karl nicht, es folgten andere Maßregeln. Jede Stadt hatte ein Strafgeld zu bezahlen, welches für Biberach 30,000 fl. betrug. Da man diese Summe nicht aufzutreiben wußte, so wurde das dem Spital gehörige Dorf Roth verkauft, woraus das Sprichwort entstand: „Roth hilft Biberach aus der Roth" **).

Durch die Nähe des kaiserlichen Hoflagers bekam Biberach auch Einquartierung. Als am 3. August zum zweitenmale

---

*) Annal. Biberac. fol. 238.

**) Pflummern gibt 40,000 fl. an, welches der Verkaufspreis von Roth war.

12 spanische Fähnlein, 2000 Mann und 682 Pferde stark, in die Stadt gelegt wurden, so entstand furchtbare Bestürzung. Der Rath schickte Gesandte an das kaiserliche Hoflager, welche an allen Thüren anklopften, gewaltig lamentirten und die Diener des Kaisers vom Kammerdiener bis hinauf zum Duca Alba um ihre Fürsprache anflehten. Aber sie wurden meist kurz abgefertigt und je weiter sie nach oben kamen, desto ungnädiger sahen sie sich aufgenommen, bis ihnen Dr. Sigmundt, der nachherige Vicekanzler, die Augen öffnete und sagte: er wolle ihnen im Geheimen mittheilen, daß Biberach angezeigt sei, daß es seine Leute zum Glauben „nothe und zwange" und den Rath und die Aemter nur mit den neuen Glaubensgenossen besetze; das thue nicht einmal der Kaiser, er lasse jeden bei seinem Glauben. Konnten die Abgesandten die Einquartierung nicht abwenden, so bewirkten sie doch, daß die Spanier alles bezahlen und 95 benachbarte Ortschaften Heu, Stroh und Holz liefern mußten. Diese Spanier, welche bei den Bürgern so verhaßt waren, schienen übrigens in den Augen ihrer Töchter um so *liebenswürdiger*; denn als nach etlichen Monaten, in der Nacht vom 2. auf den 3. Dezember, die Besatzung in aller Ruhe wieder abzog und die Biberacher am folgenden Morgen ihre Lieben zählten, so fehlten zwölf edle Jungfrauen der Stadt, welche mit den Spaniern durchgegangen waren, darunter eine Tochter des Predigers Müller und des Predigers Widmann *).

---

*) Es sei hier im Vorbeigehen einer falschen Tradition gedacht. Zwei anonyme Schriften von denen die eine im J. 1749, die andere im J. 1817 erschien, berichten von einem theologischen Gespräch, welches der Oberst der Spanier, Alfonso Vives, während seiner Anwesenheit zu Biberach zwischen dem Beichtvater Karls V. und dem protestantischen Prediger Jakob Schopper veranstaltet hätte. Durch dieses Gespräch soll sich der kaiserliche Beichtvater von der Wahrheit des evangelischen Glaubens so sehr überzeugt haben, daß er nicht nur den Prediger Schopper um seine Fürbitte bei Gott zur Bestärkung in der neuen Wahrheit gebeten, sondern auch

Im Anfange des J. 1548 wurde das berüchtigte Interim ausgegeben, welches bekanntlich keine Religionspartei im deutschen Reiche befriedigte. Als der Stadt Biberach durch kaiserliche Räthe dasselbe mitgetheilt wurde, so ließ der Rath am 3. Juni 1548 folgendes Bittgesuch an den Kaiser abgehen: „Er erkenne den väterlichen und geneigten Willen, Fleiß, Mühe, Arbeit, Gefahr, Sorge und Kosten, welche kaiserl. Majestät zur Erhaltung und Pflanzung von Friede, Recht, Ruhe und Einigkeit, auch zur Vergleichung der streitigen Religionen im heil. Reiche deutscher Nation angewendet und noch anwende; auch daß die Artikel der Justifikation (Interim) christlich und dermaßen gestellt seien, daß um alles dieses Rath und Stadt Biberach demüthigst danken; da aber einige Artikel in dem Rathschlag gemeiner Bürgerschaft zuwider seien, so bitten und flehen sie allerunterthänigst und dringend, der Kaiser möchte die von Biberach bei ihren bisherigen gehabten Gebräuchen bis zum Austrag eines christlichen Conciliums allergnädigst verbleiben lassen. Im Fall aber solches nicht zu erlangen wäre, so werden sie dem kaiserl. Begehren sich nicht widersetzen, sondern demselben gehorsamen;

---

den Kaiser selbst auf das Verdienst Christi allein hingewiesen habe; dafür aber sei Schopper von den Spaniern vergiftet worden. Nach dem einen Anonymus hätte dieses Religionsgespräch schon im J. 1546, nach dem andern im Anfange des J. 1547 stattgefunden, da Schopper urkundlich den 29. März 1547 gestorben ist. Nun steht durch Dokumente fest, daß Alfonso Vives erst den 3. August 1547 mit seinen Spaniern in die Stadt einrückte, nachdem Schopper schon bald ein halbes Jahr todt war. Sodann ist unerklärlich, wie der Beichtvater Karls V. hieher gekommen seyn soll, da Karl zu Biberach nie sein Hoflager hätte. Da endlich für dieses Märchen gar keine Quelle angegeben ist als ein Leichen-Sermon der im J. 1715 zu Nürtingen gehalten worden, dagegen aber weder in den Annalen von Pflummern und Seidler noch in andern archivalischen Urkunden etwas darauf Bezügliches zu finden ist, so muß diese Erzählung in das Gebiet der Geschichtslügen verwiesen werden.

hoffen jedoch, wenn andere Städte der Augsburgischen Confession hierin Begnadigung und Milderung finden, werde der Kaiser solche gemeiner und armen Stadt Biberach auch zu Theil werden lassen.“ Auf dieses Bittgesuch kam ein ernster kaiserlicher Befehl, worin den Biberachern Strafe angedroht war, wenn sie das Interim nicht unverweilt einführen.

So mußten die Biberacher doch in den sauren Apfel beißen, sie versuchten aber alle Ränke und Schwänke das Interim zu umgehen. Da es in dem Interim hieß: wo in den alten Kirchenordnungen sich Mißbräuche eingeschlichen hätten, da wolle der Kaiser solche gerne reformiren — so hat man diese angebotene Reformation zu Biberach largo modo verstanden und derart interpretirt, daß man die Messe und den ganzen katholischen Cult unter die Mißbräuche rechnete. Einerseits nun wollten die Biberacher beim Kaiser dafür angesehen seyn als wäre das Interim bei ihnen in Kraft, andererseits aber hatten sie gegen Beschwerden, daß sie in diesem oder in jenem Punkte das Interim nicht einhalten, alsbald die Ausflucht zur Hand, das seien Punkte die der Reformation bedürftig seien, zu welcher sich die kais. Majestät bei Einführung des Interims selbst erboten*).

Nun schickte der Rath den Bürgermeister Eggelspach und den Rathsherrn Martin Moll zu dem Pfarrer nach Rissegg und ließ ihm sagen: der Rath habe das Interim angenommen und wolle es in der Stadt einführen. Da es aber in einigen Punkten von der katholischen Lehre abweiche, so solle er dem Rath darüber Erklärung abgeben, ob er die Pfarrei dem Interim gemäß versehen wolle. Allein der Pfarrer wußte recht gut, daß ihn das Interim zu keiner Aenderung in Religionssachen verpflichte und antwortete dem Rathe: „er verstehe das Interim in allweg seiner bisher gehabten Religion gemäß; wenn es der Rath nicht verstehe, so solle er es Leute lesen

*) Ita tali artificio vel actu Caesaream Majestatem eludere voluerunt Patres conscripti Biberacenses. Annal. Bib. fol. 618.

lassen die es verstehen, es werden sich wohl auch welche im Rathe finden. Der Pfarrer verlangte weiter, daß den Prädikanten befohlen werde, nicht gegen das Interim zu predigen, und daß überhaupt nichts gegen dasselbe vorgenommen werde; dem lateinischen Schulmeister soll aufgetragen werden, mit seinen Schülern die Aemter zu singen, auch sollen alle Ornate in die Kirche wieder eingeschafft und der Pfarrhof wieder geräumt werden. Der Rath blieb bei seiner Auslegung des Interims, versprach jedoch die gestellten Bedingungen zu erfüllen. Dem Interim zufolge mußte der Rath auch in den Dörfern Attenweiler und Muttensweiler die Altäre und gestohlenen Paramente wieder in die Kirchen schaffen, und der katholische Cult wurde daselbst wieder ausgeübt.

Nach einigen Unterhandlungen mit dem Rathe brachte es der Pfarrer endlich dahin, daß Montag den 13. August 1548, nachdem 17 Jahre der katholische Gottesdienst in der Stadt unterdrückt war, zum erstenmal wieder ein solennes Amt gesungen werden konnte; jedoch waren es außer dem alten Pfarrer lauter fremde Personen, welche bei der heiligen Handlung assistirten.

Mit dem Pfarrer zog auch ein Helfer in die Stadt ein; dieser wurde vielfach beschimpft und insultirt, ja sogar mit Steinen von der Stadtmauer herab beworfen. Wahrscheinlich war es dieser Helfer, oder wie Andere vermutheten der Ritter Schad von Mittelbiberach, der den bösen Willen der Biberacher beim Kaiser denuncirte. Denn schon nach zwei Monaten kam von Brüssel, 24. Oktober 1548, ein ernstliches kaiserliches Schreiben, worin gesagt wurde: es sei dem Kaiser in glaubliche Erfahrung gekommen, daß das Interim in der Stadt Biberach noch nicht durchgeführt sei, sondern in vielen ja fast allen Punkten, die Gestattung der heil. Messe ausgenommen, nichts geschehen sei; die Prädikanten noch aufs heftigste dagegen predigen und schreien, der Rath solches dulde und zusehe. Dieses Schreiben erhielt der Rath mit einem andern vom Bischofe von Constanz (Meersburg 30. Nov.) welcher

Bericht begehrte, in wie weit das Interim bisher in Biberach in's Werk gesetzt worden sei. Einen solchen Bericht verfaßte sofort der alte Bürgermeister Grätter und hob darin hervor: „Man habe dem Pfarrer die Pfarre und die Kirche übergeben und in dem was dieser wegen der Kirche begehrt, keinen Mangel spüren lassen; er lese jetzt in derselben das Amt der heil. Messe. Das Predigtamt übe dieser Pfarrer nicht aus und habe dem Rath vergönnt dafür zu sorgen, bis er einen Helfer bekomme. Den evangelischen Prädikanten sei ernstlich befohlen, ihr Amt dem Interim gemäß zu verwalten. Einen Frühmesser habe man noch nicht bekommen; aber schon zwei Landpfarrer seien präsentirt. Mit den Klöstern Ochsenhausen, Schussenried, Salmannsweiler und Heggbach sei man zu ihrer Zufriedenheit übereingekommen. Vor wenigen Tagen erst habe man Schüler bekommen, mit denen der lateinische Schulmeister von Stunde an den Kirchengesang übe" *). Der Bischof antwortete, er habe den Bericht mit Freuden vernommen und wolle gemeiner Stadt Vortheil beim Kaiser lieber befördern, als zu deren Schaden die bestehenden Mängel anzeigen.

Die Biberacher jedoch konnten das Interim noch immer nicht verdauen; denn als der Bürgermeister Eggelspach in einer bürgerlichen Angelegenheit nach Reutlingen gesendet wurde, so erhielt er gemessenen Befehl bei den Protestantischen zu inquiriren, wie sie das Interim verstehen und wie die andern Städte solches bisher beobachtet hätten; ob die protestantische Lehensherrschaft dem Bischof einen katholischen oder lutherischen Priester präsentire, wie viel Messen täglich gelesen werden rc. Eggelspach hatte bei seiner Rückkehr die Skrupel der Rathsherrn nicht vollständig gelöst, darum schickten sie den Rathschreiber Jergen nach Ulm und gaben

*) In diesem Bericht ist wenigstens die Hälfte unwahr, wie nachher aus den Klagen und Beschwerden der Katholiken hervorgehen wird.

ihm ihre Bedenken wider das leidige Interim im Felleisen mit. Namentlich sollte er sich erkundigen, was an die Stelle der gestohlenen Kelche, Meßgewänder etc. bei Wiedereinführung des katholischen Gottesdienstes an die Kirchen zu restituiren sei. Dieses war die brennende Frage, welche den Vätern der Stadt viel Kopfarbeit verursachte, da der Erlös aus den geraubten Kirchenschätzen längstens verschleudert war und sie jetzt zum Wiederersatz angehalten waren. Der Rath zu Ulm erklärte dem Rathschreiber, sie seien selbst rathlos, sie handeln nach keinen Principien, sondern richten sich nach den Zeitumständen; darum rathen sie Biberach, es solle sich nicht überstürzen, günstige Zeiten abwarten und dann handeln. Ulm war jedoch nicht aufrichtig gegen Biberach, denn es war damals schon mit einer neuen Kirchenordnung ganz dem Interim gemäß beschäftigt.

Der Pfarrer war noch nicht lange zurückgekehrt, so fand er schon Veranlassung zu Beschwerden bei dem Rathe wegen Drohung, Beschimpfung und Spott, dem die katholischen Geistlichen bei jedem Ausgang ausgesetzt wären; er klagte, daß der Rath zwar das Interim annehme, die Prädikanten aber sich mit Händen und Füßen gegen dasselbe wehren und alle katholischen Gebräuche verspotten und beschimpfen, während sie das Einkommen der katholischen Vigilien und Pfründen genießen *); dem Pfarrer werde zugemuthet das Abendmahl unter beiden Gestalten zu ertheilen; er erkläre, daß er nie und nimmer von der katholischen Praxis ablassen werde.

---

*) Die beiden damaligen Prädikanten in der Stadt waren M. Jakob Dachtler und Michael Leutold; letzterer ein entsprungener Mönch aus dem Kloster Zwiefalten. Beide polemisirten stets in ihren Predigten und als am Feste Mariä Himmelfahrt (1548) der katholische Gottesdienst wieder vollständig gefeiert wurde, so ergoß Dachtler seine Wuth in solch plebejischen Ausdrücken, daß die ganze Bürgerschaft gegen ihn aufgebracht war und er seine Entlassung nehmen mußte.

Diese Beschwerden wurden von dem ehrsamen Rath als gänzlich unbegründet abgewiesen. Daß sie das Interim angenommen hätten, läugneten sie nicht gerade mit dürren Worten, aber aus ihren Schlangenwindungen konnte man leicht sehen, wie solches in der Stadt gehalten worden sei. Der Pfarrer und der Helfer wurden aufgefordert die Personen zu nennen, von denen sie insultirt worden seien; allein da sie diese nicht kannten, so konnte ihrer Klage keine Folge gegeben werden; zur Abstellung des Unfugs aber geschah nichts. Daß die Prädikanten wider das Interim lehren und predigen und daß sie geistliche Gebräuche verspotten, sei gänzlich unwahr und dem Rathe hievon nichts bekannt. So wurden die Katholiken mit ihren Beschwerden, Wünschen und Bitten von der protestantischen Majorität zurückgewiesen. Der Pfarrer beklagte sich bald darauf über mancherlei Unfug, der in und außerhalb der Kirche vorgehe, und verlangte vom Rathe Abhülfe. „Bei Einsegnung der Ehe stehen die Leute unter großem Lärm vor den Kirchthüren, ja zum Theil dringen sie in die Kirche ein, während der Messe dreschen die einen auf dem Kirchhof, die andern hängen Wäsche auf, andere trocknen ihre Früchte; unter dem Amte und der Messe laufe man durch die Kirche mit Körben voll Fleisch, Brod und anderem.“ Der Rath versprach in einigen Punkten Abhülfe und der Pfarrer gab sich mit den getroffenen Maßregeln zufrieden.

Im J. 1551 den 31. März kam von Regensburg ein kaiserliches Schreiben, in welchem die Biberacher aufgefordert wurden sich genau zu erklären in wie weit bei ihnen das Interim durchgeführt sei. Dießmal aber halfen ihre Schlangenwindungen nicht mehr, denn bald folgte für Biberach ein schwerer aber längst verdienter Schlag. Es erschien ein kaiserliches Dekret, worin der Stadt angezeigt wurde, daß nächstens kaiserliche Commissäre erscheinen werden, welche eine gänzliche Veränderung der städtischen Verfassung vorzunehmen hätten. Der Kaiser rühmt in seinem Schreiben die Redlichkeit und Tapferkeit wodurch sich die oberländischen Lande

stets ausgezeichnet haben. Darum liege ihm nichts mehr am Herzen, als daß gute Ordnung aufgerichtet, erhalten und alles was dieser zuwider wäre, abgeschafft werde. Seit vielen Jahren aber haben sich in den städtischen Verwaltungen vielfache Mißbräuche gebildet, Personen haben sich in die Verwaltung eingeschlichen die für die Regierung nie bestimmt und herangebildet waren*). Die kaiserliche Commission bestand aus dem Abte Gerwig von Weingarten und Ochsenhausen, dem Präsidenten zu Lützelburg Heinrich Haas und dem Ritter Johann Philipp Schad von Mittelbiberach, drei kaiserlichen Räthen, welche bald nach ihrer Ankunft von Memmingen her den ganzen bisherigen Rath ab und einen neuen einsetzten, der von dem Hofrathe Haas der Hasenrath genannt wurde. Im kaiserlichen Dekrete war verordnet 1) daß der kleine Rath künftighin nicht mehr aus 24, sondern nur aus 18 Gliedern zu bestehen habe und daß unter diesen 8 bis 9 aus den Patriciern genommen werden sollen; 2) daß man bei den Wahlen in den kleinen Rath, deßgleichen bei Besetzung von Stadtstellen hinfüro ewiglich diejenigen zu nehmen habe, so eines christlichen ehrlichen Lebens und Wesens, auch sonst geschickt, verständig, friedliebend und insonderheit der alten, wahren, christlichen Religion anhängig wären, diese in allweg andern vorzuziehen seien; 3) zu Spitalpflegern solle man jederzeit fromme katholische Männer verordnen, damit den armen Kranken stattlich vorgestanden und diese allezeit mit einem katholischen Priester versehen werden. Heinrich von Pflummern, ein Neffe unseres Chronisten, wurde zum Bürgermeister ernannt.

Dieser Zustand der Dinge nahm jedoch durch die ver-

---

*) Zu Biberach war um diese Zeit Jakob Eggelspach, ein Schuster, Bürgermeister der auf mehr als zwanzig Reichs- und Städtetage geschickt wurde, auf denen die wichtigsten religiösen und politischen Materien verhandelt wurden. Die katholischen Patricier aber waren aus dem Rath entfernt worden.

rätherische Handlung des Herzogs Moritz von Sachsen bald eine andere Wendung, wodurch der neue Rath in eine äußerst fatale Lage kam. Die Fürsten verlangten Geld und Soldaten und vom Kaiser wollte der Rath nicht abfallen, wohl erwägend daß das Kriegsglück sich wieder wenden könnte. Als am Charfreitag den 15. April 1552 viel Volk vom Lande herein in die Stadt zog, so fing es unter der Bürgerschaft zu gähren an. Bürgermeister Pflummern berief in Eile die Rathsherrn auf den Marktplatz beim Fischkasten. Da erging sich der alte Grätter in Schmähreden: „Als der Kaiser uns Evangelische bekriegte, da hat er wohl Volk bekommen, warum kommt er jetzt nicht zu Hülfe? Was hilft uns jetzt der Palmesel, das Grab und die Meß? Jetzt stehen wir da und sehen einander an. Weg mit den Meßpfaffen! weg mit den neuen Herrn!"

Der Bürgermeister von Pflummern und der Stadtschreiber Aschmann reisten nach Augsburg zu den Fürsten. Daselbst wurde ihnen eine Capitulation vorgelegt in der es hieß: „Biberach wird die wahre christliche Religion vermöge Augsburgischer Confession in der Stadt einrichten; die Regierung soll wieder eingerichtet werden wie vor der Aenderung." Pflummern wollte die ganze Capitulation nicht auf sich nehmen und bat um weitere Bevollmächtigte; es erschienen bald der gewesene Bürgermeister Eggelspach und Jakob Schmid, welche die Capitulation ohne Bedenken unterzeichneten. Sobald die Gesandten von Augsburg zurückkamen, legte der katholische Rath sein Amt in die Hände der Gemeinde nieder, welche darauf zu einer neuen Wahl schritt, bei der lauter Evangelische in den Rath kamen.

Eine der ersten Handlungen dieses neuen Rathes war, daß er Martin Moll und den Stadtschreiber zum Pfarrer schickte und ihm die Messe und alles was er in der Kirche zu thun hatte verbieten ließ (31. Mai 1552). Dem Meßner ließ man anzeigen, er solle alsbald bekannt machen, daß wer etwas in der Kirche habe, es entfernen möge ansonst es

weggenommen werde. Diese Unterdrückung der Katholiken dauerte jedoch nicht lange; denn schon den 16. Juli 1552 erfolgte der Passauer Vertrag und da der Kaiser die Abstellung der von ihm eingeführten städtischen Verfassungen nicht zugab, so mußte der evangelische Rath zu Biberach wieder einem katholischen Platz machen. Dieser Rücktritt geschah indeß erst am 24. August 1553, nachdem der Rath alles versucht, ja sogar eine eigene Gesandtschaft an den kaiserlichen Hof nach Brüssel geschickt hatte. Zweimal abschlägig beschieden wollten die Gesandten noch eine dritte Bittschrift übergeben, wovon ihnen selbst Dr. Sigmund Selden abrieth, der diese Schrift auch nicht mehr an den Kaiser gelangen ließ*). Als so die Gesandten trostlos zurückkehrten, blieb den Vätern der Stadt nichts übrig als die curulischen Sitze zu verlassen, welche wiederum von Katholiken eingenommen wurden. Sofort wurde auch der katholische Gottesdienst wieder hergestellt.

In diesem Wechselgang spielt sich das städtische Drama zu Biberach ein volles Jahrhundert lang fort, so daß der jeweilige Rath der sichere Gradmesser war, an dem die Fortschritte des Kaisers oder seiner Gegner im Felde zu erkennen waren. Hatte der Kaiser die Oberhand, so nahm der Rath eine katholische Physiognomie an, und siegten die Protestanten, so war er lutherisch gefärbt. Bis zum Schluß des westfälischen Friedens hatte der ehrsame Rath der guten Stadt diese Metamorphose eilfmal durchzumachen.

Heinrich von Pflummern, der rechtschaffene Priester und Chronist, hatte in seinen alten Tagen wenigstens den Trost, das wofür er gelebt und gelitten hatte, den katholischen Gottesdienst in seiner Vaterstadt wieder restituirt zu sehen.

---

*) Dr. Selden war den Lutherischen jederzeit wohl gewogen „wegen der guldin kettin, so zu Augsburg seiner Hausfrauen durch obgedachten Jakob Eggelspach aus gemeiner Statt seckhel ist verehrett worden." Annal. Bib. 735 fol.

Aber aus dem Charakter der damals und noch lange obwaltenden unerquicklichen Umstände wird es auch begreiflich, warum er sich nicht versucht fühlte, wieder dahin zurückzukehren. Er starb zu Waldsee am 28. April 1561. Das Pflummern'sche Geschlecht bekleidete in der Folge wiederholt, durch eine lange Reihe von Jahren, die Würde eines regierenden Bürgermeisters zu Biberach. Ein Neffe des Chronisten, Hanns Friedrich von Pflummern (geb. 1512, gest. 1589) wurde der Stammvater des heute noch blühenden Zweiges.

LIV.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

I. Die freie Stadt Frankfurt preußisch gemacht.

Genf 4. Oktober 1866.

Meinen Freunden will ich nicht die Laune verderben, mir selbst will ich den täglichen Aerger ersparen und darum bin ich noch in der Schweiz. Dießmal bin ich nicht ausgezogen um durch eine Sommerreise mich zu erfrischen — dießmal haben die Ereignisse mich aus meinem Stillleben herausgerissen.

Ich habe keinen Antheil gehabt an der Regierung der freien Stadt Frankfurt; ich bin kein reicher Patrizier, ich besitze nicht ein großes Haus in der „Neuen Mainzer-Straße" und in diesem die schöne Statue des Paris. In meinem

Hüttlein ist keine feuerfeste Kasse, ich hätte keine Millionen beischaffen können und ich hab' auch nicht eine Zeitung redigirt. So, mein Freund, hätten die Preußen mich wohl ruhig gelassen und wären sie auch, in besonderem Mißverständniß, auf den Einfall gekommen mich abzufassen, so wäre ich wohl nicht vom Schlag gerührt worden wie der ehrenwerthe Redakteur der „Postzeitung" dessen Tod ein Jeder beklagt der ihn gekannt hat. Hätten auf dem rechten Mainufer, rings um die Bundeshauptstadt, die Kanonen gedonnert, so hätt' ich ausgehalten bis zum letzten Schuß und das Sausen einiger Haubitz-Granaten hätte mir den Kopf nicht verwirrt. Ich hätte den Sieger in dem eroberten Platz gesehen, und mit Tausenden hätte ich dessen Wirthschaft in Ergebung erduldet. Aber den Einmarsch der übermüthigen Preußen in die offene Stadt hab' ich nicht schauen wollen, und nicht deren kriegerische Tüchtigkeit in stetem Gegensatz zu der Unfähigkeit welche mit den braven Bundestruppen die blutige Comödie gespielt hat.

Auch nach dem 3. Juli hätten die süddeutschen Staaten Alles daran setzen müssen, um den hochwichtigen Platz auf dem rechten Mainufer zu halten. Die Preußen haben mit Sachsenhausen ein Ausgangsthor auf dem linken Ufer gewonnen; sie werden solches sich nicht nehmen lassen und noch jetzt sollte es mich sehr wundern, wenn sie diesen Brückenkopf nicht befestigen würden. Hätte man eine unglückliche Schlacht vor den Thoren von Frankfurt geschlagen; hätte man geschlossene Gärten zu Redouten und Landhäuser zu Blockhäusern gemacht; hätte man mit hartnäckigem Ernst den Platz vertheidiget: so hätte freilich wohl die Stadt unsäglich gelitten; aber die verwüsteten Grundstücke und die zerschossenen Gebäude hätten verkündet, daß man nicht willenlos sich dem Eroberer unterwerfe, daß man etwas einsetze für die Wahrung des Rechtes. Leider hat die Führung des Bundesheeres niemals einen günstigen Wechselfall herbeigeführt und niemals hat sie einen Vortheil benützt. Was die Selbstständigkeit der

Staaten verlangt und was die Ehre ihrer Waffen gefordert hätte — das hat Unfähigkeit oder Verrath zur Thorheit gemacht.

Als es mir zur Gewißheit geworden, daß man das rechte Mainufer aufgeben wolle, hab' ich meine Koffer gepackt und bin davon gegangen mit der bestimmten Voraussicht, daß ich sobald nicht wieder zurückkehren werde. Nach Frankreich zu gehen hat mir recht eigentlich widerstrebt; in England bin ich längere Zeit im verflossenen Jahre gewesen; in beiden Ländern hätte die wohlverdiente Verhöhnung des deutschen Bruderkrieges und das zweideutige Bedauern der Oesterreicher mir die Laune verdorben; jenseits der Alpen hätte mich das Triumphgeschrei der italienischen Prahlhänse geärgert und zu jeder Stunde hätt' ich die verrätherische Politik verwünschen müssen welche dem südlichen Deutschland sein stärkstes Schutzwerk entriß. So blieb nur die Schweiz als das Land meiner Zuflucht. Ich bin denn auch flugs rheinaufwärts gezogen, bin zuerst in dem Schwarzwald, dann in dem Jura, d. h. in den westlichen Kantonen und in diesen mit gar lieben Leuten herumgefahren. Diese sind nach ihrem Albion zurückgegangen und ich bin hier hängen geblieben.

Da sitz' ich nun in dem Hotel de l'ecu in Genf, so ziemlich der einzige Deutsche unter eitel Engländern. Aus meinen Fenstern seh' ich ein gutes Stück des schönen Leman-Sees; nicht sehr entfernt leuchten dessen östliche Ufer und fast unter mir ist der prachtvolle Ausfluß der Rhone. Dem Gasthof gegenüber liegt die kleine Insel J. J. Rousseau und recht oft geh' ich auf diese, nicht um der unschönen Büste des „Philosophen" meine Verehrung zu widmen, sondern um den Schwänen und den Gänsen Brodstücke in das Wasser zu werfen und, wo möglich, nach dem sichtbaren Stücklein des Montblanc zu schauen. Ist der Mittag recht schön, so steig' ich auf das Dampfboot und fahre nach Nyon, nach S. Preu, nach Morges oder Ouchy oder gar noch nach Vivis und habe eine rechte Freude, wenn da hinter den niederen

Bergen die riesige Kette des Montblanc emporsteigt. Mag ich von Vevey auf der Eisenbahn nicht mehr zurückkehren, so bleib ich wohl auch in dem großen und vortrefflichen Gasthof zu den „Drei Kronen“, welcher auf der Seeseite nebst der eidgenössischen zwei Flaggen aufgesteckt hat verschieden je nach dem Bedürfniß, jetzt auch das Sternenbanner der nordamerikanischen Union. Ich sitze dann gern auf der Terasse am See und ergötze mich an dem Anblick des Dent du midi, wenn dessen mächtige Pyramide im Licht der untergegangenen Sonne glühend über den dunklen Wassern steht.

Wohl unterhält mich das Treiben der Gesellschaft, die vor kurzer Zeit noch in ihrer Mehrzahl aus Amerikanern bestund, reiche Leute von welchen die Engländer in Genf sagen, daß sie nach Petroleum und zwar nicht immer nach gereinigtem riechen. Der Verkehr mit den Bewohnern meines hiesigen Gasthauses scheint mir aber kaum die Mühe des Anknüpfens zu lohnen und einige Empfehlungen an gute Häuser der Stadt hab' ich vorerst in meinem Koffer gelassen. Freundliche Briefe bringen mir Nachricht aus der Heimath; mit dem Zeitungsklatsch versorgt reichlich mich das sehr nette Lese-Kabinet des Hotels; ich fliehe einen Jeden der da Miene macht über die Zustände in Deutschland zu reden, und so hab' ich bis jetzt nicht die Gesellschaft entbehrt. Sind auch die Abende schon recht lang geworden, so weiß ich sie zu verwenden; denn wenn „in meiner engen Zelle die Lampe freundlich wieder brennt“, so tret' ich in gemüthlichen Verkehr mit den Entfernten und in diesem kann ich aussprechen, was mir auf dem Herzen liegt. Solchen einsamen Abenden wirst Du nun wohl auch einige lange Briefe verdanken.

Zunächst über die Zustände von Frankfurt! Ich weiß jetzt erst, wie lieb die Stadt mir geworden ist und darum, mein Freund, mußt Du schon gestatten, daß ich deren Unglück beklage, ehe ich über andere Dinge mich ausspreche.

Die materiellen Schädigungen einer Stadt verheilen schnell, wenn die eigene Lebenskraft nicht gebrochen ist; aber

eine unbestimmte Zukunft liegt vor ihr, wenn diese Schädigungen das innere Wesen verändern. Die Stadt Frankfurt wird nicht zu Grunde gehen, aber sie wird nicht mehr werden was sie bisher gewesen.

In erster Reihe war Frankfurt ein europäischer Geldmarkt welcher, ungeheure Summen umtreibend, in der allgemeinen Bewegung des Welthandels stand, andererseits aber gezwungen war dem Gang der großen politischen Verhältnisse zu folgen. Die Frankfurter Börse war von den größten als ebenbürtig erachtet; sie führte eine gewichtige Stimme in den Angelegenheiten welche allen gemeinschaftlich sind; in Gemeinschaft mit allen wurde sie von den Ereignissen getrieben oder wirkte bestimmend auf diese und in ihren besonderen Handlungen stand sie nur zu oft in engen Beziehungen zu den inneren Zuständen der einzelnen Staaten. So hatte die Stadt am Main ihre Verbindungen überall, wo der Völker-Verkehr das Geld als Ausgleichungsmittel verwendet und wo die Interessen des allgemeinen Geldhandels von den politischen Bewegungen berührt sind.

Frankfurt aber war nicht allein Börse und Geldplatz, es war der Sitz eines politischen Körpers welcher, in seinem Wesen machtlos, eben doch das Band der deutschen Stämme dargestellt und die gemeinsamen Angelegenheiten der Nation wenigstens der Form nach besorgt hatte. Fast von allen europäischen Kabinetten waren Vertreter bei der Bundes-Versammlung beglaubiget; diese erhielten — Du weißt es sehr gut — oft noch besondere Aufträge, bei aller scheinbaren Ruhe war in dem diplomatischen Corps ein beständiges Wirbeln und die freie Stadt Frankfurt war ein neutraler Boden auf welchem, geheim oder offen, „politische Aktionen“ eingeleitet und Intriken gespielt wurden. Das war nun allerdings oft recht kleinlicht und [illegible], aber es war eben doch ein anderes Leben neben [illegible] der Börse und der Banken. An der Seite [illegible] andere Macht, welche moralische [illegible] mittelbar

oder unmittelbar höhere Auffassungen in die Gesellschaft trug.

In fremden Ländern, z. B. in England, gibt es große Geschäfte deren Eigenthümer geborene Frankfurter sind. In der Mehrzahl bewahren diese unverkümmert die Liebe für ihre Vaterstadt; sie haben ihren festen Wohnsitz in Frankfurt und sie leben darin als reiche Leute. Sie selbst haben große Verhältnisse kennen gelernt; sie versenden ihre Söhne, damit sie dieselbe Kenntniß erwerben und alle wohlhabenden Familien thun das Gleiche, denn die jungen Männer sollen „die Welt sehen“. Wohl bringen diese oft recht verkehrte Ansichten in ihre Heimath, dafür haben sie aber schon tüchtig in den alten Rumpelkammern aufgeräumt und ihre Blicke reichen weiter, als die Fernsicht von dem Thurme des Domes. Da Eisenbahnen nach allen Richtungen ziehen, so kommen viele Reisende nach Frankfurt; aber nicht die Gasthöfe nur waren angefüllt, sondern Fremde nahmen längeren Aufenthalt, nicht allein weil sie Geschäfte machen wollten, sondern weil die Stadt und deren Leben ihnen gefiel. Geldmänner, Geschäftsleute, Diplomaten, Militärs, Schriftsteller und Künstler begegneten sich in dem Treiben der Gesellschaft und der Geschäfte; jede Fähigkeit, jeder Beruf, jede Lebensstellung und jede Meinung war in Frankfurt vertreten und deren Träger sah man den verschiedenen Classen nach in verschiedenen Verhältnissen gemengt. Dadurch gewann der allgemeine Verkehr einen eigenthümlichen Charakter und für viele Personen einen wirklichen Reiz.

Selbstverständlich hat dieser Verkehr sichtbare Wirkungen in die Bevölkerung getragen und theilweis waren die Wirkungen nicht eben gute, denn wie die alten Frankfurter sagen, sind die Sitten gelockert, besonders in den obersten und in den unteren Schichten. Ist nicht nur von den alten Formen sondern auch von dem alten Wesen gar Vieles verschwunden, so mag man doch in den mittleren Bürgerfamilien noch immer einen guten Theil der reichsstädtischen Steifheit und Klein-

städterei wahrnehmen, aber mit diesen auch die alte Ehrbarkeit und den Familiensinn, welcher freilich oft eine enge Abschließung des Familienkreises, in diesem einen gewissen Zwang bewirkt und dadurch, besonders den jüngeren Gliedern, sehr unbequem wird. Der Frankfurter Bürger ist verständig und im Allgemeinen sehr rechtlich; der Wohlhabende ist meistens unterrichtet, die Frauen sind sehr gut erzogen, oft sehr gebildet mit den Manieren, dem Selbstgefühl und den Ansprüchen vornehmer Damen. Allerdings war der Reichthum vor Allem verehrt; daß aber auch geistige Vermögen ihre Anerkennung und Würdigung in der Geldstadt gefunden, das kann kein Billiger läugnen. Der große Wohlthätigkeitssinn der Frankfurter ist männiglich bekannt; in ihrer Stadt wird dem Armen das Leben weniger schwer als an vielen anderen Orten; wer aber irgend eine Fähigkeit besitzt und solche mit Fleiß verwendet, der konnte sein gutes Fortkommen finden.

Frankfurt wird eine preußische Provinzstadt werden. Wenn die Regierung jetzt auch noch einige Ausnahmszustände duldet, so wird sie dieselben allmählig beschränken und bald wird das alte Frankfurt mit gleicher Uniform in der Reihe aller anderen Städte stehen. Die enge Concentrirung des preußischen Staatswesens kann keine Ausnahmen und die bureaukratische Gleichmacherei kann keine Vorrechte dulden. Den preußischen Behörden mag wohl, ich zweifle nicht daran, ein schonendes Verfahren vorgeschrieben seyn; diese selbst mögen den besten Willen haben, aber die allgemeine Abneigung gegen die aufgezwungenen Zustände wird eine gewisse Strenge nothwendig machen. Der Frankfurter konnte sehr unzufrieden seyn mit abgelebten Einrichtungen; er konnte sich heftig zanken mit seinen „Obrigkeiten“, aber er konnte von diesen ertragen, was er von herbeigesendeten Beamten nimmer erträgt, besonders wenn solche mit der Selbstüberschätzung und mit den Manieren auftreten, welche den Süddeutschen so widerwärtig sind.

Auf die jetzige Abneigung der Bevölkerung legst Du

geringes Gewicht. In den Rheinlanden, sagst Du, sei der Widerwille gegen preußisches Wesen sehr groß gewesen und jetzt möchten sie es nimmer entbehren. Das ist sehr wahr, aber Du betrachtest nicht die Verschiedenheit der Umstände. Die Rheinländer sind lange nicht mehr selbstständige Staaten und fast ein halbes Menschenalter lang sind sie Provinzen des französischen Kaiserreiches gewesen. Die Bewohner dieser Provinzen hatten kein Gefühl für politische Selbstständigkeit, sie wären aber nicht Franzosen geworden und als sie dem Könige von Preußen zufielen, da empfanden sie es doch, daß sie der eigenen Nation wieder angeschlossen waren. Unter keiner früheren Herrschaft sind die Rheinlande so recht vorgeschritten; Regierungssysteme haben den Aufschwung niedergehalten; immerwährende Kriege haben die Entwickelung einer großen Gewerbsthätigkeit verhindert und politische Verhältnisse haben die fruchtbare Ausbeutung der natürlichen Hülfsquellen fast unmöglich gemacht. Mit dem Anfall an Preußen begann der lange Frieden und die Regierung wußte die Gunst der Verhältnisse zu benützen. Die Rheinlande erhielten eine geordnete Verwaltung, eine vortreffliche Rechtspflege und sehr gute hohe und niedere Schulen. Hatte die Aufhebung der Umschlagsrechte und der örtlichen Zölle auch besondere Interessen geschädiget, so war durch die allgemeine Regelung der Schifffahrt der Rhein eine wirkliche Handels-Straße geworden und der Zollverein hat eine kräftige Industrie erweckt; denn er hat ihr große und reiche Märkte gegeben. In den preußischen Rheinlanden entstund eine Rührigkeit und entwickelte sich eine Blüthe, wie sie eine solche niemals gehabt. Als ich, ein junger Mensch, zum erstenmal in Köln gewesen, da hab' ich Häuser ohne Fenster, ich habe Ruinen in den Straßen gesehen. Wer jetzt die schöne Rheinstadt besucht, der kann jenen so wenig entfernten Zustand sich gar nicht mehr vorstellen. Die Rheinländer mußten wohl anerkennen, was sie der Regierung verdanken, sie haben es anerkannt und doch erschienen nach einem ganzen Menschenalter

noch deutliche Spuren des anfänglichen Widerwillens gegen die Preußen und ihr preußisches Regiment. Ist jetzt diese Abneigung gänzlich besiegt und verschwunden, so ist sie es erst seit Preußen ein constitutioneller Staat geworden ist und besonders seit die Freiheit und die Rechte der katholischen Kirche von der Verfassung gewährleistet sind.

In Frankfurt ist dieß Alles ganz anders. Die freie Reichsstadt hat mancherlei Schicksale erfahren, aber nicht einmal volle fünf Jahre war sie die Hauptstadt eines monarchischen Staates. Sie war der Hauptbestandtheil dieses kleinen Staates, sie hat ihm den Namen gegeben, sie war nicht in einem ungeheuer viel größeren Ganzen verschwunden und seit mehr als fünfzig Jahren ist sie wieder ein selbstständiger, republikanisch regierter Körper gewesen. In dem Gefühl seiner politischen Selbstständigkeit hat der bekannte und oft verhöhnte Stolz des Frankfurter Bürgers gewurzelt. Der Mensch ist nun einmal so geartet, daß er erst durch den Verlust den Werth eines Besitzes erkennt und auch wohl überschätzt. Dem Frankfurter ist das Gefühl der verlorenen Selbstständigkeit bisher die tagtägliche Gewohnheit gewesen, jetzt aber ist es zum Bewußtseyn geworden und hat zum Schmerz sich gesteigert. Ein kluges Verfahren mag endlich wohl mit den neuen Zuständen versöhnen, aber bis damit mag es geraume Zeit währen und die Bitterkeit wird anhalten, so lang die Erinnerung bleibt.

Die leidenschaftlich harte Behandlung, welche die Stadt Frankfurt erfahren, war mehr als ein schreiendes Unrecht, sie war und ist ein großer politischer Fehler und bis jetzt haben die Preußen nichts gethan, um die Barbarei vergessen zu machen. Noch benehmen sie sich wie übermüthige Sieger in einem eroberten Platz; noch ist den Bewohnern keine wahre Erleichterung geworden, noch ist die Presse geknebelt; noch wird das unverschuldete Unglück von preußischen Blättern verhöhnt. Was von 1796 bis 1806 die Franzosen von Frankfurt erpreßten betrug 5,600,000 fl.; die Preußen haben

bei dem ersten Eintritt 6,000,000 fl. erpreßt. Als sie aber bald nachher 25 Millionen Gulden verlangten, da habe ich einem meiner sehr bekümmerten Freunde geschrieben, daß ich diese fast lächerliche Forderung, daß ich die Androhung der Plünderung und dergl. für ein Manöver halte, um den Wunsch, vielleicht die Bitte um Einverleibung in das großstaatliche Preußen zu erzwingen — und siehe da, meine Vermuthung hat sich erwahrt. Kann man in Berlin glauben, daß der Frankfurter solches Verfahren jemals vergessen oder daß er jemals unterlassen werde, es nach Verdienst zu beurtheilen? Wohl stellen halbamtliche Blätter den anderen vor, man müsse alles frühere vergessen, man müsse die Zwietracht nicht erhalten, man müsse den „neuen Brüdern" freundlich die Hand reichen; aber solche süßliche Ermahnungen zur Barmherzigkeit sind wahrlich nicht geeignet, um die gerechte Erbitterung der stolzen Bürger zu mildern. Diese Erbitterung ist in allen Classen, in allen Kreisen und sie wird unzweideutig und offen gezeigt. Ich weiß ganz gewiß, daß vor kurzer Zeit noch kein preußischer Beamter einen Gegenbesuch oder eine Einladung erhalten hat; ich weiß, daß die Damen alle schwarz-weißen Verzierungen sorgfältig vermeiden, wie gut sie auch kleiden und an jedem öffentlichen Orte, in jedem Wirthshaus kann man sehen, wie man sich absperrt gegen Alles was preußisch ist. Gewohnheit und Bedürfniß werden allmählig die große Schroffheit mildern, aber noch sehr lange Zeit wird in jedem Verkehr eine höchst widerwärtige Spannung sich erhalten.

Man hat berechnet, daß in Folge der Einverleibung in Großpreußen 878,000 Gulden weniger in Frankfurt umlaufen werden. Rechnet man dazu die Zinsen von der geleisteten Brandschatzung mit 300,000 fl., so ergibt sich ein Verlust von 1,178,000 fl. Wenn man die Wirkungen des Abganges vieler angesiedelten Familien und der Verminderung des Zuzuges der Fremden in Rechnung stellen könnte, so würde der jährliche Ausfall noch viel zu niedrig angeschlagen

seyn mit anderthalb, vielleicht selbst mit zwei Millionen; und solcher Ausfall wäre groß genug um eine andere Stadt zu Grund zu richten. Allerdings wird Frankfurt deßhalb nicht verarmen, aber lange Zeit werden die Gewerbe darniederliegen; sie werden vielleicht nie wieder die frühere Blüthe erlangen; der Werth des unbeweglichen Besitzes wird sinken und nie wieder die frühere Höhe erreichen.

Mit welchen Mitteln soll die preußische Regierung solche Verluste ausgleichen? Die sechs Millionen Gulden welche die Preußen in Frankfurt erpreßt, sollen, so sagt man, in Frankfurt selbst zur Gründung gemeinnütziger Anstalten verwendet werden. Ich habe sehr große Achtung für die Organisations- und Verwaltungs-Talente der preußischen Regierung; ich glaube auch daß diese Unternehmungen durchführen würde an welche Senat und Bürgerschaft bisher nicht einmal zu denken gewagt; ich frage aber: ist eine Anstalt dieselbe ob eine Gewaltherrschaft oder ob ein selbstständig freies Gemeinwesen sie schafft? Ich frage: können Wasserleitungen, Spitäler, Sammlungen u. s. w., wie nützlich, vielleicht nothwendig sie seyn mögen, einer Stadt die Blüthe hervorrufen welche mit dem Princip und der Grundlage ihrer Verhältnisse zerstört worden ist? Der Vorschlag die gute Stadt Frankfurt zum Pfründnerhaus der entthronten Regenten zu machen, setzt die Anerkennung eines selbstständigen, gewissermaßen neutralen Gemeinwesens voraus, ist aber nur ein schlechter Witz welchen viele Leute für Ernst genommen haben.

Der preußischen Regierung würde es schon recht seyn, wenn Frankfurt der Geldmarkt für das südliche Deutschland bliebe und der Vermittler zwischen diesem und dem deutschen Norden und Frankreich und England. Es ist ganz gewiß daß Verbindungen welche ein bedeutender Platz seit Jahren gepflegt, so leicht nicht aufgelöst, und daß Geschäfte welche auf einem solchen Platze festgesetzt sind, nur sehr schwer hinweggezogen werden. Die Verhältnisse des Handels haben größere Zähigkeit als politische Zustände; aber allzu sicher

möchte man darauf doch nicht rechnen. Werden die süddeutschen Geschäftsmänner fortan geneigt seyn den ungeheuren Gewinn ihres Geldmarktes einer preußischen Provinzialstadt zuzuwenden? Könnten nicht Frankfurter Häuser nach irgend einer anderen Stadt übersiedeln oder in solcher neue Geschäfte gründen mit sehr großen Fonds? Daß Frankfurt wieder ein Hauptplatz des Waarenhandels werde, dagegen sind alle Verhältnisse unserer Zeit; denn diese Geschäfte legen sich in die Seestädte und selbst der kleine Handelsmann im Binnenlande bezieht seinen Bedarf aus diesen oder unmittelbar aus den Fabriken. Kann aber die preußische Regierung vollkommen neue Gewerbszweige erschaffen?

Das mächtige Preußen kann wohl Manches thun um eine seiner größern Provinzialstädte zu heben. Es kann das Commando eines Armeecorps mit einer starken Garnison in solche Stadt legen; es kann sie zum Sitz einer Regierung und eines Obergerichtes machen und diese mit Präsidenten und Oberpräsidenten, mit Räthen und Advokaten und einem zahlreichen Kanzleipersonal ausstatten; es kann sogar sie einem Prinzen als zeitweise Residenz anweisen: aber alle diese und noch andere Herrlichkeiten könnten der Stadt Frankfurt nicht das Verlorene ersetzen. Würde auch dessen Bedeutung als Handelsplatz erhalten, so wäre eben immer der eigentliche Charakter geändert. Die Bundesversammlung war eben doch der große politische Körper, welcher den nationalen Verband der deutschen Stämme darstellte. Daß dieser große politische Körper neben der Geldmacht stund, daß in dem Geldmarkt sich politische Ideen bewegten, daß moralische Interessen unmittelbar die materiellen berührten und daß in dem gesellschaftlichen Verkehr die Träger der beiden sich mengten — eben darin lag die anziehende Eigenthümlichkeit von Frankfurt welche kaum ein anderer Platz zu bieten vermag. In Paris und in London sind freilich alle diese Elemente in ungleich größerer Mächtigkeit, aber sie bestehen und leben

getrennt eben weil alle Verhältnisse in ungeheuren Maßen bestehen.

Die freie Stadt Frankfurt war eine große Stadt, die preußische Provinzial-Stadt ist eine solche nicht mehr. Das südwestliche Deutschland hat seine Hauptstadt verloren.

Vorerst bleib' ich noch hier, vielleicht werd' ich den Winter in Vevey oder in Montreux zubringen. Die Luft ist dort mild und ich muß mich an die Vorstellung der neuen Zustände gewöhnen, ehe ich in die Stadt zurückkehre, die schon so lange Zeit meine Heimath gewesen.

Bald mehr von

Deinem N. N.

LV.

Hat Karl V. an dem Landgrafen Philipp von Hessen wortbrüchig gehandelt, als er ihn zu Halle gefangen nahm?

Mit Grund wurde schon oft geklagt, daß die Programme der deutschen Studienanstalten den entfernteren Kreisen entweder gar nicht bekannt werden oder wenigstens nicht zugänglich sind, weil sie nicht in den Buchhandel kommen *); und doch bieten viele derselben theils ganze Abhandlungen die sich durch Gründlichkeit und Gediegenheit auszeichnen, theils bergen sie wenigstens zerstreute Goldkörner in sich. Dieser Kategorie gehört unzweifelhaft auch das Programm des k. k.

*) Es ist ein verdienstliches Unternehmen des „Literarischen Handweisers", daß er diese Programme von Zeit zu Zeit verzeichnet.

Ober-Gymnasiums in Melk an welches am Schlusse des Schuljahres 1866 ausgegeben wurde. Der Verfasser, Ambros Ant. Heller, Professor der Geschichte (und Mitglied des Benediktinerstiftes?) hat sich eine Ehrenrettung Kaiser Karls V., also einen Gegenstand zum Vorwurf gemacht dessen Befund sicherlich weitere Verbreitung verdient, daher es angezeigt seyn dürfte auf Grund des voranstehenden Programmes den berührten Streitpunkt wiederholt zu behandeln und einem grössern Leserkreise zugänglich zu machen.

I. Bald nach der für Karl V. wunderbar glücklichen Schlacht bei Mühlberg (24. April 1547) ward der besiegte Landgraf Philipp von Hessen, nebst Johann Friedrich von Sachsen das Haupt der Empörung, zu Halle auf Befehl des Kaisers gefänglich festgenommen, nachdem er kurz vorher durch eine Capitulation mit dem Kaiser Frieden geschlossen und in Gegenwart einer großen Menge von Fürsten und Herren knieend um Verzeihung und um Aufhebung der Reichsacht gebeten hatte. Seitdem ist unendlich viel über die Frage gestritten worden, ob der Landgraf mit Recht oder Unrecht in Gefangenschaft gekommen sei. Sleidanus, der unverdächtige protestantische Historiograph des schmalkaldischen Krieges, berichtet als Zeitgenosse und Augenzeuge, die ersten Friedensunterhandlungen zu Leipzig seien fruchtlos abgelaufen, weil der Kaiser durchaus auf der Forderung bestand, daß Philipp ohne jede Bedingung sich ergebe und alle Burgen und Kriegswerkzeuge ausliefere. Darauf hätten sich Moriz von Sachsen und der Brandenburger Joachim für ihn beim Kaiser verwendet und erträgliche Friedensbedingungen erlangt, die sie am 4. Juni 1547 dem Landgrafen schriftlich übersandten, indem sie ihm dringend riethen, er möge den Vorschlag annehmen und sich ohne weitere Bedingung ergeben. Er brauche dabei nichts zu fürchten, denn der Kaiser werde weder etwas zu Hartes auferlegen, noch ihn selbst gefangen nehmen; dafür wollten sie ihr Wort verpfänden. Der wesentliche Inhalt des dem

Landgrafen überschickten Capitulationsentwurfes war nach Sleidan folgender: „Der Landgraf ergibt sich und sein Land ohne Bedingung, kommt persönlich zum Kaiser, bittet fußfällig ab, befolgt das was der Kaiser zum Wohle des Reiches anordnet, leistet die Türkenhilfe, geht kein Bündniß ein in welches nicht der Kaiser und sein Bruder, der König Ferdinand, eingeschlossen sind, bestraft strenge seine Unterthanen welche gegen den Kaiser oder gegen Ferdinand Krieg führen werden, bezahlt dem Kaiser 150,000 Goldgulden, zerstört alle seine Burgen und Festungen mit Ausnahme von Ziegenhain oder Kassel, läßt Heinrich von Braunschweig und dessen Sohn frei und gibt ihm sein Land zurück, entläßt alle Gefangene, welche für den Kaiser fochten, ohne Strafe." Sleidan erzählt weiter, der Landgraf habe am 19. Juni zu Halle den auf Grund des obigen Entwurfs abgefaßten Friedens- und Capitulationsvertrag unterzeichnet und gleich darauf die Abbitte geleistet, worauf ihm der Kaiser durch den Reichsvizekanzler antwortete, er wolle Philipp wegen der Fürbitte einiger Fürsten von der Reichsacht befreien und weder mit der Todesstrafe, noch mit ewigem Gefängniß, noch auch an Gütern weiter bestrafen, als in dem Friedensvertrage bestimmt sei. Am Abende desselben Tages wurde dem Landgrafen, als er bei Herzog Alba Gast war, bedeutet daß er als Gefangener dort zu verbleiben habe, worauf er ungeachtet der Protestation der beiden Kurfürsten dem Zuge des Kaisers folgen mußte.

Diesem einfachen Berichte eines Augenzeugen gegenüber hat gleichwohl eine Legion von Schriftstellern den Kaiser nicht nur eines Mangels an Großmuth, eines Betrugs und einer unedlen Täuschung bezüchtigt, weil er einen Fürsten der im vollen Vertrauen auf freie Entlassung nach Halle gekommen wider das demselben zugesicherte freie Geleit festgehalten habe, sondern man fabelte auch geradezu von einer absichtlichen Fälschung des Capitulations-Dokumentes. Thuan, Rommel und Consorten wollten nämlich wissen, die Capitulation habe

ursprünglich dahin gelautet, daß Philipp nicht mit einigem Gefängnisse bestraft werden solle, die kaiserlichen Räthe aber, besonders Granvella, hätten durch Veränderung eines Buchstabens das Wort „einig“ in „ewig“ verwandelt. Dieses Vorgeben konnte so lange Glauben finden, als die Capitulationsurkunde verloren zu seyn schien. Als aber Mogen diese auffand und es sich zeigte, daß sie mit dem Entwurfe welchen man dem Landgrafen vorher überschickt hatte und den Sleidan aufbewahrte, völlig harmonire und gleichlautend sei, da mußte man gerne oder ungerne die Hypothese fallen lassen; denn in beiden geschieht des Gefängnisses gar keine Erwähnung, weder des ewigen noch des einigen. Nun suchte man einen anderen Ausweg und berief sich auf eine Deklaration welche in den der Capitulation vorangegangenen Verhandlungen aufgesetzt wurde und worin, wie man behauptete, die Worte vorgekommen seien: daß die unbedingte Uebergabe dem Landgrafen weder zur Leibesstrafe noch zu einiger Gefängniß gereichen sollte. Granvella habe aber, so lautete jetzt die Anklage, am Abende desselben Tages (3. Juni) an welchem die genannte Schrift abgefaßt wurde, die beiden Kurfürsten trunken gemacht, dann das Wort „einig“ in „ewig“ verwandelt und sofort die beiden betrunkenen Kurfürsten unterschreiben lassen. Glücklicher Weise ward später von Riederer auch diese Deklaration entdeckt und daraus ersehen, daß der Landgraf sich erbot in des Kaisers Gnade und Ungnade frei und ohne Bedingung sich zu ergeben, daß aber die beiden Kurfürsten vom Kaiser die Zusicherung verlangten, es solle dem Landgrafen solche Ergebung weder zur Leibesstrafe noch zu ewiger Gefängniß gereichen*). Durch solchen Beweis überführt

---

*) Es war verabredet worden, daß dem Landgrafen von dieser Zusicherung und Milderung keine Kenntniß gegeben werden sollte, damit er sich schlechthin und unbedingt unterwerfen konnte und mußte.

mußten auch die Hartgläubigsten die vorgespiegelte Fälschung der Capitulation und Deklaration in das Reich der Fabeln verweisen.

Sprechen aber schon die betreffenden Aktenstücke selbst den Kaiser von Betrug frei, so geschieht dieß noch weit mehr durch seine von Bucholz und Lanz veröffentlichten Briefe. Vier Tage vor der Unterwerfung Philipps, also am 15. Juni, schrieb Karl an Ferdinand, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg hätten als Unterhändler des Landgrafen unter Anderm ausgemacht, daß sich derselbe einfach und unbedingt auf Gnade und Ungnade ergebe; dabei hätten sie nur die Versicherung verlangt, daß derselbe an seiner Person und seinen Gütern nicht mehr gestraft werde als in dem Vertrage enthalten sei, und auch nicht ewiges (immerwährendes) Gefängniß zu erleiden habe. Solches habe er, der Kaiser, bewilligt, da er immer für gut befunden den Landgrafen wenigstens einige Zeit in seinen Händen zu behalten. Er gedenke daher denselben gefangen zurückhalten zu lassen, was die Kurfürsten nicht übel nehmen könnten, weil er ihnen nur zugesichert habe, denselben nicht für immer gefangen zu halten*).

Hieraus erhellt, wie genau dieser Brief des Kaisers mit der erwähnten Deklaration der Kurfürsten und mit der unmittelbar nach der Abbitte und dem Fußfalle abgegebenen kaiserlichen Erklärung übereinstimmt.

Vier Tage nach der Unterwerfung Philipps, d. h. am 23. Juni, schrieb Karl an seinen Bruder: „In meinem letzten Briefe begehrte ich Euer Gutachten über die Haft und das Gefängniß des Landgrafen; denn überall in dem was ich mit den Kurfürsten gehandelt habe, und auch in der Versicherung welche sie durch die von ihnen ausgestellte Schrift (Dekla-

---

*) Bucholz IX. 427.

nation) verlangten, um versichert zu seyn, wie weit die Ungnade nur gehen solle, war nichts was mich hinderte ihn zurückzuhalten, nur daß sein Gefängniß nicht immerwährend sei, und ich schickte Euch die Abschrift der Versicherung, um diesen Punkt besser zu verstehen. Worauf Eure Antwort an demselben Tage eintraf, als er die Unterwerfung that, welche Antwort aber mehr dahin ging die sichere Bewachung Johann Friedrichs zu empfehlen, als diesen Punkt zu beantworten, ob es besser sei, den Landgrafen in Haft zu halten oder nicht? Und erwägend, daß man ihn in Haft behaltend ihm immer Gnade erzeigen könne, wenn man aber ihm völlige Verzeihung gewähre, man ihn dann nicht mehr in Haft behalten könne, entschloß ich mich zu dem ersteren, und deßhalb ließ ich dem Markgrafen von Brandenburg als jener die Unterwerfung that, auf die Frage, ob ich dem Landgrafen die Hand reichen werde, mit Nein antworten, und daß ich solches mir vorbehalte bis zu dessen gänzlicher Freilassung, aber daß, wenn er die Antwort höre welche ich dem Landgrafen geben lasse, er sich überzeugen könne, daß ich demselben Alles bewillige was er und der Kurfürst von Sachsen außerhalb des Vertrags verlangt hätten. Und nachdem jener sie gehört hatte, bezeigte er sich damit zufrieden." So der Kaiser*).

Indeß halten sich die Ankläger dadurch noch immer nicht für besiegt, sondern suchen wenigstens indirekt zu beweisen was direkt zu beweisen nicht gelingen will. Der Landgraf, sagen sie, habe sicheres Geleite erhalten, um frei nach Halle kommen und von dort zurückreisen zu können. Damit lasse sich die Gefangennehmung nie und nimmer vereinigen. Allein dieser scheinbare Widerspruch löst sich, sobald man erwägt, daß die Kurfürsten dem Landgrafen nicht des

*) Bucholz VI. 73. IX. 430.

Kaisers Geleit, sondern, wie ein Brief Philipps an den Kaiser vom 12. Okt. 1547 bezeugt, nur ihr eigenes Geleit zusagten, und daß sie die Versicherung der freien Rückkehr in ihrem Privatschreiben an den Landgrafen ebenso willkürlich und ohne höhern Auftrag gaben, als sie ihm ohne dazu ermächtiget worden zu seyn, Hoffnung machten, er werde jeder Gefangenschaft entgehen.

Mehrere Artikel der Capitulation, wenden die Gegner ferner ein, seien von der Art, daß sie auf einen gefangenen Fürsten gar nicht passen, wie z. B. die vom Schließen der Bündnisse, vom künftigen Gehorsam gegen den Kaiser u. a. Allein es ist nicht einzusehen, warum die bezüglichen Artikel welche allerdings auf einen in lebenslänglicher Haft befindlichen Fürsten nicht passen, keine Anwendung haben könnten auf einen gefangenen Fürsten der nach einiger Zeit wieder entlassen werden und dann bestimmte Vorschriften für sein Verhalten nöthig haben wird. Ueberdieß gaben die beiden betheiligten Kurfürsten selbst der Capitulation keine derartige Auslegung, wodurch auf den Kaiser auch nur der Schatten eines Wortbruches fallen könnte. Als nämlich einige Monate nach der Capitulation die Angehörigen Philipps wegen widerrechtlicher Gefangenhaltung desselben Klage erhoben, erklärte der Kaiser den zu Augsburg versammelten Reichsständen öffentlich, er habe, als er vernommen daß nach Verhaftung des Landgrafen Irrung in diese Sache geworfen und sein kaiserliches Wort in Disputation gezogen worden, sich dieses sehr zu Herzen gefaßt und die Erledigung des streitigen Punktes, ob er zur Verhaftung des Landgrafen berechtigt sei, vor allen Andern gefordert mit der ausführlichen Erklärung, ehe er seines kaiserlichen Wortes im mindesten brüchig zu seyn erkannt würde, wollte er unangesehen der verlorenen Zeit zugeben, daß der Landgraf ohne alle Handlung wiederum heimgelassen werde, und also Seine Majestät in ihrem Fürnehmen fortfahren möchte. Darauf hätten die beiden Kurfürsten

der Billigkeit nach bekannt, daß Seine Majestät dieses Gefängnisses halber anders nicht gehandelt, denn was Seiner Majestät von Rechtswegen wohl gebühre, und im Falle etwas dawider aufgebracht würde, wären beide Kurfürsten erbötig den Kaiser dagegen zu verantworten*). In der That gaben die zwei Kurfürsten vor den Reichsständen in Augsburg alsbald den Bescheid, sie wüßten in dieser Sache den Kaiser in nichten zu beschuldigen, daß an Vollziehung der abgeredeten Capitulation bei Ihrer Majestät einiger Mangel jemals gewesen; gleichwohl seien aber in dieser Sache allerhand Bei- und Nebenhändel vorgefallen, anfänglich mit der römischen kaiserlichen Majestät ehe dieselbe aus dem Feldlager bei Wittenberg fortgerückt, und dann mit kaiserlicher Majestät Räthen, welche ganz geheim und enge geschehen, und könnte sich hierinnen wohl noch zugetragen haben, daß in Mangel und Unverstand der Sprachen mit der kaiserlichen Majestät Räthen allerhand Mißverstand erfolgt seyn möchte. Jedoch wäre beider Kurfürsten Gemüth und Meinung nicht sich deßhalb in einige Disputation einzulassen.

Wollten oder müßten die von den Kurfürsten Moriz und Joachim hier angedeuteten Bei- und Nebenhändel und sprachlichen Mißverständnisse auch hauptsächlich auf den Ausdruck „ewiges Gefängniß" bezogen werden, so ist doch nicht nur gewiß, daß die unterhandelnden Kurfürsten den Ausdruck „ewiges Gefängniß" sehr wohl und sehr richtig verstanden sondern es läßt sich auch darthun, welche Bewandtniß es denn eigentlich mit dem angeblichen Mißverständnisse habe, Kurfürst Moriz sagt nämlich in derselben Erklärung an den Kaiser weiter: „Daß aber derselbe (der Landgraf) in Custodien genommen und bis daher behalten und länger (wie wir

---

*) Hortleder „Von Rechtmäßigkeit des deutschen Krieges". Gotha 1645.

doch nicht hoffen) aufgehalten werden sollte, dadurch S. G. als einem sterblichen Menschen einige Leibesgefahr entstünde, dann dieses von aller Welt dem Kaiser als Verletzung des kaiserlichen Wortes nachgeredet werden möchte, ist männiglich zu bedenken." Mit diesen Worten ertheilt also Moriz selbst seine Zustimmung zu dem von ihm gebrauchten und wohl verstandenen Ausdrucke „ewige Haft"; aber er glaubt, den Kaiser durch Appellation an die Sterblichkeit aller Menschen zur baldigen Befreiung des Gefangenen bewegen zu können. Sowohl Moriz als Joachim gingen über den Ausdruck „nicht ewiges Gefängniß erleiden" leicht hinweg, indem sie glaubten, daß Karl sein Recht nicht in der ganzen ihm zustehenden Strenge verfolgen, sondern schon wegen der großen Dienste welche sie beide dem Kaiser im schmalkaldischen Kriege geleistet hatten, und wohl auch wegen der Unbestimmtheit und Allgemeinheit des Ausdruckes „ewig" den Landgrafen höchstens einige Tage oder einen Monat gefangen halten werde, um ihm einen heilsamen Schrecken einzujagen und ihn desto sicherer zur Erfüllung der in der Capitulation enthaltenen Bedingungen, namentlich der Zahlung der Kriegskosten zu vermögen. Deßhalb schrieben sie auch an Philipp, er möge die in der Capitulation versprochenen Kriegskosten schleunigst zahlen, um dann seiner Haft entlassen zu werden.

Allein sie hatten sich in ihrem Raisonnement gewaltig getäuscht; denn es handelte sich jetzt für den Kaiser darum, daß der Landgraf unschädlich und der Sieg vollständig gemacht werde. Das konnte geschehen ohne daß der Sieger zu einem Betruge seine Zuflucht zu nehmen brauchte, vielmehr sollte man den unterhandelnden Kurfürsten den Vorwurf machen, daß sie einigermaßen der List sich bedienten um ihren Schützling zur unbedingten Unterwerfung zu bewegen. Karl erkannte wohl, daß der ränkesüchtige Philipp ihm stets wieder Verlegenheiten bereiten würde, darum drang er bei jeder Verhandlung darauf, daß derselbe sich persönlich vor ihm

stelle, und ließ sich um keinen Preis von dem Entschlusse abbringen den vollständig gedemüthigten Gegner so lange in Gewahrsam zu behalten, bis er nichts mehr von ihm zu fürchten hätte. Die fortgesetzten Verhandlungen konnten weder den Kaiser noch den Landgrafen zur Nachgiebigkeit umstimmen, so daß für letzteren das Aeußerste zu befürchten stand. Deßhalb suchten die für Philipp bittenden Kurfürsten sich selbst über die Folgen des Ausdrucks „einige Haft" zu beschwichtigen, um auch den Landgrafen beschwichtigen zu können und ihn glauben zu machen, er werde gar nicht gefänglich festgehalten werden, ja um ihm jeden Zweifel zu benehmen, scheuten sie sich nicht auf's Gerathewohl hin ihm dahin lautende Versicherungen sogar schriftlich auszustellen. Da aber der Kaiser nichts dergleichen, weder dem Landgrafen noch den Kurfürsten je versprochen oder auch nur angedeutet hatte, so war er folglich auch nicht verpflichtet dasjenige zu halten, was die Kurfürsten dem Landgrafen zugesagt hatten, er konnte mit Recht sagen, er habe sein gegebenes Wort nicht gebrochen. Ehre jenen protestantischen Geschichtschreibern, welche gleich A. Menzel*) und Raumer**) keinen Anstand nahmen, die Freisprechung des Kaisers von Hinterlist und Wortbruch gegenüber dem Landgrafen als Resultat ihrer Untersuchungen öffentlich zu verkünden!

---

*) Neuere Geschichte der Deutschen. 2. Bd. S. 88—96.

**) Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts Bd. 1. S. 544—549.

Es thut uns leid nicht bis dahin warten zu können, wo der Vorhang vor dem Geheimniß des neuen Systemwechsels fallen und Baron von Beust seine eigentlichen Absichten vor dem großen Publikum verrathen wird. Wir werden nämlich unmittelbar vor und nach dem Neujahr wichtigere Brennpunkte der europäischen Politik, als die Projekte des neuen Premier in Wien es seyn können, in's Auge zu fassen haben, und es bleibt uns daher nichts übrig als im voraus bemerklich zu machen, unter welchen Umständen die von Baron Beust heraufzurufende Neue Aera in Oesterreich, seit zwölf Jahren die dritte, auf der politischen Schaubühne erscheinen muß.

Die erste Neue Aera hat Baron von Bruck angezündet. Als ein aus Preußen eingewanderter Kaufmann war er eigentlich nur Finanzminister; aber als solcher hat er wie männiglich bekannt bis zu der Katastrophe von 1859 zugleich die gesammte innere und äußere Politik des Reichs inspirirt und gemacht. Er war im buchstäblichen Sinne des Wortes das Faktotum in Oesterreich und genoß in dieser ganzen Zeit, geradeso wie auch sein Nachfolger im Neue-Aeren-Machen, das unbegrenzte und unerschütterliche Vertrauen seines Herrn. Nicht weniger erfreute er sich der überschwänglichen Bewunderung von Seite des leichtgläubigen Publikums. Tausend Federn priesen ihn, meistens gegen gute Bezahlung, Jahr aus Jahr ein als den gottgesendeten Heiland und Retter Oesterreichs; namentlich thaten dieß alle die Federn welche jetzt dem Sächsischen Baron zujubeln. Das ging solange bis der italienische Krieg die wahre Lage des Reiches enthüllte; die Welt entsetzte sich über das Unmaß von Fäulniß und Corruption, Baron Bruck aber schnitt sich verzweifelnd den Hals ab. Er ist es der die zukunftsreiche Stellung Oesterreichs in der orientalischen Frage jammervoll verpfuscht hat; er hat den Grund gelegt zu der Vertreibung Oesterreichs aus Italien und zum finanziellen Ruin des Reichs.

Baron Bruck verfolgte in der innern Politik das System, daß er den constitutionellen Anwandlungen in- und ausländischer Liberalen die Behauptung entgegenstellte: erst müsse auf dem Wege bureaukratisch-absolutistischer Aufklärung Oesterreich „germanisirt“ werden, ehe es sich auf die Bahn des Verfassungswesens wagen könne. Dieß war der Grundgedanke der Bach'schen Periode, welche man von Rechtswegen die Bruckische nennen sollte, und mit diesem täuschenden Spiel wurde die beste Zeit, wo die jetzt unentwirrbar gewordenen innern Fragen noch mit leichter Mühe zu lösen gewesen wären, unwiederbringlich versäumt. Aber die deutschliberale öffentliche Meinung ließ sich die Ausrede willig gefallen, bis der Stoß von Italien her erfolgte und das Geschrei über die „zehnjährige Mißregierung“ losbrach.

Ritter von Schmerling trat nun ein als Gründer der zweiten Neuen Aera. Ganz dieselben Federn welche soeben die entgegengesetzte Politik bis auf's Messer vertheidigt hatten, erhoben nun ihn bis zu den Sternen und sein Wille war des Monarchen Wille. Dem System Schmerling lag der widerspruchsvollste aller Gedanken zu Grunde, nämlich Oesterreich zu „germanisiren“ auf dem Wege des centralisirenden Constitutionalismus. Mit dieser Danaiden-Arbeit hat der selbstgefällige, in abstrakten Doktrinarismus verrannte Minister die vier schönsten Friedensjahre rein nutzlos vertrödelt, bis sein eigenes Reichsraths-Geschöpf sich gegen ihn empörte und der Kaiser erkannte, daß es in solcher Weise unmöglich mehr fortgehen könne. Inzwischen hatte Schmerlings Einfluß die schleswig-holsteinische Streitsache in die Richtung des verblendeten Partei-Fanatismus hineingebracht, die so unermeßliches Unglück über Deutschland herbeirief; sein Einfluß hatte die Gründung eines Augustenburgischen Mittelstaats jenseits der Elbe höher werthen gelehrt als die Bewahrung der österreichischen Weltstellung in Venetien. Wenn man auf diesem Wege in Wien allmählig sogar gegen

das Schicksal der Alpen und der Adria gleichgültig wurde; so hatten solche Staatsmänner natürlich schon gar keine Zeit mehr für den Orient. In ihrem Rücken und ehe sie es nur recht merkten, konnte ein preußischer Prinz als erblicher Fürst in den Donaufürstenthümern sich festsetzen; so haben sie gesorgt für die „Ausbreitung des Deutschthums im Osten.“

Nachdem das Unglück geschehen, tritt nun Baron Beust als Gründer der dritten Neuen Aera in Oesterreich auf. Was soll er und was kann er? Diese Frage drängt sich unabweisbar auf. Durch seine Berufung hat das große alte Oesterreich das demüthigende Geständniß abgelegt, daß es mit seinen 35 Millionen, einer zahllosen Menge von Civilbeamten und Militärs, einer an Zahl und Vermögen unvergleichlich reichen Aristokratie nicht mehr im Stande sei aus dem eigenen Schooße eine geeignete Kraft für das auswärtige Minister-Portefeuille des eigenen Reiches zu erzeugen. Man berufe sich nicht darauf, daß ja immer viele Staatsmännet aus der Fremde in österreichischem Dienst eine Rolle gespielt wie namentlich Metternich selber. Das waren eben noch ganz andere Verhältnisse, als in Wien noch die deutsche Kaiserkrone glänzte und dann wenigstens der Präsidialgesandte des deutschen Bundes von Wien ausging. Aber in dem Augenblicke als Oesterreich vertragsmäßig aus Deutschland ausschied, hätte man ein solches Armuthszeugniß um jeden Preis vermeiden müssen, wenn es möglich war; denn ein Armuthszeugniß ist es vor den Augen des In- und Auslands.

Und warum überdieß gerade den Baron von Beust? Was für Zeugnisse und Erfolge konnten den Mann empfehlen? Man hat auf solche Fragen hin die Thatsache erwähnt, daß vor dem Antritt des Herrn von Bismark Preußen selber sein auswärtiges Portefeuille dem Sächsischen Minister angetragen habe. Sehr wohl; damals konnte man meinetwegen in das Glück und den Takt des Mannes noch Glauben setzen. Wir

unsererseits fühlten uns zwar von seinem studirten Hervordrängen und grundsatzlosen Prunken längst mit instinktivem Widerwillen erfüllt; aber der Geschmack ist ja sehr verschieden in solchen Dingen. Immerhin konnte man damals von der Gewandtheit seiner Rede und der schneidigen Glätte seiner diplomatischen Feder noch etwas erwarten. Seitdem ist aber Alles anders geworden. Alle Berechnungen, die den Sächsischen Minister in seinem wechselvollen Verhalten zur schleswig-holsteinischen und zur Kriegsfrage seit 1863 geleitet haben, sind unerbittlich zu Schanden geworden. Sonst pflegte man Staatsmänner die sich solcher Mißerfolge schuldig machten, nicht nur nicht nach außen zu berufen, sondern man schickte sie auch zu Hause davon. Ueberhaupt hat Baron Beust in der schleswig-holsteinischen Krisis mehr als alle seine mittelstaatlichen Collegen nicht so fast als Staatsmann, sondern als popularitätssüchtiger Parteimann gehandelt; er hätte sonst nicht im Jahre 1863 sein eigenes Rechtserachten von 1852 Lüge strafen können. Mit dieser Verläugnung seines eigenen Worts hat er die Feuerleiter der Volksschmeichelei angelegt; aber die Leiter ist unter ihm gestürzt mit einem Krach der die Welt erschüttert hat, und aus seinem tiefsten Fiasko ist der Mann aufgehoben worden, um in der Wiener Staatskanzlei an die Stelle gesetzt zu werden, wo alle ehrlichen Freunde Oesterreichs wieder einmal einen ernsthaften Staatsmann zu sehen hofften. Was soll man zu einer solchen Erscheinung sagen?

Es sind noch ein paar Umstände, welche die Berufung des Herrn Baron von Beust hätten widerrathen sollen, wo es immer möglich war. Man verwahrt sich in Wien sehr ernstlich und nothgedrungen gegen die Annahme, als sinne Oesterreich auf Rache und auf einen abermaligen Bruch mit Preußen; man äußert friedliche Gesinnungen die jede Art von deutscher Restaurations-Politik ausschließen. Ist das ehrlich gemeint, dann ist die Ernennung des Sächsischen Staatsmanns

zum Leiter der kaiserlichen Politik jedenfalls nicht der geeignete Beweis gewesen. In Berlin mußte diese Maßregel voraussichtlich als eine prolongirte Kriegserklärung erscheinen, oder wenigstens als eine Demonstration die dem würdigen Alter der österreichischen Monarchie nicht gut zu Gesicht steht. Nicht nur in Berlin sondern noch an manchem andern Ort in Europa hat man die Sache wirklich in diesem Lichte gesehen. Der Erkorene hat freilich in seinem Rundschreiben vom Allerseelen-Tage mit scharfer Betonung erklärt: „er betrachte sich von seiner politischen Vergangenheit von dem Tage an getrennt, wo er nach dem Willen Sr. kaiserlichen apostolischen Majestät Oesterreicher geworden"; und in der That hat Herr von Beust wiederholt schon bewiesen, daß er nicht zu jenen schwerfälligen und unbehülflichen Naturen zählt, welche eine Rückenlast von Grundsätzen durch das Leben schleppen zu müssen glauben. Alles wahr; aber völlig aus seiner Haut zu fahren, ist dem Menschen doch auch nicht so leicht gegeben, und die angedeuteten Mißverständnisse ließen sich daher unschwer voraussehen. Um so mehr muß man an geradezu zwingende Gründe glauben, welche trotzdem die Ernennung des Sächsischen Barons zum leitenden Minister Oesterreichs veranlaßt haben.

Es müssen mit Einem Worte Aufgaben seiner harren, deren Erfüllung ausschließlich nur ihm zugetraut werden konnte. Sonst wäre wohl auch noch der Umstand berücksichtigt worden, den wir zuallerletzt noch benennen wollen; denn wir sind bescheiden geworden, am allerbescheidensten wo es sich um österreichische Angelegenheiten handelt. Baron von Beust ist Protestant und er hat bis zum Einmarsch der Preußen in das Königreich Sachsen als Minister in evangelicis die dortige Landeskirche regiert, eine protestantische Gesellschaft welche bekanntlich die ausschließlichste und gehässigste von allen ist. Nirgends weniger als in diesem Lande ist den Katholiken Luft und Licht gegönnt, nirgends

Kaisers Geleit, sondern, wie ein Brief Philipps an den Kaiser vom 12. Okt. 1547 bezeugt, nur ihr eigenes Geleit zusagten, und daß sie die Versicherung der freien Rückkehr in ihrem Privatschreiben an den Landgrafen ebenso willkürlich und ohne höhern Auftrag gaben, als sie ihm ohne dazu ermächtiget worden zu seyn, Hoffnung machten, er werde jeder Gefangenschaft entgehen.

Mehrere Artikel der Capitulation, wenden die Gegner ferner ein, seien von der Art, daß sie auf einen gefangenen Fürsten gar nicht passen, wie z. B. die vom Schließen der Bündnisse, vom künftigen Gehorsam gegen den Kaiser u. a. Allein es ist nicht einzusehen, warum die bezüglichen Artikel welche allerdings auf einen in lebenslänglicher Haft befindlichen Fürsten nicht passen, keine Anwendung haben könnten auf einen gefangenen Fürsten der nach einiger Zeit wieder entlassen werden und dann bestimmte Vorschriften für sein Verhalten nöthig haben wird. Ueberdieß gaben die beiden betheiligten Kurfürsten selbst der Capitulation keine derartige Auslegung, wodurch auf den Kaiser auch nur der Schatten eines Wortbruches fallen könnte. Als nämlich einige Monate nach der Capitulation die Angehörigen Philipps wegen widerrechtlicher Gefangenhaltung desselben Klage erhoben, erklärte der Kaiser den zu Augsburg versammelten Reichsständen öffentlich, er habe, als er vernommen daß nach Verhaftung des Landgrafen Irrung in diese Sache geworfen und sein kaiserliches Wort in Disputation gezogen worden, sich dieses sehr zu Herzen gefaßt und die Erledigung des streitigen Punktes, ob er zur Verhaftung des Landgrafen berechtigt sei, vor allen Andern gefordert mit der ausführlichen Erklärung, ehe er seines kaiserlichen Wortes im mindesten brüchig zu seyn erkannt würde, wollte er unangesehen der verlorenen Zeit zugeben, daß der Landgraf ohne alle Handlung wiederum heimgelassen werde, und also Seine Majestät in ihrem Fürnehmen fortfahren möchte. Darauf hätten die beiden Kurfürsten

nation) verlangten, um versichert zu seyn, wie weit die Ungnade nur gehen solle, war nichts was mich hinderte ihn zurückzuhalten, nur daß sein Gefängniß nicht immerwährend sei, und ich schickte Euch die Abschrift der Versicherung, um diesen Punkt besser zu verstehen. Worauf Eure Antwort an demselben Tage eintraf, als er die Unterwerfung that, welche Antwort aber mehr dahin ging die sichere Bewachung Johann Friedrichs zu empfehlen, als diesen Punkt zu beantworten, ob es besser sei, den Landgrafen in Haft zu halten oder nicht? Und erwägend, daß man ihn in Haft behaltend ihm immer Gnade erzeigen könne, wenn man aber ihm völlige Verzeihung gewähre, man ihn dann nicht mehr in Haft behalten könne, entschloß ich mich zu dem ersteren, und deßhalb ließ ich dem Markgrafen von Brandenburg als jener die Unterwerfung that, auf die Frage, ob ich dem Landgrafen die Hand reichen werde, mit Nein antworten, und daß ich solches mir vorbehalte bis zu dessen gänzlicher Freilassung, aber daß, wenn er die Antwort höre welche ich dem Landgrafen geben lasse, er sich überzeugen könne, daß ich demselben Alles bewillige was er und der Kurfürst von Sachsen außerhalb des Vertrags verlangt hätten. Und nachdem jener sie gehört hatte, bezeigte er sich damit zufrieden." So der Kaiser *).

Indeß halten sich die Ankläger dadurch noch immer nicht für besiegt, sondern suchen wenigstens indirekt zu beweisen was direkt zu beweisen nicht gelingen will. Der Landgraf, sagen sie, habe sicheres Geleite erhalten, um frei nach Halle kommen und von dort zurückreisen zu können. Damit lasse sich die Gefangennehmung nie und nimmer vereinigen. Allein dieser scheinbare Widerspruch löst sich, sobald man erwägt, daß die Kurfürsten dem Landgrafen nicht des

*) Bucholz VI. 73. IX. 430.

Kaisers Geleit, sondern, wie ein Brief Philipps an den Kaiser vom 12. Okt. 1547 bezeugt, nur ihr eigenes Geleit zusagten, und daß sie die Versicherung der freien Rückkehr in ihrem Privatschreiben an den Landgrafen ebenso willkürlich und ohne höhern Auftrag gaben, als sie ihm ohne dazu ermächtiget worden zu seyn, Hoffnung machten, er werde jeder Gefangenschaft entgehen.

Mehrere Artikel der Capitulation, wenden die Gegner ferner ein, seien von der Art, daß sie auf einen gefangenen Fürsten gar nicht passen, wie z. B. die vom Schließen der Bündnisse, vom künftigen Gehorsam gegen den Kaiser u. a. Allein es ist nicht einzusehen, warum die bezüglichen Artikel welche allerdings auf einen in lebenslänglicher Haft befindlichen Fürsten nicht passen, keine Anwendung haben könnten auf einen gefangenen Fürsten der nach einiger Zeit wieder entlassen werden und dann bestimmte Vorschriften für sein Verhalten nöthig haben wird. Ueberdieß gaben die beiden betheiligten Kurfürsten selbst der Capitulation keine derartige Auslegung, wodurch auf den Kaiser auch nur der Schatten eines Wortbruches fallen könnte. Als nämlich einige Monate nach der Capitulation die Angehörigen Philipps wegen widerrechtlicher Gefangenhaltung desselben Klage erhoben, erklärte der Kaiser den zu Augsburg versammelten Reichsständen öffentlich, er habe, als er vernommen daß nach Verhaftung des Landgrafen Irrung in diese Sache geworfen und sein kaiserliches Wort in Disputation gezogen worden, sich dieses sehr zu Herzen gefaßt und die Erledigung des streitigen Punktes, ob er zur Verhaftung des Landgrafen berechtigt sei, vor allen Andern gefordert mit der ausführlichen Erklärung, ehe er seines kaiserlichen Wortes im mindesten brüchig zu seyn erkannt würde, wollte er unangesehen der verlorenen Zeit zugeben, daß der Landgraf ohne alle Handlung wiederum heimgelassen werde, und also Seine Majestät in ihrem Fürnehmen fortfahren möchte. Darauf hätten die beiden Kurfürsten

der Billigkeit nach bekannt, daß Seine Majestät dieses Gefängnisses halber anders nicht gehandelt, denn was Seiner Majestät von Rechtswegen wohl gebühre, und im Falle etwas dawider aufgebracht würde, wären beide Kurfürsten erbötig den Kaiser dagegen zu verantworten*). In der That gaben die zwei Kurfürsten vor den Reichsständen in Augsburg alsbald den Bescheid, sie wüßten in dieser Sache den Kaiser in nichten zu beschuldigen, daß an Vollziehung der abgeredeten Capitulation bei Ihrer Majestät einiger Mangel jemals gewesen; gleichwohl seien aber in dieser Sache allerhand Bei- und Nebenhändel vorgefallen, anfänglich mit der römischen kaiserlichen Majestät ehe dieselbe aus dem Feldlager bei Wittenberg fortgerückt, und dann mit kaiserlicher Majestät Räthen, welche ganz geheim und enge geschehen, und könnte sich hierinnen wohl noch zugetragen haben, daß in Mangel und Unverstand der Sprachen mit der kaiserlichen Majestät Räthen allerhand Mißverstand erfolgt seyn möchte. Jedoch wäre beider Kurfürsten Gemüth und Meinung nicht sich deßhalb in einige Disputation einzulassen.

Wollten oder müßten die von den Kurfürsten Moriz und Joachim hier angedeuteten Bei- und Nebenhändel und sprachlichen Mißverständnisse auch hauptsächlich auf den Ausdruck „ewiges Gefängniß“ bezogen werden, so ist doch nicht nur gewiß, daß die unterhandelnden Kurfürsten den Ausdruck „ewiges Gefängniß“ sehr wohl und sehr richtig verstanden sondern es läßt sich auch darthun, welche Bewandtniß es denn eigentlich mit dem angeblichen Mißverständnisse habe, Kurfürst Moriz sagt nämlich in derselben Erklärung an den Kaiser weiter: „Daß aber derselbe (der Landgraf) in Custodien genommen und bis daher behalten und länger (wie wir

*) Hortleder „Von Rechtmäßigkeit des deutschen Krieges“. Gotha 1645.

es unter dem alten Metternich war, damals als Oesterreich noch eine Politik zu verlieren hatte, von der es seitdem nichts mehr gefunden hat. Der Staatskanzler hatte unablässig wenigstens das Eine Auge auf Constantinopel gerichtet, dahin sendete er seine versuchtesten Diplomaten, und ihm wäre der garstige Streich an den Donaumündungen sicher nicht passirt, der seinen Epigonen mit dem Sigmaringischen Prinzen passirte, während sie die Existenz der Monarchie für das Haus Augustenburg einsetzten, und der in unsern Augen eine nicht viel geringere Niederlage war als die bei Königgrätz.

Im Jahre 1854 hätte Oesterreich seine eigene Hand mit leichter Mühe auf diese unberechenbar wichtigen Länder legen können. Aber man weigerte sich wie über eine Kränkung, einen kaiserlichen Prinzen als „Vasallen“ des Sultans herzugeben, um zehn Jahre später den ersten kaiserlichen Prinzen zum schmachvoll betrogenen Vasallen des Napoleoniden im fernen Merito werden zu lassen. Man sagte nein und nichts als nein zu allen Forderungen der Moldau-Walachen. Man protestirte gegen die Vereinigung der zwei Länder, und sofort wurde die rumänische Union unter Oberst Cusa eine vollendete Thatsache. Man protestirte dann gegen den „fremden Prinzen“, und sofort sendete Graf Bismark einen preußischen Gardelieutenant auf den Thron Rumäniens, der Sultan aber hat diesen Prinzen jüngst investirt als erblichen Fürsten und mit dem Ausdruck seines besondern Vergnügens, daß die „Moldau-Walachei einen seinem alten bewährten Freund, dem König von Preußen, so nahe verwandten Prinzen zu ihrem Beherrscher erwählt habe.“ Das ist der traurige Anfang des Endes von jener Politik, die Alles in der Welt zum starrsten Legitimismus verurtheilte und nirgends ein durchgreifendes Reformbedürfniß anerkannte als in Frankfurt am Main, am allerwenigsten in der — Türkei. So ist mit der Hinausweisung Oesterreichs aus dem Westen und aus dem Süden auch der

stelle, und ließ sich um keinen Preis von dem Entschlusse abbringen den vollständig gedemüthigten Gegner so lange in Gewahrsam zu behalten, bis er nichts mehr von ihm zu fürchten hätte. Die fortgesetzten Verhandlungen konnten weder den Kaiser noch den Landgrafen zur Nachgiebigkeit umstimmen, so daß für letzteren das Aeußerste zu befürchten stand. Deßhalb suchten die für Philipp bittenden Kurfürsten sich selbst über die Folgen des Ausdrucks „einige Haft" zu beschwichtigen, um auch den Landgrafen beschwichtigen zu können und ihn glauben zu machen, er werde gar nicht gefänglich festgehalten werden, ja um ihm jeden Zweifel zu benehmen, scheuten sie sich nicht auf's Gerathewohl hin ihm dahin lautende Versicherungen sogar schriftlich auszustellen. Da aber der Kaiser nichts dergleichen, weder dem Landgrafen noch den Kurfürsten je versprochen oder auch nur angedeutet hatte, so war er folglich auch nicht verpflichtet dasjenige zu halten, was die Kurfürsten dem Landgrafen zugesagt hatten, er konnte mit Recht sagen, er habe sein gegebenes Wort nicht gebrochen. Ehre jenen protestantischen Geschichtschreibern, welche gleich A. Menzel*) und Raumer**) keinen Anstand nahmen, die Freisprechung des Kaisers von Hinterlist und Wortbruch gegenüber dem Landgrafen als Resultat ihrer Untersuchungen öffentlich zu verkünden!

---

*) Neuere Geschichte der Deutschen. 2. Bd. S. 88—96.

**) Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts Bd. 1. S. 544—549.

Wie seine Partisanen sich das Räthsel solcher Erwartungen auslegen, ist freilich klar. Sie trauen dem Fremden eine desperate Rücksichtslosigkeit zu, die sie von keinem Einheimischen den der Kaiser etwa berufen könnte, erwarten dürfen. Sie berechnen offenbar, daß der Berufene, nachdem in den zwei vorigen Aeren der Liberalismus die möglichen Peripetien ohnehin alle durchgemacht, durch die Schwere der übernommenen Aufgabe auf's äußerste gedrängt seyn und zu den Maßregeln des Radikalismus greifen werde. Sie hoffen, daß es ihm bald gelingen werde den rechtschaffenen Grafen Belcredi über Bord zu werfen, wie der Igel den Hamster verdrängt; daß er dann alle Forderungen des magyarischen Radikalismus befriedigen werde, um baldigst den engern Reichsrath als cisleithanische Constituante einzuberufen. Sie machen kein Geheimniß daraus, was dieser Reichsrath sofort zu thun hätte. Er hätte der Politik Oesterreichs einen „modernen Inhalt" zu geben und dieser Inhalt müßte sich direkt gegen die katholische Kirche richten. Das Concordat, überhaupt die (angebliche) confessionelle Richtung der Staatspolitik habe dem Reich die Antipathie und die Geringschätzung der fremden Völker zugezogen und die Niederlage von Königgrätz hauptsächlich verschuldet: so sagen dieselben Leute welche wie losgelassene Furien zum Kriege gegen Preußen gehetzt haben. Sie verlangen vor Allem den Sturz des Concordats (dem sie natürlich den fabelhaftesten Inhalt anlügen) und dessen Ersetzung durch ein Mühlfeldisches Religionsedikt; dann Säkularisation der geistlichen Güter und Aufhebung der Klöster; ferner Trennung der Schule von der Kirche, Einführung der Civilehe und volle Gleichberechtigung aller Confessionen, d. i. Trennung der Kirche vom Staat. Die letztern drei Reformen, behaupten sie, habe Baron Beust ohnehin schon zu Bedingungen seiner Annahme gemacht.

Wenn nun eine solche Politik irgendwo der Triumph des vollendeten Radikalismus auf allen Gebieten des Staats-

Es thut uns leid nicht bis dahin warten zu können, wo der Vorhang vor dem Geheimniß des neuen Systemwechsels fallen und Baron von Beust seine eigentlichen Absichten vor dem großen Publikum verrathen wird. Wir werden nämlich unmittelbar vor und nach dem Neujahr wichtigere Brennpunkte der europäischen Politik, als die Projekte des neuen Premier in Wien es seyn können, in's Auge zu fassen haben, und es bleibt uns daher nichts übrig als im voraus bemerklich zu machen, unter welchen Umständen die von Baron Beust heraufzurufende Neue Aera in Oesterreich, seit zwölf Jahren die dritte, auf der politischen Schaubühne erscheinen muß.

Die erste Neue Aera hat Baron von Bruck angezündet. Als ein aus Preußen eingewanderter Kaufmann war er eigentlich nur Finanzminister; aber als solcher hat er wie männiglich bekannt bis zu der Katastrophe von 1859 zugleich die gesammte innere und äußere Politik des Reichs inspirirt und gemacht. Er war im buchstäblichen Sinne des Wortes das Faktotum in Oesterreich und genoß in dieser ganzen Zeit, geradeso wie auch sein Nachfolger im Neue-Aeren-Machen, das unbegrenzte und unerschütterliche Vertrauen seines Herrn. Nicht weniger erfreute er sich der überschwänglichen Bewunderung von Seite des leichtgläubigen Publikums. Tausend Federn priesen ihn, meistens gegen gute Bezahlung, Jahr aus Jahr ein als den gottgesendeten Heiland und Retter Oesterreichs; namentlich thaten dieß alle die Federn welche jetzt dem Sächsischen Baron zujubeln. Das ging solange bis der italienische Krieg die wahre Lage des Reiches enthüllte; die Welt entsetzte sich über das Unmaß von Fäulniß und Corruption, Baron Bruck aber schnitt sich verzweifelnd den Hals ab. Er ist es der die zukunftsreiche Stellung Oesterreichs in der orientalischen Frage jammervoll verpfuscht hat; er hat den Grund gelegt zu der Vertreibung Oesterreichs aus Italien und zum finanziellen Ruin des Reichs.

selben Londoner Vertrag als ein überwiesenes Verbrechen am deutschen Bund, am Augustenburgischen Erbrecht und an den Schleswig-holsteinischen Ständen verwerfen konnte: von dem mag allerdings noch viel zu erwarten seyn.

Die Lage Oesterreichs ist so tief beklagenswerth, daß man jeden Mann der aus patriotischem Pflichtgefühl die brennenden Zügel in die Hand genommen hätte, schon um des Muthes willen hätte bewundern müssen. Aber bei Baron Beust, der in Oesterreich nichts zu verlieren hat, war es etwas mehr als Muth. Zwar sehe ich schon wieder, auch in verwandten Organen, das Lob der Assekuranz durch die obligaten feilen Federn ausschleimen. Aber ich möchte doch fragen, ob man sich bei den zwei Neuen Aeren der Vergangenheit nicht schon genug blamirt zu haben glaubt, und ob es nicht wenigstens dießmal gerathen erscheinen dürfte, den Tag nicht vor dem Abend zu loben?

das Schicksal der Alpen und der Adria gleichgültig wurde, so hatten solche Staatsmänner natürlich schon gar keine Zeit mehr für den Orient. In ihrem Rücken und ehe sie es nur recht merkten, konnte ein preußischer Prinz als erblicher Fürst in den Donaufürstenthümern sich festsetzen; so haben sie gesorgt für die „Ausbreitung des Deutschthums im Osten.“

Nachdem das Unglück geschehen, tritt nun Baron Beust als Gründer der dritten Neuen Aera in Oesterreich auf. Was soll er und was kann er? Diese Frage drängt sich unabweisbar auf. Durch seine Berufung hat das große alte Oesterreich das demüthigende Geständniß abgelegt, daß es mit seinen 35 Millionen, einer zahllosen Menge von Civilbeamten und Militärs, einer an Zahl und Vermögen unvergleichlich reichen Aristokratie nicht mehr im Stande sei aus dem eigenen Schooße eine geeignete Kraft für das auswärtige Minister-Portefeuille des eigenen Reiches zu erzeugen. Man berufe sich nicht darauf, daß ja immer viele Staatsmänner aus der Fremde in österreichischem Dienst eine Rolle gespielt wie namentlich Metternich selber. Das waren eben noch ganz andere Verhältnisse, als in Wien noch die deutsche Kaiserkrone glänzte und dann wenigstens der Präsidialgesandte des deutschen Bundes von Wien ausging. Aber in dem Augenblicke als Oesterreich vertragsmäßig aus Deutschland ausschied, hätte man ein solches Armuthszeugniß um jeden Preis vermeiden müssen, wenn es möglich war; denn ein Armuthszeugniß ist es vor den Augen des In- und Auslands.

Und warum überdieß gerade den Baron von Beust? Was für Zeugnisse und Erfolge konnten den Mann empfehlen? Man hat auf solche Fragen hin die Thatsache erwähnt, daß vor dem Antritt des Herrn von Bismark Preußen selber sein auswärtiges Portefeuille dem Sächsischen Minister angetragen habe. Sehr wohl; damals konnte man meinetwegen in das Glück und den Takt des Mannes noch Glauben setzen. Wir

gut seyn, von ihren interessanten Ausführungen hier einige Mittheilung zu machen. Nur ganz Wichtiges soll herausgegriffen seyn *).

Herrn Banck ist es in seiner Eigenschaft als Kritiker klar, daß das Walten unserer modernen Literatur sich auf verhängnißvollen, gefahrdrohenden Bahnen bewege; es mahnt ihn sein sittliches und ästhetisches Gewissen in tiefster Seele, über Richtungen und Tendenzen zu klagen die er für Verirrungen und Frivolitäten hält, technische Ausführungen zu verdammen die den Kunstgesetzen Hohn sprechen, Leichtfertigkeiten zu rügen die den Genius unserer Sprache pietätlos verletzen, und so hat er denn in den Abhandlungen seines neuesten Buches auf viele der modernen Literatur verderbendrohende Richtungen, frivole Tendenzen, Selbsttäuschungen und Zuchtlosigkeiten der Geister hingewiesen. „Ich ging dabei, sagt er S. [illegible], von der Ueberzeugung aus, wenn mitten in den Geistesfluthen des Schaffens das Idealitäts-Princip aufgegeben wird, so muß der Fahrt das höchste Ziel verloren gehen. Mit dem ästhetischen Compaß wird auch der sittliche über Bord geworfen, der rohe Materialismus schwingt sich zum Steuermann auf, und man ist im besten Falle froh die glücklichen Inseln, das mühelose Schlaraffenland der Willkür zu erreichen. Auf diesem Gestade feiert die Begriffsverwirrung ihre Saturnalien. Aber indem sie einen eleganten luxuriösen Vandalismus für Cultur hält, verwechselt sie ebenso das Stoffliche mit dem Gehaltreichen, das Dunkle mit dem Tiefsinnigen, das Fürchterliche mit dem Erhabenen, das Massenhafte mit dem Großen, das Angenehme mit dem Anmuthigen, das pikant Schmeckende mit dem Geschmackvollen, das Sinnliche mit dem

*) Beide Schriftsteller, Wuttke und Banck, schildern nur das literarische Treiben im außerkirchlichen Heerlager; wenn sie einmal auf Katholisches zu sprechen kommen, geschieht dieß in widerlich gehässiger Weise (Wuttke S. 147, Bank S. 318 ff.). Um so lieber gönnen wir ihnen das Wort im Urtheil über die eigenen Parteigenossen.



zum Leiter der kaiserlichen Politik jedenfalls nicht der geeignete Beweis gewesen. In Berlin mußte diese Maßregel voraussichtlich als eine prolongirte Kriegserklärung erscheinen, oder wenigstens als eine Demonstration die dem würdigen Alter der österreichischen Monarchie nicht gut zu Gesicht steht. Nicht nur in Berlin sondern noch an manchem andern Ort in Europa hat man die Sache wirklich in diesem Lichte gesehen. Der Erkorene hat freilich in seinem Rundschreiben vom Allerseelen-Tage mit scharfer Betonung erklärt: „er betrachte sich von seiner politischen Vergangenheit von dem Tage an getrennt, wo er nach dem Willen Sr. kaiserlichen apostolischen Majestät Oesterreicher geworden"; und in der That hat Herr von Beust wiederholt schon bewiesen, daß er nicht zu jenen schwerfälligen und unbehülflichen Naturen zählt, welche eine Rückenlast von Grundsätzen durch das Leben schleppen zu müssen glauben. Alles wahr; aber völlig aus seiner Haut zu fahren, ist dem Menschen doch auch nicht so leicht gegeben, und die angedeuteten Mißverständnisse ließen sich daher unschwer voraussehen. Um so mehr muß man an geradezu zwingende Gründe glauben, welche trotzdem die Ernennung des Sächsischen Barons zum leitenden Minister Oesterreichs veranlaßt haben.

Es müssen mit Einem Worte Aufgaben seiner harren, deren Erfüllung ausschließlich nur ihm zugetraut werden konnte. Sonst wäre wohl auch noch der Umstand berücksichtigt worden, den wir zuallerletzt noch benennen wollen; denn wir sind bescheiden geworden, am allerbescheidensten wo es sich um österreichische Angelegenheiten handelt. Baron von Beust ist Protestant und er hat bis zum Einmarsch der Preußen in das Königreich Sachsen als Minister in evangelicis die dortige Landeskirche regiert, eine protestantische Gesellschaft welche bekanntlich die ausschließlichste und gehässigste von allen ist. Nirgends weniger als in diesem Lande ist den Katholiken Luft und Licht gegönnt, nirgends

ohne Tadel sagen durfte, darunter setzt er als vermeintlicher Meister seinen vollen Vor- und Zunamen und stellt es ganz Deutschland zur Schau. Eine solche persönliche Anmaßung und Geringschätzung ist unendlich empörend. Zu jenen blamablen Schnitzern, schwerfälligen Satzbildungen, geschmacklosen Wiederholungen desselben Beiworts, zu jenen falsch angewandten Zurückbeziehungen des beabsichtigten Sinnes auf ein früher genanntes Objekt; zu jenen disharmonischen Beiordnungen und Unterordnungen der Nebensätze, zu jenen knabenhaften Bocksprüngen des Periodenbaues — zu all' jenen Fehlern gesellen sich noch eine Menge neuerfundener Ausdrucksweisen, die oft so barok und disharmonisch sind wie ihre Schöpfer, und den vorlauten stümperhaften Eindruck ihres Styls complet machen. Vieles zu dieser Stylverschlechterung tragen die Zeitungen bei. Täglich gelesen, gewöhnt ihre oberflächliche Ausdrucksform Laien wie Fachmännern einen untergeordneten Geschmack an. Der Lebensnerv der Zeitungen ist beschädigt! Denn der innere Beruf des ächten Schriftstellers, sein Wahrheitsdrang, seine Vaterlandsliebe, das Streben seinen Mitmenschen zu nützen, zur fortschreitenden Entwicklung des Menschengeschlechtes beizutragen, das was auf diesem besonderen Felde der Schriftstellerei die Seele ausmacht: das Alles tritt gegenwärtig in den Hintergrund vor der Geldmacht und der Staatsgewalt, die sich in das Zeitungswesen theilen (Wuttke S. 141). Die Zeitungen sind — zum allergrößten Theile — den Händen der Schriftsteller entwunden. Ein ihrem Wesen fernstehendes Element hat sich dazwischengeschoben und ihrer bemeistert. Was Literatur seyn müßte, ist zum bloßen Geschäfte verkehrt und der Einzelne, der auf sich stehen sollte, ist nullificirt; ihm ist nur die Wahl gegeben, fremdem Antriebe gehorsam zu folgen oder auf den Hebel der periodischen Presse zu verzichten. Unter den Verhältnissen, wie sie sich in der deutschen Presse ausgebildet haben, wird der Schriftsteller erniedrigt, abgestumpft und verdorben, und es ist daher in der Presse weit mehr als ächte Schriftstellerei deren Entartung vorherrschend. In der Zeitungsarbeit werden unzählige Schriftsteller heruntergedrückt zu bloßen Die-

Traditionen brechen werde welche noch an die katholische Vergangenheit Oesterreichs erinnern*). Es wäre somit für die sogenannten Ultramontanen beim besten Willen unmöglich über den Protestantismus des neuen Premier hinwegzusehen; denn gerade die liberalen Organe erklären seinen protestantischen Charakter als den größten Vorzug den er in die neue Stellung mitbringe; darum erklären sie auf ihn zu vertrauen, daß er dem Unglück wehren werde welches, wie die Allg. Zeitung sich ausdrückt, die Habsburgischen Ferdinande durch Verfolgung der Kirchenreformation über Deutschland und Oesterreich gebracht haben. Es sieht sich in der That an, als wenn die Ernennung des Baron Beust zu einem allgemeinen Haberfeldtreiben gegen die katholische Sache in Oesterreich den Impuls und das Signal gegeben habe, und geht die Hetze so fort, dann wird Oesterreich zu allen andern Wirren hin auch noch einen Kirchenstreit haben von ganz anderer Farbe und Tragweite als selbst der badische.

Man kann nun freilich nicht annehmen, daß Baron Beust von vornherein die Bestimmung erhalten haben sollte auf dem Wege solcher Zumuthungen vorzugehen. Der Kaiser wird nie eine Kränkung der kirchlichen Rechte zugeben, solange er nämlich dem Andrang noch zu wehren im Stande ist; es wird sich in Bezug auf seine Person immer nur um das Können fragen und ob die Grenze desselben näher oder ferner liegt.

*) Man sehe z. B. die „Neue freie Presse". Das Blatt, dessen Redakteure meines Wissens lauter Juden sind, tobt wie in der Zwangsjacke. In der Nummer vom 15. November feiert es die bekannte Abstimmung des Wiener Gemeinderaths für Austreibung der Jesuiten als eine „Manifestation deutscher Gesinnung, deutscher Geistesfreiheit" und fügt bei: „wir erlauben uns, den Protestanten welcher Minister des kaiserlichen Hauses und des Auswärtigen ist, auf diese Kundgebung besonders aufmerksam zu machen."

Wenn es sich aber so verhält, welche andern Aufgaben mögen es dann seyn denen nur allein der Sächsische Baron gewachsen seyn sollte und kein einziger Mann sonst in den weiten österreichischen Grenzen?

Liegen diese Aufgaben vielleicht auf dem Gebiete der auswärtigen Politik? Sie wäre allerdings das Fach des berufenen Ministers. Aber gerade diejenigen welche seinen Amtsantritt mit vollen Backen bejubeln, machen kein Hehl aus ihrer Ueberzeugung, daß die beste Politik für Oesterreich jetzt die sei, gar keine große Politik zu treiben; und die officiellen Organe versichern einstimmig, daß ein für lange hin ungestörter Friede das erste österreichische Bedürfniß sei. Sonach wäre das auswärtige Amt zunächst eine Art Sinecure. Man gibt mitunter noch zu, daß es im Interesse Oesterreichs liege die Gründung des „süddeutschen Bundes" zu betreiben; aber dieß könnte jeder andere Diplomat so gut oder so schlecht vollbringen wie Baron von Beust, nach dessen erneuten Inspirationen die ehemaligen Collegen doch wohl nicht sehr begierig seyn werden. Man gibt auch zu, daß es die Aufgabe Oesterreichs sei, sich beim französischen Imperator dadurch zu insinuiren und ihn allianzwillig zu machen, daß man sich von jeder Einmischung in die römische Frage absolut ferne halte und den heil. Stuhl ganz und gar der Discretion des großmüthigen Beschützers überlasse. Daß es aber zu einer solchen Politik keines protestantischen Ministers bedarf, weder eines einheimischen noch eines fremden, das hat ja schon der Ritter von Schmerling überflüssig bewiesen. Also noch einmal: cui bono? zu deutsch: was soll Baron Beust als österreichischer Haus- und Hofminister helfen?

Bringt er vielleicht mit einer außerordentlichen Hochachtung Europa's für seine Person fremde Allianzen in der Tasche mit? Allerdings hatte er dereinst bei Rußland einen großen Stein im Brett; aber das ist schon lange her. Es war damals als er sich in der spitzigen Note vom 9. Juli

1854 gegen die Vorwürfe des Lord Clarendon um die Reputation Rußlands und der Bamberger Coalition annahm. Beust war damals ein entschiedener Partisan Rußlands und er verehrte im Czar den Hort der conservativen Interessen gegen die „Revolution". „Die Erfahrung der Jahre 1848 und 1849", schrieb er daher an den ergrimmten Lord, „hat uns zu schwere Lektionen hinterlassen." Seit dem Wiederauftreten der schleswig-holsteinischen Krisis aber, wo der Hr. Baron anfing sich als viel beklatschter Festredner bei Sänger- und Schützenfesten hervorzuthun, hat er die gedachten „Lektionen" ganz vergessen, und es ist mit die Schuld dieser Vergeßlichkeit, daß jetzt Rußland Arm in Arm mit der „verstärkten Hausmacht" Preußens das Jahrhundert in die Schranken fordert. In St. Petersburg kommt Baron Beust jedenfalls zu spät, er wollte denn nur als dienender Bruder in den Bund eintreten, den die Zwei unter sich geschlossen haben.

Aber genießt er nicht viel Ansehen und Einfluß in den Tuillerien? Es ist wahr: er hat bei Imperators zu Mittag gespeist in jener schönen Zeit wo er bei der Londoner Conferenz das dritte Deutschland zu vertreten hatte, und es ist viel davon die Rede gewesen, daß Louis Napoleon sich von dem Sächsischen Minister für die Augustenburgische Politik der Mittelstaaten habe interessiren und gewinnen lassen. Ist es wirklich so, dann hat der Imperator allerdings um so mehr Ursache den Baron Beust im Andenken zu behalten. Dem Scharfblick des französischen Herrschers wird es dann nicht entgehen, daß die eiteln Selbsttäuschungen und hoffärtigen Rechthabereien des Mannes wesentlich mit Schuld tragen, wenn Preußen jetzt selbst der französischen Macht über den Kopf gewachsen ist und den Napoleonismus beim eigenen Volke auf's bedenklichste compromittirt hat. Als ernsthafter Staatsmann könnte vielleicht jeder Andere die österreichische Allianz in Paris besser empfehlen als Baron Beust, wenn

man überhaupt in Wien diese Allianz suchen will anstatt sich suchen zu lassen.

Die Welt starrt in Waffen zufolge des preußischen Sieges, alle Mächte suchen ihre Armeen auf das Niveau der preußischen zu vermehren und debattiren die allgemeine Volksbewaffnung, ganz Europa träumt nur vom neuen furchtbaren Krieg, der die endliche Entscheidung erst bringen soll. Schon unterliegt es nicht dem mindesten Zweifel, daß die Allianz zwischen Preußen und Rußland auf bestimmte Eventualitäten hin geschlossen ist*), und diese Thatsache erhebt die Richtungen des neuen Kriegs über alle Anfechtung hinaus. Er wird am Rhein und im Orient zugleich entbrennen; es wird mit Einem Wort die endgültige Erhebung der orientalischen Frage seyn. Diese Frage ist die Frage der ganzen Zukunft Oesterreichs und auf diese grandiose Krisis bereitet man sich in Wien vor durch die Ernennung eines — Sächsischen Bundesrechts-Virtuosen zum Leiter der kaiserlichen Diplomatie.

Eine enorme Verkennung der europäischen Lage von heute und morgen, die sich in dem neuen Titel des Baron Beust auszudrücken scheint — das ist es was uns an der ganzen Affaire am schwersten fällt. Mit Recht bemerkt ein englisches Blatt: Beust's Laufbahn sei eben eine rein deutsche, die inneren Bundesfragen seien die einzigen mit denen er sich je beschäftigt habe. Aber was mehr ist: derlei Staatsmänner können die orientalische Frage auch nachträglich nicht kennen lernen, es fehlt ihnen von vornherein das Organ dafür. Ja, sie sehen darin eine Abirrung Oesterreichs von seiner wahren Bestimmung, und will man sie sehr verdrießlich

---

*) Nach zuverlässigen Privatnachrichten war die Hochzeit an der Newa nur der Vorwand zu einer hochpolitischen Sendung des preußischen Kronprinzen.

machen, so darf man nur ein Wort vom Orient fallen lassen. Es ist ganz bezeichnend, daß dieselben Leute, welche jetzt den Baron Beust als Retter des Reichs begrüßen, zugleich mit Eklat die Politik vertreten: „Pah, Orient! was geht uns der Orient an? Die Wurzeln der österreichischen Macht, die materiellen und geistigen, laufen nach dem Westen aus; mag im Orient geschehen was will, Oesterreich wird nicht so thöricht seyn abermals für andere Leute die Kastanien aus dem Feuer zu holen.“

Es wäre uns leicht die Belege dieser politischen Kurzsichtigkeit zahlreich beizubringen, wenn das Faktum nicht ohnehin allgemein bekannt wäre. Man nennt das in Wien deutsch-liberale Politik, und sie hat der österreichischen Monarchie bereits allen Credit im Orient gekostet. Ja, es ist meine innigste Ueberzeugung, wenn die Verkehrtheit in demselben Maße fortgeht, so ist der Untergang Oesterreichs besiegelt; denn die habsburgische Monarchie verliert damit vollends ihren Zweck im europäischen Staatensystem und sie lädt sich mit jedem Tage mehr die verdiente Verachtung der slavischen Mehrheit ihrer eigenen Bevölkerung auf.

Noch im Jahre 1840 konnte Fallmerayer den Ausspruch thun: „Unter den gegenwärtigen Umständen ist im Orient kein Schutz kräftiger und nachdrucksamer als der österreichische“. Wie weit liegt diese Zeit hinter uns! Jetzt haben die Christenstämme Rumeliens keinen Funken Sympathie mehr für Oesterreich das, wie ein rumänischer Aufruf vom Monat September an alle Christen der Türkei ausspricht, „stets für den Halbmond und gegen das Kreuz gekämpft hat“; noch hat die Pforte mehr Respekt vor der lendenlahmen und planlosen Politik der Wiener Staatskanzlei. Soeben hat ein trefflicher Artikel der Allg. Zeitung*) auseinandergesetzt, wie ganz anders

*) S. Beilage vom 22. November.

es unter dem alten Metternich war, damals als Oesterreich noch eine Politik zu verlieren hatte, von der es seitdem nichts mehr gefunden hat. Der Staatskanzler hatte unablässig wenigstens das Eine Auge auf Constantinopel gerichtet, dahin sendete er seine versuchtesten Diplomaten, und ihm wäre der garstige Streich an den Donaumündungen sicher nicht passirt, der seinen Epigonen mit dem Sigmaringischen Prinzen passirte, während sie die Existenz der Monarchie für das Haus Augustenburg einsetzten, und der in unsern Augen eine nicht viel geringere Niederlage war als die bei Königgrätz.

Im Jahre 1854 hätte Oesterreich seine eigene Hand mit leichter Mühe auf diese unberechenbar wichtigen Länder legen können. Aber man weigerte sich wie über eine Kränkung, einen kaiserlichen Prinzen als „Vasallen" des Sultans herzugeben, um zehn Jahre später den ersten kaiserlichen Prinzen zum schmachvoll betrogenen Vasallen des Napoleoniden im fernen Mexiko werden zu lassen. Man sagte nein und nichts als nein zu allen Forderungen der Moldau-Walachen. Man protestirte gegen die Vereinigung der zwei Länder, und sofort wurde die rumänische Union unter Oberst Cusa eine vollendete Thatsache. Man protestirte dann gegen den „fremden Prinzen", und sofort sendete Graf Bismark einen preußischen Gardelieutenant auf den Thron Rumäniens, der Sultan aber hat diesen Prinzen jüngst investirt als erblichen Fürsten und mit dem Ausdruck seines besondern Vergnügens, daß die „Moldau-Walachei einen seinem alten bewährten Freund, dem König von Preußen, so nahe verwandten Prinzen zu ihrem Beherrscher erwählt habe." Das ist der traurige Anfang des Endes von jener Politik, die Alles in der Welt zum starrsten Legitimismus verurtheilte und nirgends ein durchgreifendes Reformbedürfniß anerkannte als in Frankfurt am Main, am allerwenigsten in der — Türkei. So ist mit der Hinausweisung Oesterreichs aus dem Westen und aus dem Süden auch der

Anfang der verhängnißvollsten Absperrung im Osten zusammengetroffen.

In dieser Richtung die himmelschreienden Fehler eines halben Menschenalters — über die wir nicht erst jetzt, sondern seit vollen zwölf Jahren in diesen Blättern klagen — wo möglich gutzumachen, das wäre freilich die Aufgabe eines seltenen Staatsmannes an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten in Wien. Aber die Organe welche es ja doch wissen müssen, versichern einstimmig, daß die Aufgabe des Baron Beust nicht eigentlich nach außen gehe, sondern vor Allem auf dem Gebiet der innern Politik liege, und nach der Analogie der frühern Neuen Aeren dürfte es sich allerdings so verhalten. Baron Bruck stand bloß als Finanzminister im Staatshandbuch und doch hat er weit über sein Departement hinaus maßgebend gewirkt; noch mehr hat Ritter von Schmerling in seiner Stellung als Minister des Innern die Rolle eines Faktotums gespielt; warum sollte also nicht auch Baron Beust als Minister des Auswärtigen eigentlich zur Leitung der innern Politik berufen seyn? Freilich müßte unter diesem Gesichtspunkt seine Berufung nur noch räthselhafter erscheinen. Es hat von jeher geheißen, daß es für den Fremden stets unendlich schwer und nur nach langem Aufenthalt im Lande möglich sei mit den verwickelten Verhältnissen dieses eigenartigen Reichs einigermaßen vertraut zu werden; und nun soll der gestürzte Minister eines kleinen deutschen Mittelstaats Knall und Fall als Retter in den schwersten innern Krisen erscheinen, die ungarische Frage lösen, mit den Slaven fertig werden, die Ansprüche des deutschen Liberalismus auf die Hegemonie befriedigen und über allem Dem die Einheit des Reichs unerschüttert festhalten, vielleicht auch den Weg entdecken auf dem der täglich näher rückende Staatsbankerott umgangen werden könnte — Alles mit einem Veni vidi vici, als wenn ihm seiner Lebtag noch kein Fiasko begegnet wäre.

Wie seine Partisanen sich das Räthsel solcher Erwartungen auslegen, ist freilich klar. Sie trauen dem Fremden eine desperate Rücksichtslosigkeit zu, die sie von keinem Einheimischen den der Kaiser etwa berufen könnte, erwarten dürfen. Sie berechnen offenbar, daß der Berufene, nachdem in den zwei vorigen Aeren der Liberalismus die möglichen Peripetien ohnehin alle durchgemacht, durch die Schwere der übernommenen Aufgabe auf's äußerste gedrängt seyn und zu den Maßregeln des Radikalismus greifen werde. Sie hoffen, daß es ihm bald gelingen werde den rechtschaffenen Grafen Belcredi über Bord zu werfen, wie der Igel den Hamster verdrängt; daß er dann alle Forderungen des magyarischen Radikalismus befriedigen werde, um baldigst den engern Reichsrath als cisleithanische Constituante einzuberufen. Sie machen kein Geheimniß daraus, was dieser Reichsrath sofort zu thun hätte. Er hätte der Politik Oesterreichs einen „modernen Inhalt" zu geben und dieser Inhalt müßte sich direkt gegen die katholische Kirche richten. Das Concordat, überhaupt die (angebliche) confessionelle Richtung der Staatspolitik habe dem Reich die Antipathie und die Geringschätzung der fremden Völker zugezogen und die Niederlage von Königgrätz hauptsächlich verschuldet: so sagen dieselben Leute welche wie losgelassene Furien zum Kriege gegen Preußen gehetzt haben. Sie verlangen vor Allem den Sturz des Concordats (dem sie natürlich den fabelhaftesten Inhalt anlügen) und dessen Ersetzung durch ein Mühlfeldisches Religionsedikt; dann Säkularisation der geistlichen Güter und Aufhebung der Klöster; ferner Trennung der Schule von der Kirche, Einführung der Civilehe und volle Gleichberechtigung aller Confessionen, d. i. Trennung der Kirche vom Staat. Die letztern drei Reformen, behaupten sie, habe Baron Beust ohnehin schon zu Bedingungen seiner Annahme gemacht.

Wenn nun eine solche Politik irgendwo der Triumph des vollendeten Radikalismus auf allen Gebieten des Staats-

leiden wäre, so wäre dieß jedenfalls in Oesterreich der Fall. Persönlich überraschen mich übrigens die zuversichtlichen Erwartungen keineswegs, welche der Radikalismus in den neuen Minister des Kaisers setzt und speciell von ihm „als Protestanten“ erfüllt zu sehen hofft. Daß es so kommen und daß insbesondere der widerkirchliche Geist jetzt auch in Oesterreich seine gewohnten Forderungen mit Macht erheben werde: das war die erste Sorge zu deren Aeußerung in diesen „Blättern“ der Unglückstag von Königgrätz mich gedrängt hat; und durch die Berufung des Sächsischen Barons ist nun die Entscheidung allerdings hart vor die Thüre gerückt. Gott stehe Oesterreich bei!

Viele mögen den Baron Beust noch als „conservativen“ Staatsmann in der Erinnerung haben. Aus der Zeit von 1850 nämlich wo er eine Muster-Reaktion in Sachsen durchführte, die Verfassung über den Haufen warf und durch Oktroyirung wieder ständische Kammern einführte. Aus der Zeit wo er die politischen Gefangenen von 1849 im Zuchthaus zu Waldheim einer Behandlung unterwarf, die er sich aller Wahrscheinlichkeit nach als allseitig gelehriger Schüler des russischen Czaren Nikolaus angeeignet hatte. Wer seinerzeit im „Nationalvereins-Wochenblatt“ diese durch viele Nummern laufenden Zuchthaus-Geschichten von Waldheim gelesen hat, der hätte es freilich nicht für möglich halten sollen, daß Baron Beust in Kurzem der gefeiertste Festredner bei Sänger- und Schützenfesten werden, und daß er anno 1866 als auswärtiger Minister Sr. apostol. Majestät von den österreichischen Radikalen mit Jubel begrüßt werden könnte. Wir aber die wir den Mann sorgsam im Auge behalten und ihn stets pünktlich den Mantel nach dem untern Wind haben kehren sehen, wir wundern uns nicht. Wer im Jahre 1852 den Londoner Vertrag als ein im Interesse des europäischen und deutschen Rechtszustandes höchst glückliches Uebereinkommen begrüßen, und im Jahre 1863 den-

selben Londoner Vertrag als ein überwiesenes Verbrechen am deutschen Bund, am Augustenburgischen Erbrecht und an den Schleswig-holsteinischen Ständen verwerfen konnte: von dem mag allerdings noch viel zu erwarten seyn.

Die Lage Oesterreichs ist so tief beklagenswerth, daß man jeden Mann der aus patriotischem Pflichtgefühl die brennenden Zügel in die Hand genommen hätte, schon um des Muthes willen hätte bewundern müssen. Aber bei Baron Beust, der in Oesterreich nichts zu verlieren hat, war es etwas mehr als Muth. Zwar sehe ich schon wieder, auch in verwandten Organen, das Lob der Assekuranz durch die obligaten feilen Federn ausschleimen. Aber ich möchte doch fragen, ob man sich bei den zwei Neuen Aeren der Vergangenheit nicht schon genug blamirt zu haben glaubt, und ob es nicht wenigstens dießmal gerathen erscheinen dürfte, den Tag nicht vor dem Abend zu loben?

LVII.

Bücher- und Broschürenschau.

O. Banck: Vom Literaturgeist unserer Tage. H. Wuttke: Die deutschen Zeitschriften. (Molitor): Die Großmacht der Presse.

Daß es mit unseren literarischen Dingen in Deutschland beinahe ebenso jämmerlich und heillos bestellt sei wie mit unseren politischen Verhältnissen, ist eine Thatsache die Keiner läugnen kann, welcher mit einiger Aufmerksamkeit die Erscheinungen des Büchermarktes überwacht und die Lage unserer deutschen Schriftsteller kennt und einen Einblick hat in die Art und Weise, wie durch Literatur und Presse öffentliche Meinung gemacht wird. Zwei Schriftsteller haben sich in jüngster Zeit recht eingehend mit den Schäden beschäftigt, die unserer deutschen Literatur und Presse anhaften: Otto Banck von Dresden in seinem Buche: „Vom Literaturgeist unserer Tage" (Leipzig 1866, Dürr. S. 374) und Heinrich Wuttke in der lehrreichen Broschüre: „Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung" (Hamburg 1866, Hoffmann und Campe S. 151). Beide Autoren betheiligen sich seit langer Zeit am literarischen Schaffen und insbesondere hatte Wuttke seit dreißig Jahren Gelegenheit Beobachtungen zu sammeln; es wird

gut seyn, von ihren interessanten Ausführungen hier einige Mittheilung zu machen. Nur ganz Wichtiges soll herausgegriffen seyn *).

Herrn Banck ist es in seiner Eigenschaft als Kritiker klar, daß das Walten unserer modernen Literatur sich auf verhängnißvollen, gefahrdrohenden Bahnen bewege; es mahnt ihn sein sittliches und ästhetisches Gewissen in tiefster Seele, über Richtungen und Tendenzen zu klagen die er für Verirrungen und Frivolitäten hält, technische Ausführungen zu verdammen die den Kunstgesetzen Hohn sprechen, Leichtfertigkeiten zu rügen die den Genius unserer Sprache pietätlos verletzen, und so hat er denn in den Abhandlungen seines neuesten Buches auf viele der modernen Literatur verderbendrohende Richtungen, frivole Tendenzen, Selbsttäuschungen und Zuchtlosigkeiten der Geister hingewiesen. „Ich ging [illegible], von der Ueberzeugung aus, wenn mitten in den Geistesfluthen des Schaffens das Idealitäts-Princip aufgegeben wird, so muß der Fahrt das höchste Ziel verloren gehen. Mit dem ästhetischen Compaß wird auch der sittliche über Bord geworfen, der rohe Materialismus schwingt sich zum Steuermann auf, und man ist im besten Falle froh die glücklichen Inseln, das mühelose Schlaraffenland der Willkür zu erreichen. Auf diesem Gestade feiert die Begriffsverwirrung ihre Saturnalien. Aber indem sie einen eleganten luxuriösen Vandalismus für Cultur hält, verwechselt sie ebenso das Stoffliche mit dem Gehaltreichen, das Dunkle mit dem Tiefsinnigen, das Fürchterliche mit dem Erhabenen, das Massenhafte mit dem Großen, das Angenehme mit dem Anmuthigen, das pikant Schmeckende mit dem Geschmackvollen, das Sinnliche mit dem

---

*) Beide Schriftsteller, Wuttke und Banck, schildern nur das literarische Treiben im außerkirchlichen Heerlager; wenn sie einmal auf Katholisches zu sprechen kommen, geschieht dieß in widerlich gehässiger Weise (Wuttke S. 147, Bank S. 318 ff.). Um so lieber gönnen wir ihnen das Wort im Urtheil über die eigenen Parteigenossen.

Sinn, das Aufregende mit dem Anregenden, das Scheinende mit dem Schönen — mit einem Worte, die Erkünstelung mit der Kunst. Wir steuern mit unserm stolzbewimpelten Fahrzeug der modernen Literatur jenem verhängnißvollen Gestade zu. Doch noch ist es Zeit Anker zu werfen und sich zu einer edleren Richtung zu entschließen. Und um im Gleichniß fortzufahren: es sind die ungetreuen, gewissenlosen, selbstsüchtigen Lootsen, die zu einem redlicheren Dienst zurückgeführt werden müssen. Diese Lootsen, diese Vermittler der eigentlichen monumentalen Buch-Literatur, die man auch mit einem anderen Bilde im höheren Sinne des Wortes die geistigen Colporteure genannt hat, sind die Organe der öffentlichen Presse, die Geister des Journalismus. Ich halte es für eine Pflicht jeder modernen Literatur-Geschichte, die neuen Bahnen und Wandlungen, die in jenen Sphären hervortreten, gewissenhafter zu prüfen als es bisher geschehen."

Ein Krebsschaden unserer modernen Literatur ist die immer mehr überhandnehmende Stylverschlechterung. Weil die Bildung vieler Autoren eine lückenhafte ist, weil eine Masse von Talentlosen aus Eitelkeit sich zur Feder drängt, weil die Unsitte der Raschschreiberei ansteckend wirkt und dabei alle Scheu und Hochachtung vor dem Genius der deutschen Literatur und vor der Würde ihrer grammatikalischen und ästhetischen Gesetze verloren geht, daher diese Unreinlichkeit der Sprache und der beklagenswerthe Zustand. Niemals, meint Blanck, sind so viele Bücher mit einem flüchtigen, saloppen, ja ganz erbärmlichen Styl erschienen, als gerade jetzt. Und nicht allein Nachlässigkeiten finden sich in drei Viertheilen der sämmtlichen modernen Werke vor, sondern sogar in vielen derselben Sprachfehler in blühendster Fülle. Leser die nicht ganz fest sind, können in ihrem kleinen Fonds des richtigen Wissens ordentlich erschüttert und confus gemacht werden. Ein guter deutscher Gymnasiallehrer würde einem Schüler der oberen Classen kaum eine dieser schlechten Satzconstruktionen und grammatikalischen Incorrektheiten hingehen lassen, wie man sie jetzt zu Hunderten auf schönem Papier gedruckt findet. Was der Autor als Lehrling der Bildung nicht

ohne Tadel sagen durfte, darunter setzt er als vermeintlicher Meister seinen vollen Vor- und Zunamen und stellt es ganz Deutschland zur Schau. Eine solche persönliche Anmaßung und Geringschätzung ist unendlich empörend. Zu jenen blamablen Schnitzern, schwerfälligen Satzbildungen, geschmacklosen Wiederholungen desselben Beiworts, zu jenen falsch angewandten Zurückbeziehungen des beabsichtigten Sinnes auf ein früher genanntes Objekt; zu jenen disharmonischen Beiordnungen und Unterordnungen der Nebensätze, zu jenen knabenhaften Bocksprüngen des Periodenbaues — zu all' jenen Fehlern gesellen sich noch eine Menge neuerfundener Ausdrucksweisen, die oft so barok und disharmonisch sind wie ihre Schöpfer, und den vorlauten stümperhaften Eindruck ihres Styls complet machen. Vieles zu dieser Stylverschlechterung tragen die Zeitungen bei. Täglich gelesen, gewöhnt ihre oberflächliche Ausdrucksform Laien wie Fachmännern einen untergeordneten Geschmack an. Der Lebensnerv der Zeitungen ist beschädigt! Denn der innere Beruf des ächten Schriftstellers, sein Wahrheitsdrang, seine Vaterlandsliebe, das Streben seinen Mitmenschen zu nützen, zur fortschreitenden Entwicklung des Menschengeschlechtes beizutragen, das was auf diesem besonderen Felde der Schriftstellerei die Seele ausmacht: das Alles tritt gegenwärtig in den Hintergrund vor der Geldmacht und der Staatsgewalt, die sich in das Zeitungswesen theilen (Wuttke S. 141). Die Zeitungen sind — zum allergrößten Theile — den Händen der Schriftsteller entwunden. Ein ihrem Wesen fernstehendes Element hat sich dazwischengeschoben und ihrer bemeistert. Was Literatur seyn müßte, ist zum bloßen Geschäfte verkehrt und der Einzelne, der auf sich stehen sollte, ist nullificirt; ihm ist nur die Wahl gegeben, fremdem Antriebe gehorsam zu folgen oder auf den Hebel der periodischen Presse zu verzichten. Unter den Verhältnissen, wie sie sich in der deutschen Presse ausgebildet haben, wird der Schriftsteller erniedrigt, abgestumpft und verdorben, und es ist daher in der Presse weit mehr als ächte Schriftstellerei deren Entartung vorherrschend. In der Zeitungsarbeit werden unzählige Schriftsteller heruntergedrückt zu bloßen Die-

nern, Handlangern und Markthelfern. Nicht diejenigen Kräfte die in den Blättern herrschen sollten, beherrschen sie wirklich; beherrscht werden die Zeitungen vielmehr von außer ihnen liegenden fremdartigen Belangen, welche das in den Zeitungen sich äußernde Schriftstellerthum in ihre Dienstbarkeit genommen haben.

Das kann unmöglich zum Heile ausschlagen, weil es wider die Natur der Dinge läuft; wie denn auch in der That unsere neueste Presse im Gebiete der Zeitungen, Tageblätter, Wochen- und Monatschriften — höchst wenige Ausnahmen abgerechnet — dem Dämon der Masse und mit ihm dem materiellen Interesse verfallen ist. Nicht ob ein Organ etwas Tüchtiges in gehaltvoller Form darbringe, ist jetzt die Frage, sondern ob es viel und vielerlei und zwar beides für einen beispiellos billigen Preis gewähre. Wie könnte unter solchen Umständen die stylistische Haltung der Zeitungen und der periodischen Presse eine musterhafte seyn? Allerdings hat man nicht das Recht, an das was für den Tag und im Drange des Tages geschrieben wird, die strengsten Maßstäbe zu legen. Immerhin ist aber die üble Behandlung unserer Muttersprache durch die Blätter sehr zu beklagen; denn die Empfindlichkeit des Urtheils gegen die Mängel des Flüchtigen, ja Fehlerhaften stumpft sich ab und die Toleranz gegen fremde Sünden bringt ein weites Gewissen auch gegen die eigenen hervor. Diesen bösen Samen der Geschmacklosigkeit und Fehlerhaftigkeit auf den menschlichen Urboden des ästhetischen Gefühls auszustreuen, ist gewiß kein geringes Vergehen gegen die Mitwelt.

Viel strenger muß man es indeß richten, wenn in der Buchliteratur dieselbe Versündigung auftritt. Hier findet nicht wie in der Journalistik die Entschuldigung oft mangelnder Zeit ein Recht. Wer Bücher schreibt, kann so lange daran arbeiten wie er will; die Literaturgeschichte und das Publikum fragen immer nur, wie die Bücher sind, nicht wie viel Zeit man dazu verwendet hat. Gerade aber in der Bücherwelt von heute erblickt man eine ungeheure stylistische Mangelhaftigkeit. Selbst

Männer deren hohe Bildung nicht zu bezweifeln ist, geben sich der seltsamsten Nachlässigkeit hin. Was diese Nachlässigkeit zu Wege bringt, wird durch die Schwierigkeit unserer deutschen Sprache zu einem außerordentlich beklagenswerthen Erfolg gesteigert.

Denn wir Deutsche besitzen nicht wie die Franzosen eine akademische Grammatik des schematischen Systems, der allgemeinen Modemanier, der fertigen Phrase; sondern bloß eine solche welche die freilich bei uns unendlich zahlreichen und schwierigen Elemente lehrt. Mit diesen ausgerüstet kann sich der Deutsche eine persönliche Manier bilden und mit viel mehr Recht als der Franzose ausrufen: le stile c'est l'homme! Er darf reden wie er will, wenn seine Sprachbehandlung nur Logik und Geschmack hat. Diese Freiheit gestattet eine schrankenlose Fortentwicklung und dem Einzelnen die lebendige Freude sich aus der Sprache nach eigenem Schnitt ein Zaubergewand zu bilden, welches der Gestalt seines Charakters anpaßt, so daß man in jedem Faltenwurf den Abdruck des inneren Gehaltes erblickt. Dieser höhere Styl, welcher die Sprache gewordene Persönlichkeit des Schreibenden mit dem Ganzen seiner Gefühls- und Verstandeswelt ist, kann nur von Wenigen verlangt werden, da er nur wenigen Auserwählten erreichbar seyn kann. Dennoch wird mehr oder minder jeder fleißige Autor ein gewisses immer schon wohlthuendes Minimum dieses individuellen höheren Styles sich zueignen, wenn er neben der feineren grammatikalischen Spracharchitektur darauf achtet, einfach natürlich und ungekünstelt zu bleiben und nur zu schreiben was ihm aus voller Seele kommt und was durch selbstständiges Denken sein Eigenthum wurde. Das „gute Deutsch", jenen durchgehenden Universalstyl der aus der grammatikalischen Richtigkeit innerhalb des allgemeinen durch Geschmack geläuterten Sprachusus besteht, muß man mit seiner ganzen Accuratesse ohne Ausnahme von jedem Autor fordern. Wer ein Buch emporhebt, sollte es mit der festen Ueberzeugung thun können, daß er, möge ihn der Geist des Inhalts ansprechen oder nicht, wenigstens ein Werk in Händen hält das in seiner Form vollkommen correkt und

durch den größten Fleiß gereinigt, abgerundet und schulgerecht dasteht.

Aber dem ist nicht so. Man nehme aus der sogenannten classischen Periode unserer Literatur eine Anzahl Bücher von den verschiedensten Autoren, großen und kleinen, zur Hand, man lese in denselben und vergleiche dann unbefangen den damaligen deutschen Styl mit dem heute herrschenden. Man erwäge ferner, daß die Entwicklung unserer Sprache ebenso wie die der allgemeinen Bildung fortgeschritten ist; daß wir, was damals noch nicht der Fall war, vortreffliche Schriftsteller als Vorbilder, als eine wahre lebendige Akademie der Geister besitzen, also verhältnißmäßig viel mehr Ansprüche an die Form unserer modernen Leistungen machen können als an die früheren; und man wird gestehen müssen, daß sich das liebe Deutsch und die Pflege des Styls sehr verschlechtert haben.

Die Vielschreiberei unserer Tage charakterisirt Banck zunächst auf dem Gebiete der Romanliteratur. Er gießt die Lauge ätzender Kritik aus über jene Vielschaffer und Vielpfuscher, welche in jeder beliebigen Zeit nicht bloß Generäle sondern ganze Armeen aus dem wuchernden Erdboden ihres Geistes stampfen und sie uns als lebendig seyn sollende Menschen serviren. Jeder möge hinwegtreten von diesen fürchterlichen Producenten, nicht weil er bange seyn müßte mit Haut und Haaren aufgezehrt, sondern vielmehr zu Papier gebracht zu werden, denn diese Romanfabrikanten fallen in ihrem Heißhunger über jeden Rohstoff her, ohne alle Wahl, ob er passe oder ob es sich schicke. Beklagenswerth sind die Todten, die nicht mehr entweichen können. Kein Mensch der irgend Bedeutung oder bewegte Lebensschicksale hatte, ist jetzt sicher, sobald er verstirbt, in einem Roman verarbeitet zu werden. Viele Autoren warten mit Begierde auf den Tod dieser oder jener Celebrität und manche von ihnen mögen sich in einer wahren Angst befinden, wer von ihnen mit dem zeitgemäßen Material am raschesten fertig wird, um den Vorrang des ersten Eindrucks zu gewinnen. Am liebsten wünschte wohl Mancher, sein Rival stürbe, damit er an die Geschichte seines Helden gleich noch die seines mitten in der

selben Londoner Vertrag als ein überwiesenes Verbrechen am deutschen Bund, am Augustenburgischen Erbrecht und an den Schleswig-holsteinischen Ständen verwerfen konnte: von dem mag allerdings noch viel zu erwarten seyn.

Die Lage Oesterreichs ist so tief beklagenswerth, daß man jeden Mann der aus patriotischem Pflichtgefühl die brennenden Zügel in die Hand genommen hätte, schon um des Muthes willen hätte bewundern müssen. Aber bei Baron Beust, der in Oesterreich nichts zu verlieren hat, war es etwas mehr als Muth. Zwar sehe ich schon wieder, auch in verwandten Organen, das Lob der Assekuranz durch die obligaten feilen Federn ausschleimen. Aber ich möchte doch fragen, ob man sich bei den zwei Neuen Aeren der Vergangenheit nicht schon genug blamirt zu haben glaubt, und ob es nicht wenigstens dießmal gerathen erscheinen dürfte, den Tag nicht vor dem Abend zu loben?

LVII.

Bücher- und Broschürenschau.

O. Banck: Vom Literaturgeist unserer Lage. H. Wuttke: Die deutschen Zeitschriften. (Molitor): Die Großmacht der Presse.

Daß es mit unseren literarischen Dingen in Deutschland beinahe ebenso jämmerlich und heillos bestellt sei wie mit unseren politischen Verhältnissen, ist eine Thatsache die Keiner läugnen kann, welcher mit einiger Aufmerksamkeit die Erscheinungen des Büchermarktes überwacht und die Lage unserer deutschen Schriftsteller kennt und einen Einblick hat in die Art und Weise, wie durch Literatur und Presse öffentliche Meinung gemacht wird. Zwei Schriftsteller haben sich in jüngster Zeit recht eingehend mit den Schäden beschäftigt, die unserer deutschen Literatur und Presse anhaften: Otto Banck von Dresden in seinem Buche: „Vom Literaturgeist unserer Lage" (Leipzig 1866, Dürr. S. 374) und Heinrich Wuttke in der lehrreichen Broschüre: „Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung" (Hamburg 1866, Hoffmann und Campe S. 151). Beide Autoren betheiligen sich seit langer Zeit am literarischen Schaffen und insbesondere hatte Wuttke seit dreißig Jahren Gelegenheit Beobachtungen zu sammeln; es wird

sie ihn sofort niemals. Diese traurigen Zustände kennen die Verleger, denn sie haben dieselben mit herbeigeführt, und so berechnen sie ganz richtig bei einem mittelmäßigen oder guten Roman einen durchschnittlichen Absatz von 400 bis 1000 Exemplaren, wenn nämlich das Buch so beliebt wird, daß viele Doubletten angeschafft werden müssen und die wenigen Bücherkäufer sich gemüssigt finden zu kaufen. Kommt ein Roman gar zu 2- bis 3000 Exemplaren, d. h. zu zwei bis drei kleinen Auflagen, so ist das in Deutschland schon ein ganz besonderes Glück. Und daher das geringe Honorar für die Romanschriftsteller und daher deren Bestreben auf Massenhaftigkeit des Manuscripts durch Vielschreiberei. Und so wird das Publikum verdorben. Das Publikum, die große Masse ist stets bildungsfähig, im Grunde gutartig und zu Allem willig. Diese große Masse hat selbst gar keine Meinung, sondern läßt sich nach jeder Richtung hin von den Begabteren aus ihrer Mitte leiten. Natürlich hängt sie durch einen materialistischen Grundzug, der in der Menge liegt, am liebsten der Bequemlichkeit und Seichtigkeit nach, aber sie scheut endlich doch weder Anstrengung noch geistige Erhebung, wenn ihre Lenker dergleichen nachdrücklich fordern. Sie allein also haben die sittliche Richtung und den Geschmack des Publikums zu verantworten. Was thun nun die durch Talent oder Schicksalsführung bestellten Lenker des Publikums im Gebiete der Literatur, also die Schriftsteller und Buchhändler durchschnittlich?

Statt sich gar nicht um die kleinen Schwächen und faden Liebhabereien der großen Masse zu kümmern und ihr nur geschmack- und sittenveredelnde Gegenstände zu bieten, schlägt man im Allgemeinen den entgegengesetzten Weg ein; man lauscht mit sklavischer Aengstlichkeit auf die Wünsche des Publikums und befriedigt sie auf die geschmackloseste und sündhafteste Weise. Man beobachte die meisten deutschen Journale und Unterhaltungsblätter von großartiger Verbreitung, und man wird finden, daß sie durchschnittlich einen belletristischen Inhalt haben dessen sich jede Redaktion von würdevoller Tendenz schämen müßte. Wenn die Novellen und sonstigen Schildereien nur recht materiell,

Sinn, das Aufregende mit dem Anregenden, das Scheinende mit dem Schönen — mit einem Worte, die Erkünstelung mit der Kunst. Wir steuern mit unserm stolzbewimpelten Fahrzeug der modernen Literatur jenem verhängnißvollen Gestade zu. Doch noch ist es Zeit Anker zu werfen und sich zu einer edleren Richtung zu entschließen. Und um im Gleichniß fortzufahren: es sind die ungetreuen, gewissenlosen, selbstsüchtigen Lootsen, die zu einem redlicheren Dienst zurückgeführt werden müssen. Diese Lootsen, diese Vermittler der eigentlichen monumentalen Buch-Literatur, die man auch mit einem anderen Bilde im höheren Sinne des Wortes die geistigen Colporteure genannt hat, sind die Organe der öffentlichen Presse, die Geister des Journalismus. Ich halte es für eine Pflicht jeder modernen Literatur-Geschichte, die neuen Bahnen und Wandlungen, die in jenen Sphären hervortreten, gewissenhafter zu prüfen als es bisher geschehen."

Ein Krebsschaden unserer modernen Literatur ist die immer mehr überhandnehmende Stylverschlechterung. Weil die Bildung vieler Autoren eine lückenhafte ist, weil eine Masse von Talentlosen aus Eitelkeit sich zur Feder drängt, weil die Unsitte der Raschschreiberei ansteckend wirkt und dabei alle Scheu und Hochachtung vor dem Genius der deutschen Literatur und vor der Würde ihrer grammatikalischen und ästhetischen Gesetze verloren geht, daher diese Unreinlichkeit der Sprache und der beklagenswerthe Zustand. Niemals, meint Blanck, sind so viele Bücher mit einem flüchtigen, saloppen, ja ganz erbärmlichen Styl erschienen, als gerade jetzt. Und nicht allein Nachlässigkeiten finden sich in drei Viertheilen der sämmtlichen modernen Werke vor, sondern sogar in vielen derselben Sprachfehler in blühendster Fülle. Leser die nicht ganz fest sind, können in ihrem kleinen Fonds des richtigen Wissens ordentlich erschüttert und confus gemacht werden. Ein guter deutscher Gymnasiallehrer würde einem Schüler der oberen Classen kaum eine dieser schlechten Satzconstruktionen und grammatikalischen Incorrektheiten hingehen lassen, wie man sie jetzt zu Hunderten auf schönem Papier gedruckt findet. Was der Autor als Lehrling der Bildung nicht

streuungslust und in den Kladderadatschwitz des Amüsements, der jedem Streben das Spiegelbild seiner Endlichkeit, seiner Nichtigkeit spottend vorhält — diese Eigenschaften und Zustände sind es, welche bei einer Abkühlung der innerlichen Begeisterung, bei einem Verlorengehen des idealen Prinzips den geschwächten, energielosen Körper des Zeitgeistes gleich epidemischen Krankheiten beschleichen."

Es ist Thatsache, daß von einem anerkannt trefflichen Buche, welchem Genre es auch angehören möge, gewöhnlich tausend Exemplare hinreichen, um unsere Nation während eines Menschenalters zu versorgen; auch ist es ein Faktum, daß bei 45 Millionen Deutschen ein solides, für höhere Intelligenz, für Geschmacksverbreitung, für Kunstsinn kämpfendes Organ nur einige hundert Abonnenten findet. Also: die der literarischen Gedankenpflege, der würdevollen höheren Tendenz gewidmeten Bücher stehen so vereinsamt da, daß sie ihren Verfassern weder einen entsprechenden geistigen noch materiellen Erfolg gewähren; kein belletristisches oder ästhetisches Blatt, sofern es sich der gediegenen Produktion oder der Kritik im Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Literatur weihet, mit einem Wort kein Kunstblatt, keine musikalische Zeitung, kein Literaturblatt, ja nicht einmal ein solcher Versuch der alle diese vom Publikum so schwärmerisch verehrten Musen mit einander vereint, vermag sich in einer der Nation würdigen Weise zu behaupten. Selbst die fachwissenschaftlichen Blätter, auf die doch gewisse Kreise wie auf ein geistiges Nahrungsmittel angewiesen sind, werden von diesen kaum nothdürftig erhalten. Das lächerlich kleine Honorar welches sie zahlen können, erlaubt eigentlich nur den opfermuthigen oder den wohlbegüterten und den darbenden Autoren eine Mitarbeiterschaft. Häufig ziehen derartige Organe den Selbstmord einem langsamen Hungertode vor.

Die Zustände in Literatur und Presse sind so erbärmlich, daß „wenn heute ein zweiter Lessing käme, er nichts auszurichten vermöchte", sagt Wuttke (S. 18). Durchblättern wir, meint Banck, einen großen Theil unserer deutschen Presse ohne Vorurtheil: die Kritik über Literatur, Theater, bildende

Künste, Musik, diese mächtigen ästhetischen Hebel der nationalen Bildung, wird hauptsächlich von Personen ausgeübt die ohne Sachkenntniß, ohne Charakterfonds, ohne geistige Befähigung für das schwierige Amt dieser hohen Mission sind und dabei vorherrschend nur pflegen was ihre Anschauung zuläßt: eine Entwicklung persönlicher Eitelkeit und eine kleinliche Hingabe an freundschaftliche oder feindselige Beziehungen. Zu etwas Edlerem fehlt es ihnen entweder an Talent das sie sich nicht geben können, oder an Zeit die sie sich nicht nehmen mögen. Und Wuttke: „Recht viele wackere und hochachtbare Männer habe ich unter den Zeitungsschreibern kennen gelernt, Männer die lediglich nach ihrem besten Wissen und Gewissen, mehr um der Sache willen als des dürftigen Soldes unverdrossen arbeiteten, unter großen Entbehrungen arbeiteten; aber unter den Zeitungsschreibern gibt es auch einen starken Haufen von Buben und Halunken und es hat, was in hohem Maße niederschlagend ist, die Menge der sittlich Verkommenen, der Nichtsnutzigen in einem erschreckenden Grade zugenommen. Ich muß mit Nachdruck wiederholen, daß in der deutschen periodischen Presse eine ungeheure Entsittlichung zu gewahren ist, daß unter den in ihr Thätigen eine Stumpfheit des sittlichen Gefühls sich verbreitet hat, welche unter Männern höherer Bildung, und das sind sie doch alle, nur eine ganz ausnahmsweise Erscheinung seyn sollte, daß demzufolge die Blätter auch eine Fülle überaus schädlicher Einwirkungen ausströmen. Den Grundsatz, das Geld zu nehmen wo man es finden kann, haben gegenwärtig unzählige Schriftsteller sich angeeignet. Lob und Tadel ist feile Waare geworden“.

Ueber die Art und Weise wie jetzt Bücher beurtheilt werden, über den gegenwärtigen Zustand der Kritik bringt der wohlerfahrene Wuttke so interessante Details, daß wir nicht umhin könnten ihm in dieselben einen Moment zu folgen, zumal dadurch die oben gegebenen Ausführungen Vancks genügend bestätigt und ergänzt werden. S. 31 heißt es: „Das Zarncke'sche Centralblatt, eine schwache Nachahmung der in den vierziger Jahren eingegangenen Berliner Literarischen Zeitung, ist nächst

den „Blättern für literarische Unterhaltung“, diesem werthlosen Sprechsaale, das einzige kritische Blatt welches sich noch an die gesammte Lesewelt richtet — und diese Anführung genügt, um den herabgekommenen Zustand unsrer dermaligen Kritik zu kennzeichnen. — Die schöngeistigen Blätter und die politischen Zeitungen sind es, aus denen in der Gegenwart die öffentliche Stimme des Lobes und des Tadels ertönt. An sie ist die einflußreiche Kritik übergegangen; sie bestimmen was gelesen wird, was gekauft wird und damit gleichzeitig, welchen Schriftstellern der Markt beschränkt und entzogen wird. Nicht mehr wie früher die wohlkundigen Gelehrten, sondern die Tagesschriftsteller entscheiden heute über das Schicksal der Bücher. — Zuerst haben die Unterhaltungsblätter die Bücheranzeigen an sich gezogen, jetzt sind die Zeitungen diejenige Macht geworden, von welcher die Verbreitung der Bücher abhängt. An sich wäre dieß förderlich, käme es nur häufiger vor daß man in ihnen mit wirklicher Sachkenntniß geschriebene Beurtheilungen anträfe, würde nicht so oft buntes Glas für Edelsteine ausgegeben. Wie häufig lernt ja der Beurtheiler in diesen Blättern den Gegenstand, den das von ihm zu würdigende Buch behandelt, erst aus dem Buche selber genauer kennen, wofern er nämlich die Muße *hat es* durchzulesen. Aber unglücklicherweise ist den meisten Beurtheilern nicht so viel Zeit gegönnt.“

„Nehmen wir die Verhältnisse, wie sie wirklich liegen. Die Lesewelt der Blätter hat keine Neigung mehr sich lange mit der Nachricht von einem Buche zu beschäftigen, sondern will viele kurze Bücheranzeigen vorgelegt erhalten und der „Recensent“ will und muß von seiner Arbeit leben. Die Anzeigen müssen folglich kurz ausfallen, der Recensent sich entschließen sehr viele Bücher zu besprechen und jedes auf engem Raum in kürzester Frist abzuthun. Der Druckbogen der Blätter für literarische Unterhaltung wird z. B. mit 12, allenfalls mit 16 Thalern vergütet, ähnlich von andern. Rechnet man selbst durchschnittlich eine ganze Spalte auf die Beurtheilung eines einzigen Buches, was aber in der Regel zu hoch gegriffen ist, so ergibt sich nach dem gewöhnlichen Honorarsatz doch nur ein Lohn von 1 Thaler

durch den größten Fleiß gereinigt, abgerundet und schulgerecht dasteht.

Aber dem ist nicht so. Man nehme aus der sogenannten classischen Periode unserer Literatur eine Anzahl Bücher von den verschiedensten Autoren, großen und kleinen, zur Hand; man lese in denselben und vergleiche dann unbefangen den damaligen deutschen Styl mit dem heute herrschenden. Man erwäge ferner, daß die Entwicklung unserer Sprache ebenso wie die der allgemeinen Bildung fortgeschritten ist; daß wir, was damals noch nicht der Fall war, vortreffliche Schriftsteller als Vorbilder, als eine wahre lebendige Akademie der Geister besitzen, also verhältnißmäßig viel mehr Ansprüche an die Form unserer modernen Leistungen machen können als an die früheren: und man wird gestehen müssen, daß sich das liebe Deutsch und die Pflege des Styls sehr verschlechtert haben.

Die Vielschreiberei unserer Tage charakterisirt Banck zunächst auf dem Gebiete der Romanliteratur. Er gießt die Lauge ätzender Kritik aus über jene Vielschaffer und Vielpfuscher, welche in jeder beliebigen Zeit nicht bloß Generäle sondern ganze Armeen aus dem wuchernden Erdboden ihres Geistes stampfen und sie uns als lebendig seyn sollende Menschen serviren. Jeder möge hinwegtreten von diesen fürchterlichen Producenten, nicht weil er bange seyn müßte mit Haut und Haaren aufgezehrt, sondern vielmehr zu Papier gebracht zu werden, denn diese Romanfabrikanten fallen in ihrem Heißhunger über jeden Rohstoff her, ohne alle Wahl, ob er passe oder ob es sich schicke. Beklagenswerth sind die Todten, die nicht mehr entweichen können. Kein Mensch der irgend Bedeutung oder bewegte Lebensschicksale hatte, ist jetzt sicher, sobald er verstirbt, in einem Roman verarbeitet zu werden. Viele Autoren warten mit Begierde auf den Tod dieser oder jener Celebrität und manche von ihnen mögen sich in einer wahren Angst befinden, wer von ihnen mit dem zeitgemäßen Material am raschesten fertig wird, um den Vorrang des ersten Eindrucks zu gewinnen. Am liebsten wünschte wohl Mancher, sein Rival stürbe, damit er an die Geschichte seines Helden gleich noch die seines mitten in der

seyn scheinen. Das Volk hat ein gewisses Lesebedürfniß, nur fehlt ihm noch der Verstand um richtig auszuwählen, woran es seine Zeit verwendet. Nachlässig verfahrend nimmt es auf's Gradewohl hin was ihm nahe gebracht oder (gleichviel von wem) empfohlen wird. Nicht bloß das Schöngeistige, sondern auch die strenge Gelehrsamkeit unterliegt theilweise solchen schädlichen Einflüssen. Die meisten Blätter, welche ein besonderes Geschäft von Bücherbesprechungen machen, befinden sich in Abhängigkeit von Buchhändlern oder Coterien; höchstens die ganz abgeschlossene Fachgelehrsamkeit hat noch die ehemalige Tüchtigkeit auf dem Gebiete der Tagespresse bewahrt und fordert noch immer tüchtige Leistungen. Aber ein Verderben, welches einmal Wurzel geschlagen hat, greift um sich. Der Geist der Wahrhaftigkeit hat gelitten. Es gibt leider Gelehrte die, weil sie das geringfügige Honorar nicht reizen kann, aus einem andern Grunde regelmäßige Beurtheiler von Schriften sind, nämlich um gelegentlich ihre Freunde loben und ihre Gegner herunterreißen zu können! Je allgemeiner und zugänglicher ein Wissenszweig ist, desto schlimmer steht es mit den Beurtheilungen der einschlagenden Erscheinungen. Am übelsten daher vielleicht um die Geschichte. In Sybel's historischer Zeitschrift waren die Bücherbeurtheilungen (natürlich die wenigen abgerechnet welche Waitz, Warnkönig und Männer ihres Schlages schrieben) dermaßen oberflächlich und so ohne Sachkenntniß abgefaßt, daß (so sagt Wuttke) ich schon längst die Zeit sie zu lesen mir erspare. Auch die Beurtheilungen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung haben sich verschlechtert. Umständliche Würdigungen geschichtlicher Werke sind kaum noch irgendwo unterzubringen. Will ein Verfasser seinem Buche Aufmerksamkeit zuwenden, es in der Fluth der Bücher nicht verkommen lassen, so muß er sich heutzutage darum bemühen, seine Freunde, seine Bekannten in Anspruch nehmen — ja wohl gar sich selbst beurtheilen. So ist also jetzt im Großen und Ganzen keine rechte Kritik mehr vorhanden; die besseren Schriften sind vom Markte verdrängt und veralten mit dem Mittelmäßigen und Schlechten; während das gediegene Schriftthum mehr als recht ist in den

erhaltung gebietet ihnen, durch Quantität ihrer Arbeiten zu gewinnen, was ihnen durch Qualität nur selten zu Theil wird und vielleicht schon bei früheren gediegeneren Versuchen fehlgeschlagen ist. So zielt das Bestreben auf Massenhaftigkeit ab; fast alle Schriftsteller sind darauf angewiesen zu spekuliren und sehen deßhalb nicht nur auf Güte des Honorars, sondern im Gegentheil auch auf Miserabilität des Manuscripts. Fast alle. Die Schriftsteller haben in der Regel, ich weiß nicht aus welchen himmlischen Gründen, außer einigen Vorwerken im Monde und dem allgemeinen Fideicommiß von Licht und Luft, keine besonderen Güter und Einkünfte; denn das große Kapital der Sorge, von dem sie täglich die Coupons der Schwerenoth abschneiden können, wird man ihnen nicht anrechnen wollen.

Die Romanschreiber haben insbesondere auch durch die 400 Leihbibliotheken — so viel gibt es in Deutschland — zu leiden. Unser deutsches Publikum ist kein sehr bücherkaufendes. Reiche Leute, ja selbst Fürsten entnehmen ihre Bücher aus dem Buchladen um sie zu lesen und wieder mit Dank zurückzuschicken, ja sogar aus der Leihbibliothek, ein Fall der in Frankreich und England unerhört ist, wo es zum guten Bildungston der Aristokratie gehört ein paar tausend Pfund in eine Hausbibliothek zu stecken. Jene 400 deutschen Leihbibliotheken aber sind nur die Aushülfe, welche das begüterte gebildete Publikum so ziemlich über den Bücherkauf hinweghebt, und ganz besonders ist dieß im Gebiet des Romans der Fall. Ein Roman von zwei bis drei Bänden sollte zwar nur ein bis zwei Thaler kosten, wenn die Buchhändler einen kühnen weiten Blick und ein Herz für die Verbreitung eines Buches hätten und den Umständen nach haben könnten, während sie durchschnittlich nur darauf sehen schnell wieder auf ihre Auslagen zu kommen. Ein solcher Roman kostet aber in der Wahrheit drei bis vier Thaler und da dieß eine große Auslage für eine gewöhnliche werthlose Unterhaltungslektüre ist, diese sich aber bald in den 400 Leihbibliotheken Deutschlands die Woche um einen Groschen Zins vorfindet, so warten die Bücherkäufer ganz gemüthlich mit dem Kauf, bis sie sothane Romane gelesen haben, und hierauf kaufen

und Mittel, welche die Menschheit neu gewinnt, zu allererst ihre möglichen nachtheiligen Wirkungen in ausgedehntem Umfange äußere. Sie werfen anfangs starke Schatten. Ihre nachtheilige Wirkungsmacht muß sich erst erschöpft haben, ehe der Mensch den rechten Gebrauch von ihnen zu machen erlernt und sie als Hebel zu seinem schnelleren Fortschreiten anzuwenden versteht. Mit der periodischen Presse die im Grunde für das Leben der Menschheit noch eine sehr junge Erscheinung ist, dürfte es sich nicht anders verhalten." Es hängt aber Blühen oder Welken der Völker davon ab, ob in ihrer Mitte die vorzüglichsten Männer die bestimmenden waren oder aber schlechte und mittelmäßige. Gleiches erzeugend wirkt Jegliches weiter.

Eine vor mehreren Wochen bei Pustet in Regensburg ausgegebene Broschüre „Die Großmacht der Presse" schließt mit dem folgenden Satze: „So legen wir denn Hand an das Werk, das ein so unendlich segensreiches seyn wird — Laien, Priester, Bischöfe! Lange genug haben wir erwogen und gezaudert. Tempus faciendi! Stellen wir sie her die Großmacht der katholischen Presse!" Ein schöner und kühner Gedanke die Großmacht der katholischen Presse! Aber wie weit sind wir noch davon, bis er Wirklichkeit wird? In der Periode von 1848 — 1866, in diesen achtzehn Jahren haben Viele im katholischen Deutschland sich redlich angestrengt, um katholische Literatur und Presse zu heben. Aber was ist erreicht worden? Wir sind allerdings nicht dem völligen Bankerotte nahe wie unsere Gegner; wir haben allezeit die Mittel der Lüge und Niedertracht verabscheut, deren jene sich tagtäglich bedienen. Zu einer katholischen Literatur sind recht anerkennenswerthe Beiträge geliefert worden; auch befürchten wir nicht, daß unserer Journalistik die Gefahr drohe mundtodt zu werden. Aber im Ganzen gewahren wir, zurückschauend auf die abgelaufene Periode seit 1848, nur vereinzelte Anstrengungen, durch Abarbeitung übermüdete Kräfte, lau oder gar nicht unterstützte Unternehmen, kurz eine unverantwortliche Geringschätzung der Presse, über deren natürliche Folgen diejenigen nun selber erschrecken, welche den Ruf des „Videant consules" nur allzu lange nicht verstanden!

abenteuerlich und für den gemeinen Geschmack spannend sind, so schadet es gar nichts, ob ihr sonstiger literarischer Werth gleich Null, ihr Styl schlecht, ihr Deutsch fehlerhaft ist und der Standpunkt ihrer Bildung statt einer Höhe sumpfige Vertiefung repräsentirt. Die Herausgeber wissen das sehr wohl, aber sie halten es zu ihrer pecuniären Deckung für nothwendig, den Launen des Publikums auf das niedrigste zu fröhnen. Viele von ihnen würden Manuscripte aus dem Irrenhause und das Hexeneinmaleins abdrucken lassen, wenn es die Majorität der Leser amüsirte. Sie haben für dieses Verfahren freilich die wohlfeile aber doch wohlklingende Entschuldigung, daß es ihnen schlimm ergehen würde, wenn sie als vereinzelnte Ausnahme gegen den Strom schwimmen wollten. Die Welt der Schriftsteller ist im Allgemeinen von demselben Geiste des Sichfügens angesteckt und hält es auch nicht unter ihrer Würde, der dienende servile Knecht desjenigen Geschmacks zu seyn der nicht verdorben wäre, wenn man ihn nicht verderbt hätte.

Und er ist gründlich verdorben der gute Geschmack bei den Deutschen. Das bequeme Verfahren zum Publikum hinabzusteigen, statt dasselbe zu sich emporzuziehen, führt zum Verfall. „Es kommen unserer Zeit die strengen ernsten Anschauungen abhanden, die keine Trennung gestatten zwischen einem würdigen Inhalt und einer würdigen Form, ja der die letztere ein hauptsächlicher Bildungsfactor ist, um der Lebensthätigkeit und Geistesentwicklung der Mitwelt Anmuth und Veredlung zu geben. Stofflicher Materialismus, gemeinerregende Nervenanspannung der die Abspannung auf dem Fuße folgt; Hohlheit eines fehlerhaften Styls der sich mit Coketterie schminkt, statt sich durch Correktheit Werth zu geben; ein wüstes oberflächliches Herumnaschen im Garten der Cultur an den Früchten aller Bäume; eine kupplerische Liebedienerei gegen die unkeusche, indiscrete Neugier die sich nicht bloß den werthlosesten Tagesinteressen, sondern auch den persönlicheu Verhältnissen der Zeitgenossen klatschhaft zuwendet; ja mit einem Wort, eine Umwandlung des Lebensernstes in Spielerei, der öffentlichen Sitte in geistige Indecenz und Taktlosigkeit, der rigoristischen Arbeitsweise in Zer-

streuungslust und in den Kladderadatschwitz des Amüsements, der jedem Streben das Spiegelbild seiner Endlichkeit, seiner Nichtigkeit spottend vorhält — diese Eigenschaften und Zustände sind es, welche bei einer Abkühlung der innerlichen Begeisterung, bei einem Verlorengehen des idealen Prinzips den geschwächten, energielosen Körper des Zeitgeistes gleich epidemischen Krankheiten beschleichen."

Es ist Thatsache, daß von einem anerkannt trefflichen Buche, welchem Genre es auch angehören möge, gewöhnlich tausend Exemplare hinreichen, um unsere Nation während eines Menschenalters zu versorgen; auch ist es ein Faktum, daß bei 45 Millionen Deutschen ein solides, für höhere Intelligenz, für Geschmacksverbreitung, für Kunstsinn kämpfendes Organ nur einige hundert Abonnenten findet. Also: die der literarischen Gedankenpflege, der würdevollen höheren Tendenz gewidmeten Bücher stehen so vereinsamt da, daß sie ihren Verfassern weder einen entsprechenden geistigen noch materiellen Erfolg gewähren; kein belletristisches oder ästhetisches Blatt, sofern es sich der gediegenen Produktion oder der Kritik im Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Literatur weihet, mit einem Wort kein Kunstblatt, keine musikalische Zeitung, kein Literaturblatt, ja nicht einmal ein solcher Versuch der alle diese vom Publikum so schwärmerisch verehrten Musen mit einander vereint, vermag sich in einer der Nation würdigen Weise zu behaupten. Selbst die fachwissenschaftlichen Blätter, auf die doch gewisse Kreise wie auf ein geistiges Nahrungsmittel angewiesen sind, werden von diesen kaum nothdürftig erhalten. Das lächerlich kleine Honorar welches sie zahlen können, erlaubt eigentlich nur den opfermuthigen oder den wohlbegüterten und den darbenden Autoren eine Mitarbeiterschaft. Häufig ziehen derartige Organe den Selbstmord einem langsamen Hungertode vor.

Die Zustände in Literatur und Presse sind so erbärmlich, daß „wenn heute ein zweiter Lessing käme, er nichts auszurichten vermöchte", sagt Wuttke (S. 18). Durchblättern wir, meint Banck, einen großen Theil unserer deutschen Presse ohne Vorurtheil: die Kritik über Literatur, Theater, bildende

Künste, Musik, diese mächtigen ästhetischen Hebel der nationalen Bildung, wird hauptsächlich von Personen ausgeübt die ohne Sachkenntniß, ohne Charakterfonds, ohne geistige Befähigung für das schwierige Amt dieser hohen Mission sind und dabei vorherrschend nur pflegen was ihre Anschauung zuläßt: eine Entwicklung persönlicher Eitelkeit und eine kleinliche Hingabe an freundschaftliche oder feindselige Beziehungen. Zu etwas Edlerem fehlt es ihnen entweder an Talent das sie sich nicht geben können, oder an Zeit die sie sich nicht nehmen mögen. Und Wuttke: „Recht viele wackere und hochachtbare Männer habe ich unter den Zeitungsschreibern kennen gelernt, Männer die lediglich nach ihrem besten Wissen und Gewissen, mehr um der Sache willen als des dürftigen Soldes unverdrossen arbeiteten, unter großen Entbehrungen arbeiteten; aber unter den Zeitungsschreibern gibt es auch einen starken Haufen von Buben und Halunken und es hat, was in hohem Maße niederschlagend ist, die Menge der sittlich Verkommenen, der Nichtsnutzigen in einem erschreckenden Grade zugenommen. Ich muß mit Nachdruck wiederholen, daß in der deutschen periodischen Presse eine ungeheure Entsittlichung zu gewahren ist, daß unter den in ihr Thätigen eine Stumpfheit des sittlichen Gefühls sich verbreitet hat, welche unter Männern höherer Bildung, und das sind sie doch alle, nur eine ganz ausnahmsweise Erscheinung seyn sollte, daß demzufolge die Blätter auch eine Fülle überaus schädlicher Einwirkungen ausströmen. Den Grundsatz, das Geld zu nehmen wo man es finden kann, haben gegenwärtig unzählige Schriftsteller sich angeeignet. Lob und Tadel ist feile Waare geworden".

Ueber die Art und Weise wie jetzt Bücher beurtheilt werden, über den gegenwärtigen Zustand der Kritik bringt der wohlerfahrene Wuttke so interessante Details, daß wir nicht umhin können ihm in dieselben einen Moment zu folgen, zumal dadurch die oben gegebenen Ausführungen Bancks genügend bestätigt und ergänzt werden. S. 31 heißt es: „Das Zarncke'sche Centralblatt, eine schwache Nachahmung der in den vierziger Jahren eingegangenen Berliner Literarischen Zeitung, ist nächst

lichen Vorbedingungen, ohne welche die normale Existenz „menschlicher Arbeitskraft“, also die normale Existenz von „Arbeitern“ nicht gedacht werden kann, auf welche es hier ankommt, und welche Vorbedingungen ebensowenig verletzt werden dürfen. Denn wenn gleich der Begriff des Eigenthums an und für sich selbst ein von dem Daseyn „menschlicher Arbeitskraft“ unabhängiges Moment ausmacht, so hört doch diese Unabhängigkeit des Begriffes Eigenthum auf, insofern es zugleich auch Capital ist. Eigenthum als solches ist für seine Entstehung und für sein Daseyn nicht auf das Daseyn und nicht auf die Mitwirkung „menschlicher Arbeitskraft“ angewiesen, nicht davon abhängig. Eigenthum dagegen insofern wir es uns denken in der Gestalt des Capitals, konnte nicht und kann nicht zu dieser Erweiterung seines Inbegriffes gelangen, ohne das Hinzutreten der „menschlichen Arbeitskraft“. Aus diesem Zusammenhange der Dinge ergibt sich, daß der Arbeit als solcher, also in concreto dem Arbeiter als solchem, an das Capital als bloßes Eigenthum absolut kein Anspruch innewohnend ist, daß dagegen es *dem* Eigenthum, insoferne es zu Capital sich *erweitern will*, obliegt, der hiezu unentbehrlichen menschlichen Arbeitskraft, also den arbeitenden Menschen den Antheil am „Gewinn“ abzugeben, welcher für die Erhaltung der normalen Existenz eben dieser Arbeitskraft nothwendig ist. Machen wir uns dieß an einem praktischen Beispiele deutlich.

Die brittische Regierung schenkte der für den Krimkrieg geworbenen Fremden-Legion nach Beendigung dieses Krieges eine Strecke unurbaren Landes im südlichen Afrika zum Zwecke der Ansiedelung und Urbarmachung. Jeder Soldat erhielt etwa hundert Acker Landes zum Eigenthum, das heißt es wurde ihm ein Dokument eingehändigt welches die Stelle angab, wo die betreffende Fläche von hundert Acker Landes belegen sei und welches constatirte, daß dieses Land, bisher das Eigenthum I. M. der Königin, nunmehr das Eigenthum des N. N. geworden sei. In diesen Ländereien nun stellt bis so weit das reine „Eigenthum“

für jede Besprechung; wollte um solchen Preis der Mann, welcher der lesenden Welt die Richtschnur geben soll, nur das von ihm zu schildernde Werk von Anfang bis zum Ende durchlesen (doch die mindeste Anforderung), so müßte er ein Mann von einer heutigen Tages seltenen Entsagung seyn. Denn er müßte sich entschlossen haben ärmlicher zu leben als ein Holzhacker, der mit dem Spalten einer Klafter Holz, welches in Leipzig ebenfalls mit 1 Thaler bezahlt wird, weit eher fertig seyn wird, als er mit dem Durchlesen eines oder mehrerer Bände. An ein Vergleichen gar mit anderen Darstellungen desselben Gegenstandes, an genaues Prüfen einzelner Abschnitte ist also vollends nicht zu denken. Wenige Blicke in das Buch müssen mit Hülfe der Vorrede, des Inhaltsverzeichnisses und der etwa schon mitgebrachten Meinung vom Verfasser den Stoff zur Anzeige hergeben. An solche Art des Arbeitens gewöhnte Schriftsteller pflegen, falls ihnen ja ein längerer Raum zur Verfügung steht, anstatt einer Beurtheilung einen Auszug des Buches zu liefern. Was vor dem Erscheinen desselben geleistet worden war, ist ihnen unbekannt. Nun darf man sich aber nicht etwa vorstellen, als ob der arme geplagte Recensent sich diejenigen Bücher heraussuchen dürfe, deren Inhalt von seinem Wissen berührt werde; er muß geschäftsmäßig das Verschiedenartigste recensiren, diejenigen Bücher nämlich welche der Herausgeber ihm zuzusenden beliebt. Man darf auch nicht etwa denken, daß der Herausgeber von einem kritischen Olymp aus die Bücherwelt überschauend, aus ihrem Gewimmel hervorzieht was verdient den Blicken der Menschen vorgestellt zu werden. Bewahre! Er gibt zur Beurtheilung seinem Mitarbeiter oder bespricht selber was die Herren Verleger ihm einzuschicken die Güte hatten. Wie besäße er Zeit, um alles Erscheinende sich zu kümmern? Woher Geld, alle einschlägigen Bücher zur Durchsicht zu kaufen? So sind es denn die Verleger, welche im Großen bestimmen was zur Anzeige kommen soll. Nun tritt die „Reclame“ dazu welche verursacht, daß die Blätter von Anpreisungen schlechter und mittelmäßiger Bücher voll sind, während sehr viele gediegene Werke für die Besprechungen gar nicht vorhanden zu

seyn scheinen. Das Volk hat ein gewisses Lesebedürfniß, nur fehlt ihm noch der Verstand um richtig auszuwählen, woran es seine Zeit verwendet. Nachlässig verfahrend nimmt es auf's Gradewohl hin was ihm nahe gebracht oder (gleichviel von wem) empfohlen wird. Nicht bloß das Schöngeistige, sondern auch die strenge Gelehrsamkeit unterliegt theilweise solchen schädlichen Einflüssen. Die meisten Blätter, welche ein besonderes Geschäft von Bücherbesprechungen machen, befinden sich in Abhängigkeit von Buchhändlern oder Coterien; höchstens die ganz abgeschlossene Fachgelehrsamkeit hat noch die ehemalige Tüchtigkeit auf dem Gebiete der Tagespresse bewahrt und fordert noch immer tüchtige Leistungen. Aber ein Verderben, welches einmal Wurzel geschlagen hat, greift um sich. Der Geist der Wahrhaftigkeit hat gelitten. Es gibt leider Gelehrte die, weil sie das geringfügige Honorar nicht reizen kann, aus einem andern Grunde regelmäßige Beurtheiler von Schriften sind, nämlich um gelegentlich ihre Freunde loben und ihre Gegner herunterreißen zu können! Je allgemeiner und zugänglicher ein Wissenszweig ist, desto schlimmer steht es mit den Beurtheilungen der einschlagenden Erscheinungen. Am übelsten daher vielleicht um die Geschichte. In Sybel's historischer Zeitschrift waren die Bücherbeurtheilungen (natürlich die wenigen abgerechnet welche Waitz, Warnkönig und Männer ihres Schlages schrieben) dermaßen oberflächlich und so ohne Sachkenntniß abgefaßt, daß (so sagt Wuttke) ich schon längst die Zeit sie zu lesen mir erspare. Auch die Beurtheilungen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung haben sich verschlechtert. Umständliche Würdigungen geschichtlicher Werke sind kaum noch irgendwo unterzubringen. Will ein Verfasser seinem Buche Aufmerksamkeit zuwenden, es in der Fluth der Bücher nicht verkommen lassen, so muß er sich heutzutage darum bemühen, seine Freunde, seine Bekannten in Anspruch nehmen — ja wohl gar sich selbst beurtheilen. So ist also jetzt im Großen und Ganzen keine rechte Kritik mehr vorhanden; die besseren Schriften sind vom Markte verdrängt und veralten mit dem Mittelmäßigen und Schlechten; während das gediegene Schriftthum mehr als recht ist in den

Hintergrund gedrängt wird, findet die leichte Waare erhöhten Absatz und Eingang. Wie der überwuchernde Buchhandel schon großentheils nicht mehr durch das Schriftthum hervorgerufen wird, sondern vielmehr selber das Schriftthum erzeugt, so hat er sich auch der Bücherbeurtheilung mehr als recht ist bemächtigt. *Achtbare, wohlgesinnte Verleger sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß der gegenwärtige Stand dem guten Verlage schädlich ist und daß es besser wäre, wenn eine unabhängige und maßgebende Kritik vorhanden wäre, die einzig nach dem wahren Werthe der Bücher urtheilte.*" (S. 39.)

So Wuttke, der ein Vierteljahrhundert Mitglied, beinahe 20 Jahre Vorsteher des Schriftstellervereins in Leipzig, einem Mittelpunkte der deutschen Presse gewesen ist und daher zum öftern nicht etwa die Genossen, sondern eine beträchtliche Anzahl außerhalb des Vereins stehender Schriftsteller in Gemeinschaft mit anderen Schriftstellern musterte.

Der allgemeine Verfall gleicht dem vollständigen Bankerotte; man kann bald nicht mehr weiter gelangen auf der abschüssigen Bahn. Und gerade in der Zeit von 1848 bis 1866 ist das Verderben in der deutschen Literatur und Presse so weit vorgeschritten. Um die Kritik wenigstens stand es vor 1848 besser in Deutschland. Ist Rettung noch möglich? Ist noch Ordnung zu bringen in das Chaos von Charakterlosigkeit, Erbärmlichkeit und Niedertracht? Otto Banck schließt sein Buch mit dem Satze: „Die Hand auf's Herz: wir müssen wieder ernstere Wege einschlagen; uns muß eine urtheilsvolle Zeitschrift ein inneres Bedürfniß, ein gutes Buch wieder ein ersehnter geachteter Hausschatz werden, wenn wir dem richtenden Auge der Nachwelt als das erscheinen sollen was wir seyn möchten: die würdigen Erben unserer klassischen Literaturepoche, die rastlosen Pfleger der schönsten europäischen Gedankensaat." Und Wuttke meint: „Alles Lebenskräftige besitzt Wirkungsmacht nach entgegengesetzten Seiten; durch seine Entwicklung wird bedingt, ob zum Segen, ob zum Unheil es ausschlägt. Fast scheint die Geschichte die Erfahrung zu enthalten, daß alle großen mächtigen Kräfte

ob und wie ein durch positive Gesetze nicht geregeltes Verhältniß menschlicher Gegenseitigkeit auf eine derartige Regelung vernunftgemäß Anspruch habe.

Nur im Wege der Philosophie des Handwerksrechtes ist Licht und Klarheit in die Dunkelheit und in die Verwirrung der socialen Frage zu bringen. Die Schwierigkeit aber der Philosophie des Handwerksrechtes die ihr zukommende Beachtung und Cultivirung zu verschaffen, liegt zum guten Theile einerseits darin, daß die dabei unerläßlich nothwendige Fähigkeit vor das innere Auge Abstraktionen mit derselben Bestimmtheit und Schärfe hinzustellen, wie Concreta sich dem körperlichen Auge darbieten, nicht überall vorhanden ist. Andererseits hat jene Schwierigkeit noch darin ihren Grund, daß die Geister denen es ex professo obliegt die philosophische Wissenschaft zu cultiviren, nur äußerst selten in der Lage sind, von den concreten Verhältnissen des Erwerbslebens eine gründliche und umfassende Kenntniß sich anzueignen. So finden wir denn die Abstraktion „menschliche Arbeitskraft" allerdings in Jedermanns Munde und die gesammten Gesetzgebungen unserer Zeit, der herrschenden national-ökonomischen Schule folgend, nehmen keinen Anstand diese Abstraktion als einen Tauschproceß zu behandeln, gleicher Natur und gleicher Wesenheit mit allen anderen Tauschobjekten als da sind Holz, Eisen, Stein, Zucker, Kaffee u. s. w. somit als seiner Natur nach für die Bestimmung des Kaufpreises ausschließlich auf das Verhältniß von Angebot und Nachfrage angewiesen. Während doch, wer die Abstraktion „menschliche Arbeitskraft" sich klar vor sein inneres Auge hinstellt, falls er überhaupt die Fähigkeit hat mit demselben zu sehen, alsbald sich überzeugen muß, daß eben diese Abstraktion keineswegs ein Tausch-Objekt bedeute wesentlich gleicher Art mit allen übrigen, sondern viel mehr als Tauschobjekt ein absolutes Unikum, nämlich der lebendige aus Körper, Seele und Geist bestehende Mensch selbst sei. Und so sehen wir andererseits, wie Geister denen die Schärfe des inneren Auges für die Abstraktion sicherlich

Wir stehen in einer neuen Zeit, wir müssen die alte Lässigkeit und Trägheit ablegen und uns zu ganz anderen Anstrengungen erheben! Gerade weil wir außerhalb der kirchlichen und, was uns dasselbe ist, außerhalb der christlichen Auffassung des Lebens in der Gegenwart nur Zerstörung und Verwüstung, Fäulniß und Verwesung erblicken, nirgendwo aber lebenskräftige Elemente, nirgendwo Bürgschaften einer gesicherten Zukunft finden können, ist es unsere Pflicht, uns selbst klar bewußt zu werden, was wir in der irdischen Gesellschaft als Katholiken wollen, ist es Zeit, daß wir den unbeirrten Muth haben, es überall vor aller Welt dem höhnenden und verläumdenden Feinde in's Angesicht zu sagen was wir wollen, was wir erstreben. Es ist endlich Zeit, daß in unseren katholischen literarischen Kreisen aller Hader abgethan, aller wissenschaftliche Zank gemäßigt, Mißtrauen und Verdächtigung gegen fremde Anschauungen, so lange diese nur den Standpunkt auf dem Felsen der Kirche bewahren, völlig und für immer beseitigt werde. Die Zeiten sind fürwahr gekommen, „in denen es noth thut den Bündel der Stäbe in fester enger Fühlung geeinigt und geschlossen zu halten. So sind wir Allen gewachsen und die ewige Wahrheit, für welche wir kämpfen, kämpft für uns. Lockert und löst sich aber das Band welches uns umschlingen soll, so verfallen die schwachen Stäbe der gerechten Strafe ihrer Absonderung; und in vereinzelter Ohnmacht wird sie die höhnische Hand des Feindes ergreifen und brechen. In tausend Splitter wird er zerreißen, was vereinigt eine unüberwältigte starke Macht geblieben wäre."

Organisiren wir unsere katholische Tagespresse und helfen wir Alle zusammen, daß eine katholische Literatur sich bilde. Denn „was soll aus unserm armen katholischen Volke, was soll aus unserm Vaterlande werden, wenn in solcher Planmäßigkeit (wie von 1848—1866 auch fürderhin) die öffentliche Meinung corrumpirt wird, wenn die systematische Lüge, die Geschichtsfälschung, die Theorien einer unmoralischen Politik, die Verläumdungen und Verhöhnungen der Kirche von Tag zu Tag mit steigender Bosheit und Zügellosigkeit in der Presse triumphiren? Wenn so die katholischen Gemüther beunruhigt und verwirrt

werden? Wenn die Wahrheit umsonst betteln geht um Aufnahme in die Spalten einer tyrannischen Journalistik? Wenn überhaupt der christliche Glaubensgrund keinen vollen unversehrten Ausdruck mehr in der Oeffentlichkeit findet zur Correktive der manchfaltig auftauchenden ernsten Tagesfragen? Ist es uns da erlaubt, auch nur eine Minute die Hände träg in den Schooß zu legen, und die Wunder Gottes zu erwarten, oder erwächst uns nicht die heilige Verpflichtung dem Unheil zu steuern so viel wir können, die wild ausbrechenden Fluthen des Antichristenthums einzudämmen mit der ganzen Energie der Nothwehr? Ja, wenn wir Alle in gleicher Begeisterung, mit gleichem Eifer Hand an's Werk legten, wie leicht würde nicht dieses Werk einer großartigen Organisation unserer Presse, welcher Erfolg ließe sich nicht erzielen! Haben wir doch die Wahrheit, für welche wir einstehen, und mag deren Vertheidigung oft mühselig und anstrengend seyn, sie ist doch leichter und lohnender als der Kampf für die Lüge, welcher nimmermehr von dauerndem Siege gekrönt wird."

LVIII.

Zur Arbeiter-Frage.

Einige Bemerkungen zu den „Aphorismen über die social-politische Bewegung" Band 57 Heft 5 der Histor.-polit. Blätter.

III.

In der Philosophie des Handwerksrechtes, so sagten wir am Schlusse des vorigen Abschnittes, liegt der Schlüssel zur gedeihlichen Lösung der socialen Frage unserer Zeit. Um in dieser Beziehung verstanden zu werden, knüpfen wir an die Worte der „Aphorismen" an, da wo dieselben S. 390 sagen: „Soll das unternehmende Capital allein den Gewinn des gesammten Erwerbslebens in seiner heutigen Gestalt ziehen, oder sollen ihn die eigentlichen Producenten, die Arbeiter, haben? so lautet in Wahrheit die Frage."

Man muß, so sagen wir dem vorstehenden Satze der „Aphorismen" gegenüber, zwei Momente klar und scharf abgegrenzt vor sich hinstellen. Zuerst ist es der dem Begriff des Capitals inhärirende Begriff des persönlichen Eigenthums, um den es sich hier handelt. Dieser darf nicht verletzt werden, denn der Begriff des persönlichen Eigenthums ist eine der wesentlichen und unentbehrlichen Grundlagen unserer Cultur. Daneben aber sind es zweitens die natür-

lichen Vorbedingungen, ohne welche die normale Existenz „menschlicher Arbeitskraft", also die normale Existenz von „Arbeitern" nicht gedacht werden kann, auf welche es hier ankommt, und welche Vorbedingungen ebensowenig verletzt werden dürfen. Denn wenn gleich der Begriff des Eigenthums an und für sich selbst ein von dem Daseyn „menschlicher Arbeitskraft" unabhängiges Moment ausmacht, so hört doch diese Unabhängigkeit des Begriffes Eigenthum auf, insofern es zugleich auch Capital ist. Eigenthum als solches ist für seine Entstehung und für sein Daseyn nicht auf das Daseyn und nicht auf die Mitwirkung „menschlicher Arbeitskraft" angewiesen, nicht davon abhängig. Eigenthum dagegen insofern wir es uns denken in der Gestalt des Capitals, konnte nicht und kann nicht zu dieser Erweiterung seines Inbegriffes gelangen, ohne das Hinzutreten der „menschlichen Arbeitskraft". Aus diesem Zusammenhange der Dinge ergibt sich, daß der Arbeit als solcher, also in concreto dem Arbeiter als solchem, an das Capital als bloßes Eigenthum absolut kein Anspruch innewohnend ist, daß dagegen es dem Eigenthum, insoferne es zu Capital sich erweitern will, obliegt, der hiezu unentbehrlichen menschlichen Arbeitskraft, also den arbeitenden Menschen den Antheil am „Gewinn" abzugeben, welcher für die Erhaltung der normalen Existenz eben dieser Arbeitskraft nothwendig ist. Machen wir uns dieß an einem praktischen Beispiele deutlich.

Die brittische Regierung schenkte der für den Krimkrieg geworbenen Fremden-Legion nach Beendigung dieses Krieges eine Strecke unurbaren Landes im südlichen Afrika zum Zwecke der Ansiedelung und Urbarmachung. Jeder Soldat erhielt etwa hundert Acker Landes zum Eigenthum, das heißt es wurde ihm ein Dokument eingehändigt welches die Stelle angab, wo die betreffende Fläche von hundert Acker Landes belegen sei und welches constatirte, daß dieses Land, bisher das Eigenthum J. M. der Königin, nunmehr das Eigenthum des N. N. geworden sei. In diesen Ländereien nun stellt bis so weit das reine „Eigenthum"

sich uns vor Augen, das Eigenthum an und für sich. Vor wenigen Jahren noch überhaupt herrenlos, wurden diese Ländereien mit allem übrigen Lande Südafrika's bis zu einem bestimmten Breitengrade durch J. M. die Königin von Großbritannien zu ihrem Eigenthum gemacht; das heißt sie erklärte, dieses Land sei von da ab ihr Eigenthum, und unbestreitbar war damit das betreffende Land wirklich und in Wahrheit nunmehr Eigenthum geworden. Capital aber war es noch nicht. Auch nach stattgehabter Uebertragung an die zweite Hand blieben diese Landstrecken immer nur noch „Eigenthum", sie wurden auch dann noch nicht zugleich Capital. Denn zu Capital wird das Eigenthum, hier also das Land erst dann, wenn aus ihm neues Eigenthum hervorgeht, wenn es Ertrag bringt. Unurbares Land, im Inneren Afrika's belegen, nur betreten von dem Fuße der Elephanten und anderer Geschöpfe der Wildniß, wenn gleich in bester Form übertragenes Allodium, ist dennoch nicht Capital, sondern eben nur Eigenthum und nichts weiter.

Denken wir nun den Vorgang der Erweiterung dieses „Eigenthums" zu einem Eigenthum welches zugleich auch Capital ist, in folgender Weise: Der Eigenthümer begibt sich nach seinen hundert Ackern Landes und beginnt dasselbe zu bearbeiten. Der Ertrag dieser Arbeit ist dann schon beides, Eigenthum und Capital. Aus dem Gesichtspunkte nun des Eigenthums betrachtet, kann er, denn er ist der Eigenthümer, mit solchem Ertrage machen was er will; er kann den ganzen Ertrag vernichten, ohne dadurch als Eigenthümer irgend welcher Verletzung sich schuldig zu machen. Er steht aber dem in Rede befindlichen Ertrage, welcher wie gesagt auch noch zugleich Capital darstellt, nicht nur in dem Verhältnisse des Eigenthümers gegenüber, sondern auch in dem zweiten, von dem ersteren durchaus unabhängigen Verhältnisse des „Arbeiters", dessen Arbeit eben jenen Ertrag, also eben jenes neue Eigenthum, welches zugleich auch Capital ist, schuf. Dieser in ihm selbst neben dem „Eigenthümer" oder diesem

des Friedens und zu dieser Betriebsamkeit gehören Handel und Industrie mit absoluter Nothwendigkeit, gehört also eben so nothwendig, daß der Begriff des persönlichen Eigenthums strikte anerkannt bleibe. Jede Theorie, welche die in den „Aphorismen" gestellte Frage: Soll das unternehmende Capital allein den Gewinn des gesammten Erwerbslebens in seiner heutigen Gestalt ziehen, oder sollen ihn die eigentlichen Producenten, die Arbeiter haben? in einem Sinne beantworten will, als ob das in dem Capitalbesitzer sich darstellende Recht des persönlichen Eigenthums an dem Capital und dem durch dasselbe sich ergebenden Ertrag oder Gewinn, vermöge der zur Producirung solchen Gewinnes geleisteten Arbeit in dem Capitalbesitzer erlösche und von diesem auf den Arbeiter übergehe — jede derartige Theorie also, indem sie bei der Absicht die Lage der durch Industrie und Handel existirenden Arbeiter zu verbessern, in dem Capitalbesitzer den für die Existenz von Handel und Industrie absolut nothwendigen Begriff des persönlichen Eigenthums abolirt, führt sich auf eine Unklarheit und eine Verwirrung in den Begriffen zurück, der gegenüber für den „Staat", soll er nicht untergehen, schließlich allerdings nichts anderes übrig bleibt als der Rekurs an die Gewalt.

Endlich drittens, was uns selbst als integrirenden Theil des deutschen Handwerkerbundes und somit eine der „conservativen Fraktionen" betrifft, haben wir noch zu bemerken, daß wir, gleich wie wir eine „ganz neue" Organisation der Produktionsverhältnisse von Staatswegen unsererseits weder fordern noch überhaupt für möglich halten, wir auch andererseits es von uns glauben ablehnen zu dürfen, als sei hinsichtlich unser die Auffassung zutreffend von einem „Anklammern gleich Schiffbrüchigen an die Reste sinkender Organisationen". Niemand kann bereitwilliger seyn als wir es sind, zuzugeben, daß die handwerksrechtlichen Institute oder Organisationen, deren leitende Grundgedanken wir vertheidigen, in ihrem positiven Bestande, so lange ihnen ein

sich uns vor Augen, das Eigenthum an und für sich. Vor wenigen Jahren noch überhaupt herrenlos, wurden diese Ländereien mit allem übrigen Lande Südafrika's bis zu einem bestimmten Breitengrade durch J. M. die Königin von Großbritannien zu ihrem Eigenthum gemacht; das heißt sie erklärte, dieses Land sei von da ab ihr Eigenthum, und unbestreitbar war damit das betreffende Land wirklich und in Wahrheit nunmehr Eigenthum geworden. Capital aber war es noch nicht. Auch nach stattgehabter Uebertragung an die zweite Hand blieben diese Landstrecken immer nur noch „Eigenthum“, sie wurden auch dann noch nicht zugleich Capital. Denn zu Capital wird das Eigenthum, hier also das Land erst dann, wenn aus ihm neues Eigenthum hervorgeht, wenn es Ertrag bringt. Unurbares Land, im Inneren Afrika's belegen, nur betreten von dem Fuße der Elephanten und anderer Geschöpfe der Wildniß, wenn gleich in bester Form übertragenes Allodium, ist dennoch nicht Capital, sondern eben nur Eigenthum und nichts weiter.

Denken wir nun den Vorgang der Erweiterung dieses „Eigenthums“ zu einem Eigenthum welches zugleich auch Capital ist, in folgender Weise: Der Eigenthümer begibt sich nach seinen hundert Ackern Landes und beginnt dasselbe zu bearbeiten. Der Ertrag dieser Arbeit ist dann schon beides, Eigenthum und Capital. Aus dem Gesichtspunkte nun des Eigenthums betrachtet, kann er, denn er ist der Eigenthümer, mit solchem Ertrage machen was er will; er kann den ganzen Ertrag vernichten, ohne dadurch als Eigenthümer irgend welcher Verletzung sich schuldig zu machen. Er steht aber dem in Rede befindlichen Ertrage, welcher wie gesagt auch noch zugleich Capital darstellt, nicht nur in dem Verhältnisse des Eigenthümers gegenüber, sondern auch in dem zweiten, von dem ersteren durchaus unabhängigen Verhältnisse des „Arbeiters“, dessen Arbeit eben jenen Ertrag, also eben jenes neue Eigenthum, welches zugleich auch Capital ist, schuf. Dieser in ihm selbst neben dem „Eigenthümer“ oder diesem

gegenüber stehende „Arbeiter" nun hat an das solchergestalt von ihm, dem Arbeiter, nicht von dem mit diesem hier in einer und derselben Person enthaltenen Eigenthümer — geschaffene Capital einen aus der Sache selbst sich ergebenden Rechtsanspruch, dessen Priorität jedem andern Anspruche vorgeht, selbst dem Rechte des Eigenthümers. Dieser Anspruch des Arbeiters in ihm besteht in der Vorwegnahme desjenigen Theiles des durch seine Arbeit geschaffenen Capitals, der nothwendig ist, um seine, des Arbeiters, Lebensexistenz zu erhalten; nicht allein weil ohne diese Existenz das bereits geschaffene Capital nicht geschaffen worden wäre, sondern weil auch ohne die Erhaltung eben dieser Existenz weder fernerhin noch überhaupt würde Capital geschaffen werden können. Mit anderen Worten: in der Person dessen der die Qualitäten des „Eigenthümers" und des „Arbeiters" in sich vereint, beginnt das Recht der freien anderweitigen Verfügung über das von ihm als Arbeiter geschaffene Capital, als Eigenthümer erst da, wo der menschlichen Existenzerhaltung des Arbeiters in ihm bereits Genüge geschehen ist. Denn wenn in ihm nicht der Arbeiter am Leben erhalten wird, dadurch daß dieser satt zu essen und zu trinken bekommt, nebst gehöriger Kleidung und Wohnung, so hört auch das Capital auf und das Eigenthum wird schließlich wieder zum wesentlichen Gedankenbilde. Denn Eigenthum hat einen realen, einen wirthschaftlichen Werth nur insoweit, als es zugleich auch Capital ist.

Der Umstand, daß wie bei dem hier angenommenen Falle der Capitalist mit dem Arbeiter sich in einer und derselben Person vereint finden, ändert an der Sache nichts, in Vergleich zu dem Verhältnisse wie es in einer entwickelteren Industrie sich uns vor Augen stellt, wo also Capitalist und Arbeiter individuell geschieden einander gegenüberstehen. Die Frage also, wie die „Aphorismen" sie stellen: „Soll das unternehmende Capital allein den Gewinn des gesammten Erwerbslebens in seiner heutigen Gestalt ziehen, oder sollen

ihn die eigentlichen Producenten, die Arbeiter haben?" — diese Frage kann, wenn man einerseits den Begriff des Eigenthumes nicht verletzen, andererseits dem Arbeiter rechtlich zusprechen will was die Natnr der Sache mit absoluter Nothwendigkeit für den Begriff der Arbeit in Anspruch nimmt, nicht anders beantwortet werden als dahin: Die eigentlichen Producenten, die Arbeiter haben, den Eigenthümern des durch ihre Arbeit geschaffenen Capitals gegenüber, an eben dieses Capital oder, wie man ebenfalls sagen kann, an den Gewinn des gesammten Erwerbslebens keinerlei weiteren natürlichen, aus der Sache selbst sich ergebenden Rechtsanspruch, als den einer normalen Erhaltung ihrer menschlichen Existenz, durch Zuwendung eines so großen Antheils an solchem durch die Arbeit geschaffenen Capital, wie er zum menschlichen, das will sagen zu einem der Menschenwürde entsprechenden Lebensunterhalte des Arbeiters nothwendig ist; selbstverständlich beziehentlich auch ihre Familien. Denn wenn die Arbeiter allgemein ohne Familie gedacht würden, so wäre damit auch alsobald das Ende der Arbeit selbst gegeben. Dieser Anspruch der Arbeit oder des Arbeiters ist allerdings ein aus der Natur des Verhältnisses selbst sich ergebender, selbst dem in dem Begriff Capital mitenthaltenen Begriffe des Eigenthums mit unbedingter Priorität voranzustellender natürlicher Rechtsanspruch.

Die Philosophie des Rechtes überhaupt, mithin auch des Handwerksrechtes oder, was dem wesentlichen Inhalte nach dasselbe sagt, des Arbeiterrechtes zielt, so meinen wir, auf die Entdeckung und die wissenschaftliche Darstellung der innern, der Vernunftgründe ab, sowohl der Vernunftgründe des positiven Gesetzes wie es ist, als auch andererseits der Vernunftgründe beziehentlich solcher Verhältnisse, die auf positivem Gesetz nicht beruhen, aber der Natur der Dinge gemäß darauf beruhen sollten. Die Philosophie des Rechts, insonderheit des Handwerksrechts gibt den Maßstab ab für die Bestimmung, sowohl ob das positive Gesetz wie es Geltung hat, diese Geltung vernünftigerweise verdiene, als auch

Da es sich bei den einzelnen Darstellungen hauptsächlich um das innere Leben handelte, worüber ein Dritter natürlich keinen Aufschluß zu geben vermag, so wurden, so weit dieß möglich war, die Betreffenden selbst redend eingeführt. Der Verfasser hat mit wahrer Bienenemsigkeit alle erschienenen Conversionsschriften durchgeforscht, hat aus unzähligen Büchern, Zeitschriften und Tagblättern Material zusammengeholt, hat nach allen Ecken und Enden Briefe geschrieben, hat alles Mögliche gethan und keine Mühe gescheut, um seinem Werke die wünschenswerthe Vollendung zu geben. Es ist demnach auch nicht zu verwundern, daß die einzelnen Biographien sowohl was die Form, als was den Umfang betrifft, sehr ungleich ausgefallen sind: während einzelnen Convertiten, wie z. B. dem Grafen Stolberg, Adam Müller, Friedrich von Schlegel, Zacharias Werner, Karl Ludwig v. Haller, Jarcke, Hurter, Gfrörer, Clarus, Daumer, Ida Hahn-Hahn u. A. dreißig und mehr Seiten gewidmet werden, hat sich über manche Andere nur Weniges vorgefunden. Viele von den noch lebenden Convertiten haben sich zur Mittheilung autobiographischer Notizen nicht entschließen *können*; hat es ja doch der Verfasser selbst nicht über sich vermocht, uns mit seinem Lebensgange und mit den Wegen bekannt zu machen auf denen ihn die Gnade in die Kirche Christi zog.

Absolute Vollständigkeit ist bei einem Werke dieser Art niemals zu erreichen; gleichwohl glaube ich nicht, daß dem Verfasser bedeutendere Persönlichkeiten entgangen sind. Ich wenigstens vermisse aus dem Kreise meiner Bekanntschaft nur zwei Namen: den Philologen Friedrich Harrer, Verfasser der geistvollen Schrift „Christus und Antichristus, in populären Dialogen nach Lucian“ (2. Aufl. Regbg. 1862), der als Oberlehrer am Gymnasium in Regensburg das katholische Glaubensbekenntniß ablegte und später (1856) in den Weltpriesterstand eintrat, und den gelehrten Benediktiner P. Roman Sachs in Metten der vom Judenthum zur Kirche kam, 1848 in München die Priesterweihe empfing

nicht abzusprechen ist, so unter Anderen Lassalle, die Forderung von „Darbietung des Capitals aus Staatsmitteln zur Betreibung der betreffenden Industrieproduktionen", für die „Selbstassociation des Arbeiterstandes" als Universalmittel zur Lösung der socialen Frage hinstellen; während Lassalle, wenn ihm eine umfassende und gründliche Kenntniß der praktischen Verhältnisse des gesammten Erwerbslebens eigenthümlich gewesen wäre, ohne Zweifel eingesehen haben würde, daß sehr wesentliche Zweige des Erwerbslebens im Wege von Associationen der darin thätigen Arbeiter überhaupt nicht betrieben werden können, so z. B. das Gewerbe der Seeschiffahrt, die allermeisten der übrigen aber nur in vereinzelten Ausnahmsfällen und ohne Einfluß auf die Lage der Arbeiter im Allgemeinen.

Wir werden weiterhin eben diesen praktischen Verhältnissen des Erwerbslebens eine eingehende Betrachtung widmen, müssen uns jedoch zuvor noch einige Bemerkungen erlauben hinsichtlich der in den „Aphorismen" uns beigemessenen Stellung zum liberalen Oekonomismus sowie zur socialdemokratischen Partei.

IV.

Die „Aphorismen" S. 389, indem sie die Lehre des „liberalen Oekonomismus", also die Lehre der auf Adam Smith sich zurückführenden und gegenwärtig herrschenden national-ökonomischen Schule den durch die social-demokratische Partei und durch die conservativen Fraktionen vertretenen Auffassungen gegenüberstellen, sagen in dieser Beziehung folgendes:

„Es ist den liberalen Parteien von heute wesentlich, daß sie die Grundlagen der modernen Gesellschaft für normal und unveränderlich, oder vielmehr unverbesserlich ansehen. Ganz natürlich, denn nach der Lehre des ökonomischen Liberalismus

burgischen Confession zu unterschreiben, ja welche der Verirrungen des Protestantismus geständig sind und nichts Namhaftes und Stichhaltiges zur Rechtfertigung derselben anzubringen haben, welche aber deßwegen noch lange keine Lust empfinden und keine Verpflichtung anerkennen in den Schooß der Kirche zurückzukehren, sondern die Thatsache der Trennung fortwährend zu ihrer eigenen machen. Es fehlt eben die Grundbedingung des katholischen Bekenntnisses: der Glaube an die unfehlbare, göttliche Autorität der Kirche; um ein Plus oder Minus des Credo handelt es sich nicht.

Wer sich etwa noch mit der Hoffnung auf Einigung der Deutschen im Glauben getragen hätte, der lernt aus Rosenthals Buche, daß sein Herz ihn Unmögliches hoffen ließ. Der Katholik hat keine Vorstellung von den Schwierigkeiten die ein Protestant zu überwinden, von den Opfern die er zu bringen hat, ehe er den entscheidenden Schritt zurück in die Mutterkirche thun kann. Während Luther noch im Jahre 1532 schreiben konnte: es stehe in seiner Macht, mit zwei oder drei Predigten das ganze Papstthum *wieder herzustellen* und neue Messen und Wallfahrten *einzurichten**), ist das heute völlig anders. Das Kind wächst hinein in seine Umgebung, die Traditionen der Familie, der Oertlichkeit üben auf dasselbe eine unausgesetzte und darum nachhaltige Wirkung, schon lange bevor es zum Bewußtseyn seines Selbst gelangt. Die Zahl derer welche sich zu einer Selbstprüfung berufen glauben, ist gering, und erst gar die Zahl derer welche wirklich dazu befähigt sind, verschwindend klein. So steht die Macht der Gewöhnung als eine unübersteigliche Scheidewand zwischen den Confessionen, die man nur beklagen, aber nie mehr niederreißen kann.

Eine Conversion kann durch Studium, Nachdenken, äußere Einflüsse und Eindrücke angebahnt, aber nicht vollendet werden: sie ist ein W e r k d e r G n a d e. Diese Wahrheit ist der

*) Luthers Werke ed. Walch VII, 913.

dernden Parteien. Dagegen aber können wir nicht umhin, unsererseits an jede Theorie die mit der Erklärung auftritt, sie habe es auf eine Aenderung oder Verbesserung der Grundlagen der modernen Gesellschaft abgesehen, die Forderung zu stellen, daß sie zunächst sich dahin ausweise, wie sie mit dem Begriffe des persönlichen Eigenthums harmonire.

Der ganze Complex von Begriffen, den wir in das Wort „Handel" zusammengefaßt finden, setzt mit absoluter Nothwendigkeit den Begriff des persönlichen Eigenthums als anerkannt voraus. Eine Theorie, welche sich dafür ausgibt die Grundlagen der modernen Gesellschaft im Interesse der in der Industrie thätigen Arbeiter verbessern zu wollen, dabei aber in ihren Forderungen an das Capital den Begriff des persönlichen Eigenthums nicht festhält, tritt zu sich selbst in Widerspruch. Ohne das persönliche Eigenthum ist der Handel nicht möglich, ohne den Handel wiederum die Industrie nicht, mithin auch überhaupt nicht die Existenz von Arbeitern für die Industrie. Daß eine Gesellschaft auf mehr oder minder communistischen und demgemäß den Handel und die Industrie ausschließenden Grundsätzen basirt werden könne, beweist sich zwar aus dem Beispiele Sparta's. Lykurg gab der spartanischen Gesellschaft eine sociale Basis, welche das Princip des individuellen Eigenthums so wesentlich ausschloß, daß man sagen kann, es wurde in Sparta nur faktisch als Ausnahme, principiell aber überhaupt nicht anerkannt. Folgerecht waren Handel und Industrie aus der spartanischen Gesellschaft ausgeschlossen. Aber der Zweck dieser Gesellschaft war der Krieg, nicht die Betriebsamkeit des Friedens. Auf eben dieser Grundlage durchlebte die spartanische Gesellschaft eine langdauernde Periode blühendsten Gedeihens und die Ursache ihres Verfalles war keineswegs eine aus der principiellen Grundlage sich ergebende, sondern ist im Gegentheil darauf zurückzuführen, daß eben diese Grundlage faktisch verlassen wurde. Der Zweck dagegen unserer modernen Gesellschaft ist eben nicht der Krieg, sondern ist die Betriebsamkeit

Kirche gab) völlig der Meinung, daß Ueberzeugung des Verstandes allein nicht zum Katholiken macht. Beharrliches, so viel wie möglich ruhiges Gebet und Wegräumen der Hindernisse: des Stolzes, der Sinnlichkeit, der Anhänglichkeit an Zeitliches sind — meiner Ueberzeugung nach — der einzige Weg." Bekanntlich war Stolbergs älteste Tochter Agnes, vermählt mit dem Grafen Stolberg-Wernigerode, das einzige Glied der Familie welches dem Vater nicht in den Frieden der Kirche nachfolgte. „Umstände an denen sie gar keine Schuld hat, hinderten es", schreibt die Gräfin an Schiffmann, und sie fährt fort: „sie und ihr Mann sind tugendhaft und christlich, wie ich Wenige kenne, und demüthig, wie ich fast nie Protestanten gesehen" (Lütolf S. 153).

Auf Stolberg folgt der Löwener Professor Nik. Möller, geb. 1777 zu Porsgrund in Norwegen. Nach Beendigung seiner Studien auf der Universität zu Kopenhagen wurde er von der dänischen Regierung mit einem Reisestipendium von 500 Thalern nach Deutschland geschickt und gehörte in Jena zu den Lieblingsschülern Schellings. In Leipzig fand er zufällig bei einem Antiquar ein katholisches Unterrichtsbuch und die Conversionsgeschichte des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig: diese zwei Bücher gaben ihm den ersten Anstoß zu Forschungen auf kirchlichem Gebiete die ihn dann im J. 1803 in die katholische Kirche zurückführten. Zugleich mit ihm convertirte auch seine Gattin Charlotte, Tochter des durch seine Streitigkeiten mit dem Hauptpastor Götze bekannten Predigers Alberti in Hamburg und jüngere Schwester der Gemahlin des Dichters Ludwig Tieck.

Im J. 1807 trat zu Rom ein anderer Sohn des skandinavischen Nordens, der berühmte Publicist Ferdinand Frhr. von Eckstein, in den Schooß der katholischen Kirche zurück. Er drang auf einem Wege in die Kirche, der sehr vielen Gemüthern fremd ist, durch die Politik: die Tyrannei Napoleons in Rom machte ihn gläubig. Er kam in die ewige Stadt gerade zur Zeit der nächtlichen Entführung des P. Pius VII.;

solcher bewahrt blieb — denn jetzt sind sie fast überall vernichtet — theils in ihrer zeitgemäßen Entwicklung stehen geblieben, theils durch Einflüsse der Selbstsucht, des Unverstandes, auch bösen Willens von Mißbräuchen durchzogen und ihren wahren Zwecken sich entfremdet fanden. Aber wir behaupten, daß alles dieß vollständig zugegeben, damit dennoch nichts bewiesen ist gegen jene von uns vertheidigten leitenden Grundgedanken selbst, und unsere Forderung beschränkt sich darauf, daß unsere Behauptungen, wie wir sie umständlichst motivirt den Fürsten und Regierungen Deutschlands und so auch der Oeffentlichkeit zum Vortrag gebracht haben, in unbefangene und ernstlich in die Sache eingehende, den Regeln wahrer Wissenschaftlichkeit entsprechende Prüfung mögen genommen werden. Wir wissen, daß wir mit unseren Sätzen auf dem festen Grunde praktischer Sachkunde stehen, und was wir vermittelst unserer den Fürsten und Regierungen Deutschlands überreichten Ausarbeitungen zum Zwecke theoretischer Rechtfertigung der von uns für die Praxis des Erwebslebens geforderten Institutionen vortrugen, dürfen wir um so unbedenklicher für unwiderlegt ansehen, als eine wirklich auf die Sache eingehende Erörterung des Inhaltes jener Eingaben bis jetzt überhaupt noch von keiner Seite her uns entgegengetreten ist. Dem Bilde des Schiffbruches können wir demnach nicht einräumen, daß es hinsichtlich der intellektuellen Situation in der Verhandlung der Sache auf uns anwendbar sei.

Die leitenden Grundgedanken des Handwerks- oder Arbeiter-Rechtes, denen unsere Bestrebungen überhaupt nur gelten, sind nicht schwer zu übersehen, wenn aus dem Leben selbst die confreten Verhältnisse vor Augen gestellt werden, auf die es ankommt. Bevor wir jedoch zur Betrachtung des Praktischen uns wenden, möge es uns gestattet seyn, noch einmal einen Blick auf das Gebiet des Theoretischen zu werfen.

LIX.

Geschichte der Conversionen.

I. Rosenthals Convertitenbilder.

Diese Blätter haben bereits vor einem Jahre (Bd. 56, S. 256 ff.) die Lebensskizze Friedrichs von Schlegel aus dem in der Ueberschrift genannten Werke mitgetheilt und dadurch dem katholischen Publikum einen Vorgeschmack von den Genüssen gegeben, welche der Verfasser in reicher Fülle darbietet. Nun die erste Hälfte des Werkes in einem splendid ausgestatteten großen Bande vollendet vorliegt*), scheint ein eingehenderes Referat zur Schuldigkeit dieser Zeitschrift zu gehören.

Die erste Frage welche man sonst an ein neues Buch zu richten pflegt, die Frage cui bono? kommt bei dem vorliegenden in Wegfall. Es war ein glücklicher Gedanke und ein dankbares Unternehmen die Geschichte der Conversionen zu schreiben; der Gegenstand ist von solcher Wichtigkeit und Anziehungskraft, daß man sich wundern muß und es sich nur aus der Schwierigkeit und dem großen Umfang der Arbeit

---

*) Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert. Von David August Rosenthal. Erster Band: Deutschland. Schaffhausen, Hurter 1866. XXX und 1100 S.

erklären kann, daß dieses Feld seit dem dürftigen Versuche von Höninghaus („chronolog. Verzeichniß der denkwürd. Bekehrungen vom Protestantismus zur kath. Kirche bis auf die neueste Zeit“ Aschaffenb. 1837) und dem gleichfalls ungenügenden Buche des Abbé Rohrbacher („übersichtl. Darstell. der wicht. Bekehr. zur kathol. Kirche seit Anfang des 19. Jhdts.“ Schaffh. 1844) brach liegen blieb. Allerdings, es kostete tüchtige und unverdrossene Arbeit auf diesem Feld, es galt beinahe völligen Neubruch; aber gerade solcher pflegt sich zu lohnen. Herr Rosenthal hat sich mit der liebevollen Begeisterung des Neophyten dem mühevollen Werke gewidmet, und indem er ebensoviel schriftstellerische Befähigung als treuen Fleiß zu dem Unternehmen mitbrachte, schuf er ein Werk auf welches wir mit ungemischter Freude und voller Genugthuung blicken können.

Göthe hat ein wahres Wort gesprochen: „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“, und Herr Rosenthal hat gut daran gethan, sich auf die Convertiten des laufenden Jahrhunderts zu beschränken. Er konnte dieß auch um so leichter thun, als gleichzeitig mit ihm einer der verdienstvollsten Veteranen unserer katholischen Literatur, der hochehrwürdige Bischof von Straßburg sein großartig angelegtes Werk über „die Convertiten seit der Reformation“ herauszugeben begann, wovon bereits zwei schöne Bände erschienen sind. Rosenthals Buch bildet nun den Schluß der Convertiten-Geschichte von Dr. Räß, und beide zusammen gewähren der neueren Kirchengeschichte die merkwürdigste Bereicherung die ihr seit einigen Jahren zu Theil geworden.

Die „Convertitenbilder“ enthalten die Biographien und schildern den inneren geistigen Entwicklungsgang von ungefähr 240 mehr oder minder hervorragenden Männern und Frauen, Biographien deren weitaus größter Theil völlig neu und nirgends anderwärts zu finden ist. Schon diese Angabe allein gibt eine Vorstellung von der Fülle und Mannigfaltigkeit des Interesses welches der vorlieg[illegible] gewährt.

Moriz Frhr. von Hohberg war in den ungeheuerlichsten Vorstellungen von der katholischen Kirche aufgewachsen; die Religion seines Vaters beschränkte sich auf blinden Haß gegen alles Katholische. Da kam der Mutter ein kostbarer Familienschmuck abhanden, und alle Nachforschungen und Bemühungen um dessen Wiedererlangung blieben vergeblich. Man hatte die Pretiosen bereits aufgegeben, da begehrte eines Tages ein Franziskanermönch den Vater zu sprechen. Derselbe, eine Bitte um Almosen erwartend, empfing ihn in Gegenwart seines Sohnes mit barschen Worten, die der Mönch ruhig anhörte und dann erwiderte, er sei nicht gekommen um zu begehren, sondern um zu bringen: ein reuiger Sünder habe ihm in Folge der Beicht den gestohlenen Schmuck zur Zurückerstattung übergeben, welchen Auftrages er sich hiemit entledige. Der Eindruck dieses Vorganges senkte sich als ein fest haftender Stachel in das Gemüth des Sohnes und wurde die erste Veranlassung, daß er zur Kirche übertrat. Der Vater raste und tobte; er verstieß den Sohn aus dem Hause und zwang ihn seinem ganzen auf eine halbe Million tarirten Erbe zu entsagen, was dieser um so leichter that, da er ohnehin bereits entschlossen war die Welt gänzlich zu verlassen und im Orden der barmherzigen Brüder dem Herrn zu dienen.

An einem Tage des Jahres 1819 begegnet der Oberrabbiner zu Mastricht, Emanuel Weil, einer feierlichen Prozession in den Straßen der Stadt. Er will ausweichen, aber wider seinen Willen sieht er sich vorwärts getrieben. So zog die Prozession an ihm vorüber, und als das hochwürdigste Gut in seine Nähe kam, versuchte er vergeblich sich zurückzuziehen; er fand sich durch eine innere Gewalt gezwungen niederzuknien und anzubeten, denn in diesem Augenblicke erkannte er, wie durch ein göttliches Licht erleuchtet, seinen Herrn und Meister, den verheißenen Messias. Sein Entschluß stand sofort fest. 1820 wurde er getauft und trat in das Seminar zu Lüttich, wo er zum Priester geweiht wurde.

Am Bette seines schwer erkrankten ältesten Sohnes, seines Lieblings, wachte die Nacht hindurch in bekümmerten Gedanken der preußische Unterrichtsminister Ludolf von Beckedorff. Früh um drei Uhr wollte er auf einem Sopha sich etwas Ruhe gönnen. Der Mond schien ihm dabei in's Gesicht, so daß er nicht einschlafen konnte. Darüber kommt er in's Nachdenken, und plötzlich fährt es ihm durch die Seele: Bringe Gott ein Opfer, vielleicht erkaufst du dir das längere Leben deines Sohnes. Gedacht, gethan! er gelobt katholisch zu werden, wenn Gott ihm das Kind erhält und schlummert daraufhin ein. Als früh die Aerzte kommen, wundern sie sich, daß Karl nicht bloß noch lebt sondern daß eine neue Krisis eingetreten zu seyn scheine. Und wirklich bessert sich der Kranke durch volle neun Tage. Der Vater denkt in der Aufregung nicht mehr an sein Gelöbniß, das ihm wie ein Traum durch die Seele gegangen war. Am neunten Tage zeigt sich Abends plötzlich eine Verschlimmerung mit seinem Sohne, in der Nacht stirbt er. Nun trat die Erinnerung an das Gelöbniß wieder vor die Seele des Vaters; er setzte sich hin und schrieb an den König einen Brief, worin er seinen Entschluß ausspricht katholisch zu werden. Der König gab sich sehr viele Mühe diesen Entschluß zu ändern, bis der Kronprinz, der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. sprach: „Man schicke ihn zum Bischof Sailer, der mag prüfen und entscheiden." Zu diesem erleuchteten Kirchenfürsten hatte man höchsten Ortes besonderes Vertrauen. Beckedorff reiste nach Regensburg, hatte mit Sailer mehrere Conferenzen und legte am 4. Juni 1827 in dessen Hände das katholische Glaubens-Bekenntniß ab.

Hermann Cohen, der Sohn eines jüdischen Bankiers in Hamburg, war als musikalisches Genie der Liebling der Pariser eleganten Welt, der Abgott der Salons geworden. Er durchzog auf seinen Kunstreisen England, die Schweiz, Italien, Deutschland und feierte überall glänzende Triumphe. Die Priester waren ihm der Gesellschaft feindliche Wesen;

die Mönche sah er als Ungeheuer an, die man meiden müsse wie Menschenfresser. Dieser junge Jude wird einmal im J. 1847 in Paris vom Fürsten Ney ersucht, für ihn die Leitung eines Dilettantenchors in der Kirche St. Valère zu übernehmen. In dem Augenblicke, als der Segen gegeben wurde, fühlte er zum erstenmale eine lebhafte, unbeschreibliche Aufregung in seiner Seele; er fühlte, wie eine bedeutende Last auf seinen ganzen Körper drückend ihn nöthigte sich zu neigen und wider Willen zur Erde zu beugen. Das war der Augenblick der Gnade. Am 28. August desselben Jahres empfing er die hl. Taufe und trat dann in den strengen Orden der unbeschuhten Carmeliten, empfing die Priesterweihe und wanderte seitdem als Prediger durch die Provinzen Frankreichs.

Nicht minder merkwürdig ist die Bekehrung eines anderen Juden, des Bernhard Bauer aus Preßburg. Mit 19 Jahren war er bereits vollendeter Atheist und wüthender Demokrat; er nahm den lebhaftesten Antheil an der Wiener Märzrevolution des J. 1848 und war Mitglied jener Deputation der Aula die dem Erzherzoge Albrecht Vorwürfe darüber machte, daß er auf das Volk habe *schießen* lassen. Kossuth umarmte ihn öffentlich; er wurde als Gesandter der Wiener akademischen Legion nach Paris geschickt um den dortigen Schulen eine Adresse zu überreichen. Auch diesen so weit abgeirrten Jüngling fand die Gnade: ein katholischer Freund, eine Medaille der allerseligsten Jungfrau, Nicolas „philosophische Studien über das Christenthum" und ein Besuch der Maiandacht waren die Glieder der Kette, mit der ihn der barmherzige Gott an sich zog; am 4. Sept. 1852 empfing er die hl. Taufe und die erste Communion. Auch er gehört nun dem Priesterstande und dem Orden von Karmel an.

Alexander Hetsch hatte zu Tübingen mit solcher Auszeichnung promovirt, daß die württembergische Regierung ihn zu weiterer Ausbildung auf ihre Kosten nach Paris sandte. Vor seiner Abreise schenkte ihm sein Bruder, ein ,eifriger

Protestant, scherzweise eine Muttergottes-Medaille die der junge Doktor sich umhing. Aber siehe da, kaum hat er die Medaille am Halse, da geht eine große Veränderung mit ihm vor: eine wunderbare innere Erleuchtung zeigt ihm unzweifelhaft die Wahrheit der katholischen Religion. Er convertirte nach vielen Kämpfen 1847 in Paris und ist jetzt an der Seite des Bischofes Dupanloup Regens des Klerikal-Seminars in Orleans.

Im Jahre 1845 kam ein junger Jurist aus Schleswig, Eduard Scheby, auf einer Ferienreise nach Wien und fiel daselbst in eine schwere Krankheit in welcher er von einer alten Frau mit großer Liebe und Aufopferung gepflegt wurde. Er war der Sohn sehr reicher Eltern, im vollkommensten Indifferentismus erzogen und aufgewachsen. Nach seiner Genesung schlug seine Pflegerin jede ihr angebotene Entschädigung aus, erbat sich aber als einzige Belohnung von ihm, dessen vollständigen Unglauben sie wohl erkannt haben mochte, daß er wenn auch nur ein einziges Mal, eine Kirche besuchen möchte. Er erfüllte diesen uneigennützigen Wunsch und that damit den über sein Leben entscheidenden Schritt. Er gehört jetzt dem Trappistenorden an.

Die Bestimmung dieser Blätter gestattet nicht, mit Anführung ähnlicher Vorgänge fortzufahren. Der Natur der Dinge entspricht es, daß besonders häufig Bücher die Brücke zum Uebergange bilden: aber auch diese Bücher sind so verschieden geartet, daß man leicht einsieht, wie nicht sie den Ausgang bestimmen, sondern eine höhere Leitung sich ihrer bedient. Eine hervorragende Rolle bei den Conversionen der neueren Zeit spielt begreiflicher Weise Möhlers Symbolik; auch Leibnitzens „System der Theologie", Martins „bischöfliches Wort" und ähnliche Schriften haben manchem Zweifler zur Orientirung gedient. Ob aber dergleichen Darstellungen der Lehrunterschiede zur Entscheidung drängen, oder ob Eichendorffs Gedichte wie bei Martens, oder ein Kalender von Alban Stolz wie bei Lämmer, oder die von der Kirche ver-

botenen — „Mittheilungen seliger Geister" an die Maria Kahlhammer den Ausschlag geben wie bei Steinbrück, immer bestätigt sich eben das alte Wahrwort: alle Wege führen nach Rom.

Neben dieser tröstlichen Wahrnehmung läuft eine andere um so minder erfreuliche einher und findet durch die gesammte Reihe der „Convertitenbilder" ihre traurige Bestätigung: wir meinen die Thatsache der empörenden Intoleranz gegen alles Katholische auf protestantischer Seite. Würde ein Protestant zum Islam, zum Judenthum, zum erklärten Heidenthum sich bekennen, es würde ihm gar leicht verziehen: dagegen der Uebertritt zur Mutterkirche pflegt immer alle Wuth der Leidenschaften zu entflammen. Die hündischen Ausfälle des in sinnlosem Hasse verkommenen Voß gegen den edlen Grafen Stolberg sind gleichsam vorbildlich geworden für das Jahrhundert, welches sie einleiten. Wie tobte und raste der Dämon sektischer Intoleranz bei dem Uebertritte des berühmten Staatsrechtslehrers Karl Ludwig von Haller! Ohne Untersuchung, ohne Anklage, ohne Vertheidigung, im förmlichen Widerspruche mit den Gesetzen wurde Haller aus dem Verzeichnisse der Großräthe der Republik Bern gestrichen. An der Universität Bonn wird dem Professor Freudenfeld wegen bloßen Verdachtes der Hinneigung zum Katholicismus von der Regierung das Lesen untersagt. König Friedrich Wilhelm III. nennt in einem Briefe an seine Schwester, die Herzogin von Anhalt-Cöthen, ihre Conversion „eine unselige Verblendung und Irrsal"; er entläßt den zur katholischen Kirche zurückgekehrten Minister von Beckedorff augenblicklich aus dem Staatsdienste und zwar mit der Hälfte des einfachen Gehaltes; er läßt dem Hauptmann Kahl schreiben, der Uebertritt zur katholischen Kirche lasse „bei der betheiligten Person auf Unzuverlässigkeit des Charakters und der Grundsätze schließen", und doch war die Tochter desselben Königs mit seiner Einwilligung griechisch geworden, um — Kaiserin von Rußland zu werden. Dem Professor Phillips wurde nicht nur ein ihm vom Ministerium gemachter Antrag eine Pro-

der Gedanke an die gefallene Größe quälte seine Seele; aus Entrüstung wurde er gläubig und katholisch.

Durch die Thore der ewigen Stadt schritt am 9. Dez. 1809 ein berühmter deutscher Dichter, Zacharias Werner aus Königsberg, der Stadt der reinen Vernunft. Ein wildes, regelloses Leben lag hinter diesem Manne: von zwei Frauen war er bereits geschieden und die dritte, die beste aus den dreien, hatte ihn vor einem Jahre verlassen. Seiner Mutter hatte der Gram über das leichtfertige Leben des Sohnes das Herz abgedrückt. Katholisirt hatte dieser frivole Genußmensch bisher so wenig, daß er das Messelesen ein „Eselsgeschäft" nannte und nicht ertragen konnte, daß „die Vernunft wie ein Pudelhund noch der Pfeife des Papstes tanzen sollte." Aber das Auge Gottes wachte dennoch über dem Manne und die Gnade wußte auch in dieses verwüstete Herz den Eingang zu finden: er kam dazu die geistlichen Uebungen des heiligen Ignatius zu machen, und am 19. April 1810 legte er das katholische Glaubensbekenntniß ab, um bald nachher selber das verspottete Priesteramt zu verrichten.

Im J. 1814 trat zu Rom ein Kreis begeisterter Künstler zur Kirche über: Overbeck, Wilhelm und Rudolph Schadow, Karl Vogel von Vogelstein, Ludwig Schnorr von Karolsfeld, Ernst Platner. Sie fanden nur auf dem Boden der Kirche ein geeignetes Feld ihrer Thätigkeit, indem sie nicht einer falschen Prachtliebe huldigen oder müßiger Augenweide dienstbar werden wollten. Der Protestantismus hat keinen Raum für die ächte Kunst; für ihn ist typisch das Wort Luthers, da er schreibt: „der Reichthum der Gottlosen ist, als wenn man seine Freude an gemalten Bildern hat. Die Bilder esse ich nicht; ich ziehe sie nicht an wie ein Kleid; ich lege mich auf dieselben auch nicht schlafen. Die Bischöfe, Cardinäle, Aebte haben ihre Freude an gemalten Bildern und weiden daran ihre Augen" *).

---

*) Luthers Werke ed. Walch IX, [illegible]

Moriz Frhr. von Hohberg war in den ungeheuerlichsten Vorstellungen von der katholischen Kirche aufgewachsen; die Religion seines Vaters beschränkte sich auf blinden Haß gegen alles Katholische. Da kam der Mutter ein kostbarer Familienschmuck abhanden, und alle Nachforschungen und Bemühungen um dessen Wiedererlangung blieben vergeblich. Man hatte die Pretiosen bereits aufgegeben, da begehrte eines Tages ein Franziskanermönch den Vater zu sprechen. Derselbe, eine Bitte um Almosen erwartend, empfing ihn in Gegenwart seines Sohnes mit barschen Worten, die der Mönch ruhig anhörte und dann erwiderte, er sei nicht gekommen um zu begehren, sondern um zu bringen: ein reuiger Sünder habe ihm in Folge der Beicht den gestohlenen Schmuck zur Zurückerstattung übergeben, welchen Auftrages er sich hiemit entledige. Der Eindruck dieses Vorganges senkte sich als ein fest haftender Stachel in das Gemüth des Sohnes und wurde die erste Veranlassung, daß er zur Kirche übertrat. Der Vater raste und tobte; er verstieß den Sohn aus dem Hause und zwang ihn seinem ganzen auf eine halbe *Million* taxirten Erbe zu entsagen, was dieser um so *leichter* that, da er ohnehin bereits entschlossen war die Welt gänzlich zu verlassen und im Orden der barmherzigen Brüder dem Herrn zu dienen.

An einem Tage des Jahres 1819 begegnet der Oberrabbiner zu Mastricht, Emanuel Weil, einer feierlichen Prozession in den Straßen der Stadt. Er will ausweichen, aber wider seinen Willen sieht er sich vorwärts getrieben. So zog die Prozession an ihm vorüber, und als das hochwürdigste Gut in seine Nähe kam, versuchte er vergeblich sich zurückzuziehen; er fand sich durch eine innere Gewalt gezwungen niederzuknien und anzubeten, denn in diesem Augenblicke erkannte er, wie durch ein göttliches Licht erleuchtet, seinen Herrn und Meister, den verheißenen Messias. Sein Entschluß stand sofort fest. 1820 wurde er getauft und trat in das Seminar zu Lüttich, wo er zum Priester geweiht wurde.

Am Bette seines schwer erkrankten ältesten Sohnes, seines Lieblings, wachte die Nacht hindurch in bekümmerten Gedanken der preußische Unterrichtsminister Ludolf von Beckedorff. Früh um drei Uhr wollte er auf einem Sopha sich etwas Ruhe gönnen. Der Mond schien ihm dabei in's Gesicht, so daß er nicht einschlafen konnte. Darüber kommt er in's Nachdenken, und plötzlich fährt es ihm durch die Seele: Bringe Gott ein Opfer, vielleicht erkaufst du dir das längere Leben deines Sohnes. Gedacht, gethan! er gelobt katholisch zu werden, wenn Gott ihm das Kind erhält und schlummert daraufhin ein. Als früh die Aerzte kommen, wundern sie sich, daß Karl nicht bloß noch lebt sondern daß eine neue Krisis eingetreten zu seyn scheine. Und wirklich bessert sich der Kranke durch volle neun Tage. Der Vater denkt in der Aufregung nicht mehr an sein Gelöbniß, das ihm wie ein Traum durch die Seele gegangen war. Am neunten Tage zeigt sich Abends plötzlich eine Verschlimmerung mit seinem Sohne, in der Nacht stirbt er. Nun trat die Erinnerung an das Gelöbniß wieder vor die Seele des Vaters; er setzte sich hin und schrieb an den König einen Brief, worin er seinen Entschluß ausspricht katholisch zu werden. Der König gab sich sehr viele Mühe diesen Entschluß zu ändern, bis der Kronprinz, der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. sprach: „Man schicke ihn zum Bischof Sailer, der mag prüfen und entscheiden.“ Zu diesem erleuchteten Kirchenfürsten hatte man höchsten Ortes besonderes Vertrauen. Beckedorff reiste nach Regensburg, hatte mit Sailer mehrere Conferenzen und legte am 4. Juni 1827 in dessen Hände das katholische Glaubens-Bekenntniß ab.

Hermann Cohen, der Sohn eines jüdischen Bankiers in Hamburg, war als musikalisches Genie der Liebling der Pariser eleganten Welt, der Abgott der Salons geworden. Er durchzog auf seinen Kunstreisen England, die Schweiz, Italien, Deutschland und feierte überall glänzende Triumphe. Die Priester waren ihm der Gesellschaft feindliche; Wes

die Mönche sah er als Ungeheuer an, die man meiden müsse wie Menschenfresser. Dieser junge Jude wird einmal im J. 1847 in Paris vom Fürsten Ney ersucht, für ihn die Leitung eines Dilettantenchors in der Kirche St. Valère zu übernehmen. In dem Augenblicke, als der Segen gegeben wurde, fühlte er zum erstenmale eine lebhafte, unbeschreibliche Aufregung in seiner Seele; er fühlte, wie eine bedeutende Last auf seinen ganzen Körper drückend ihn nöthigte sich zu neigen und wider Willen zur Erde zu beugen. Das war der Augenblick der Gnade. Am 28. August desselben Jahres empfing er die hl. Taufe und trat dann in den strengen Orden der unbeschuhten Carmeliten, empfing die Priesterweihe und wanderte seitdem als Prediger durch die Provinzen Frankreichs.

Nicht minder merkwürdig ist die Bekehrung eines anderen Juden, des Bernhard Bauer aus Preßburg. Mit 19 Jahren war er bereits vollendeter Atheist und wüthender Demokrat; er nahm den lebhaftesten Antheil an der Wiener Märzrevolution des J. 1848 und war Mitglied jener Deputation der Aula die dem Erzherzoge Albrecht Vorwürfe darüber machte, daß er auf das Volk habe schießen lassen. Kossuth umarmte ihn öffentlich; er wurde als Gesandter der Wiener akademischen Legion nach Paris geschickt um den dortigen Schulen eine Adresse zu überreichen. Auch diesen so weit abgeirrten Jüngling fand die Gnade: ein katholischer Freund, eine Medaille der allerseligsten Jungfrau, Nicolas „philosophische Studien über das Christenthum“ und ein Besuch der Maiandacht waren die Glieder der Kette, mit der ihn der barmherzige Gott an sich zog; am 4. Sept. 1852 empfing er die hl. Taufe und die erste Communion. Auch er gehört nun dem Priesterstande und dem Orden von Karmel an.

Alexander Hetsch hatte zu Tübingen mit solcher Auszeichnung promovirt, daß die württembergische Regierung ihn zu weiterer Ausbildung auf ihre Kosten nach Paris sandte. Vor seiner Abreise schenkte ihm sein Bruder, ein ‚eifriger

Protestant, scherzweise eine Muttergottes-Medaille die der junge Doktor sich umhing. Aber siehe da, kaum hat er die Medaille am Halse, da geht eine große Veränderung mit ihm vor: eine wunderbare innere Erleuchtung zeigt ihm unzweifelhaft die Wahrheit der katholischen Religion. Er convertirte nach vielen Kämpfen 1847 in Paris und ist jetzt an der Seite des Bischofes Dupanloup Regens des Klerikal-Seminars in Orleans.

Im Jahre 1845 kam ein junger Jurist aus Schleswig, Eduard Scheby, auf einer Ferienreise nach Wien und fiel daselbst in eine schwere Krankheit in welcher er von einer alten Frau mit großer Liebe und Aufopferung gepflegt wurde. Er war der Sohn sehr reicher Eltern, im vollkommensten Indifferentismus erzogen und aufgewachsen. Nach seiner Genesung schlug seine Pflegerin jede ihr angebotene Entschädigung aus, erbat sich aber als einzige Belohnung von ihm, dessen vollständigen Unglauben sie wohl erkannt haben mochte, daß er wenn auch nur ein einziges Mal, eine Kirche besuchen möchte. Er erfüllte diesen uneigennützigen Wunsch und that damit den über sein Leben entscheidenden Schritt. Er gehört jetzt dem Trappistenorden an.

Die Bestimmung dieser Blätter gestattet nicht, mit Anführung ähnlicher Vorgänge fortzufahren. Der Natur der Dinge entspricht es, daß besonders häufig Bücher die Brücke zum Uebergange bilden: aber auch diese Bücher sind so verschieden geartet, daß man leicht einsieht, wie nicht sie den Ausgang bestimmen, sondern eine höhere Leitung sich ihrer bedient. Eine hervorragende Rolle bei den Conversionen der neueren Zeit spielt begreiflicher Weise Möhlers Symbolik; auch Leibnitzens „System der Theologie", Martins „bischöfliches Wort" und ähnliche Schriften haben manchem Zweifler zur Orientirung gedient. Ob aber dergleichen Darstellungen der Lehrunterschiede zur Entscheidung drängen, oder ob Eichendorffs Gedichte wie bei Martens, oder ein Kalender von Alban Stolz wie bei Lämmer, oder die von der Kirche ver-

botenen — „Mittheilungen seliger Geister“ an die Maria Kahlhammer den Ausschlag geben wie bei Steinbrück, immer bestätigt sich eben das alte Wahrwort: alle Wege führen nach Rom.

Neben dieser tröstlichen Wahrnehmung läuft eine andere um so minder erfreuliche einher und findet durch die gesammte Reihe der „Convertitenbilder“ ihre traurige Bestätigung: wir meinen die Thatsache der empörenden Intoleranz gegen alles Katholische auf protestantischer Seite. Würde ein Protestant zum Islam, zum Judenthum, zum erklärten Heidenthum sich bekennen, es würde ihm gar leicht verziehen: dagegen der Uebertritt zur Mutterkirche pflegt immer alle Wuth der Leidenschaften zu entflammen. Die hündischen Ausfälle des in sinnlosem Hasse verkommenen Voß gegen den edlen Grafen Stolberg sind gleichsam vorbildlich geworden für das Jahrhundert, welches sie einleiten. Wie tobte und raste der Dämon sektischer Intoleranz bei dem Uebertritte des berühmten Staatsrechtslehrers Karl Ludwig von Haller! Ohne Untersuchung, ohne Anklage, ohne Vertheidigung, im förmlichen Widerspruche mit den Gesetzen wurde Haller aus dem Verzeichnisse der Großräthe der Republik Bern gestrichen. An der Universität Bonn wird dem Professor Freudenfeld wegen bloßen Verdachtes der Hinneigung zum Katholicismus von der Regierung das Lesen untersagt. König Friedrich Wilhelm III. nennt in einem Briefe an seine Schwester, die Herzogin von Anhalt-Cöthen, ihre Conversion „eine unselige Verblendung und Irrsal“; er entläßt den zur katholischen Kirche zurückgekehrten Minister von Beckedorff augenblicklich aus dem Staatsdienste und zwar mit der Hälfte des einfachen Gehaltes; er läßt dem Hauptmann Kahl schreiben, der Uebertritt zur katholischen Kirche lasse „bei der betheiligten Person auf Unzuverlässigkeit des Charakters und der Grundsätze schließen“, und doch war die Tochter desselben Königs mit seiner Einwilligung griechisch geworden, um — Kaiserin von Rußland zu werden. Dem Professor Phillips wurde nicht nur ein ihm vom Ministerium gemachter Antrag eine Pro-

fessur in Halle anzunehmen, auf die Anzeige seiner Conversion hin sogleich zurückgenommen, sondern er wurde bei Erledigungen von nun an regelmäßig übergangen. Noch 1859 hatte in Preußen die Conversion eines Offiziers Strafversetzung zur Folge. Dergleichen Thatsachen dürften denjenigen zur Belehrung dienen, die bei uns gegenwärtig die Stellung der Katholiken in Preußen zu beneiden geneigt seyn sollten; wo König und Regierung eines Landes von sieben Millionen katholischen Einwohnern so reden und handeln; da darf man sich über Maßlosigkeiten brutaler Intoleranz von Seite des Volkes, wie sie in den „Convertitenbildern" so häufig zum Vorschein kommen, kaum mehr wundern.

Damit jedoch Niemand auf den Gedanken komme, der Protestantismus sei nur im Norden intolerant, so sei auch noch erwähnt, daß der vor zwei Jahren verstorbene König Wilhelm von Württemberg die Leiche seines zur katholischen Kirche übergetretenen Bruders, des Prinzen Paul, aus diesem Grunde nicht in die Familiengruft zulassen wollte. Der Skandal, den der hochliberale Herzog Ernst von Koburg 1862 mit der Leichenfeier der katholischen Herzogin von Koburg-Cohary aufführte, ist ohnehin noch im Andenken aller Welt.

Niemanden kann es entgehen, daß bei diesen Ausbrüchen protestantischer Intoleranz die Furcht den Hauptantheil habe: man fürchtet die Wirkungen des Beispiels, man fürchtet den Eindruck welchen die Rückkehr angesehener, moralisch hochachtbarer, wissenschaftlich hervorragender Männer in die Mutterkirche hervorzubringen droht. Und allerdings müssen die Gemüther unbefangen nach Wahrheit strebender protestantischer Christen aufs tiefste erregt werden, wenn sie sehen, wie gerade die besten, die redlichsten ihrer Glaubensgenossen sich durch keine Rücksicht auf irdische Vortheile abhalten lassen den Glauben der katholischen Kirche zu bekennen. Viele von den Männern deren Lebensbilder das Buch von Rosenthal enthält, haben durch ihre Conversion ihre Lebensstellung verloren; viele mußten die zartesten von der Natur geschlungenen

Bande zerreißen und im buchstäblichen Sinne Vater und Mutter verlassen, wie z. B. Frhr. von Hohberg und Edmund von Braunschweig; keiner von Allen hat durch seinen Uebertritt zeitliche Vortheile gewonnen, geschweige denn vorhersehen können. Dieß Alles, verbunden mit den Kämpfen welche die Uebergetretenen durchgemacht, mit den Beweggründen von denen sie geleitet wurden, kann seines Eindruckes nicht verfehlen, und darum glauben wir, daß dem Buche Rosenthals eine wichtige Mission beschieden sei. Es ist eine lebendige Apologie der katholischen Kirche, eine Apologie in Beispielen. Gerade deßhalb wird das Werk trotz seiner irenischen Haltung auf protestantischer Seite nicht geringes Unbehagen erregen; aber man hat ja das Mittel sich zu revanchiren: man schreibe nur in ähnlicher Weise eine Geschichte der Uebertritte von der katholischen Kirche zu den protestantischen Sekten. Gerade in Deutschland wo die meisten Fürstenhäuser protestantisch sind, und also auf dieser Seite alle Vortheile winken, muß ja dieß eine leichte und lohnende Arbeit seyn!

Wir konnten hier nur Andeutungen geben über den reichen Inhalt, über die Fülle von Belehrungen, über die mannigfaltigen Anregungen welche Rosenthals Convertitenbilder gewähren. Es mag vielleicht Manches übersehen, Manches minder genau seyn, wie es in einem so umfangreichen Buche leicht erklärlich ist. So bemerken wir z. B., daß die Angaben bezüglich der Conversion August Lewalds S. 1015 nicht völlig aufeinander klappen; Lewalds Uebertritt fand schon im J. 1852 am 27. August statt, er war damals nicht 68, sondern erst etwas über 59 Jahre alt. Immerhin aber sind die „Convertitenbilder“ eines der interessantesten Bücher der neueren Literatur, und wir rufen in Bezug auf dasselbe den Lesern der „Histor.-polit. Blätter“ alles Ernstes zu, was einst der gute alte Horatius dem Claudius Nero schrieb, als er ihm einen seiner Freunde zu guter Aufnahme empfahl: „scribe tui gregis hunc et fortem crede bonumque.“

..er gewisse Dinge, die uns immer und ewig äußer-
..er glaubte die Wahrheit erfahren, erleben zu
..rkenntniß war ihm Theilnahme an der wesen-
..as Erhoben-, Eingerücktseyn in dieselbe.
..und der Creaturen in Gott,' wie das
..ntegrität der Mensch im Paradiese
..ers letztes Ziel, es verlangte ihn
..werden, „von dem heil. Geiste
Grund, da der Sohn innen ge-
zu erkennen in Gott."

..spekulative Tiefe, der realistische und zu-
..ethische Zug der Mystik Eckharts angedeutet.
..der Beziehung bewegt sich dieselbe in den Formen
.. frühern ächten Philosophie. Wenn wir die spätere
Mystik in einer abstrusen Zahlensymbolik, in geometrisirender
Vorstellungsweise sich ergehen sehen, wenn sie zur Darstellung
ihrer Ideen sich des widerspenstigen Mittels phantastisch-
sinnlicher Bilder bedient und so nothwendig den Eindruck
trüber Gährung auf uns macht, so ist das bei Eckhart ganz
anders. Bei ihm waltet die spekulative Gedankenform, die
in rein begrifflicher Dialektik die Sache selbst zur Darstellung
bringt und nur nebenbei manchmal zur Versinnlichung er-
habener, dem Begriff der Sache möglichst adäquater Bilder
sich bedient. Erst bei den Mystikern des 15. Jahrhunderts
konstatirt Hr. Bach das Herabsinken von dieser Begriffsklar-
heit zu den sinnlichen Bildern als Ausdruck der höchsten Ideen
des Geistes.

Vor J. Böhme und vor jedem andern deutschen Philo-
sophen verdient Eckhart den Namen: philosophus teutonicus.
An spekulativer Tiefe und Kühnheit des Gedankens steht er
keinem nach und geschichtlich geht er allen voran, er ist „der
Vater der deutschen Spekulation". Der spekulative Tiefsinn
ist dem deutschen Geiste angeboren, von Haus aus geht
sein Sinnen und Denken auf das Höchste der Vernunft,
den wahren Begriff der Dinge gegenüber einer oberfläch-

mit dem Sitze zu Köln 2c., sein Leben beschloß er wahrscheinlich ebenda 1329 — desto mehr ist zu sagen von seiner Wissenschaft.

Zwar ist es noch nicht lange her, daß die deutsche Mystik, nachdem sie Jahrhunderte lang vergessen war, sich wieder Geltung verschaffen konnte. Görres hat es gewagt die verrufenen Hallen der Mystik wieder zu betreten. Diepenbrock hat über Suso geschrieben, den begeisterten Schüler Eckharts. In neuester Zeit folgte Dr. Greith mit seiner Schrift: „die deutsche Mystik im Predigerorden“ (1861). Die Bedeutung Eckharts für die spekulative Wissenschaft hat zuerst der Philosoph Baader wieder betont und das Verständniß desselben angebahnt. Der protestantische Theologe C. Schmidt folgte ihm hierin. Epochemachend für die Kenntniß Eckharts wurde die Herausgabe der Eckhart'schen Schriften durch Dr. Franz Pfeiffer in Wien (II. Band der deutschen Mystiker). Jetzt erst war eine erschöpfende Darstellung der Lehre Eckharts, jetzt erst ein sicheres Urtheil über ihn möglich.

Eckhart ist Mystiker, aber so, daß was die *Scholastik* charakterisirt, der unterscheidende Verstand und die scharfe Dialektik ihm nicht abgeht. Einer ordinären, nominalistischen Scholastik gegenüber hat die Mystik die spekulative Tiefe voraus, hält über alle Vermittlung hinaus die Unmittelbarkeit, in der sich jene aufhebt, fest, das Moment der geistigen Intuition, der vernünftigen, dem Geiste präsenten Einheit. Das ist dem Verstande schon „mystisch“. Dazu kommt das Zusammengehen mit dem geoffenbarten Mysterium, mit der übernatürlichen Wahrheit und Gnade des Christenthums, nicht als mit etwas der Vernunft absolut Fremdem, sondern als mit der sich offenbarenden göttlichen Vernunft, der Urvernunft, mit dem Uebernatürlichen als dem Grunde des Natürlichen. Nicht ohne Gott und nur auf dem Wege des rechten sittlich-ascetischen Verhaltens wollte der Mystiker zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen. Erkenntniß ist ihm ein höherer, geistiger Lebensproceß, nicht ein mechanistisches Abstraktionen-

machen über gewisse Dinge, die uns immer und ewig äußerlich bleiben; er glaubte die Wahrheit erfahren, erleben zu müssen, wahre Erkenntniß war ihm Theilnahme an der wesenhaften Wahrheit, das Erhoben-, Eingerücktseyn in dieselbe. Das Schauen Gottes und der Creaturen in Gott, wie das einst im Zustande der Integrität der Mensch im Paradiese besessen, das war des Mystikers letztes Ziel, es verlangte ihn „in Gott gezogen, gegeistet“ zu werden, „von dem heil. Geiste geführt zu werden in den Grund, da der Sohn innen gebildet ist, und da Gott zu erkennen in Gott.“

Damit ist die spekulative Tiefe, der realistische und zugleich christlich-ethische Zug der Mystik Eckharts angedeutet. In formeller Beziehung bewegt sich dieselbe in den Formen aller frühern ächten Philosophie. Wenn wir die spätere Mystik in einer abstrusen Zahlensymbolik, in geometrisirender Vorstellungsweise sich ergehen sehen, wenn sie zur Darstellung ihrer Ideen sich des widerspenstigen Mittels phantastisch-sinnlicher Bilder bedient und so nothwendig den Eindruck trüber Gährung auf uns macht, so ist das bei Eckhart ganz anders. Bei ihm waltet die spekulative Gedankenform, die in rein begrifflicher Dialektik die Sache selbst zur Darstellung bringt und nur nebenbei manchmal zur Versinnlichung erhabener, dem Begriff der Sache möglichst adäquater Bilder sich bedient. Erst bei den Mystikern des 15. Jahrhunderts konstatirt Hr. Bach das Herabsinken von dieser Begriffsklarheit zu den sinnlichen Bildern als Ausdruck der höchsten Ideen des Geistes.

Vor J. Böhme und vor jedem andern deutschen Philosophen verdient Eckhart den Namen: philosophus teutonicus. An spekulativer Tiefe und Kühnheit des Gedankens steht er keinem nach und geschichtlich geht er allen voran, er ist „der Vater der deutschen Spekulation“. Der spekulative Tiefsinn ist dem deutschen Geiste angeboren, von Haus aus geht sein Sinnen und Denken auf das Höchste der Vernunft, den wahren Begriff der Dinge gegenüber einer oberfläch-

lichen, mechanistischen Vorstellungsweise und Verstandesauffassung.

Veranlassung, das was als Anlage dem deutschen Geist gegeben ist, zum erstenmale in deutscher Sprache zum Ausdruck zu bringen, ward das Unglück der Zeit in der Eckhart lebte. Hr. Bach zeichnet uns ein allerdings düsteres Bild des damaligen kirchlichen und socialen Lebens. Bei tieferen Naturen mußte natürlich eine mit fieberhafter Macht sich geltend machende Sehnsucht nach tieferm Christenthum eintreten. Man suchte Trost in einer innerlichen Religiosität, in spekulativer und praktischer Mystik. Ein Theil dieser Richtung kommt bis zum Bruch mit der Kirche, alle Aeußerlichkeit, Sakramente und kirchliche Autorität verwerfend und das Wesen des Christenthums lediglich in das Geistige, Mystische setzend. Abyssus abyssum invocat! Dann schildert uns der Verfasser die Thätigkeit derjenigen Männer, die dem sich mehrenden Abfall von der Kirche im ächten Geiste des Christenthums, mit dem vollen Verständniß der Zeit und ihrer Bedürfnisse entgegentraten. Neben dem nach der mehr populären Seite hin als Prediger wirkenden Orden der Franziskaner zeichneten sich die Dominikaner durch Gelehrsamkeit und hohe wissenschaftliche Bildung aus. „Das innere Leben des Christenthums, welches allen neuen Bedürfnissen und Kämpfen gegenüber unabläßig in neuer Weise die Fülle des Geistes offenbart, es mußte seine Tiefe dadurch erweisen, daß die Wissenschaft der Kirche auf die Gegensätze eingehend, den Kern der Wahrheit auch darin anerkannte und zur höhern Einheit brachte. Nur ein solch inneres Eingehen macht die Ueberwindung des Gegensatzes möglich; eine bloß äußerliche Polemik geht in den Wind." Indem Eckhart auf den Gegensatz eingehend das Wahre vom Falschen schied, das Wahre anerkennend, den Irrthum ausscheidend, und so in manchen Ideen mit den Begharden zusammentraf und sich derselben Ausdrücke bediente, konnte es nicht fehlen, daß weniger tief Blickende ihn selbst für einen Begharden hielten. Die spätere

Zeit hat ihn vielfach als Pantheisten angesehen, gestützt auf die 28 censurirten Sätze. Daß diese aber bei Eckhart nicht so bös gemeint waren, kann man, vorausgesetzt Verständniß und guten Willen, aus seinen nun wieder zugänglich gewordenen Schriften ersehen, ganz abgesehen davon daß des Papstes Johann XXII. Urtheil dahin ging: der wissenschaftliche Ruf Eckharts werde durch die Censur nicht getrübt, seine Schriften seien für tiefere Naturen fortan reichliche Geistes-Nahrung. Gewiß hat Franz von Baader Recht, wenn er in jenen Sätzen lediglich „gewagte, unvorsichtige Ausdrücke" sieht, wodurch sich Eckhart insoferne geschadet, als er dadurch überall mißverstanden wurde. Die Gesinnung Eckharts ist aber eine kirchliche, seine Theologie beruht auf der Voraussetzung der historischen Offenbarung durch den Gottmenschen, auf der Voraussetzung der Nothwendigkeit der Sakramente, auf der Voraussetzung der kirchlichen Autorität. Als eine Zierde, ein Licht der Kirche betrachteten ihn ein Tauler, ein Suso, der Cardinal Nik Cusanus rc. Er und seine Schüler sind die Vorkämpfer der Kirche gegen den Antinomismus und Quietismus der Freigeister und Begharden.

Hrn. Dr. Bach's Buch zerfällt in drei Theile, von denen der erste die Geschichte, der zweite das System, der dritte die Schule Eckharts behandelt. Aus der systematisch zusammengestellten Lehre Eckharts ergibt sich im Wesentlichen Folgendes: Wesen, sagt Eckhart, ist ein erster Name. Alles das gebrestlich ist, ist Abfall vom Wesen. Wenn ich spreche: Gott sei nicht ein Wesen, so habe ich ihm Wesen nicht abgesprochen, ich habe es in ihm nur emporgehoben und gewürdigt. Erkenntniß ist höher als Leben und edler als Wesen; denn darin daß sie erkennt, hat sie Leben und Wesen. Nehmen wir aber Wesen bloß und lauter als (wie) es in sich selber ist, so ist Wesen höher denn Erkenntniß und Leben, denn in dem, daß es Wesen ist, hat es Erkenntniß und Leben. Gottes Eigenschaft ist (reines) Wesen. Alsfern unser Leben ein Wesen ist, ist es in Gott. Gott ist Materie und Form

seiner selbst und seine Form zieht sich selber aus seiner Materie und nach dieser Form formt er alle werdenden Dinge. Zeit und Raum, das gehört zu Gott nicht, er ist darüber; was da in vielen Dingen Einheit ist, das muß nothwendig über die Dinge seyn. Gott ist allezeit wirkend in ewiger Gegenwart und sein Wirken ist sein Sohngebären. Sowie die Ewigkeit die Zeit in sich begriffen hat, so der ewige Lebensproceß die Wirkung Gottes in der Welt. Insofern das einfache Wesen der Grund der Mannigfaltigkeit ist, ist Gott mit seinem Wesen in allen Dingen. Der Grund, warum Gott die Welt geschaffen, ist er selber und in allen Dingen meinet Gott sich selber. So ist Gott auch das Ziel der Welt. Das zeitliche Werden endet an dem ewigen Entwerden und das ewige Werden ist ein Werk der ewigen Natur (Wesenheit) und darum hat es weder Anfang noch Ende. Sowie die Seele dem Leib das Wesen gibt, so ist Gott der Seele Leben. Gott ist der Seele Form und ist der Seelen Seele. Von Gott unterscheidet sich die Seele durch ihre Geschaffenheit. Der Unterschied der Seele von Gott besteht auch darin, daß bei Gott Erkennen und Seyn gleich ist. Gott ist sein Erkennen, nicht aber der Mensch.

Die Seele hat zwei Antlitze; mit dem oberen schaut sie Gott, mit dem unteren schaut sie die Welt. In der Erkenntniß wird das Erkennen mit dem Erkannten Eins; Erkenntniß einigt im Wesen. Soviel der Mensch Gott erkennt, soviel wird er mit ihm vereint. Es ist die Einigkeit des Menschen und Gottes zu nehmen nach Gleichheit des Bildes. (Bild ist nach Eckhart = wesenhafter „Widerwurf", Widerblick, Reflex einer Sache; Bild, sagt er, mag nicht seyn ohne Gleichheit, aber Gleichheit mag wohl seyn ohne Bild. Zwei Eier sind gleich weiß, und ist doch eines des andern Bild nicht; denn das des andern Bild seyn soll, das muß von seiner Natur gekommen seyn, und muß von ihm geboren seyn, und muß ihm gleich seyn.) Wenn man spricht, daß der Mensch mit Gott Eins sei, so nimmt man ihn nach dem

Theil des Bildes, als er Gott gleich ist und nicht nach dem er geschaffen ist; nicht so, daß die Creatürlichkeit zu nichte werde, sondern daß sie in Gott erkannt werde. Gott ist viel edler in dem Bilde als das Bild in Gott ist. Hier nimmt das Bild nicht Gott insofern er Schöpfer ist, sondern es nimmt ihn insofern er ein vernünftig Wesen ist. Die andere Eigenschaft des Bildes ist, daß es seiner selbst nicht ist, noch von sich selber ist. Die Seele wird im Erkennen, sie kommt aus ihrer Möglichkeit zur Wirklichkeit. Der Vernunft Fürwurf (Objekt) und ihr Enthalten ist Wesen und nicht Zufall, sondern das bloße, lautere Wesen in sich selber. Wann daß die Vernunft erkennet eine Wahrheit eines Wesens, so neiget sie sich darauf und läßt sich da in einer Ruhe und da spricht sie ihr Wort vernünftiglich von dem Fürwurf, den sie da hat. Alsolange die Vernunft des Wesens Wahrheit eigentlich nicht findet und den Grund desselben berühret, so daß sie sprechen kann: dieß ist dieß und ist also, und ist anders nicht; so lange steht sie immer in einem Suchen und in einem Harren und neiget sich nicht zur Ruhe. Darum ruhet die Vernunft nimmer in diesem Leben. Gott offenbaret sich nie mehr so sehr in diesem Leben, es sei (nämlich diese Offenbarung) noch ein Nicht im Verhältniß dazu, was er ist. Die Wahrheit ist allein in dem Grunde, sie ist aber bedecket und verborgen der Vernunft. Weil dieß so ist, so wird die Vernunft nicht enthalten, daß sie irgend Ruhe habe, als in einem unwandelbaren Fürwurf. Die Seele durchbricht Alles und hänget Gott an, wie das Eisen dem Magnete, und durchdringt den Himmel, bis daß der Geist kommt in den Ursprung.

Soll die Seele Gott erkennen, so muß sie ihn erkennen über Zeit und Statt, sie muß mit dem Nicht (des Daseyns) keine Gemeinschaft haben, sie muß auch ihrer selbst vergessen. Insofern sie sich durch Gott verliert und alle Dinge verläßt, so findet sie sich wieder in Gott, wann sie Gott erkennet, und dann erkennet sie sich selber und alle Dinge in Gott vollkommen. Hitze kennt nur, wer sie fühlt. Soll Gott gesehen

werden, das muß geschehen in einem Lichte, das Gott selber ist. Alles Wissen ist auch ein Seyn, Gottwissen auch Gottseyn (will sagen: der geschaffene Geist muß, um Gott zu erkennen, zu wissen, am göttlichen Wesen participiren). Nur durch das Gottseyn das Gottwissen. Deßhalb muß im Menschen der Sohn Gottes, die göttliche Weisheit geboren werden, wenn er Gott erkennen will, weil nur das Leben Erkennen gibt. Die Seele muß in das Bildniß des Sohnes, der ewigen Weisheit, umgebildet, neu geschaffen werden, um Gott in dem Lichte seiner Weisheit zu schauen, die sein Heiligthum ist, in der er allein bleibt und allein sich in sich selber erkennt. Durch die übernatürliche Erkenntniß wird der Mensch Eins mit Gott. Aber dieß ist uns jetzt verborgen, nicht offenbar. Gott machet uns sich selber erkennend und sein Wesen ist sein Erkennen, und es ist dasselbe, daß er mich machet erkennend und daß ich erkenne; und darum ist sein Erkennen mein, als in dem Meister Eines ist, daß er lehret, und in dem Jünger, daß er gelehrt wird. Und wann denn sein Erkennen mein ist und wann *seine* Substanz sein Erkennen ist und seine Natur *und sein* Wesen, darnach so folget, daß sein Wesen und *seine* Substanz und seine Natur mein ist. Und wann denn seine Substanz, sein Wesen und seine Natur mein ist, so bin ich der Sohn Gottes. Sehet Brüder, welche Minne uns Gott gegeben hat, daß wir geheißen sind Söhne Gottes und (es) sind (I. Joh. 3, 1).

Der Mensch ist aber nicht davon selig, daß Gott in ihm ist und er so nahe ist, und daß er Gott hat; aber davon, daß er erkennt, wie nahe ihm Gott ist, und daß er Gott wissend und minnend ist. Die Seele kommt nie so in Gott, daß ihr Wesen zerflösse. Verlöre die Seele ihre Creatürlichkeit, das wäre nicht ihre oberste Seligkeit. Wann geschähe diese Einigkeit, sie verlöre Kennen, Minnen und Genießen, das da ist der Creatur Vollkommenheit. sprach er (Christus zu Maria im Garten): M

nicht an! Das Berühren ist also göttliche, wiederfließende Unterscheidenheit, und die ungeschiedene Einigkeit in (den) Creaturen mit nießender und minnender Gegenwärtigkeit ist ihre oberste Seligkeit. Wann verflösse sie in Gott und Gott in sie, da bliebe der Schaden in ihr durch die unbegreifliche Weite seiner Wesenheit und durch die Kleinheit ihrer Geschaffenheit.

Vorstehende Sätze genügen, um den Kundigen zu überzeugen von dem spekulativen Tiefsinn Eckharts, von seiner feinen, vom vollen Verständniß der alten „Meister", insbesondere des Aristoteles zeugenden Dialektik, in welcher Aristoteles und Platon ihre Versöhnung feiern. Aber, sagen Manche, das ist ja prononcirter Pantheismus! Wer sagt euch aber, daß was ihr verfechtet, woran ihr die Philosophie meßt, nicht der schaalste Deismus ist, ebenso unvernünftig als der Lehre des Christenthums widersprechend? Eckhart kennt allerdings noch ein anderes Verhältniß als das der mechanischen Aeußerlichkeit, seine Gedankenwelt läßt sich nicht in Holz schnitzen, aber, sollten wir meinen, auch nicht der wahre Begriff der christlichen Lehre. Den Ursprung der Creatur und ihr Endziel sieht Eckhart in dem reinen Wesen; in diesem sind ihm Gott und Welt Eins. Diese Einheit muß man nicht mißverstehen; es ist von keiner Confusion von Gott und Welt die Rede. Die Welt ist nicht Gott, Gott nicht die Welt. Das reine Wesen ist nach Eckhart Nicht-Wesen, Nichtseyn, d. h. die Negation alles entäußerten, natürlichen Seyns. In das reine Wesen wieder zurückgeführt zu werden, das ist das Ziel, das die Sehnsucht aller Creatur. Es handelt sich nicht um ein äußerliches, abstraktes Weggehen und Negiren, sondern um ein zugleich in sich positives Sich-aufheben in höhere Form, das ebenso sehr ein Werk der göttlichen Gnade als der Mitwirkung, des Eingehens in die Bedingungen von unserer Seite ist. Die Creatur kommt zu Gott zurück durch „einen Ausgang von sich selbst", dadurch daß sie sich selbst, d. h. ihr natürliches Wesen „läßt" und

sich in Gott wiederfindet. Die natürliche Entäußerung hebt sich auf, die Gestalt dieser Welt vergeht und nur der Geist bleibt. Vor ihrer Erschaffung ist die Creatur in keiner Weise etwas für sich, sie ist nur der Möglichkeit nach in Gott und diese Möglichkeit ist nichts anderes als die (schöpferische) Kraft Gottes, Eins mit seinem Wesen. Nach Zurückführung der Welt zu Gott ist Gott wieder Alles in Allem; aber der creatürliche Geist weiß sich nun in Gott, als Selbst im absoluten Selbst, wie als Eins mit ihm, so auch als sich von ihm unterscheidend und hier ist der einzig bleibende, in Ewigkeit nicht sich verlierende Unterschied. „Es ist, sagt Eckhart, Unterschied unter geistlichen Dingen und unter leiblichen Dingen. Ein jeglich geistlich Ding mag wohnen in einem andern, aber kein leiblich Ding mag wohnen in einem andern. Wasser ist wohl in einem Faß und das Faß geht allum. Aber wo Holz ist, da ist nicht Wasser. Also mag kein leiblich Ding seyn in einem andern. Aber ein jeglich geistlich Ding ist in einem andern."

In dem angegebenen Sinne ist das Christenthum allerdings „Alleinslehre" und der Apostel Paulus ein Alleinslehrer, wenn er dereinst Gott Alles in Allem seyn läßt. Aber von Alleinslehre will man einmal nichts wissen, und sei es was immer für eine Alleinslehre. Ihr wird der Begriff (?) „Schöpfung" gegenübergestellt. Doch wir müßten uns tiefer einlassen, als hier erlaubt ist, wenn wir von diesem Gesichtspunkte aus die Wichtigkeit des vorliegenden Buches in der gegenwärtigen philosophischen und philosophisch-theologischen Krise darthun wollten. Nur der angedeutete Standpunkt kann sich mit Recht „Realismus" nennen, keineswegs aber eine Theorie die das Denken und Erkennen als bloßes außerhalb der Sache sich bewegendes Abstrahiren und Vergleichen faßt, alle begriffliche Einheit dem sogenannten „ordo idealis", einem wesenlosen Gedankenbereich zuweist, während *in re* Alles außer einander liegt und lediglich in mechanische Beziehung zueinander treten kann. Diese Lehre ist eben, wie

sie sich immer nennen mag, ein purer Nominalismus; es fehlt ihr spekulative Tiefe und Wahrheit.

Der Verfasser zeichnet endlich mit gewandter Hand ein lebensfrisches Bild der geistigen Bewegung die von Eckhart ausgegangen, der spekulativen und religiös-praktischen Bestrebungen seiner unmittelbaren und mittelbaren Schüler zur Reformation innerhalb der Kirche und zur Ueberwindung des ketzerischen Zeitgeistes. Tauler, Suso, Ruisbroek, Thomas von Kempen und „der bedeutendste Schüler Eckharts", Nik. Cusanus werden uns da vorgeführt. Außer diesen aber werden wir noch mit einer ganzen Reihe zum Theil ausgezeichneter Denker und ihren Geistesprodukten bekannt, die vielfach Hr. Bach erst wieder an's Licht gezogen. Wenn das ganze Buch die ausgebreitetste Belesenheit in der einschlägigen Literatur zeigt, so ist hier noch das wesentliche Verdienst zu notiren, daß der Verfasser es sich nicht verdrießen ließ ungefähr 200 Handschriften zu vergleichen, zu citiren und bedeutende Stellen daraus anzuführen. Dadurch ist es ihm gelungen die Continuität der mittelalterlichen Spekulation mit der modernen Philosophie — vermittelst der „Kölner Schule" — zu begründen.

Es wird wohl selten vorkommen, daß man mit einem Buche in allweg einverstanden ist und so hätten auch wir einige Ausstellungen zu machen. Was Dr. Bach S. 30 über Erigena sagt, ist zwar so ziemlich herrschende Ansicht; wir möchten es aber nicht unterschreiben. Er spricht da von der Gefahr eines „theoretischen Idealismus, welcher die konkrete Wirklichkeit, Christenthum, Erlösung, Sakramente zu einem verschwindenden Momente des theogonischen Processes macht", und bemerkt dann — was nachher freilich wieder halb und halb retraktirt wird — „daß bei Erigena diese Einseitigkeit sich geltend macht, ist bekannt." Das Vorhandenseyn der Gefahr ist natürlich zuzugeben; daß aber bei Erigena diese Einseitigkeit sich wirklich geltend mache, ist wohl so wenig der Fall als bei Eckhart. Läßt doch Erigena den Bestand

der Urbilder der Dinge in Gott vom Willen Gottes abhängig seyn (de divis. nat. II, 21), geschweige denn die Existenz der wirklichen Welt, woraus erhellt, daß sie nach ihm unmöglich Moment des „theogonischen Processes“ seyn könne. Ebenso spricht sich Erigena (expos. in coel. hier. 205) für die Ewigkeit der Höllenstrafen aus, was ebenfalls jene Möglichkeit aufhebt: „Non hoc dicimus, quasi nulla poena sit aeterna, dum unusquisque sua conscientia sive beatificabitur sive damnabitur in aeternum.“ Entschieden muß ich ferner in Abrede stellen, daß „der Substanzbegriff Hegels auf seiner Spitze sich umbiege und zum abstrakten Schema der Subjektivität werde“, so sehr dieß Hr. Bach „als bekannte Thatsache“ voraussetzt (S. 229).

Aus den Paragraphen 14 — 16, die vom Gnadenlicht, vom Verhältniß des natürlichen Erkennens zum übernatürlichen handeln, wird nicht recht klar, ob nach Eckhart die natürliche Intellektualerkenntniß ein Erkennen Gottes in sich begreife. Abgesehen von der S. 108 im Vorbeigehen hingeworfenen Aeußerung des Verfassers: „Nur in sehr mangelhafter Weise kann sie (die Creatur) uns einen Blick in die Ursache ihres Daseyns — das ewig gegenwärtige Seyn — thun lassen“, scheinen sämmtliche die Gotteserkenntniß betreffenden Erörterungen und Stellen aus Eckhart diese ausschließlich auf den Weg des übernatürlichen Erkennens zu weisen. Erst §. 17, wo vom mystischen Erkenntnißproceß die Rede, begegnen wir dem Satz: „Wir erkennen Gott nur, insoferne er uns erkennend macht, als actus purus unsere Aktualität informirt, sei es als *lumen naturae* (von uns unterstrichen!) oder als lumen gratiae; und insofern er uns sich offenbaret, sei es in der Natur-Offenbarung oder in der übernatürlichen Offenbarung durch Christus.“ Das hätte der Verfasser an der Spitze der citirten Paragraphen betonen und, um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerken sollen, daß bei Eckhart der Ausdruck „natürliches Erkennen“ häufig nichts anderes sagen will als: durch Sinnenbilder vermitteltes Erkennen des

Natürlichen, der natürlichen Erscheinungswelt, dessen Objekt selbstverständlich Gott nicht seyn kann, da er „ohne Bild und Gleichniß". Viele der in jenen Paragraphen angezogenen Stellen gehen offenbar nicht ausschließlich auf das lumen gratiae und das übernatürliche Erkennen im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern sind allgemein vom Erkennen Gottes überhaupt zu verstehen. Die Theologie der „natürlichen Meister" (Platon, Aristoteles ꝛc.) unterscheidet Eckhart gewiß von der übernatürlichen Erkenntniß Gottes, wie sie im Christenthum gegeben ist, wenn er auch jene nicht in einem systematischen Lehrcursus der Philosophie eigens behandelt, es ihm vielmehr in seinen Traktaten und Predigten gleich um die volle, christliche Erkenntniß zu thun ist.

Was wir da getadelt, es sind leichte Schlagschatten, hinziehend über eine sonnige Landschaft.

LXI.

Zur neuern Aesthetik.

Die Schönheit und die schöne Kunst. Nach den Anschauungen der sokratischen und der christlichen Philosophie in ihrem Wesen dargestellt von Joseph Jungmann, Priester der Gesellschaft Jesu, Professor der Theologie an der Universität Innsbruck. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung 1866 S. 532.

„Seit mehr als hundert Jahren haben wir uns darin gefallen, die Errungenschaften der Vorzeit auf dem Gebiete der Wissenschaft vornehm zu ignoriren; wir haben geglaubt überall von vorn anfangen und jedes Resultat unserer eige-

nen „Forschung" verdanken zu müssen. Dieser unserer Bescheidenheit dürfen wir es zuschreiben, daß wir in manchen Fragen der Spekulation weit hinter den Standpunkt unserer Vorfahren zurückgerathen sind; und sie hat an der Unklarheit und vielfach an der vollkommenen Unhaltbarkeit unserer Begriffe über das Schöne sicher ihren Antheil." (S. 63). Diese Worte können als das literarische Glaubensbekenntniß des Verfassers und als Motto der vorliegenden Schrift zugleich gelten. Wer nur einige Kenntniß der mannigfachen Kunsttheorien, welche seit ein paar Decennien gegeben worden sind, sich verschafft hat, wird vielleicht diesem Urtheil sein Ja beifügen. Die Arbeit Jungmanns greift zurück nach den Resultaten der alten und mittelalterlichen Wissenschaft, und er ist nicht unbewandert in den modernen Theorien über das Schöne und die Kunst.

In zwei Abtheilungen wird der Stoff in folgender Weise behandelt: der allgemeine Theil über „die Schönheit" (S. 1 bis 262) gibt eine Metaphysik des Schönen überhaupt. Die Idee des Schönen, welche seit Plato von so vielen Philosophen und Nichtphilosophen verhandelt und mißhandelt wurde, ist der eigentliche Gegenstand dieses allgemeinen Theils. Sie erscheint in den mannigfachen Formen des Daseyns als die Eine gemeinsame, und ist dennoch über aller Erscheinung. Als die Palme des Friedens ragt sie herein aus dem Reiche der ewigen Schönheit in diese Erdenwelt, damit wir Erdenkinder ein Unterpfand haben der uns angeborenen Sehnsucht nach dem wesenhaft Schönen. Allem Materialismus zum Trotze weiß jeder vernünftig Denkende, daß das Princip der Kunst ein transcendentes ist. Die ontologische Seite des Schönen, sein Verhältniß zum Seyn überhaupt, zum Wahren und Guten u. s. w. bieten dem Verfasser Gelegenheit einen reichen Schatz des Wissens vor uns aufzuthun und seine Kritik an den vorhandenen Gegensätzen zu erproben. Gerade das scheint mir ein Zeichen wahrer Wissenschaftlichkeit zu seyn, daß Hr. Professor Jungmann uns durchaus nichts

„Neues", „Geistreiches", „Eigenthümliches", sondern nur das wahrhaft Alte und immer Neue, den rechten allgemein menschlichen Begriff des Schönen und der Schönheit zu bieten versucht. Dem modernen Sensualismus gegenüber bemerkt Jungmann mit Recht: „Schöne Dinge sind dem Auge sichtbar, aber nicht die Schönheit der Dinge" (S. 7) Das Resultat seiner Untersuchung ist demnach, daß „die Schönheit nicht minder als die Wahrheit und die Güte unter die Transscendentalbegriffe zu rechnen sind." S. 161, 316, 129, 142 2c. Die sich in neuester Zeit so reichlich bietenden Gegensätze werden keineswegs ignorirt, sondern kommen jedesmal zur Sprache.

Nur Einen unter den mannigfachen Widersprüchen wollen wir hier berühren; es ist das der in neuester Zeit so vielfach behauptete Satz, daß die Kunst und das Schöne „Selbstzweck" seien. Wir wollen nicht verkennen, daß der Satz etwas Wahres in sich habe. Jener schläfrigen Tendenzpoesie gegenüber mit ihrer seichten „Moral" mußte Verwahrung im Namen der Kunst eingelegt werden. In dem Sinne aber, wie die modernen Pantheisten diese Behauptung nehmen, nämlich daß die Kunst sich von der Religion „emancipiren müsse", ist der Satz eine freche Lüge geworden, welche Einer dem Anderen nachspricht, ohne darüber weiter nachzudenken. Mit großem Eifer verfolgt der Verfasser diesen Punkt, wie er von Vischer, Lemcke, Ficker, Nüsslein, Krug u. A. ausgebeutet worden ist (S. 213, 227 ff. 407. 411. 420 u. a.). Es wird freilich nicht schwer, an der Hand der Geschichte das Widersinnige der Ansicht darzuthun, als ob das „ästhetische Vergnügen" der letzte Zweck der Kunst sei. Jungmann versäumt es nicht durch eine Reihe von Zeugnissen aus allen Jahrhunderten der Wissenschaft das Gegentheil zu beweisen. „Die schöne Kunst, bemerkt der Verfasser, verfolgt wesentlich den Zweck, uns den Genuß des Schönen der übersinnlichen Sphäre zu vermitteln. Das Schöne ist aber ontologisch und seinem Wesen nach identisch mit dem

an sich Guten, und die Thätigkeit des vernünftigen Geistes, mit welcher sich der Genuß der Schönheit verbindet, ist keine andere als die vollkommene Liebe eben dieses Guten" (S. 412). Ganz kurz sagt schon Aristoteles: „Schön ist dasjenige was gut und als solches süß ist." (Rhet. I, c. 9. n. 3.) Ueber den Unterschied des Schönen und Guten bemerkt bereits der Erzscholastiker Alexander von Hales: Ein und dasselbe heißt schön, sofern es unserer Anschauung entspricht; gut, sofern es unseren Willen anzieht.*) Ich meine einfacher läßt sich die Identität und der Unterschied des Guten und Schönen nicht mehr darthun. Damit wäre das lange Capitel vom „Selbstzweck" und „Emancipation" der Kunst kurz abgemacht; wem die Religion nicht mehr unter den Begriff des Guten gehört, mit dem ist nicht mehr zu streiten.

Der zweite Theil des Buches behandelt „die schöne Kunst" (S 263—532). Es wird hier eine nach der andern von den schönen Künsten nach ihrem Wesen und ihrer Aufgabe besprochen. Diese Partien sind meistens nur kurz und in den Umrissen entworfen; und im Interesse des Gegenstandes wäre hie und da wohl ein näheres Eingehen zu wünschen. Mit besonderem Scharfsinn scheint uns die Idee des Dramatischen in den darstellenden Künsten aufgefaßt zu seyn (S. 335. 339 u. s. w.). Ebenso scheinen mir die Partien über die Poesie (S. 353), über den Gesang (S. 357) vorzüglich gelungen. Gegenüber dem modernen Götzendienste der Sinnlichkeit hat Jungmann eine nicht leichte Arbeit. Ueber die Bedeutung des Nackten in der Plastik und Malerei ergeht er sich darum des Breiten (S. 384 ff.). Nicht mit

---

*) Alexander de Hales Summa theol P. I. qu. 17. n. 2. p. 41 ed. Venet.: Nam pulchrum dicit dispositionem boni secundum quod est placitum apprehensioni: bonum vero respicit dispositionem secundum quam delectat affectionem et sic differunt secundum intentionem causae finalis.

Unrecht geht unser Autor mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen des Scharfsinnes, des Witzes und der bittern Ironie der sich breit machenden Schamlosigkeit zu Leibe, welche die Kunst zur feilen Dirne herabwürdigt, und die zu jeder Zeit ein Zeichen ihres inneren Zerfalles war. Der Behauptung Rüßleins der da meint, in der Nacktheit bestehe die größte Zierde des Menschen, dadurch werde „seine Oberfläche zum sichtbaren Throne der Schönheit und sein Körper zum treuen Spiegel des Geistes“ (Lehrbuch der Kunstwissenschaft §. 213) hält Jungmann S. 380 entgegen: „So rupfe man doch die Gans, rasire den Pudel oder den Pavian, und man hat neue Throne der Schönheit, neue Spiegel des Idealen geschaffen“ (vgl. 387, 489, 503). Wir meinen, der wesentliche Gegenstand der Kunst wie sie der Sensualismus betrachtet, wäre eigentlich das große „Schwein“ mit den unzähligen Ferkeln, welches der geistreiche J. Görres so sarkastisch schildert. Wir sind soweit mit dem Verfasser vollkommen einverstanden. Nur möchten wir auch nicht in das andere Extrem verfallen, nämlich in die Manier jenes Franzosen welcher dem Adam im Paradiese ganz elegante Nankinghosen beigab. Scherz bei Seite; aber wer weiß zu welch komischen Einfällen eine übergroße Furcht vor dem unbekleideten Körper des Menschen geführt hat, wird es ebenso bedenklich finden einem fast kränklichen Purismus das Wort zu reden wie uns das Hr. Jungmann S. 389, 391 zu thun scheint, wenn er z. B. meint, der Maler oder Bildhauer solle derartige Scenen, wo z. B. Martyrer nach der Geschichte entkleidet wurden, vermeiden; selbst wenn „die philosophische Wahrheit es so verlange“. Die Consequenz davon wäre einfach, daß man vor Allem Christum den Gekreuzigten nicht nackt darstellen dürfte und vom ästhetischen Standpunkt wäre hier keine Ausnahme zu machen. Ich meine es sei gewagt, einem Raphael darüber das Concept corrigiren zu wollen, daß er „das göttliche Kind auf den Armen seiner gebenedeiten Mutter nackt erscheinen läßt.“ Falls die Kunst sich zur Aufgabe setzt, den

dem Gesetze der Sünde unterworfenen Leib als solchen darzustellen, wird sie selber sich richten, weil sie eben das Geistwidrige, Geistlose, den bloßen Cadaver zu ihrem Gegenstand wählt. Das Christenthum muß sich gegen diesen Cult des Fleisches mit voller Entschiedenheit erklären, aber nicht zu übersehen ist, daß es eine Leiblichkeit, die da der Herrschaft des Geistes unterthan ist, nicht verschmäht. Es muß zwischen dem fleischlichen Leibe (σὰρξ I. Cor. 15, 55) und dem geistigen oder pneumatischen Leibe (πνευματικός I. Cor. 15, 46) ein großer Unterschied gemacht werden. Dieser pneumatische Leib wird hienieden schon in dem Menschen geboren und genährt, durch die Mitgliedschaft am Leibe Christi (I. Cor. 15, 45. II. Cor. 13, 17. Röm. 5, 12. 6, 14 rc.); und wir erwarten in der Auferstehung der Leiber eben die Vollendung und Verklärung desselben; während der fleischliche, sinnliche Leib (Röm. 7, 18) dem Tode verfallen ist. Diesen Unterschied, meine ich, hat Jungmann nicht hinlänglich beachtet. Warum wollen wir es der Kunst wehren, wenn sie das kühnste ihrer Ziele, den Gegenstand unseres Hoffens anstrebt, nämlich die verklärte Leiblichkeit darzustellen an demjenigen der wie der hl. Athanasius sagt, seinen Leib „in der Macht und Kraft des Geistes" hatte? (de incarnat. cont. Apol.)

Wenn wir dieß bemerken, so soll damit nur das ne quid nimis gemeint seyn; während wir mit großem Interesse der ebenso scharfen als lebhaften Polemik gegen die Götzenbilder des Materialismus gefolgt sind. Gegen diese Theorien eines Lemcke, Vischer, Ficker, Nüßlein (S. 227. 250. 316. 483 u. s. w.) hat Jungmann kräftige Hiebe geführt; ebenso gegen die von Krug, Vischer u. A. ausgesprochene Meinung „von dem Erhabenen des bösen Willens" (S. 227). Man mag vielleicht vom Standpunkt der Objektivität aus der jugendlich frischen Begeisterung Jungmanns manchmal einiges Maß wünschen; gegenüber einer so schamlosen Verletzung der heiligsten Gefühle der Religion und der Pietät ist sie sehr am Platze. Die Menschenseele hienieden

kann einmal nicht ohne ein Ideal, ohne das Schöne seyn; wer es wagt dem strebenden Geiste die Abfälle einer schmutzigen Phantasie statt der Idee der ewigen Schönheit zu bieten, der macht sich eines Vergehens an der Menschheit und an der Kunst selber schuldig. Die Schrift Jungmanns, welche diese mannigfachen Attentate der Gegenwart vor das Forum der Wahrheit citirt, empfehlen wir darum einem möglichst großen Leserkreise von Künstlern und Kunstfreunden.

LXII.

Sebastian Brunners gesammelte Erzählungen.

Regensburg. Manz 1864 und 1865. Acht Bände.

Aristophanes gibt den Dichtern dieselbe Aufgabe wie den Lehrern; wenn letztere unmündige Knaben zur Tugend führen, so seien den Erwachsenen die Dichter dazu bestellt, welche deßhalb „stets nur das sagen müssen was frommt." In diesem Canon für die heitere Kunst hat der Vater der klassischen Komödie eine Regel aufgestellt welche ebenso gut heute noch gilt für die verwandten Formen: für den satirischen Roman und die humoristische Novelle. Hinter der verzerrten Maske des attischen Dichters war ein tiefer Unmuth über den Verfall des Lebens geborgen und eine edle sittliche Entrüstung führte die Geißel, welche mit künstlerischer Grazie den Athenern tiefeinschneidende Wahrheiten zu kosten gab. Und zwar denselben Athenern die an eben jener politischen Verkommenheit und jenem armseligen Bettelstolze verlorener Politik und religiöser Zerfahrenheit laborirten, welche heutigen Tages wieder

gleichmäßig im Hexenkessel der Negation brodeln. Auch diese Zeit ist wie die Sphinx von Theben:

> Wer's heute wagt als Dichter sich zu schürzen,
> Ihr Räthsel wird sie ihm zu rathen geben,
> Und löst er's nicht, ihn in den Abgrund stürzen.

Es ist nun kein Zweifel, daß unser Poet von der donauumrauschten Kaiserstadt die klassische Theorie nach der heutigen Praxis klar erfaßte und das bloß ethisch-ästhetische Gefühl des Atheners durch die Potenz des Christenthums verstärkte. Er schwingt die poetische Geißel mit aller Lust und Kraft und ergeht sich über die Thorheiten und Laster seiner Zeit mit dem Ernst und Eifer des ehrlichen Deutschen, der weniger auf kunstvollendete Form und Anmuth der Darstellung, als auf den geistigen Gehalt und die pragmatische Wahrheit den Hauptton zu legen gewohnt ist.

Alle Dichtungen Brunners, gleichviel ob in gebundener oder ungebundener Rede, haben in mehrfachen Auflagen ihre Zugkräftigkeit bewiesen und werden, wenn sie jetzt in einer stattlichen Gesammtausgabe der Reihe nach erscheinen, ihren edlen Zweck aufs neue erreichen. Das ganze Lager der Negation wird wieder in den Harnisch gejagt, mit kritisch vergifteten Pfeilen den übrigens wohl gehürnten Kämpen umheulen, das papierene Volk der Bureaukratie wird sich wie üblich mit wasserdichten Schlafkappen versehen und der hausbackene Philister zu verbrauchten eingelernten Schlagwörtern seine Zuflucht nehmen, um den Aerger zu verscheuchen welchen der römische Finsterling in seinem Hause angerichtet hat. Dessenungeachtet werden die schönausgestatteten Büchlein ihren Weg in die Runde nehmen und, falls es auch den Epigonen gelingen mag sie glücklich in den Winkel zu schieben, früher oder später doch einen Karajan finden, der unserem Autor dieselbe gerechte Würdigung angedeihen läßt wie sie soeben Abraham a St. Clara gefunden. Aber die Autoren waren bei ihren Lebzeiten trotz der ruhmreichsten Perspektiven in ferne Jahrhunderte doch immer der Meinung, es wäre besser auf die Zeit-

genossen zu wirken und von ihnen gelesen und begriffen zu werden, das Uebrige sei gewiß nicht vom Uebel und werde mit der Zeit schon beigegeben werden. So meinen wir auch, und deßhalb haben wir uns daran gemacht, Brunners Schriften, zunächst seine Erzählungen neuerdings in Augenschein zu nehmen und ihren reichen edlen Gehalt den Zeitgenossen wieder kurz und kräftig in's Gedächtniß zu rufen.

Es liegt ein Schatz von Geist und Humor in diesen Brunner'schen Erzählungen. In der treuen Lebenszeichnung der Charaktere bilden sie eine kleine Gallerie wahrer Kabinetsstücke. Man könnte sie wohl auch mit einer musikalischen Suite vergleichen, in der die lyrischen Klänge eines Andante, eines ernsthaften Presto vorüberrauschen, immer mit einem kurzen, oft nur zu knappen Finale, jede aber von einem muthwilligen Scherzo begleitet, wobei der lustige Taktstock des Dichters gerne mit stacheligen Kränzen umwunden, im schnellen Tempo rechts und links seine gewuchtigen Hiebe vertheilt.

Die beiden ersten Bände behandeln das Leben eines Musikers, des Diogenes von Azzelbrunn*), der von seinem Eintritt in das Leben als armes Findelkind, die Dornenlaufbahn eines Künstlers hinansteigt, bis er endlich in den rechtmäßigen Besitz seines ehrlichen Namens und Vermögens gelangt, von dem der Vielgeprüfte freilich den angemessensten Gebrauch macht. Das ist aber nur die äußere lose Umrahmung für ein gemüthliches Bild des längst ausgestorbenen Wiener-Bürgerlebens, in welchem eine Anzahl anderer köstlicher Originalfiguren auftreten, welche sich sachgemäß neben dem Helden zum Licht entwickeln und oft sogar auf Kosten des ganzen Eindruckes in den Vorgrund drängen. Es sind aber Prachtexemplare darunter, vorerst der alte Geiger Raspelmeier und die ehrenwerthen Mitglieder der Familie

*) Diogenes von Azzelbrunn. Mit Fragmenten aus den Papieren seiner Freunde. 2. Aufl. Bd. I. 363 S., Bd. II. 294 S. 12.

Bär und Gockel, oder gar der aufgeklärte Klempnermeister Pfohse, welcher den unverwüstlichen Radikalism norddeutscher Verbildung glücklich ironisirt. Wie aber die niederländischen Genrebilder von der zauberhaftesten Wirkung der Farbe und des Helldunkels umfaßt sind, so ist über alle diese Gestalten der poetische Duft einer unübersehbaren Fülle geistreicher Bemerkungen, Aphorismen und Excurse ausgegossen, die für sich allein gesammelt wieder eine eigene Perlenschnur, ein eigenes dickes Buch als nützliche Auslese geben würden. So heißt es z. B. I. 304: „Man schmäht immer über die Bücher die — zum Einschlafen sind; gäbe es wirklich solche, unter der Approbation des guten Gottes Morpheus herausgegeben, ein Verleger könnte sich viel, viel Geld damit verdienen. Wucherer, Mörder, Betrüger, Seelenverkäufer, Siechthumgefolterte würden mit beiden Händen darnach greifen und lesen, lesen, so fleißig lesen bis ihnen das Buch aus der Hand und die Lieder über die Augen fallen. Wer bei einem langweiligen Buche einschläft, der ist selber Schuld daran — warum hat er es nicht längst weggeworfen? Sonderbar, wir wollen keine Bücher die uns einschläfern — wir wollen aber auch keine solchen die uns aufwecken, die liebsten bleiben uns immer jene bei welchen wir träumen können; den Beweis hiezu liefert der ganze Büchermarkt. Wir lächeln über das alte Weib, das aus den Traumbücheln die Lottonummern herausspintisirt, und was ist die Mehrzahl unserer literarischen Erscheinungen anders als Traumbücheln des Naturlebens, Kriechereien vor unseren Leidenschaften, ekelhafte Lobadressen an unsere eigensüchtigen Ideen, schmutzige Spekulationen, welche die menschliche Aufgeblasenheit ausbeuten, Lobhudeleien der Vernunft, nachdem man die Leute zuerst dahin gebracht hat, daß sie gar nicht mehr wissen, was Vernunft ist; Traumdeutereien, in denen das Leben zuerst ein Traum genannt wird, den sich sodann Jeder nach Belieben oder nach beliebten Traumbüchern auslegen kann. Warum vergleicht man das Leben gar so gerne mit einem Traume? Für das was wir im Traume

thun, haben wir keine Verantwortung, für das was wir im Leben thun, wollen wir keine haben, nur immer träumen, träumen, ist unser Losungswort; am Ende träumt es uns, daß wir Gott selber sind und die neuesten Traumbücher sagen: Ja, ja Freunde, die Wissenschaft hat ihren Terno gemacht, nachdem sie den Menschen als die Eine Nummer, statt die Dreieins Gottes hinsetzt; ja, ja wir sind Gott selbst, haben aber die schönste Partie unserer Göttlichkeit, die Schöpfung und bisherige Erhaltung der ganzen Natur verschlafen; aber dafür wachen wir jetzt auf und bereiten der ganzen Menschheit einen Götterjux, denn wir klären sie erst auf und verkünden ihr, daß sie nichts anderes ist als ein Maskenball, nicht des Einen und unzertheilbaren, sondern des uneinen und zertheilten Gottes, der durch jede Menschenlarve durchguckt und der am Lebensabende eines jeden einzelnen den Maskenanzug wechselt."

Die hier in der dritten Auflage zuerst eingefügte „Wallfahrt nach Maria Zell", zu welcher sehr verschiedene Persönlichkeiten unseres Romans aus unterschiedlichen Beweggründen zusammentreffen, eigentlich eine Novelle für sich, enthält neben einer Geschichte dieses Wallorts, schöne Naturschilderungen und treffende Gedanken über die vielangefochtene Sitte und deren thatsächliche Vertheidigung; diese dienen aber nur zur Verlängerung der Erzählung oder legen sich vielmehr dem Abschluß in den Weg.

Des Genie's Malheur und Glück*), welches in der Reihenfolge der Gesammt-Ausgabe den dritten und vierten Band bildet, ist unstreitig die Krone von Brunners Erzählungen. Es schildert das Schaffen und Treiben eines jungen Malers, seine Bestrebungen und Kämpfe, sein Ringen nach dem Gipfel des Ruhmes, worüber er die höhere Tendenz

*) Des Genie's Malheur und Glück. Dritte Auflage 1864. VIII. 303 u. 322 S. (Die erste Auflage erschien 1843, die zweite 1848.)

des Lebens beinahe verloren hätte, aber dennoch an der Neige der Jugend und an der Schwelle des Todes wieder findet. Das Ganze hat einen raschen frischen Fluß, wetteifert (abgesehen von der Anciennität) in der Farbe der Schildereien mit G. Kellers ehedem vielgerühmtem und ebenso schnell vergessenem „grünen Heinrich" (1854), welcher einen gleich tragischen Lebensgang abspiegelt, nur daß des „grünen Heinrichs" Ende mit einem gellenden Hiatus schließt, während hier der wiedergewonnene christliche Lebensboden einer versöhnenden Wirkung Raum gibt. Die Deutschen haben bekanntlich einen großen Reichthum an Schilderungen aus dem Kindheitsleben berühmter und unberühmter Männer, von Parcival's Jugendleben bis zum Simplicissimus — welch letzterer wieder so bezaubernd auf W. Meinhold wirkte, daß ein heller Strahl auf das Hirtenleben seines „getreuen Ritters" fällt; von Stilling, Göthe, J. P. Richter, Justinus Kerner ꝛc. ist Erhebliches in diesem Bereiche geleistet, und doch vermag es Herr Sebastian Brunner, seinen Max Frosch in congenialer Reihenfolge einzuführen. Eine prächtige Heiterkeit ist darüber ausgeschüttet, voll ächten, witzsprühenden Humors, der noch beim Beginn des Eintrittes in die Künstlerlaufbahn nachklingt, indeß die traurige Prosa des Lebens alsbald mit scharfer Conturzeichnung allen Spaß verdrängt. Die Negation legt sich breit dazwischen, der Held geht schließlich als Ueberwinder derselben hervor und zollt der Wahrheit mit dem Opfer seines Lebens büßend den Tribut.

Auch hier findet sich in Form von Briefen und Tagebuchblättern eine ganze Fundgrube der trefflichsten Bemerkungen in verschwenderischer Fülle eingestreut. Ein Wort über Presse und Journalismus mag daraus eine Stelle finden (II. 28): „Je mehr sich die Haltung eines Journales vom Geiste des Christenthums entfernt hat, desto unduldsamer, selbstsüchtiger und ätzender werden seine Artikel, und was ist es dann erst mit jenen Blättern, die es für ihre heiligste Pflicht zu halten scheinen die Menschen schon hier auf Erden in die Hölle zu

stürzen, alle Bande der Liebe, welche die Gesellschaft noch umschlungen hält, aufzulösen und den Geist von seinem Ziel und Ende, das er in Gott suchen soll, abzukehren? Diese traurige Wirksamkeit wird kaum irgendwo mehr zu Hause seyn als in Deutschland. So ein Journal selbst dünkt mir eine gewaltige Feuerspritze, die auf einem öffentlichen Platze aufgestellt ist, ringsum steht die gaffende Menge, die mit großem Vergnügen wartet bis der Witz losgeht, sie verspricht sich einen enormen Spaß. Eine Menge von Handlangern schleppen in großen Kübeln Schwefel- und Blausäure zu, welche sie behende in's Reservoir gießen, daß der Strahl, wenn er einmal zu strömen begonnen, ununterbrochen fortgehe. Die Redaktion hält das Rohr hier und dorthin, daß jeder von den Maulaffen, die unten stehen und immer noch der Meinung sind, das Ding was da herausgehe sei pures Wasser, sein Theil besonders bekomme. Oder wirkt die pantheistische Verzweiflung, welche ihre Einladungen zur vollendeten Abkehr von Gott überallhin aussendet, nicht in moralischer Beziehung viel drastischer und fürchterlicher, als ein Regen von Schwefelsäure auf den Leib des Menschen?" So schrieb Herr Brunner bereits vor dem J. 1848. In Wien hat sich seit ungefähr zwanzig Jahren eine Schule von Romanschreibern gebildet die sich, als platter Abklatsch der emancipirten Romanschriftstellerhelden aus dem letzten Jahrzehnt des französischen Bürgerkönigthums, zur glorreichen Aufgabe setzten, alle modernen Laster plausibel darzustellen, den Selbstmord zu verherrlichen, der Willkür der Fleischeslust das Wort zu reden, das Volk mit allen möglichen historischen und unhistorischen Räubern, Dieben, Strolchen und Galgenvögeln bekannt und vertraut zu machen, alle Untugenden zu verkleistern und mit Flittergold zu überkleben, den Ehebruch keck als eine Natur-Nothwendigkeit darzustellen und somit dem armen Lesepublikum eine Lektüre zu geben, welche es in den Abgrund einer gräßlichen Sittenlosigkeit und Verwilderung stürzen muß. Wir sehen die Wirkung davon; der Selbstmord namentlich

grassirt wie nie vordem. „Es scheint (bemerkt Brunner), als ob sich manche dieser Herren mit orientalischer (semitischer) und auch occidentalischer Phantasie die Aufgabe gestellt hätten, alle Gottesfurcht und alles daraus sprossende wahre Gemüthsleben zu vernichten und die Leute durch ihre höchst lehrreichen und nachhaltigen Lektionen zu Hyänen zu machen.“ Hiegegen bildet die in Rede stehende, aus dem katholischen Leben gegriffene und auch wieder in's Leben greifende Erzählung eine praktische Opposition. Dieses Feld bietet überhaupt einen fruchtbaren Boden: Gräfin Hahn-Hahn, Lewald und Bolanden, Jeder in seiner Weise, haben dasselbe Gebiet wie Sebastian Brunner cultivirt; und dennoch liegt noch genug für künftige Pflügung brach, ja es ist geradezu unübersehbar und deßhalb lange noch neu.

Wer den Roman Fremde und Heimath*) in den früheren Auflagen nicht kennen würde, könnte vielleicht versucht seyn zu glauben, der Verfasser habe das ganze Werk nur ausgearbeitet, um seine enorme Belesenheit in der osmanischen Dichtkunst darzulegen. Der ungeheure Ballast, welchen Hammer-Purgstall in nahezu hundert Bänden übersetzt und bearbeitet hatte, wurde durchlesen, dazu die neuern Werke welche aus persischer, arabischer und chinesischer Dichtung zu Tage kamen, und Alles nach seiner ernsten und komischen Seite hin beleuchtet. Als Träger dieser Manie erscheint ein reiches „Wiener Früchtel“, selbst ein Poet, welcher für orientalische Dichtkunst schwärmt; ihm steht ein theurer Freund zur Seite und ein junges vornehmes Fräulein, welches den Schwärmern zuerst den Kopf zurecht richtet und auf das positive Christenthum leise zurückführt. Der Held des Stückes, anfänglich Studiosus und angehend dramatischer Dichter, wirft sich der modernen Philosophie in die Arme, umschifft

---

*) In der Reihenfolge der Gesammt-Ausgabe der fünfte und sechste Band. 3. Aufl. 1864. VI. 365 und 384 S.

glücklich ihre Klippen, entdeckt die ungeheure Hohlheit des angeblich „wissenschaftlichen" Strebens und gelangt nach manchen Irrfahrten in den ruhigen Port des positiven Glaubens zurück. Das lustige Studentenleben, dann die Aufführung des ersten Stückes und der Zustand des achtzehnjährigen Dichters Fischer, sein alter prosaischer Oheim und dessen geiziger Blutegeldoktor sind meisterlich gezeichnete Porträtfiguren, ganz im Pickwickier-Style des Boz; der frühere, nun durch ein bescheidenes Glück zum Rentier gewordene Schauspieler Rolland, der ein Studium aus der Verrücktheit der Gelehrten macht (die köstlichen Proben davon II. 243 ff.), die Witze über philosophische Botaniker und Kosmologen, die schlagenden Excurse über Voltaire und Friedrich II., über Heidelberg und die dasige Philosophie (S. 263), über wahre und falsche Bildung (S. 266); das Alles ist ein Feuerwerk des Geistes und Witzes, welches prasselnd und prächtig abbrennt. Trotzdem hängt sich an die Lektüre etwas Lastendes, denn hier ist die Brunner'sche Liebhaberei, welche mit eigener Bravour fast alle auftretenden Personen endlose Tagebücher und Briefe schreiben läßt, zur störenden Manier ausgeartet die zuletzt alle Handlung in's Stocken bringt. Wenn uns in diesem Betreff schon in den vorgenannten Werken Manches mehr als hinreichend bedünken mochte, so ist diese Manier hier am Gipfel angelangt, wobei auch die oft zu weit getriebene Sorglosigkeit in einzelnen Theilen und die saloppe Form einen strengen mürrischen Tadler völlig perturbiren könnte. Die Sorglosigkeit in der formellen Behandlung ist der einzige, aber sehr fühlbare Grundfehler der Muse unseres hochgeschätzten Verfassers, welcher sich auch in den sonst so schönen Wanderbildern: „Kennst du das Land?" bemerklich macht und selbst in die „Kunstgenossen der Klosterzelle" eingeschlichen hat. Wir müssen den Tadel aussprechen, denn der Verfasser ist ja immer gewohnt nur die Wahrheit zu sagen und zu hören — oder er wäre nicht wirklich Sebastian Brunner.



terialismus gegen die L
Kunst zu geißeln. Da
Gezüchtigten nichts zu l
ihm aber der Dank alle
ausbleiben sollte — das
der Zeit. Die weitere A
einem späteren Berichte

—

Culturhistorisc

III. Die Bruder

Es war einer jener w
Rom sie zu bieten verma
Kuppel vom reinsten Saphi
die Sterne goßen ihr magis

Ich wollte hinaus zum Collisеum, um diesen umgestürzten Riesenbau auch einmal bei Nacht zu betrachten und diese ungeheuern, geisterhaften, stillen und doch so vielsagenden Ruinen auch in Mondbeleuchtung auf mich wirken zu lassen.

Ich trat in Begleitung eines Freundes, der vom französischen Commandanten die Erlaubniß zur Besteigung und Beleuchtung des Colisseums bei Nacht erwirkt hatte, den Weg dahin an. Als wir aber an der großen Kirche al Gesu vorüber gewandert waren, bemerkten wir mehrere Gruppen von Männern welche in eine nahestehende kleinere Kirche eintraten. Ich erkundigte mich und erfuhr, es sei eine der heil. Katharina geweihte Kirche, in welcher eben die wöchentliche Abendandacht der Geißlerbruderschaft stattfinden sollte. Es war Freitag, der Leidenstag des Erlösers. Sogleich erfaßte mich das Verlangen, dieser seltsamen Versammlung beizuwohnen, deren Bußübung so ganz gegen den Sinnencultus der Neuzeit verstößt und darum wohl nur mehr in Rom, dem Lande der persönlichen Freiheit, öffentlich gestattet ist.

Wir traten also durch die Vorhalle in die Kirche selbst. Es ist eine neuere mittelgroße Kirche, einschiffig mit darübergespanntem Tonnengewölbe und eingezogenem Chore. Auf dem Altare brannten sechs Kerzen, Wandleuchter der Pfeiler beleuchteten schwach die Räume des Schiffes. Ich sah mich hier um die Gesellschaft um, welche sich allmählig in dieser Halle sammelte. Es waren etwa zweihundert meist jüngere Männer aus allen Ständen. Man bemerkte Leute vom Handwerkerstande, Maurer, Steinhauer, die offenbar gerade von ihrem schweren Tagewerke herkamen, dann auch Bürger in besserer Kleidung. Doch soll auch der Adel seine Repräsentanten stellen, und ich sah selbst in der Nähe der Vorhalle Geistliche in Andacht versunken. Man sagte mir, daß sogar Cardinäle in gewöhnlicher Kleidung sich manchmal einfinden.

Während ich mich in solcher Weise über die Mitglieder der Versammlung orientirte, erschien im Chore ein jüngerer Priester aus der Gesellschaft Jesu, die nebenan ihr Mutter-

Haus hat, und begann einen Vortrag über das Leiden des göttlichen Erlösers am Kreuze und Marias unter dem Kreuze. Er sprach mit einem solchen Feuereifer, mit einer so vollendeten Mimik, mit einer glockenhellen Stimme, mit einer Tiefe des Inhalts und einem Glanz der Diktion', daß ich gestehen muß niemals eine so erschütternde Predigt über die Passion des Heilands gehört zu haben. Lautlose Stille herrschte unter den Zuhörern. Unterdessen war die Thüre der Kirche verschlossen worden und zwei Mitglieder der Bruderschaft gingen in der ganzen Kirche herum und vertheilten an jeden der Anwesenden eine Geißel. Auch wir wurden mit solchen bedacht. Es waren Strickgeißeln, an deren Ende schwere Knöpfe sich befanden. Zugleich wurden in aller Stille allmählig die Lichter ausgelöscht, worauf die Zuhörer die Oberkleider ablegten und der Prediger in immer eindringlicheren Worten und glühenderen Bildern die Leiden der Schmerzens-Mutter anschaulich machte. Endlich rief er mit einer Art heiliger Begeisterung aus: „Nachdem der göttliche Heiland so viel für uns erduldet, nachdem er den letzten Blutstropfen für uns ausgegossen aus dem Opferkelche seines heiligen Leibes, nachdem die Gottesmutter unter unsäglichen Schmerzen das Opfer ihres Sohnes heute gebracht und sein Blut für uns dem ewigen Vater dargeboten hat, können wir in Kälte und Gleichgültigkeit verharren? Wollen wir nicht auch etwas thun, um thatsächlich unsern Dank und unsere Liebe dem sterbenden Heiland zu bekunden, um unsere Schuld an seinem Leiden auszusprechen, um Theil zu nehmen an seinem unendlichen Leiden?“

Der Prediger schwieg. Lautlose Stille herrschte in den finstern Räumen. Da läutete eine Glocke im Chore, und in diesem Augenblicke war es wie wenn ein gewaltiges Hagel-Wetter auf eine Flur herabfällt. Alle Anwesenden, vom Prediger am Altare angefangen, schwangen unbarmherzig die Geißel über ihrem Rücken. Zugleich sangen aber alle sich Geißelnden ein heiteres Lied zu Ehren Mariä. Es schien

eine Begrüßung der Schmerzensmutter und die Bitte zu enthalten, diesen kleinen Liebesbeweis gütig anzunehmen. Das stets sich erneuende Sausen der Geißeln, das Läuten der Glocke im Chore die wie eine Armensünderglocke weinte, und die Töne dieses Gesanges machten einen erschütternden Eindruck auf mich.

Diese ergreifende Bußübung dauerte etwa durch fünf Minuten: dann hörte die Glocke auf zu läuten und das Sausen der Geißeln verstummte. Nur der Gesang dauerte noch eine Zeitlang, während dessen die Geißler ihre abgelegten Kleider des Oberleibes wieder anzogen. Nun wurden auch die Lichter wieder angezündet, die Geißeln eingesammelt, und der Redner schloß seine Predigt mit einer feurigen Mahnung an die Zuhörer, in der Liebe und Nachfolge des Heilandes auch im Leben auszuharren. Eine liebliche Litanei und der Segen mit dem Ciborium bildete den Schluß der ganzen ergreifenden, Seele und Leib packenden Andacht.

In heiliger Sammlung verließen wir diese Stätte. Die Andachtsübung, deren wir eben Zeuge gewesen, ist auch noch ein rührender Ueberrest einer glaubensvollen, vom Zweifel und der kalten Reflexion noch nicht angenagten, der gesunden Sinnlichkeit noch nicht ausschließlich dienenden Zeit. Sie hat die Nachfolge des Kreuzigung des Fleisches predigenden Herrn und des Apostels der seinen Leib züchtigte und unter das Gesetz des Geistes brachte, nicht bloß im moralischen, geistigen Sinne aufgefaßt, sondern ganz realistisch, praktisch, wie die Heiligen aller Jahrhunderte. Und so haben die Kinder dieser Zeit durch Ueberwindung des widerstrebenden Fleisches die Kraft gewonnen, die Höhen der christlichen Vollkommenheit auch im Leben zu erklimmen. In unsern Cultur-Staaten wäre eine Bruderschaft und Andacht der Art unmöglich. Sie würde als Schwärmerei, als sittengefährlich und gesundheitsschädlich von der modernen Polizei mit Feuer und Schwert verfolgt werden. Gerade das ist das Wohlthuende in Rom, daß dort die große, alles individuelle Leben

zertretende Dreschmaschine der falschen Aufklärung und Gleichmacherei noch nicht auf lang gewaltet hat, daß man dort noch die Freiheit dem Individuum gestattet, das ihm Zusagende und Gutdünkende im Leben, in Kleidung und Gottesdienst zu wählen, so lange es nicht dem göttlichen Gesetze und dem Rechte des Nächsten zuwider ist.

Daher wäre es selbst vom Standpunkte des bloßen Culturhistorikers aus unendlich zu bedauern, wenn je durch einen Regierungsumsturz die moderne unchristliche nivellirende Regiererei in Rom an die Spitze käme und dieses reizende bunte Leben des römischen Volkes mit seinen Ständen, seinen Freuden und Leiden, Fasten, Andachten, Spielen und ernsten Arbeiten mit dem Kamme der polizeilichen Gleichmacherei ertödten würde. Wir müßten in solchem Falle mit Winckelmann und den größten noch lebenden deutschen Malern in Rom ausrufen: In einem solchen Rom will ich nicht wohnen. Ich ziehe von dannen!

LXIV.

Wo stehen wir?

Eine Randglosse zum Jahresschluß.

Württemberg im Dezember 1866.

Kaum ist ein Jahr verflossen seit Einsender dieser Zeilen einige Betrachtungen über den Ende Oktober 1865 gehaltenen Studentencongreß von Lüttich in den „gelben Blättern“ veröffentlichte. Was der Verfasser damals als drohendste Gefahr charakterisirte, ist manchem Leser, selbst unter den ruhig-

sten und ernstesten Zeitbeobachtern als Pessimismus erschienen; und was er als dringendste Nothwendigkeit und als einziges Heilmittel des kranken Europa dargestellt und empfohlen hat, wurde vielfach als freiheitschädliche Schwärmerei angesehen. Daß die in Lüttich gehaltenen Reden den Beweis lieferten, wie weit die destruktiven Tendenzen sich schon verbreitet und wie der politische und religiöse Radikalismus vor Mord und Blut und Henkerbeil nicht mehr zurückbebt, das wurde betont und die Gefahr der europäischen Gesellschaft im Spiegel jener Revolutionsreden beleuchtet. Als einziges und wirksamstes Mittel gegen diese Gefahr wurde die feste und aufrichtige Allianz der deutschen Großmächte Oesterreich und Preußen empfohlen; denn wie in den Jahren 1848 und 1849 die kräftige Haltung der deutschen Vormächte Mitteleuropa dem Rachen der Revolution entrissen und einen gesetzlichen Zustand aufs neue begründet hat, so hoffte der Verfasser, werde die kräftige und einträchtige Haltung der deutschen Großmächte dem neuen Ausbruch der europäischen Revolution einen Damm entgegensetzen und Mitteleuropa vor dieser modernen Zuchtruthe der Völker bewahren.

Es ist nicht geschehen; nicht bloß ist das Band der Eintracht, welches am Ende des vorigen Jahres wenigstens äußerlich noch beide Vormächte umschlang, barsch und total zerrissen worden: sogar ein blutiger Krieg ist zwischen beiden zum Ausbruch gekommen und zum Ergötzen der Nationalfeinde in Nord und Süd, in Ost- und West haben die Deutschen ihre Waffen in brudermörderischem Kampfe gegen sich selbst geschwungen. In wenigen Wochen sind Ströme von Blut geflossen, fruchtbare Länder in Wüsten verwandelt und der Wohlstand von Millionen auf viele Jahre zerstört worden. Und doch ist dieß nicht das größte Unglück des Jahres, der brennendste Schmerz liegt darin, daß auf die Frage: „Wer hat nun gewonnen?" keine andere Antwort möglich ist als die: Niemand hat gewonnen als der europäische Radikalismus!

Der Beweis dürfte nicht allzu schwer fallen. Das charakteristische Merkmal des modernen Radikalismus ist der Haß gegen alles geschichtlich Gewordene und gegen jedes auf Geschichte und Vertrag gegründete Recht. Die erste Zielscheibe dieses Hasses war seit genau hundert Jahren die katholische Kirche mit ihrer geschichtlich begründeten Machtstellung und ihrem auf die besten Rechtstitel fundirten Vermögen. Durch fortgesetzte Angriffe, durch eine endlose Kette von Verläumdungen, Lügen und Brutalitäten der rohesten Art ist es dem Radikalismus gelungen, die Kirche aus einer Position nach der andern zu verdrängen, das ganze Gebiet des öffentlichen und politischen Lebens ihr zu entreißen und sie in die engen Räume des Gotteshauses, der Schule und der Krankenstube einzuschließen. Aber auch hier ist der Kirche keine Ruhe gestattet: der Radikalismus drang in die geheiligten Räume der Jugenderziehung und hat selbst dieses Feld der Thätigkeit der Kirche für sich in Anspruch genommen und schon wird es als Kennzeichen eines auf der Höhe der „modernen Ideen" stehenden Staates gepriesen, wenn die Schule der Kirche vollständig entrissen und der unbeschränkten Herrschaft des Unglaubens überantwortet ist. So ist die Kirche, von welcher selbst ehrliche Protestanten z. B. Johannes v. Müller, Heinrich Leo, Guizot und hundert Andere bezeugen, daß sie allein den europäischen Völkern die politische und bürgerliche Freiheit gerettet, den Druck despotischer Machthaber gebrochen und eben dadurch die reiche Blüte des wissenschaftlichen, künstlerischen und industriellen Lebens entfaltet hat, eine verstoßene Bettlerin im Land ihrer eigenen Kinder geworden. Die Kirche ist nicht mehr in der Lage den drohenden Wogen der europäischen Revolution Halt zu gebieten; ihre Kraft und angestrengteste Thätigkeit muß darauf gerichtet seyn, dem allverbreiteten Unglauben so viele Seelen als möglich zu entreißen und nach dem Auftrag des Herrn „den Armen das Evangelium zu predigen".

Eine mächtige Schranke hatte bisher noch der Radika-

lismus in seinem Wüthen gegen alle geschichtlich gewordenen Rechte: es war das deutsche Fürstenthum. Während in Frankreich schon am Ende des vorigen Jahrhunderts das legitime Königthum in der erlauchten Person Ludwigs XVI. von dem zur Herrschaft gelangten Radikalismus abgeschlachtet wurde, während in Spanien und Portugal die legitime Königsgewalt in der 4. und 5. Dekade dieses Jahrhunderts in blutigen Parteikämpfen zu Grunde ging; während in Italien das Königthum sich der Verschwörung in die Arme geworfen und die auf die besten Rechtstitel sich stützenden fürstlichen Brüder räuberisch angefallen und ihre Länder durch einen Akt modernen Faustrechts an sich gerissen hat; während in Rußland der schrankenlose Absolutismus das Scepter führt, ganze Länder ihres altehrwürdigen Glaubens und große Völker ihrer nationalen Rechte und bürgerlichen Freiheit beraubt und dadurch sich selbst den Boden unter den Füssen wegzieht und den göttlichen Rechtstitel zur Herrschaft verwirkt: erfreute sich Deutschland bisher eines festgegründeten Fürstenthums, das einerseits durch das klare historische Recht, andererseits durch die Anhänglichkeit der deutschen Stämme in ihrer unendlichen Mehrheit wie durch einen ehernen Schild gedeckt war. Dieses deutsche Fürstenthum im Bunde mit dem treuergebenen Volk hatte — so schien es noch am Ende des vorigen Jahres — die große providentielle Mission, Mitteleuropa gegen die Sturmfluth der Revolution zu beschützen und der Hort der wichtigsten Interessen der europäischen Menschheit zu seyn. Und wer mag an seiner Fähigkeit zur Erfüllung dieser großen Aufgabe zweifeln? Was konnte ihm die Macht der Empörer gegen das göttliche und menschliche Recht schaden, wenn es die Deutschen aller Stämme und Gaue zu den Waffen rief gegen die heranstürmenden Horden welscher und schismatischer Feinde? Mit einer Armee von zwei Millionen konnte das deutsche Fürstenthum jedem Angriff begegnen, die Macht der europäischen Revolution definitiv niederschmettern,

wie im Jahre 1815 ein neues europäisches Völker- und Staatsrecht diktiren und dem durch lange revolutionäre Convulsionen geschwächten und moralisch zerrütteten Welttheil bleibende Ruhe verschaffen.

Nun aber ist es ganz anders gekommen. Das deutsche Fürstenthum hat seine große Mission nicht erkannt; es hat in unbegreiflicher Verblendung und in beklagenswerthem Egoismus sich selbst befehdet und die Unterthanen zu brudermörderischem Kampf aufgerufen. Daß aber dieser durch keinen Rechtstitel zu vertheidigende Bruderkrieg dem deutschen Fürstenthum unermeßlich geschadet hat — wer will, wer kann es bezweifeln? Die angegriffenen Fürsten die das klare Bundesrecht für sich hatten, gaben sich dadurch eine unendliche Blöße, daß sie angesichts der schon seit Jahren drohenden Gefahr unthätig blieben, in Sorglosigkeit die Sache herankommen ließen, den Feind unterschätzten, mit halben Maßregeln sich begnügten und selbst im Augenblick der brennendsten Gefahr nicht treu zusammenstanden, sich vielmehr argwöhnisch beobachteten, die Lasten des Kriegs sehr unritterlich von sich weg auf andere wälzten, so daß die Niederlage nicht ausbleiben konnte. So hat dieser Theil des deutschen Fürstenthums nicht nur an materieller Macht, sondern noch weit mehr an moralischer Würde verloren und steht seinen Unterthanen ganz anders jetzt gegenüber als bei Beginn dieses Jahres.

Eine noch größere Blöße hat sich aber der angreifende Theil der deutschen Fürsten gegeben; denn gerade dadurch, daß er ohne Recht und äußern Anlaß bloß im Vertrauen auf seine schlagfertige Streitmacht seine deutschen Brüder mit Krieg überzog, hat er seine höchste Fürstenpflicht, Wächter und Schirmherr von Recht und Vertrag zu seyn, schnöde verletzt, hat den Nutzen und Vortheil höher gestellt als die Rücksicht auf Treue und Bundesgesetz, hat sich also — und das ist das bitterste an der ganzen Thatsache — den revolutionären und radikalen Principien der Zeit rückhaltlos in

die Arme geworfen und eben dadurch die wichtige Aufgabe des legitimen Fürstenthums, die Revolution und die Willkür des Radikalismus zu bekämpfen, in direktester Weise verläugnet! Diese Thatsache fällt unendlich schwer in die Wagschale der historischen Gerechtigkeit, und die spätern Geschlechter welche von der gegenwärtigen Anbetung des Erfolgs frei und unparteiischer seyn werden als die modernsten Geschichtsfälscher, werden die That des deutschen Fürsten, welcher den Anstoß zu den in ihren Folgen unübersehbaren Ereignissen dieses Jahres gegeben hat, schwerer verurtheilen als selbst die That jenes Friedrich, der vor hundert Jahren als Alliirter Frankreichs zum Kampf gegen die hartbedrängte Kaiserin ausbrach. Denn vor hundert Jahren waren die europäischen Völker noch an strengen Gehorsam gegen die bestehenden Auktoritäten gewöhnt; das Nationalbewußtseyn der Deutschen war bei der territorialen Zerrissenheit und den schwerfälligen Verkehrsmitteln so schwach, daß verhältnißmäßig Wenige an dem antinationalen Bündniß des Preußenkönigs und an seinem Eingriff in fremde Rechte lebhaften Anstoß nahmen. Auch waren vor hundert Jahren die Fürsten nicht bloß in ihrer innern sondern namentlich auch in ihrer äußern Politik durchaus unumschränkt, denn das vorige Jahrhundert war so recht die Periode des fürstlichen Absolutismus; allein trotz der häufigen Kriege zu rein dynastischen Zwecken war die Achtung der Völker vor ihren angestammten Machthabern ungeschwächt und Rebellion ohne Beispiel. Daher war die That Friedrichs, so schwer sie auch vom Standpunkt der historischen Gerechtigkeit aus verurtheilt werden muß, doch für die ganze europäische Menschheit damaliger Zeit nicht so verhängnißvoll wie der Friedensbruch dieses Jahres nicht bloß für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft Europa's seyn wird.

So stehen wir denn am Anfang einer neuen Periode der europäischen Völkergeschichte. Das deutsche Fürstenthum hat seine präponderirende Bedeutung verloren, die Furcht der

Verschwörer vor seiner physischen und moralischen Macht ist durch die schmachvollen Ereignisse des Jahres in Hohngelächter verwandelt; das Bewußtseyn der Sicherheit der deutschen Nation durch thatkräftige Eintracht des Fürstenthums ist jämmerlich zerstört und zwar von dem Fürstenthum selbst, und was ist nun die natürliche Folge? Der Radikalismus benützt diese düstere Stimmung der deutschen Nation und arbeitet und wühlt offen und geheim weiter und weiter, um auch den Rest der Loyalität und Achtung vor der angestammten fürstlichen Auktorität zu zerstören. Und gerade die Klassen der deutschen Nation, für welche das Fürstenthum am zärtlichsten besorgt war, welche seit Decennien schon alle hohen und einflußreichen Aemter und die wichtigsten Geldquellen in Besitz haben, welche also zuerst berufen und verpflichtet wären dem revolutionären Radikalismus entgegenzuarbeiten: gerade diese Klassen haben in den Tagen der Gefahr und Prüfung mit erschreckend wenig Ausnahmen schändlich Fiasko gemacht. Ihre Treue und Dankbarkeit gegen die fürstlichen Patrone ist verschwunden wie Spreu vor dem Wind; je rascher die Erfolge des Feindes gewesen, desto stürmischer war ihr Verlangen sich vor ihm zu beugen, auf das Recht zu verzichten, die staatliche Autonomie aufzugeben und die Hand des Siegers zu küssen. So hat sich denn in unsern Tagen die alte Wahrheit wieder bestätigt, daß der Reichthum ein Kosmopolit ist, daß es dem Reichen wichtiger erscheint seinen Reichthum zu retten, ob auch der Staat darüber zu Grunde geht, als für die Freiheit des Vaterlandes und für Erhaltung der erprobten Verfassung Gut und Blut zum Opfer zu bringen. Wie es der römischen Nobilität, nachdem sie ihre übermäßigen Reichthümer durch Plünderung aller Nationen zusammengescharrt, gleichgiltig war, ob der Senat oder ein Cäsar das Regiment führte, wenn sie nur selbst im Genuß des Erworbenen blieb; ebenso zeigten sich in den Tagen der Gefahr und der Krisis die durch Reichthum, Macht und Stellung ausgezeichneten

Klassen der deutschen Nation in furchtbarer Mehrzahl von panischem Schrecken erfüllt und wie Rasende bestürmten sie die Lenker der Staaten Frieden zu machen um jeden Preis, um doch wieder in den ruhigen Genuß der durch Recht und Unrecht erworbenen Schätze und Würden zurückkehren zu dürfen.

„O altes Europa!" pflegte der erste Napoleon zu rufen im Hinblick auf die ekelhafte Feigheit, Käuflichkeit und Niedertracht der vielen durch Geburt, Rang und Reichthum hervorragenden Männer nicht bloß Frankreichs, sondern auch der andern Staaten Europa's, die ihm um schändlichen Judaslohn ihre Dienste gegen ihr eigenes Vaterland anboten. Und wahrlich in diesen 50 Friedensjahren ist das alte Europa weder jünger noch schöner geworden; wer Augen hatte zu sehen und einen klaren Geist um die Zeichen der Zeit zu erkennen, und scharfe Sinne um hinter der Schminke der Außenwelt die moralische Fäulniß zu riechen, der mußte in den entscheidenden Monaten dieses Sommers mit Entsetzen gewahr werden, daß nicht bloß die Extremitäten Europa's sondern auch sein Herz, die deutsche Nation, krank und elend geworden ist.

Dazu kommt die unter denselben Klassen immer weiter um sich greifende religiöse Frivolität, welche sich über Eid und Gelübde höhnisch hinwegsetzt und ohne Gewissensbisse heute diesem, morgen jenem Landesherrn huldigt, wenn nur der Egoismus befriedigt und der materielle Besitz garantirt wird. Und wer mag sich darüber wundern? Wie kann ein Verächter des allmächtigen Gottes einem Menschen ewige Treue beobachten? Wie mag ein Mensch der die Selbstsucht zum einzigen Gesetz seines Lebens macht, seinem Fürsten oder dem Vaterlande Gut und Blut opfern? Wenn man vollends bedenkt, daß das Freimaurerthum seit Beginn der neunapoleonischen Aera mit ungewohnter Energie sich verbreitet hat, daß es durch seine Erfolge in Italien, Frankreich und Belgien berauscht sich für eine wirkliche Weltmacht ansieht, daß es durch den Reichthum und die hohe Stellung

seiner Anhänger die Mittel hat, die öffentliche Meinung zu beherrschen und Tausende unserer moralisch und religiös verkommenen Menschen mit klingendem Gold oder durch rasche Beförderung zu Aemtern und Würden sich zu erkaufen; wenn man erwägt, daß die Freimaurerei in Deutschland schon seit hundert Jahren specifisch preußische Interessen verfolgt und von preußischen Prinzen als Großmeistern beherrscht wird: kann es dann auffallend erscheinen, daß viele Häupter und Lenker des Kriegs gegen Preußen, nicht bloß Staatsmänner, sondern auch Kriegsbefehlshaber eine Willensschwäche, eine Lahmheit und Energielosigkeit zeigten die in der Kriegsgeschichte aller Völker geradezu beispiellos ist! Lieber wollten sie den Vorwurf des Blödsinns, der Feigheit oder des Verraths bei Mitwelt und Nachwelt sich zuziehen, als gegen die Streitmacht ihres Großmeisters die Schuldigkeit thun. Als am 6. September 1860 Garibaldi mit seinen Schaaren Neapel sich näherte, erklärte die edle Königin Maria in dem Ministerrath, daß sie entschlossen sei das Pferd zu besteigen und die treuen Neapolitaner zum Kampf gegen den Feind aufzurufen. Da erschracken die Minister und bemerkten, so etwas sei unerhört in Neapel und gezieme einer Königin nicht, und namentlich der Minister Romano gab sich alle Mühe, durch eine Menge heuchlerischer Gründe der Königin den eben so weisen als heldenmüthigen Entschluß auszureden. Und derselbe Minister war es der am folgenden Tage Garibaldi in Salerno begrüßte, beim Einzug in Neapel demselben zur Seite saß und von Garibaldi zum ersten und höchsten Beamten Neapels sich ernennen ließ! Solchen Verrath der höchsten Beamten der Krone hielt man bisher in Deutschland für unmöglich; allein die Ereignisse dieses traurigen Jahres haben wie so vieles Andere, auch dieses als möglich herausgestellt! Wer möchte nun angesichts der bittersten Erfahrungen noch zweifeln, daß die durch [illegible]
Macht und amtliche Stellung ausgezeichneten [illegible]
schen Nation weder fähig noch willens

tion zu bekämpfen und für Gesetz, Recht und Freiheit Gut und Blut zum Opfer zu bringen?

Wer ist es nun, der dem Anstürmen des entfesselten Radikalismus Widerstand leisten und die heiligsten religiösen und politischen Interessen gegen den Fanatismus der europäischen Verschwörer beschützen soll? Es ist das eigentliche deutsche Volk, es ist die Masse der Stadt- und Landbewohner, die im Schweiße des Angesichts ihr Brod verdienen und weil sie täglich an die Beschwerden des Lebens und an die Gnade und Hilfe Gottes erinnert werden, den Glauben ihrer Väter in ihrem Herzen bewahrt und von der religiösen und moralischen Fäulniß der höheren Stände sich noch nicht haben anstecken lassen. Es ist jenes Volk, welches bisher bei der Gesetzgebung, bei der Staatsregierung, bei der Armee so wenig als möglich gegolten, welches von der herrschsüchtigen und eingebildeten Bureaukratie in Civil und Militär für unmündig erklärt und in brutaler Weise gedrückt und bevormundet wurde. Dieses Volk soll nun der Revolution trotzen, die Auflösung der staatlichen und socialen Weltordnung verhindern. Allein dieses ächte deutsche Volk ist in seinem Glauben an die von Gott gesetzte Obrigkeit irre geworden! Es ist ein hartes Wort, das wir hier aussprechen, allein die sorgfältigste und gewissenhafteste Beobachtung des Volkes berechtigt uns zu dieser Behauptung. Sollte das unter den Augen der Obrigkeit und mit ihrer Zustimmung schon seit langen Jahren fortgesetzte Lästern und Schmähen und Intriguiren gegen die Auktorität der Kirche nicht auch beim eigentlichen deutschen Volk einen Erfolg gehabt haben? Ganz gewiß; aber einen andern Erfolg als die weltlichen Machthaber die das Volk leider nicht kennen, gewünscht haben werden! Der schlichte Bürger in Stadt und Land hat ein weit regeres Geistesleben als die auf dem Olymp irdischer Größe und Pracht lebenden Stände vermuthen; nur wer sein volles Vertrauen besitzt ist im Stande, die Gedanken des „gemeinen" Mannes zu erforschen und in

deren ungeahnte Tiefe einzudringen. Der Gedankengang des ächten deutschen Volkes ist kurz gefaßt folgender:

„Die Religion ist dem Menschen unentbehrlich, denn sie ist es allein, welche den Menschen in den Stürmen des Lebens aufrecht erhält und mit Muth, Ausdauer und Frieden erfüllt; ein Mensch ohne Glauben an Gott und ohne Furcht vor dem strafenden Richter ist zu jeder Schlechtigkeit fähig sowohl im bürgerlichen als im staatlichen Leben, wie die tägliche Erfahrung nur zu oft beweist. Nun ist aber die Religion Christi unter allen Religionen die erprobteste und segensreichste; sie allein ist im Stande, Geist und Herz des Menschen wahrhaft zu befriedigen und ihm über die großen Probleme der Gegenwart und der Zukunft genügenden Aufschluß zu geben. Die christliche Religion ist es ferner, welche die Deutschen zu einer Nation gemacht hat; denn so lange die Deutschen Heiden waren, standen die deutschen Stämme fremd und feindlich sich gegenüber und hatten gar keine Ahnung von ihrer Zusammengehörigkeit und von der Gleichheit ihrer Abstammung und Sprache. Erst seit der Verbreitung des Christenthums unter den Deutschen sind sie einander näher gerückt, lernten sich als Stammes- und Glaubensgenossen schätzen und lieben und erst jetzt waren sie im Stande die große politische Rolle, zu welcher sie die Vorsehung berufen hatte, zu übernehmen und die Träger der Weltherrschaft und der Geschichte zu seyn. Alles Große und Schöne, was den Deutschen noch jetzt mit Bewunderung und Stolz erfüllt, hat dieselbe christliche Religion ins Leben gerufen; sie hat die deutsche Wissenschaft, die deutsche Kunst geschaffen, das deutsche Familienleben geadelt und die Deutschen zum ersten Culturvolk der Erde gemacht. Seit mehr als tausend Jahren ist das Christenthum, wie die Kirche vom Herrn selbst es empfangen hatte, in Deutschland die herrschende Religion gewesen und unsere Väter und Urväter haben es als das kostbarste Vermächtniß uns überliefert.“ Wie kommt es nun, fragt sich der schlichte deutsche Mann, daß diese erhabene Re-

ligion Jesu Christi in unserer Zeit so beharrlich, so giftig und fanatisch gelästert wird? Wie kommt es, daß gerade die bevorzugten Klassen, daß selbst die höchsten Machthaber der deutschen Staaten gegen das Christenthum so gleichgiltig, ja geradezu feindselig sich zeigen und jeden Angriff auf dasselbe und auf seine Diener und treuen Bekenner ungestraft lassen oder sogar belohnen? Wer hat denn Recht: die uralte Religion Jesu mit ihrer erhabenen Lehre, mit ihrer edeln und reinen Moral und ihrer glanzvollen Geschichte, oder die Machthaber und Wortführer der Gegenwart? Wer mag sich nun wundern, wenn der schlichte deutsche Mann, der die segenspendende Kraft der Religion Jesu schon tausendmal an sich selbst erfahren hat, in seiner Achtung vor der gottentfremdeten weltlichen Obrigkeit erschüttert wird; wenn er aus den täglichen Beobachtungen folgenden Schluß zieht: „Da die leitenden und regierenden Faktoren unserer Staaten vom Christenthum abgefallen sind und dasselbe sogar direkt bekämpfen, so sind sie auch abgewichen von der ewigen Wahrheit, von der reinen und strengen Moral und haben nicht das Wohl der Unterthanen, sondern die Befriedigung ihrer Laune und Selbstsucht zum Princip der Regierung gemacht; eine solche Obrigkeit aber ist eine Zuchtruthe der Völker und hat keinen Anspruch auf Ehrfurcht und Dank wie jene Regierung, die sich als Stellvertreterin des gerechten und heiligen Gottes betrachtet und demgemäß handelt."

Zu dieser seit Jahren schon bestehenden Unzufriedenheit des ächten deutschen Volkes mit den regierenden Kreisen kam nun die grenzenlos schmähliche Kriegführung dieses unglückseligen Jahres. Der deutsche Mann ist kein Feigling; die ganze Geschichte ist dessen Zeuge. Insbesondere der schwäbische, bayrische und fränkische Stamm hat sich zu allen Zeiten durch Kriegslust und Tapferkeit rühmlichst hervorgethan. Man muß diese ächten deutschen Männer in den Monaten Mai und Juni gesehen haben, als sie entweder selbst zur Armee einrückten oder Söhne und Brüder dahin begleiteten. Wildes

Kriegsfeuer blitzte aus ihren Augen und von jener elenden Preußenfurcht, von der die erkauften Blätter jetzt so viel faseln, sah man keine Spur, im Gegentheil waren Alle von dem glühenden Verlangen erfüllt den unerträglichen Uebermuth des mit dem uralten Nationalfeind verbündeten Preußen zu züchtigen und dem deutschen Volk einmal definitive Ruhe und Anerkennung seines Rechts zu verschaffen. Es ist unbestrittene Thatsache, daß die Soldaten der bundestreuen Staaten, voran die Bayern und Schwaben, mit unendlich größerer Kampflust in den Krieg zogen als die vielgepriesenen Soldaten des preußischen Musterstaats. Wie kommt es nun, fragt der ehrliche deutsche Mann der mit unbeschreiblicher Spannung und Aufregung dem Gang der Ereignisse folgte, wie kommt es, daß unsere tapfern Soldaten bei ihrer großen Kampflust den Sieg nicht erkämpften; wie kommt es, daß sie auch nicht ein einziges Gefecht siegreich bestanden? Sind denn unsere Söhne und Brüder plötzlich feige Memmen geworden oder hat das Zündnadelgewehr eine magische Kraft ausgeübt? Nun meldeten aber die Zeitungen und die heimgekehrten Augenzeugen bestätigen es, daß überall wo es zum Zusammenstoß kam, unsere Soldaten an persönlicher Tapferkeit den Preußen trotz Zündnadelgewehr keineswegs nachstanden, sie vielmehr an Kraft und Kampfgier noch übertrafen, daß sie aber immer in der Minderzahl waren und zerstreut und planlos in den Kampf geführt wurden und daß sie sogar, wenn sie Vortheile erkämpft hatten, auf unerklärliche Weise zurückcommandirt wurden, so daß die Preußen immer und überall das Schlachtfeld behaupteten. Was muß man von einer solchen Kriegführung denken? fragte der ehrliche Bürger in Stadt und Land, und Scham und Wuth war auf seinem Gesichte zu lesen. Die hohen Herrn haben es leider nicht gesehen; wer aber dem Volk nahe steht, der sah dieses von Zorn und Entrüstung flammende Auge des braven deutschen Mannes und hörte sein wohlbegründetes Urtheil über die Sachlage: „War es den hohen Herrn von

Anfang an nicht Ernst mit dem Krieg, warum haben sie dem Land und Volk die herben Lasten des Kriegs aufgeladen? Warum haben sie Tausende unserer Söhne und Brüder in den Tod geführt oder zu Krüppeln gemacht? War es ihnen aber Ernst mit dem Krieg und erkannten sie die Wichtigkeit der Fragen, um die es sich handelte — warum haben sie nicht tüchtigere Männer an die Spitze der Heere gestellt, warum haben sie nicht mit Energie und Eintracht und nach einem festbestimmten Kriegsplan die schwere Arbeit begonnen und ausgeführt? Warum haben sie sogar notorischen Ungehorsam und den stärksten Verdacht des Einverständnisses mit dem Feind bei einzelnen durch Geburt hervorragenden Führern ungestraft gelassen?"

Sagen wir offen heraus, was wir täglich hören und sehen: die jämmerliche Kriegführung des Sommers hat in dem Herzen des braven deutschen Mannes dem Ehre und Freiheit noch heilige Güter sind, der noch nicht verjüdelt und von dem kosmopolitischen Gifte des Freimaurerthums angesteckt ist, einen tiefen Groll erzeugt und nur allzu oft hört man von ihm die bitteren Worte: „man muß sich schämen ein Deutscher zu seyn"! Thatsächlich äußert sich diese Stimmung in dem großen Aufschwung den die Auswanderung aus den süddeutschen Staaten seit einigen Monaten genommen hat. Aber nicht Alle wollen, nicht Alle können die Heimath verlassen; die Macht der Verhältnisse zwingt sie zu bleiben. Bei diesen äußert sich die Bitterkeit ihres Gefühls in einer grenzenlosen Gleichgiltigkeit gegen alles politische Leben, in einer eisigen Kälte gegen Regierung und Obrigkeit. Wenn die Machthaber wähnen durch einen Regen von Orden und Denkmünzen die Schmach der letzten Ereignisse auslöschen zu können, so sind sie von einem verhängnißvollen Irrthum befangen. Der brave Soldat der seine Schuldigkeit gethan, und der rechtschaffene Offizier der das Bewußtseyn treuer Pflichterfüllung in sich trägt, wünscht keine Auszeichnung, da der Sieg nicht erkämpft worden ist; denn nur nach einem

siegreich geführten Krieg trägt Offizier und Soldat die militärischen Ehrenzeichen mit Stolz auf der Brust. So hat die wahrhaft verschwenderische Spendung von Orden und Denkmünzen an Offiziere und Soldaten eine den Absichten der Spender entgegengesetzte Wirkung: das Volk sieht darin das indirekte Bekenntniß, daß nicht durch die Schuld der Soldaten, sondern der leitenden und entscheidenden Kreise der Krieg so schlecht geführt wurde, und die gespendeten Orden und Auszeichnungen erscheinen demgemäß als ein Sühnungsversuch für die erlittene Schmach und verlieren eben deßhalb den rechten Werth für den Beschenkten.

Unsere höheren Stände können nicht müde werden sich Frankreich zum Muster zu nehmen; daher mag es auch uns vergönnt seyn, die Gegenwart und Zukunft des deutschen Volkes im Lichte der französischen Geschichte zu beleuchten. Was hat die furchtbare französische Revolution am Ende des vorigen Jahrhunderts möglich gemacht? Wer die sociale und politische Seite derselben sorgfältig erwogen hat, wird antworten müssen: weniger die Ueberschuldung des Staats, die ungleiche Vertheilung der Lasten und der Absolutismus der Regierung, als die Verachtung des „dritten Standes“ gegen die moralisch verkommenen höheren Stände. So lange diese durch Tapferkeit und Patriotismus, Religiosität und Sittlichkeit sich auszeichneten, dachte der gemeine Franzose, so hart er mit Abgaben belastet war, doch an keine Revolution, sondern wünschte auf friedlichem Wege eine vernünftigere Vertheilung der Lasten und eine Beschränkung der Privilegien zu erwirken. Als aber das schmachvolle Leben am Hofe des Regenten und des 15. Ludwig die höhern Stände durchaus vergiftet und demoralisirt hatte, als sie in frecher Schamlosigkeit Ehbruch und Unzucht in allen Formen zur Schau trugen, als sie ihren Haß und Verachtung des Christenthums mit Voltaire'schem Cynismus nicht bloß in ihrem Privat- sondern auch in dem öffentlichen Leben ausdrückten, als sie die heidnische Moral der Selbstsucht und

Menschenverachtung zu ihrem Lebensprincip machten, den Staat und die rechtlosen Unterthanen in gewissenloser Weise betrogen und ihre Reichthümer in raffinirtester Ueppigkeit verpraßten: da endlich erschien der Tag der Rache. Das schwer geärgerte und mißhandelte Volk, von Haß und Verachtung gegen die verkommenen höhern Stände erfüllt, klatschte den Repräsentanten des dritten Standes in ihrem Kampf gegen die „Privilegirten“ jubelnd Beifall und zuletzt kam es mit Gottes Zulassung so weit, daß die rasenden Führer des Volks zu einem grausenhaften Vernichtungskampf gegen die höhern Stände sich fortreißen ließen. Entsetzlich sind die Greuel der französischen Revolution und Tausende von edlen und unschuldigen Franzosen wurden mit den schuldigen zum Tode geschleppt; aber ebenso entsetzlich sind auch die mehr als 50 Jahre lang fortgesetzten Aergernisse gewesen, welche die höheren Stände dem französischen Volke gegeben hatten!

Auch die Revolution des Jahres 1848 kam nicht durch Zufall oder durch englische Intriguen, sondern war in ihrem tiefen Grund die Folge der Verachtung des „gemeinen“ Volkes gegen die „neuen Privilegirten“, nämlich gegen die Geldaristokratie, gegen die damit verbündete Bureaukratie und gegen die Corruption der ganzen Regierung. Der vielgerühmte König der Bourgeois hatte es für seine Regentenpflicht gehalten den Klassen die ihn erhoben, sich fortwährend dankbar zu zeigen: es waren die Banquiers, die Fabrikanten und Kaufleute, die Advokaten der Kammeropposition unter dem letzten Bourbon und ein großer Theil der treulosen Beamten. Diese „crême“ der französischen Gesellschaft, wie sie in ihrer Bescheidenheit sich zu nennen beliebten, kam in den Besitz aller Macht; alle einflußreichen Aemter und Würden theilten sie als ihre Domäne unter sich, beide Kammern waren von ihnen beherrscht und jeder Antrag zu Gunsten der Kirche, der geknechteten Schule und der wie Paria's behandelten arbeitenden Klassen wurde mit frivolem Spott abgewiesen. Wie sie es mit dem Staatsgut trieben, wie sie ohne

Furcht vor Controle und Strafe aus Börsenspiel, Aktienhandel, Stimmenkauf ein förmliches Handwerk machten und alle Geldquellen des Reichs als ihr Monopol ansahen, wie sie die Bestechung der ersten Beamten und Minister des „Bürger-Königs“, um deren Zustimmung zu den schändlichen Betrügereien am Staatsgut zu erlangen, als eine selbstverständliche Sache kaum mehr verheimlichten — das wußten die tiefer blickenden Beobachter lange vor dem Eintritt der Katastrophe. Die bestochene Pariser Presse durfte aber kein Wort davon schreiben, mußte im Gegentheil das herrschende System als das Uebermaß der politischen Weisheit und Gerechtigkeit preisen und Frankreichs sociale Zustände als die blühendsten in ganz Europa darstellen. Da wurde plötzlich dieses Lügen-Gewebe zerrissen durch die Entdeckung des kolossalen Betrugs den General Cubieres und der Minister Teste begangen hatten; auf hunderttausende belief sich die Summe mit welcher sie sich zum Schaden des Staats hatten bestechen lassen. Nun bekam das rechtlose Volk einen Einblick in die Geheimnisse der „musterhaften“ Regierung und die Verhandlung dieses skandalösen Processes vor der Pairskammer im Juli 1847 enthüllte ein wahres Netz von Betrügereien und Schlechtigkeiten, begangen von den bisher hochgepriesenen ersten Dienern der Krone. Kaum ein Monat war nach diesem Skandal verflossen, da bekam das französische Volk eine neue Gelegenheit, seine höhern Stände kennen zu lernen: der stolze Herzog und Pair Choiseul-Praslin ermordete am 18. August seine Gemahlin auf gräßliche Weise; man fand die edle Frau, die Tochter eines französischen Marschalls, mit 30 Wunden bedeckt. Bald stellte sich heraus, daß der Mörder auch ein Ehebrecher war und weil die Herzogin ihm darüber Vorwürfe gemacht hatte, den schändlichen Mord an ihr beging. Wer mag die Entrüstung des französischen Volkes beschreiben, als es diese neue Frevelthat eines Mannes aus der hohen Gesellschaft erfuhr! „Faul und verkommen sind unsere hohen reichen Herrn und Gesetzgeber“, riefen die armen aber ehrlichen

Arbeiter, und die Pariser Proletarier machten den sarkastischen Vorschlag, „einen Verein zur sittlichen Besserung der höheren Stände zu gründen!" Da dieselbe Regierung auch in ihrer auswärtigen Politik Schlappe über Schlappe erlitt und geduldig hinnahm, um nur die Kosten des Kriegs zu ersparen und die Macht nicht an tüchtige Feldherrn abgeben zu müssen: so dürfte Jedermann einsehen, daß nicht das Verbot der Reformbankette in den elysäischen Feldern, sondern die Verachtung des eigentlichen französischen Volkes gegen die Corruption der Regierung des Bürgerkönigs und der durch ihn herrschenden reichen und höhern Stände die Februar-Revolution des Jahres 1848 hervorgerufen und zum Sieg geführt hat; denn überall wo die Revolution gesiegt hat, fand sie ein mit den herrschenden Kreisen und mit den socialen, politischen und moralischen Zuständen unzufriedenes Volk.

So ist es gegenwärtig in vielen Ländern der deutschen Nation. Das eigentliche Volk, der Kern und die Stütze der Staaten ist von einer beunruhigenden Verachtung gegen die höhern und herrschenden Stände erfüllt. Und wer darf sich darüber wundern? Das deutsche Volk hat trotz aller Versuche es zu verderben und ihm die von den Vätern ererbte Treue und Gewissenhaftigkeit zu rauben, dennoch immer noch Kopf und Herz auf dem rechten Fleck und denkt mehr als die für Theater und Musik, für Tanz und Flitter schwärmenden höheren Stände vermuthen. Das Volk weiß es längst und diesen Sommer hatte es Gelegenheit aufs neue sich zu überzeugen, daß das Freimaurerthum mit seinem Haß gegen Kirche und Christenthum, und mit seiner weltbekannten Sympathie für die preußische Herrschaft in den einflußreichen Kreisen bis zu den Spitzen hinauf mehr Anhänger besitzt als recht und gut ist, und daß es, den Wünschen des ächten und ehrlichen Deutschen direkt entgegen, mit allen Mitteln der Intrigue und der Gewalt auf möglichst rasche Unterwerfung unter den preußischen Großmeister hinarbeitet. Das Volk beobachtet es täglich, wie das Juden-

thum, dieser Todfeind ächtdeutscher Sitte und Treue, immer weiter um sich greift, durch Presse und Geld einen großen Theil der deutschen Nation beherrscht und mit fanatischer Leidenschaft Charakterwürde, Freiheitsgefühl und Liebe zu staatlicher Autonomie zu zerstören bemüht ist; und dieses Judenthum wird, wie das Volk sieht, von den Machthabern mit Beweisen der zärtlichsten Sorgfalt und Sympathie überhäuft und betrachtet sich deßhalb mit Recht als ein Glied der bevorzugten Stände. Im Bund mit dem Judenthum und von seinem Geiste durchdrungen erscheinen die Banquiers, die reichen Fabrikherrn, Kaufleute und Rentiers und huldigen dem Erfolg als dem einzigen Gott der Anbetung verdient; welche Staatsform ihnen den größten Gewinn bringt und die Aussaugung des Publikums am meisten begünstigt, diese findet ihr Lob, dieser fallen sie zu; Treue, Recht und Vertrag sind veraltete Phrasen, um welche sich höchstens noch der „gemeine Pöbel" und die verhaßten Ultramontanen bekümmern. Und diese Geldmänner, die um das goldene Kalb herumtanzen wie toll, die gegen alles Höhere was des Menschen wahren Adel begründet, gegen Wissenschaft und Kunst und Religion eine eigentliche Erbostheit bei jeder Gelegenheit zeigen und den armen Mann gründlicher verachten als einen Verbrecher: diese Geldmenschen beherrschen unsere Staaten; nach ihren Wünschen, nicht nach den Wünschen des wahren Volks werden die socialen und bürgerlichen Gesetze gemacht, die Gemeinden und Schulen organisirt und alle Bollwerke zum Schutz des mittlern und ärmeren Mannes gegen die Allmacht des Capitals niedergerissen.

Die Bureaukratie endlich welche sich selbst als unentbehrlich zur Beherrschung der Staaten, das Volk aber als einen Haufen rathloser und unselbstständiger Individuen ansieht, hat in ihrer großen Mehrheit eine dem ächten Volk durchaus widersprechende Gesinnung und gab sich während des Sommers kaum die Mühe dieselbe zurückzuhalten. Angestellt zur Handhabung des Rechts und der Gesetze zeigte sie

sich vielfach von maßloser Bewunderung des recht- und gesetzwidrigen preußischen Angriffs erfüllt, und bei jeder Niederlage der vaterländischen Truppen die für deutsche Freiheit und Bundesrecht kämpften, konnte sie ihre Freude kaum mäßigen. Natürlich, denn je größer und mächtiger der Herr dem sie dient, desto rascheres Avancement, desto größerer Lohn steht in Aussicht; und da das preußische Beamtenthum in der jüngsten Zeit weder Volksrechte noch Preßfreiheit noch Verfassung zu fürchten hatte, also in seinem Gebiet schrankenlos schalten und walten durfte: warum sollten nicht die Beamten anderer Staaten sich nach einer solchen Machtstellung sehnen? Allein trotz dieser gegen den Landesherrn höchst undankbaren und unpatriotischen Gesinnung ist die Bureaukratie nach dem Krieg ebenso mächtig und einflußreich in den leitenden Kreisen als vorher und hat Mittel im Ueberfluß das treue Volk, das an seiner Autonomie festhält und die Vergewaltigung durch Preußen verabscheut, ihre Herrschsucht und ihren Verdruß, daß das Ziel ihrer Wünsche noch nicht erreicht ist, fühlen zu lassen.

Wenn nun die Revolution in Italien und Frankreich ihr Haupt erhebt — und daß die Corruption der leitenden Kreise dort größer ist als sogar im Jahre 1847, dürfte Jedermann einsehen — wenn die Revolution die dortigen Machthaber stürzt und siegreich an die Grenzen unseres Vaterlandes heranwogt, wenn die vielen Revolutionäre unserer höheren und gebildeten Stände, die von den Fürsten selbst gepflegt und großgezogen worden sind, sich an die fremden Gesinnungs-Genossen anschließen; wenn die mit ihrer Lage längst unzufriedenen und sogar unter den Augen unserer Regierungen von der Revolution bearbeiteten und organisirten Arbeiter zu Millionen sich erheben, mit Ungestüm ihr Recht verlangen und alle religiösen Beruhigungsmittel verschmähen, da ihre bisherigen Herrn sie in rasender Verblendung der Religion entfremdet haben; wenn andererseits die reichen und vornehmen Stände, wie in den Stürmen des Jahres 1848, sich

feige zurückziehen und ihre fürstlichen Herrn und Beschützer im Stich lassen, um sich nicht zu compromittiren und das theure Leben und Geld zu gefährden: ist dann wohl zu hoffen, daß das lange geärgerte, hintangesetzte und in seinen theuersten Interessen verletzte ächte deutsche Volk rasch bereit seyn wird, die stürzenden Throne zu stützen, die Macht der verhaßten höhern und regierenden Klassen aufs neue zu festigen und wie der gutmüthige Knecht Ruprecht für seine Herrn Leben und Kraft einzusetzen?

Wir zweifeln sehr. Was im Jahre 1848 wirklich geschah, und was wir am Ende des vorigen Jahres noch für möglich hielten bei kräftiger und loyaler Haltung des deutschen Fürstenthums, das erscheint uns jetzt nicht mehr wahrscheinlich. Dieses verhängnißvolle Jahr hat vieles geändert und zur Reife gebracht. Gott hat dem deutschen Fürstenthum eine große Mission zum Heil des ganzen Europa übertragen; da diese Mission weder erkannt noch erfüllt wurde, so werden sich — fürchten wir — die verheerenden Wogen der Revolution in ihrer Rückströmung von Westen nach Ost auch über Deutschland ergießen und was faul und morsch und lebensunfähig ist, brechen und umstürzen. Das deutsche Volk aber mit seiner Treue, mit seinem Glauben an Recht und Gesetz, mit seiner Liebe zu ächtdeutscher Sitte und Selbstständigkeit wird wohl erschüttert und vieler Aeste und Zweige beraubt werden, aber zu Grunde gehen wird es nicht; denn nie und nimmermehr können wir glauben, daß das ächte deutsche Volk, welches trotz aller Versuche seiner ausgearteten Wortführer und Lenker es an Geist und Herz zu verderben, dennoch der Sitte, der Religion und Tugend der Väter getreu blieb, aus dem Buche des Lebens ausgestrichen seyn sollte. Wir hoffen vielmehr, daß es durch die Revolutionsstürme geläutert und von seinen ekelhaften Parasiten gereinigt vom höchsten Lenker der Welt eine neue große Mission zum Heile Europa's erhalten und mit Gottes Gnade glücklich vollenden wird!

LXV.

Jahresschluß im Schwabenlande.

Aus Württemberg zu Anfang Dezember.

Unsere südlichen Nachbarn, die Schweizer, sind durch die Erfolge der Militärmonarchie Preußen nicht wenig allarmirt und erkennen plötzlich daß, wenn das südwestliche Deutschland der Machtsphäre Preußens anheimfällt, die Schweiz zwischen die vier Großmächte Frankreich, Italien, Oesterreich und Preußen eingeklemmt sei und das Nationalitätsprinzip von allen Himmelsgegenden her zu fürchten habe. Sonst war die Sprache der schweizerischen Presse fast ohne Ausnahme gegen die Deutschen und besonders gegen die Schwaben eine ungezogene und anmaßende, seitdem aber bei Sadowa großartiger geschlagen wurde als bei Solferino, hat der Spott auf die Pickelhauben ein Ende, und seit Lavalette in seinem Rundschreiben den Mittelstaaten ein baldiges Ende prognosticirte, ist der Glauben an Napoleon's III. Gefühle für die Schweiz in die Brüche gegangen. Jetzt besprechen die schweizerischen Blätter die deutsche Frage größtentheils mit Ernst und Anstand, die Bedeutung des südwestlichen Deutschlands leuchtet ihnen ein, man interessirt sich auf das lebhafteste für die unabhängige Existenz desselben und plädirt darum für den Südbund, der als eine constitutionell-monarchische Eidsgenossenschaft neben der republikanischen von den europäischen Mächten

sich das Privilegium der Neutralität erbitten und die freundlichsten Beziehungen mit der Schweiz pflegen soll. In diesem Sinne spricht sich ein bekannter schweizerischer Staatsmann in einer anonymen Flugschrift aus, in welcher er zwar den nun einmal angewöhnten schweizerischen Ton der Superiorität den Süddeutschen gegenüber nicht ganz aufzugeben vermag, uns Schwaben jedoch das Compliment macht, wir seien vielleicht trotz einiger nicht liebenswürdiger Eigenschaften der begabteste deutsche Stamm. Eine andere Politik als der anonyme Schweizer muthet uns ein Norddeutscher in den „Preußischen Jahrbüchern" zu und charakterisirt uns zugleich dergestalt, daß an uns kein gutes Haar bleibt. Namentlich spielt er den Ministern übel mit: der Cultusminister Golther ist ein eitler unwissender Mensch, der Minister des Innern Geßler ein stolzer Grobian, der Minister des Aeußern Frhr. v. Varnbüler, der als die Seele des Ministeriums gilt, hat bei der Anlage einer Eisenbahn sein Landgut und die Milchproduktion seines Rindviehs jeder andern Rücksicht vorangehen lassen. Natürlich erregte diese Schaustellung der politischen Größen Württembergs einen Sturm der Entrüstung in den oberen Regionen; man errieth aus Zeichnung und Farbengebung alsbald den Meister und auf ergangene Anfrage bekannte sich Professor Pauli, der Nachfolger seines Landsmanns Dr. Max Duncker auf dem Lehrstuhl der Geschichte an der Universität Tübingen, zu seinem Werke. Derselbe hat eine Geschichte der angelsächsischen Könige geschrieben und herausgefunden, daß Alfred der Große bereits den Protestantismus in sich trug; er gehört zu der historischen Schule, welche den Beruf Preußens sich die andern deutschen Länder anzugliedern und dem Protestantismus das Steuer der deutschen Arche in die Hand zu geben, aus der Geschichte der alten Könige und Kaiser zu deduciren versteht. An einer solchen historisch-politischen Tendenz nahm man in Stuttgart und Tübingen keinen Anstoß; allein daß er nach dem preußischen Siege so keck ist die carrikirten Silhouetten der württembergischen Größen in einer preu-

ßischen Zeitschrift auszuhängen und dem Berliner Witze zu überliefern, wurde in Stuttgart nicht verwunden, und daher erfolgte die Anfrage des Ministeriums an den akademischen Senat, ob ein Professor, der sich solche Angriffe gegen die Regierung erlaube, sein Lehramt noch länger behalten könne. Hier trifft nun §. 47 der Verfassung zu nach welchem „gegen Staatsdiener wegen Unbrauchbarkeit oder Dienstverfehlungen auf Collegialanträge der ihnen vorgesetzten Behörden und des geheimen Rathes die Entlassung oder die Versetzung auf ein geringeres Amt durch den König verfügt werden kann.“ Der Senat votirte sofort mit 21 Stimmen gegen 12 einen Tadel für Herrn Pauli; jedoch mit einer Bitte an das Ministerium den reumüthigen Sünder nicht weiter zu maßregeln, während die 12 Stimmen der Minderheit für einen schärferen Beschluß waren. Pauli mag Gott dafür danken, daß er kein Württemberger ist; denn hätte ein Württemberger eine derartige Epistel in einer auswärtigen Zeitschrift veröffentlicht, so wäre er von dem Senate ganz anders bedacht worden und ein Ultramontaner vollends würde in einem solchen Falle nicht nur fortgejagt, sondern überdies feierlich der öffentlichen Meinung überliefert worden seyn, damit sie den Frevler an der Ehre des württembergischen Namens in die Acht und Aberacht erkläre. Die öffentliche Meinung spricht natürlich auch über den Pauli'schen Fall ihr Urtheil, und es lautet dahin, daß es den Herren in Stuttgart ganz recht geschehe, wenn sie einmal von einem aus Preußen Berufenen persönlich gezaust werden, sintemal ihnen wohlbekannt sei was diese Herren für Begriffe von sich und von uns Schwaben haben und welche Tendenzen sie auf dem Katheder und in ihren Schriften verfolgen.

Unter anderen Verhältnissen hätte die von einem preußischen Professor in Tübingen dem ganzen schwäbischen Volksstamme öffentlich erklärte Verachtung einen allgemeinen Zorn hervorgerufen; seitdem wir jedoch den Sommer von 1866 hinter uns haben, ist die Empfindlichkeit gegen preußische

Malträtirung bei unserm Volke noch mehr abgestumpft als bei unserm akademischen Senate, und ist ein unter Null kalter Pessimismus die herrschende Temperatur der Stimmung. Sie thaute nicht einmal auf, als die große Mehrheit der Kammer der Abgeordneten ihre antibismarkischen Erklärungen abgab, die im Auslande Aufsehen erregten und der Kammer einen gewissen Respekt erwarben. Das hinderte nicht, daß unmittelbar nach dem Schlusse der Session die Minderheit der Kammer mit den bekannten Kukucken des Nationalvereins aus Baden, Hessen und Bayern eine Zusammenkunft veranstaltete, in welcher die Organisirung eines süddeutschen Vereins beschlossen wurde dessen wesentlicher Zweck die Betreibung des Anschlusses der südwestdeutschen Staaten an den norddeutschen Bund, d. h. an Preußen ist. Der Präsident der württembergischen Abgeordnetenkammer, Obertribunalrath Weber, betheiligte sich dabei sehr lebhaft, obwohl ihm die Kammermehrheit während der Session zu Gemüthe geführt hatte, daß es sich für ihn als Präsidenten nicht schicke, wenn er sich zum Sprachrohr einer Partei und Minderheit gegen die Mehrheit der Kammer hergebe; in der That würde ein solches Benehmen dem Präsidenten eines Repräsentantenhauses in England, in der Schweiz oder in Nordamerika seinen Stuhl kosten. Unsere Kammermehrheit aber beruhigt sich über das Verhalten ihres Präsidenten wohl damit, daß das Volk in der Residenzstadt und in der „Provinz" von der Kundgebung einer Partei, welche sich aus der nationalvereinlichen in eine „deutsche" umtitelt hat, absolut keine Kenntniß nahm.

Nicht besser erging es einer Zusammenkunft am 11. November, zu der sich vier Badenser, ein Hesse, zwei Bayern und etwa 10 Württemberger, größtentheils der demokratischen Partei angehörig, einfanden. Sie sprach sich für die Reichsverfassung von 1849 insoferne aus, als dieselbe zum Ausgangspunkt für die künftige Reconstituirung des gesammten Deutschlands dienen soll. Der Nordbund mag bis zu dieser neuen Aera bestehen, neben ihm soll aber das südwestliche

Deutschland, nämlich Bayern, Württemberg, Baden und Hessen gleichfalls einen Bund errichten (der französische Kaiser und der Nickolsburger Vertrag haben demselben zum voraus ihren Segen gegeben!), und auf diesem Herde soll das heilige Feuer der Freiheit so lange brennend erhalten werden, bis ihm ein gemeinsamer deutscher Altar mit den zwei Hörnern Parlament und Centralgewalt erbaut seyn wird. Da wird uns also in unserer trübseligen Zeit doch ein politisches Ideal vor Augen gestellt; das südwestliche Deutschland im engen Verbande wäre immerhin eine respektable Macht, wäre als das Asyl der constitutionellen Freiheit auf deutschem Boden mit einer Art politischer Weihe umstrahlt und würde mit der südlich anstoßenden republikanisch-freien Schweiz im Centrum des Continents eine glückselige Insel bilden.

Leider verschwindet dieses Ideal bei näherem Herantreten wie ein Nebelbild und es bleibt nur der Treibsand der politischen Wüste in welche unser Vaterland verwandelt ist. Von den vier Südweststaaten ist Hessen bereits von der Militärmonarchie Preußen gefesselt; denn der eine Theil des Landes ist dem Nordbunde einverleibt, der andere von der „k. preußischen Festung Mainz" cernirt; auch hat der Großherzog öffentlich ausgesprochen, daß er die förmliche Aufnahme seines Landes in den norddeutschen Bund betreiben würde, wenn es nur unter den obwaltenden Verhältnissen anginge. Baden will von einem Südwestbunde zum voraus nichts wissen, die Regierung brennt vielmehr vor Verlangen, wie die Minister Mathy, Jolly und Freydorf unumwunden bekannten, sich in die Arme Preußens zu stürzen. Darum unterbleibt die innere Reorganisation; denn Baden darf nicht Eigenthümlichkeiten ausbilden welche die Homogeneität mit dem Norden stören könnten; darum bleibt das Preß- und Vereinsgesetz aus der Zeit der Reaktion nach 1849, was namentlich trefflich zu brauchen ist um den „Ultramontanen" und nöthigenfalls den Demokraten das Mucksen zu vertreiben. Das badische Volk bekennt jedem der es wissen will und kein badischer Gendarm oder Beamter

ist, daß es zu Schanden regiert sei, daß die Schulkrankheit und Kirchenkrankheit in seinen Eingeweiden wüthen, daß es wisse, Baden werde gefressen und daher nur wünschen könne bald gefressen zu werden. Baden schließt sich daher aus, wenn ein Südwestbund gegründet wird, und wenn es etwa in der Verzweiflung aufgenommen werden wollte, weil Preußen seinen Wünschen nicht entsprechen kann, so müßten sich Bayern und Württemberg vor einem Genossen wahren der sich in einem desperaten Zustande befindet.

Die Badener mögen indessen thun was sie wollen, ob sie sich unter Hecker republikanisiren, oder unter Mathy-Jolly borussificiren, ob der Darmstädter Gervinus oder der Züricher Bluntschli dem Kabinette in Karlsruhe als Oberdruide orakelt, so ist und bleibt der in neuester Zeit Baden genannte Landstreifen vom Rheinknie bei Basel bis zur Neckarmündung bei Mannheim ebendoch nur die Kante der Südwestecke Deutschlands, der Rand jenes zwischen den Alpen und dem Main, dem Rhein, dem Inn und dem Böhmerwald gelagerten Wohnsitzes der reindeutschen Stämme der Bayern, Schwaben und Alemannen. Das Schicksal dieser Stämme war immer das gleiche seit mehr als 1000 Jahren, von Karl Martell bis auf Napoleon I., der das Reich der deutschen Nation zerriß; es wird auch kein anderes seyn, seit der deutsche Bund durch Napoleon's III. Politik und die Waffen Preußens gesprengt ist. Dasselbe Schicksal wird Baden auch nach 1866 mittragen.

Die durch den Krieg herbeigeführte Trennung Deutschlands wird von der Tagespresse fast allgemein als eine vorübergehende, als ein deutsches Provisorium bezeichnet und zwar deßwegen, weil ein solcher Zustand unnatürlich sei und von der deutschen Nation verwünscht werde. Allein hat nicht die stärkste Militärmacht Deutschlands diese Trennung plan-mäßig angebahnt und erzwungen? Hat nicht
Kaiser dabei mitgewirkt? Fordert nicht sein
Spaltung Deutschlands fortdauere? Darf

rionen Preußens dulden, und braucht Preußen nicht Zeit und Ruhe zur Verdauung der bereits in sich aufgenommenen Staaten, zur Präparirung der in die Küche des norddeutschen Bundes eingegangenen Kleinstaaten? Was endlich die Wünsche und Verwünschungen der deutschen Nation anbelangt, so ist es leider Gott Thatsache, daß der eine Theil das verwünscht was der andere wünscht, daß die Zerklüftung in Parteien niemals tiefer und heilloser war als gegenwärtig. Die Dreitheilung Deutschlands wird darum so lange fortdauern, bis eine gewaltige Erschütterung durch Krieg und Revolution die Machtverhältnisse Europa's ändert; so lange müssen die südwestdeutschen Staaten sich gedulden; was aber bei der großen Katastrophe aus ihnen werden soll, das hängt davon ab, wie sich dieselben in der Zwischenzeit bewähren. Jedenfalls wird die Forteristenz keinem aufgenöthigt werden der ihrer überdrüssig zu seyn fort und fort betheuert, noch wird man einen solchen Mittelstaat wieder aufbauen der zusammengefault oder abgebrannt ist.

Wir Württemberger sehen recht gut ein, daß Bayern wegen seiner Größe und geographischen Lage das Fundament der deutschen Südwestecke ist, daneben ist aber unser Selbstbewußtseyn zu stark, als daß man irgendwo dem Gedanken Raum geben dürfte uns in Bayern aufgehen zu lassen. Bayern und Württemberg werden demnach als Staaten wohl mit einander stehen oder untergehen, und die Festung Ulm erscheint als der Knoten in welchem das Schicksal die Lebensfäden beider Staaten zusammengeknüpft hat. Die ehemalige Reichsfestung Ulm wurde 1800 zugleich mit dem Reiche von den Franzosen demolirt, nach dem Befreiungskriege als Bundesfestung designirt, aber erst seit 1842 gebaut, damals als der historien national du Consulat et de l'empire Thiers, der Minister des Bürgerkönigs 1840 Frankreich für die verlorene Schutzherrlichkeit über Aegypten und Syrien auf Kosten Deutschlands entschädigen wollte. Ulm sollte das Bollwerk des deutschen Südens seyn, die feste Stellung in welcher die

südwestdeutschen Bundestruppen den Anprall einer französischen Invasion so lange zu pariren im Stande wären, bis die österreichische Armee zu Hilfe käme. Nach der Zerstörung des deutschen Bundes gehört der größere Theil der Festung zu Württemberg, der kleinere zu Bayern; sollen jetzt die Festungswerke verfallen, oder werden Bayern und Württemberg sie unterhalten? wird der süddeutsche große Waffenplatz fortbestehen? Das badische Ministerium hat bereits in der Kammer erklärt, die Festung Rastatt sei für Baden eine zu schwere Hinterlassenschaft des Bundes, daher es dieselbe sobald als möglich Preußen einhändigen werde; erklären sich Bayern und Württemberg in ähnlicher Weise in Betreff Ulms, so wäre für sie wie für Baden die nächste Consequenz: alle Soldaten zu entlassen, keine Rekruten mehr auszuheben, vollständig zu entwaffnen, für ihren Theil ewige Neutralität zu erklären und sich der Gnade Gottes und dem guten Willen der Großmächte anheimzugeben. Denn vermögen sie Ulm nicht zu erhalten und zu vertheidigen, so noch viel weniger das offene Land. Badens Wunsch nach preußischer Besatzung bleibt aber ein frommer; denn der französische Kaiser würde keine hundert Tage mehr auf dem Throne sitzen, wenn er zu den norddeutschen auch die gegen Frankreich erbauten oberdeutschen Waffenplätze in die Hände Preußens fallen ließe. Andererseits könnte Preußen wie Oesterreich keine französische Occupation von Rastatt und Ulm zugeben; denn ist Frankreich Meister über die obere Donaulinie, so ist für Oesterreich das zwischen Italien und Bayern eingekeilte Tyrol verloren und Wien bedroht; oder wenn der französische Vormarsch Preußen gilt, ist die Mainlinie einem Stoße von Süden her ausgesetzt. Aus diesen Gründen sind voraussichtlich die Südweststaaten gegen Annexion und Occupation für einstweilen gesichert, bis sie bei einem allgemeinen Kriege in Mitleidenschaft gezogen werden.

Während dieser Frist wird sich das bisherige Parteigetriebe fortsetzen und können die von Manteuffel geschenchten

Turner-, Schützen- und Sänger-Feste sich wieder hervorwagen. Vor dem Kriege war das württembergische Volk trotz allem Summen und Brummen mit der Regierung zufrieden, nach dem Kriege ist die Stimmung eine verbitterte, wie nicht anders seyn kann. Vorherrschend ist das Gefühl der Unsicherheit und des Mißtrauens, sowie das Bewußtseyn daß bei der nächsten Katastrophe das Land zu einer passiven Rolle verurtheilt seyn werde und vielleicht die wehrbare Mannschaft demjenigen Starken in den Krieg folgen müsse, der zuerst die Thüre unseres Hauses erbricht. Trotz alledem ist bei dem Volke keine Geneigtheit zu radikalen Experimenten zu verspüren und zwar darum, weil es einestheils der Ueberzeugung ist, ein demokratisches Ministerium würde wesentlich nicht anders regieren wollen und können als das gegenwärtige, und andererseits weil es erkennt, daß mit allem Poltern in Württemberg an den deutschen Zuständen nichts geändert wird.

In unserer Kammer der Abgeordneten ist bekanntlich die demokratische Partei in unbestrittener Mehrheit; unsere Demokraten sind aber mit den nordamerikanischen, schweizerischen und englischen Demokraten keineswegs von der gleichen Gattung, sondern sind eine eigene Species, nämlich bureaukratische Demokraten, d. h. solche die nicht den Willen des Volkes als Norm für ihre politische Thätigkeit anerkennen, auch an die politische Intelligenz und Mündigkeit des Volkes nicht glauben, aber sich durch die Gunst desselben zu halten und zu heben suchen. Daher sprechen sie immer im Namen des Volkes, wenn auch vielmal gar nicht im Sinne des Volkes, geben sich alle Mühe das Volk in guter Stimmung zu erhalten und ihm dem Glauben beizubringen, Alles geschehe ihm zu Liebe. Sie hassen (mit wenigen Ausnahmen) jede Institution die sich nicht bureaukratisch meistern läßt, in erster Linie die katholische kirchliche Organisation, wofür das Schicksal des Concordats den durchschlagendsten Beweis lieferte. Aber auch die der protestantischen ist ihnen zuwider,

so weit dieselbe noch eine Autorität bewahren und eine disciplinäre Gewalt ansprechen will. In den demokratischen Schweizerkantonen wählen die Gemeinden seit uralter Zeit (nicht etwa seit 1830 oder 1848) ihre Pfarrer und Schulmeister, aber unsere schwäbischen Demokraten die sich sonst gerne auf die Schweiz berufen, würden sich mit Händen und Füßen dagegen wehren, wenn etwa die Regierung den Gemeinden das gleiche Recht einräumen wollte; denn das Volk würde fast überall nur solche Geistliche und Schulmeister wählen welche in Religion und Sitte, in Kirchen- und Schuldisciplin den Neuerungen abhold sind. Sollte gar beantragt werden, daß dem Volke die Wahl der Bezirksbeamten eingeräumt werde, wie in der Schweiz und in den neuen transatlantischen Republiken geschieht, womit das System der lebenslänglichen Anstellung und Pensionirung fallen müßte, dann wären unsere Demokraten diejenigen welche am lautesten rufen würden, das heiße die Intelligenz zum Bettelbrod verurtheilen, sie der Gnade der Bauern und Stadtphilister überliefern, da werde kein Vater seinen Sohn mehr studiren lassen u. s. w. Folgerichtig hat die Kammer der Abgeordneten die Gehalte der Staatsbeamten voriges Jahr ansehnlich erhöht, wobei jedoch die untergeordnete tiefste und breiteste Schichte nur kärglich bedacht wurde. Darüber ärgerte sich das Volk gar sehr, denn es hätte keiner Besoldung, die über 1200 fl. jährlich beträgt, auch nur einen Kreuzer zugelegt, wohl aber den armen niedern Dienern des Staates einen besseren Lohn gegeben. Aber man läßt das Volk murren und über den „Aufbesserungslandtag" schelten, es bezahlt doch und gewöhnt sich an die höhern Besoldungen, denkt zuletzt nicht mehr daran.

Wie Frankreich in Paris, so ist, wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, Württemberg in Stuttgart aufgegangen. Als den Magen des Landes bezeichnet es der schwäbische Volkswitz seit Jahren, als Kopf gerirt es sich schon lange und als Herz wurde es wenigstens von Direktor

von Steinbeis in der Kammer erklärt. Die in einem Rebbergkessel gelagerte altschwäbische Stadt war früher einzig in ihrer Art; ein prachtvolles Schloß, Theater, Livreen, Soldaten und zahlreiche Herren durch Kleidung und Haltung als Beamte kenntlich, signalisirten die Residenzstadt; eine arbeitsame, haushälterische, ernst und fast stolz blickende Bürgerschaft forderte zu einem Vergleich mit Zürich und St. Gallen heraus, während die zahlreichen derben Rebleute in Lederhosen und Zwilchjacken daran erinnerten, daß wir uns in Schwaben befinden, dem Lande der Bauern. Wenn je eine Residenzstadt die dynastische Familie zu den Ihrigen zählte, so war es Stuttgart. Seit ungefähr 25 Jahren ist Stuttgart, besonders durch die Eisenbahnen, der Sitz eines großartigen Handelsverkehrs und einer nicht minder bedeutenden Industrie geworden, ist es der Geldmarkt des ganzen Landes, die Capitale des Capitals. Die Einwohnerzahl ist rasch gestiegen, neue Straßen sind entstanden und zahlreiche Schlote senden aus Fabriken Rauchwolken empor. Wer bei der letzten Rückkunft des verstorbenen Königs den Aufmarsch der Feuerwehr, der Jugendwehr, der Arbeiter der Kuhn'schen Maschinenfabrik u. s. w. mit ansah, konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß bei einer Repetition des Jahres 1848 das Militär solchen organisirten Schaaren gegenüber einen schweren Stand hätte, daß es nicht mehr Herr der Stadt wäre; und fragt man nach dem Herkommen der jungen Herren und Fräulein, welche auf Racepferden durch den Park nach Cannstadt auf und abreiten, so hört man selten altadelige Namen nennen, sondern meistens bürgerliche und darunter nicht wenige von orientalischem Ursprung. Die obere Bourgeoisie spielt jetzt die erste Rolle in Stuttgart, das sich von dem beherrschenden Einflusse des Hofes emancipirt hat, sich jedoch die Vortheile und Reize einer Residenzstadt: Garnison, Hoftheater, das Heer der Beamten und Pensionäre, die Wallfahrten der Anstellung und Beförderung suchenden Herren weltlichen und geistlichen Standes rc.

vorbehält. Die Stadt stellt überdieß aus sehr begreiflichen Ursachen zu dem Heere der Staatsdiener ein sehr beträchtliches Contingent, und ein Stuttgarter Kind hat aus ebenfalls begreiflichen Ursachen mehr Chancen für seine Beförderung als ein gleich prädicirter terrae filius aus irgend einem Gau des Landes, vorausgesetzt daß derselbe, wie das Volk sagt, nicht „einen Heiligen im Himmel hat", d. h. einen verwandten oder befreundeten Herrn in Stuttgart dessen Einfluß oder Fürbitte ein Gewicht in die Wage legt, in der die Geschicke der Supplicanten gewogen werden. Auch Whigs und Tory's im constitutionellen England kennen die Ihrigen und in den schweizerischen Republiken halten die „besseren Familien" gruppenweise zusammen; darum dürfen wir uns nicht wundern, wenn auch in Schwaben keine Ausnahme von der Regel stattfindet, um so weniger als doch die Unfähigkeit nicht den Vortritt hat oder mit Sinecuren ausgestattet wird.

Aber liefert wohl Paris ein Viertheil sämmtlicher Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, oder London des Unterhauses, oder Berlin des Hauses der Abgeordneten? Gibt es überhaupt ein Land von 20 Quadratmeilen Größe mit irgend einer Art repräsentativer Verfassung, das seine Repräsentanten zu einem beträchtlichen Theile in der Hauptstadt erwählt? In dieser Hinsicht steht Württemberg wohl einzig da; denn es gehört bereits ein volles Viertheil der Mitglieder der Kammer der Abgeordneten der Stadt Stuttgart an und diese Abgeordneten sind zum Theile Staatsbeamte, zum Theil Advokaten. Dazu kommt noch, daß diese Repräsentanten die Hauptredner, ja fast die ausschließlichen Redner sind; selbst die Advokaten und Justizbeamten anderswoher überlassen ihren Stuttgarter Collegen in der Regel das Wort, und nur der Professor Juris M. Römer von der Landesuniversität, indessen von Geburt ein Stuttgarter Kind, wetteifert mit ihnen. Die württembergische Kammer der Abgeordneten ist also wesentlich eine stuttgartische; den Grundton geben ihr die Stuttgarter Advokaten. Eine selbstständige Haltung be-

hauptet nur der Obertribunalrath Wiest mit seinem unbeugsamen juridischen und politischen Gewissen, und in neuester Zeit hat sich Obertribunalrath Mittnacht Geltung erkämpft, obwohl er als Mann der Regierung discreditirt werden sollte. Auch M. Mohl konnte bisher nicht verdrängt werden, obwohl dieser Finanzmann, Nationalökonom und passionirte Gegner des Adels und des „Ultramontanismus" der „Volkspartei" eine unliebsame Persönlichkeit geworden, weil er seinen eigenen Kopf haben will, wie man in Schwaben den Eigensinn plastisch bezeichnet.

Diese sogenannte „Volkspartei" als Verein verdankt ihre Existenz hauptsächlich der Erregung, in welche vor einigen Jahren das Volk durch die Frage um Schleswig-Holstein versetzt wurde. Die Demokraten bemächtigten sich derselben augenblicklich, jedoch ließ sich nichts damit machen, weil die Regierung selbst für Schleswig-Holstein oder für den Augustenburger Partei nahm. Auch sonst will es nicht voran mit der Volkspartei und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Partei dem Volke nichts anbieten kann, woran diesem viel gelegen wäre, z. B. Herabsetzung aller höheren Beamten-Gehalte, Verminderung der Steuern, Wahl aller Beamten der Bezirke durch das Volk, kurze Dauer und geringe Kosten der Prozesse und wo möglich auch ein einiges Deutschland. Was kann überhaupt eine Volkspartei oder demokratische Partei viel machen, wo das ganze Volk ohnehin demokratisch ist und die Regierung nicht viel weniger? Ueber Württemberg hinaus reicht die Wirksamkeit nicht, und was auf diesem Boden zu thun die Zeitverhältnisse erlauben, geschieht auch von der Regierung oder wird allmählig in Gang gebracht, so daß das Volk allemal wieder findet, es sei im Grunde ziemlich gleichgültig, ob die Regierung oder die Volksfreunde am Steuer sitzen. Die Regierung ist seit einigen Jahren auch so wenig bange vor der Demokratie, daß z. B. bei der letzten allgemeinen Wahl der Abgeordneten der damalige Minister von Linden sich in Betreff eines demokratischen Führers

äußerte, derselbe sei nicht gefährlich, werde nicht zu weit gehen u. s. w. Dieß gilt durchschnittlich von den demokratischen Abgeordneten, namentlich von den Stuttgarter Advokaten deren Volksfreundschaft sich gut rentirt. Ein Stuttgarter Advokat, der zugleich Abgeordneter ist, hat eine viel beneidete Stellung und würde mit keinem Minister tauschen; eben darum geht aber auch keiner allzu tief in das demokratische Wasser, gerade wie die demokratische Bourgeoisie in Stuttgart es nicht weiter treibt, als sich mit den Interessen von Residenzstädtern noch verträgt. Nach diesem Muster, nicht besser und nicht schlimmer, benimmt sich die offene Demokratie in den Landstädten, so namentlich in dem an Fabriken reichen Eßlingen, das als eine Vorstadt von Stuttgart zu betrachten ist; in Ulm, das seine Verkommenheit auf die Festungswerke schieben möchte, das Oberschwabens Vorort seyn könnte, aber sich lieber von einem eingewanderten Schlesier, dem Journalisten und freigemeindlerischen Prädikanten Albrecht führen läßt, der seinerseits in dem Geleise bleibt, das die demokratischen Oberingenieure in Stuttgart gelegt haben.

Dieser offenen Demokratie gehören die verschiedenen Arbeiter- und Turnvereine an, wenn dieselben auch die Politik statutenmäßig aus den Vereinszwecken ausschließen. Der Buchstabe ist es ja nicht welcher belebt, sondern der Geist. Ihre Direktion erhält die Partei in allen Gegenden des Landes von Stuttgart, in Folge des letzten Krieges ist aber das Schisma, mit welchem der Nationalverein drohte, zum Ausbruch gekommen. Ein Theil, von dem Stuttgarter Advokaten Hölder geführt, der unter den Vielrednern der Kammer und in allen parlamentarischen und nicht parlamentarischen Versammlungen der alten und neuen Welt mit der unermüdlichsten Lunge und Zunge begabt ist, hat offen für den Anschluß an Preußen Partei genommen, während der andere Theil, als dessen erster Wortführer der Stuttgarter Advokat Oesterle zu betrachten ist, sich mit der bismarkischen Politik nicht befreunden kann und an dem Programm einer

föderativen Einigung Deutschlands auf möglichst breiter demokratischer Unterlage festhält. Das Organ der letzteren ist der „Beobachter“, welcher vor dem Schisma die gesammte Demokratie vertrat und die Patente der Freisinnigkeit und Volksfreundschaft ertheilte. Ausgeschlossen waren zum voraus die Ultramontanen, d. h. eben die Katholiken, die sich nicht in dem dienenden Schweife gebrauchen lassen wollten. Der „Beobachter“ hat lediglich deßwegen Bedeutung, weil er vorzugsweise das Blatt ist, das seine Spalten Anzeigen und Remonstrationen gegen höhere und niedere Beamte, überhaupt gegen Persönlichkeiten öffnet die ihre Stellung mißbrauchen oder ihrer Pflicht nicht genügen. Aber seine Politik ist eine nebelhafte, ob sie sich mit württembergischen oder allgemein deutschen Angelegenheiten befasse. Sie ist im Hintergrunde republikanisch, und wenn seine Tonangeber deßwegen einer Volksbewaffnung nach schweizerischem Vorbilde das Wort reden, so weiß Jedermann welcher Gedanke dabei waltet. Nun nährt zwar das Volk seinen frühern Widerwillen gegen eine deutsche Republik nicht mehr in sich und würde sich der Schweiz entschieden zuneigen, wenn diese eine Macht auch nur von 6 Millionen Menschen wäre; so ist aber die Schweiz eine Republik welche, wie das Volk wohl weiß, nur durch Gottes Barmherzigkeit und durch der monarchischen Großmächte gegenseitige Eifersucht erhalten wird. Daher denkt das Volk nicht daran, daß jemals die Republikanisirung Deutschlands von der Schweiz ausgehen werde. Es hat auch nicht die mindeste Neigung auf seine Gefahr hin eine Revolution in die Scene zu setzen wie die Badener 1849 thaten; denn heute sieht man noch mehr als damals ein, daß eine deutsche Revolution nur einen Sinn hat, wenn sie eine preußische ist und über einige hunderttausend Bajonette verfügt.

Das Blatt hat sich eben seit 1848 großartig gewendet; vor diesem Jahre übte Württemberg mit Baden, Bayern und einigen andern kleinern Staaten einen großen Einfluß auf ganz Deutschland aus, denn sie verfochten das liberal-consti-

tutionelle Princip gegen den Absolutismus in Preußen und Oesterreich; seitdem aber die beiden Großstaaten selbst zum Schauplatze des parlamentarischen Ringens geworden sind und sogar revolutionäre Stadien durchgemacht haben, betrachten sie das Treiben in den Klein- und Mittelstaaten als untergeordnete Momente und werthen dasselbe von ihrem Standpunkte aus und nach ihren Interessen. Das begreifen unsere demokratischen föderativen Schismatiker nicht, und darum hoffen sie noch immer mit ihrem Fermente den norddeutschen Teig zu durchsäuern, obwohl Bismark ihn schon im Backofen hat.

Der preußischgesinnte Theil der Demokratie hat einen mächtigen Bundesgenossen in der protestantischen Geistlichkeit, die selbst während des Krieges, als das Blut württembergischer Soldaten im Kampfe gegen Preußen floß, ihre Sympathien nur mit Mühe verschwieg und theilweise nicht einmal so viel über sich vermochte. Es ist Thatsache, daß die meisten protestantischen Geistlichen eine Verachtung gegen die katholische Kirche zur Schau tragen, die sich mit einer gründlichen Furcht paart; denn sie gestehen sich selbst, daß das gemeine Volk sich von dem Protestantismus der sich der Glaubenssätze und Sakramente entledigt, abgestoßen fühlt und sich der katholischen Kirche zuwenden würde, wenn es dieser erlaubt wäre, wie in England und Nordamerika Kirchen und Klöster zu errichten, freie Schulen und Institute zu gründen u. s. w. In dem Siege Oesterreichs über Preußen erblickten sie eine große Gefahr für den deutschen Protestantismus, da sie nicht im mindesten zweifelten, daß Oesterreich ein entschiedenes politisches Uebergewicht in Deutschland zu Gunsten des Katholicismus geltend machen und demselben wenigstens volle Freiheit in den paritätischen Staaten verschaffen würde. Wie schwach stünde alsdann der in Landeskirchen und Landeskirchlein zersplitterte, von den Sekten und dem Unglauben verwüstete Protestantismus da! Umgekehrt verbürgt Preußens Obmacht in Deutschland nicht nur die Aufrechthaltung, sondern auch

die nachdrückliche Unterstützung des Protestantismus, sie gewährt überdieß die Hoffnung, daß Preußen den in Vereinen und Schriften längst entwickelten Gedanken der Vereinigung sämmtlicher protestantischer Landeskirchen zu einer „deutschen evangelischen Nationalkirche" verwirklichen werde, zumal es sich in neuester Zeit (schon vor 1866) als die continentale protestantische Großmacht bezeichnet und damit eine gewisse Verpflichtung und Berechtigung denselben zu schützen und zu fördern in Anspruch nimmt. In dem protestantischen Volke regten sich schon vor dem Kriege ähnliche Gedanken, allein das Rechtsgefühl und der Zorn über die preußische Anmaßlichkeit überwog bei dem gemeinen Manne der mit dem Herzen zu politisiren gewohnt ist; jetzt aber, nachdem die Entscheidung für Preußen gefallen ist, findet er für die Niederlage eine Art Trost darin, daß die katholische deutsche Großmacht der protestantischen unterlag, und es wird nicht lange dauern, bis er für Preußen Partei nehmen wird. Wie kann es auch anders seyn, wenn die Geistlichen, die Volksmänner, die Beamten und die Tagesblätter für Preußen Chorus machen, so daß die Gegenstimmen kaum oder gar nicht gehört werden? In kurzer Zeit wird die Parole ausgegeben seyn, daß nur die Ultramontanen dem Anschlusse an Preußen widerstreben, und wird die protestantische Bevölkerung es für Gewissenspflicht halten der Agitation für Preußen, die Schutzmacht des protestantischen Glaubens Folge zu geben.

In dem letzten Bande der „Deutschen Vierteljahrschrift" erhebt ein württembergischer Publicist bittere Klage über das ärgerliche Benehmen der untergeordneten Staatsdiener während des Krieges und unmittelbar vor demselben. In der That hörte man selten einen derselben das Wort für die Regierung nehmen, wenn eine Gruppe von Bauern oder Arbeitern ihre Gedanken über die politische Lage preisgaben. Aber wie kann man von Leuten welche im Staatsdienste kaum ein karges tägliches Brod verdienen und dabei außerordentlich angestrengt sind, etwas anderes als Verbitterung

erwarten? Diese Kategorie der Staatsdiener ist übrigens viel weniger preußisch gesinnt als die oberen, weil sie von einem Anschlusse an Preußen doch nichts zu erwarten hat, während die andere von positiven Interessen gespornt wird. Unser Land ist zu eng für alle die studierten jungen Herren (meistens Söhne von studierten Vätern, von Pastoren und Staatsbeamten) welche Anstellung im Staatsdienste suchen; daher muß eine große Anzahl lange warten, bis sie jährlich so viel verdient als ein Commis oder ein Hausknecht in einem Gasthofe; sie ist deßwegen unzufrieden und glaubt, in einem Großstaate rücke Talent und Thätigkeit rascher vor. Ueberdieß weiß man bei jedem der einen Vorsprung gewinnt, welchem Umstande oder welcher protegirenden Persönlichkeit er es zu verdanken hat, und obgleich ein Anderer an die Gnadenthüre gerade so angeklopft hat wie sein glücklicher Collega oder Rivale, so ärgert er sich doch darüber daß dieser reussirt hat, und vermehrt die Zahl der Unbefriedigten.

Wenn darüber geklagt wird, daß der Beamtenstand im Allgemeinen den früheren streng royalistischen und württembergischen Charakter nicht mehr zeigt, so hat dieß seine natürlichen Gründe. Früher war dieser Charakter die unumgängliche Bedingung, wenn man befördert werden wollte, jetzt nicht mehr, es herrscht im Gegentheil die Meinung, ein Beamter der eine kluge Connivenz gegen die Demokratie und den Gothaismus zeige, sei besser empfohlen als ein solcher der einen Conservatismus des alten Schlags bewähre. Unter den Wölfen muß man heulen, sagt das alte Sprichwort, und so heult mancher Beamte vom Referendär bis zum Rath demokratisch oder gothaisch mit, der dieß Concert zu allen Teufeln wünscht. Denn unser Beamtenthum ist nichts weniger als demokratisch, es sehnt sich vielmehr in seinen Bureau's nach dem Augenblick, wo der Jäger Bismark die heulende Schaar auch südwärts vom Main auseinander sprengt. Um ohne Bild zu sprechen: der Beamtenstand ist in eine unnatürliche Stellung gedrängt; die alte Bureau-

kratie soll fortwalten, hat aber die frühere Gewalt verloren und findet den früheren Schutz von oben her nicht mehr, während bei der Volksmasse die Abneigung gegen Alles was Gensdarmen, Polizeidiener, Steueraufseher u. dgl. zu Handen hat und eine gute Besoldung bezieht, fortdauert, die Furcht aber entwichen ist. Zu allem dem wirkt noch die Ueberzeugung mit, daß Württemberg so wenig als ein anderer deutscher Mittelstaat ohne engen Anschluß an eine Großmacht sich in die Länge halten kann, und als diese Großmacht gilt gegenwärtig Preußen mit seiner starken militärischen und strammen bureaukratischen Verfassung.

Es läßt sich Alles so an, daß Preußen in Bälde an Centralisation und Macht der Executive dem imperialistischen Frankreich gleichkommen, und die eleganteste Militärmonarchie mit constitutionellen Arabesken an den Wänden und dem allgemeinen Stimmrecht als breitem Trottoir vor der Façade darstellen wird. Was bis jetzt über die Organisation des norddeutschen Bundes verlautet, kennzeichnet denselben als einen Fürstenbund unter dem Protektorat des Königs von Preußen, der gleich Napoleon I. und III. die Revolution zu bändigen, Monarchie, Aristokratie und Demokratie in einen Guß zu vereinigen und das Reich zu mehren unternommen hat. Unter dem Schirme eines solchen Systems gedeiht auch die Bureaukratie am besten, wie wir aus Erfahrung wissen, daher fühlt sich auch die südwestdeutsche so sehr von dem Norden angezogen.

LXVI.

Die Kreuzzeitung

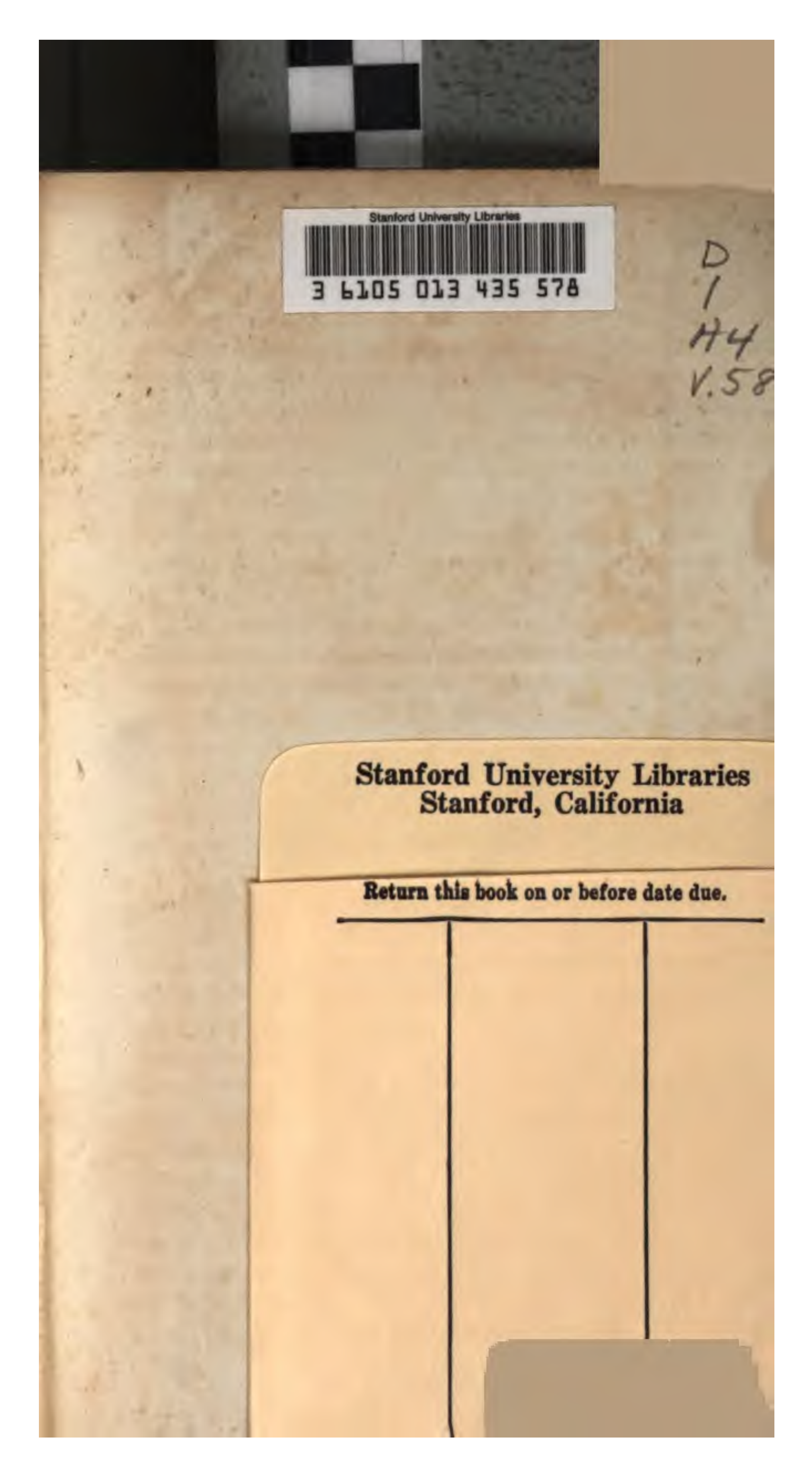
beschäftigt sich in Nr. 263 (10. November) mit dem Aufsatze über die preußische Katholikenhetze im 9. Hefte dieser Blätter und begehrt vom Verfasser desselben Beweise für die Behauptung, daß sie an dem Ruhme, den Funken des Brandes in's Land geschleudert zu haben, participire. Hierauf erwidern wir, daß der von uns angezogene Kreuzzeitungsartikel: „Oesterreich, unsere Armee und die Wahlen", welcher im Monat Mai, also geraume Zeit vor der Kriegserklärung erschien, wörtlich folgende Auslassung enthält: „Unsere Armee hat eine große Aufgabe zu erfüllen. Es handelt sich gegenwärtig bei der Vertheidigung des Vaterlandes nicht nur um die theuersten irdischen Güter, sondern auch um den höchsten altpreußischen Geistesschatz, um unsere Religionsfreiheit. Vielfache Anzeichen deuten darauf hin, daß ein Religionskrieg im Anzuge, vielleicht ebenso blutig, als vor 200 Jahren der dreißigjährige es war."

Nachdem übrigens der Sieg der preußischen Waffen von allen „gesinnungstüchtigen" preußischen Blättern als ein „Sieg des Protestantismus" laut verherrlichet worden, nachdem Herr Dr. Krause in Berlin erst kürzlich den Ausspruch gethan: die Ausbeute des „Sieges des Protestantismus" müsse darin bestehen, „daß die Reformation wirklich ausgeführt und vollendet, eine freie deutsche Nationalkirche protestantischer Confession gebildet werde" — wird man doch wohl Niemandem zumuthen dürfen, die gerügten Kundgebungen vor dem Ausbruche des deutschen Bruderkrieges anders zu beurtheilen, als dieß in unserem Aufsatze geschehen ist.

Wenn ferner die Kreuzzeitung bezüglich der von uns aufgezählten Anfeindungen sagt, wir hätten verschwiegen, wodurch der Unfug veranlaßt worden sei, so ist dieß eine Täuschung. Wir haben es (cf. S. 677 und 678) deutlich ausgesprochen, daß der Operationsplan die Katholiken durch allerlei verwerfliche Mittel im Schach zu halten, dem schlechten Bewußtseyn und der daraus hervorgehenden Furcht unserer Gegner seine Entstehung verdankte.

Was endlich die Beurtheilung betrifft, die der Verfasser Seitens der Kreuzzeitung erfährt, so ist derselbe darüber vollkommen beruhigt. Das katholische Deutschland weiß es, daß der beregte Aufsatz nur Wahrheit enthält, daß aber tausend Dinge, die nicht weniger als die angegebenen verletzt haben, vorläufig unerwähnt geblieben sind.

Der Verfasser des Artikels über die preußische Katholikenhetze.


Stanford University Libraries
3 6105 013 435 578
D
1
H4
V.58
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.